Tanja Thomas, Fabian Virchow (Hg.)



Banal Militarism

Zur Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen

[transcript] Cultural Studies 13

Tanja Thomas, Fabian Virchow (Hg.)
Banal Militarism.
Zur Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen

CULTURAL STUDIES • HERAUSGEGEBEN VON RAINER WINTER • BAND 13

Tanja Thomas, Fabian Virchow (Hg.)

Banal Militarism

Zur Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen

[transcript] CULTURAL STUDIES

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Umschlaggestaltung und Innenlayout: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagabbildung: Konrad Schorlemmer, Berlin, 2004
Lektorat & Satz: Tanja Thomas, Fabian Virchow
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-89942-356-3
PDF-ISBN 978-3-8394-0356-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*
Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

INHALT

Vorwort
TANJA THOMAS UND FABIAN VIRCHOW | 9

THEORETISCHE REFLEXIONEN

Banal Militarism:
Zur interdisziplinären Erschließung eines Forschungsfeldes
FABIAN VIRCHOW UND TANJA THOMAS | 25

Von Mäusen und Kapuzenmännern: »Banaler Militarismus«, visuelle Repräsentationen und kollektive Erinnerung
FRANK MÖLLER | 49

Gewalt – Ordnung – Sicherheit. Die Trias zunehmender Gewöhnung an militärische Gewalt
MICHAEL BERNDT | 65

HISTORISCHE PERSPEKTIVEN

»We minded it no more than cricket«: Krieg und Militär in britischen Kinder- und Jugendromanen, 1870-1914
DOROTHEA FLOTHOW | 85

Antikriegsstücke am Brünner deutschsprachigen Theater, 1918-1938
KATHARINA WESSELY | 101

Wiener Kriegsbesichtigungen. Mediale (Schein-)Erfahrungen während des Ersten Weltkrieges
THOMAS BALLHAUSEN UND GÜNTER KRENN | 115

»Ausrottung des ›Kämpferischen Geistes!‹«
Zur Beseitigung militaristischer Denkmäler im amerikanisch besetzten Württemberg-Baden, 1945-1947
KATHLEEN J. NAWYN | 129

GESELLSCHAFTLICHE EINBETTUNGEN

Die Banalität des Terrors und die virtuelle Welt des Krieges
JAMES DER DERIAN | 151

Zur Möglichkeit einer Semiotik des »Infowars«
EUGEN JANUSCHKE | 171

Das Zeremoniell der Bundeswehr:
Banalisierung von Staatsgewalt durch Militärrituale
MARKUS EUSKIRCHEN | 187

Militär und Sport: Symbiotische Beziehungen um Nation, Leistung und Disziplin
FABIAN VIRCHOW | 203

MEDIALE DEUTUNGSANGEBOTE

»Militainment«: Der Irak-Krieg als »Reality«-Show und Unterhaltungs-Videospiel
ROBIN ANDERSEN | 225

Banal Militarism und die Kultur des Krieges im zeitgenössischen US-amerikanischen Kino
CARSTEN HENNIG | 249

»Domestische Frames in narrativem Gewand. Die Banalisierung des Irak-Konflikts in der internationalen ›Qualitätspresse‹«
UNA DIRKS | 265

Militarisierte Geschlechterarrangements

Männlichkeitskonstruktionen, Technik- und Kriegsfaszination am Beispiel der Studenten im Hannover der Zwanziger Jahre
ANETTE SCHRÖDER | 289

»Zeig Deine Orden, Elvis!«:
Banal Militarism als Normalisierungsstrategie
KATJA SCHERL | 307

»Also, es hat was Starkes, was Mächtiges, Männer halt...« – Dimensionen eines militärischen Gendermanagements in Medien und Alltag
TANJA THOMAS | 333

Momentaufnahmen einer Gesellschaft: Eine feministische Analyse militarisierter Symbole in einer amerikanischen Kleinstadt
MICHELLE GARDNER-MORKERT | 355

Ambivalenz und Aneignung

»This Chair had to be torpedo proofed« – Dinge zwischen Krieg und Frieden
ASTRID FINGERLOS UND THOMAS GEISLER | 373

»Militär in Mode« – »Military Look« als Teil politischer Kultur: Vergeschlechtlichte Selbstinszenierungen und neoliberale Selbsttechnologien
CHRISTIANE LEIDINGER | 391

Das Dritte Reich als Nervenkitzel: Formen des Umgangs mit Nazi-Deutschland und dem Zweiten Weltkrieg in der zeitgenössischen Populärkultur
EVA KINGSEPP | 409

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren | 427

VORWORT

TANJA THOMAS UND FABIAN VIRCHOW

Insbesondere in Kriegszeiten wurde in den vergangenen Jahren der Analyse des Verhältnisses von Journalismus und Militär zunehmend Aufmerksamkeit geschenkt; erschien bereits der Golf-Krieg 1990/91 in der öffentlichen Wahrnehmung häufig als Zeichen fundamentaler Veränderungen hinsichtlich der Verbindungen von Militär, Krieg und Medien (vgl. Seifert et. al. 1992; Jeffords/Rabinovitz 1994; Young/Jesser 1997; Carruthers 2000), die sich in einer »Welt umspannenden televisuellen Kriegsberichterstattung« und der »Durchsetzung des Mediums Fernsehen als neuer medial-militärischer Eingreifmacht« (Paul 2004: 367) manifestierten, so war für die US-Streitkräfte dies nur eine Zwischenstation zur Neudefinition ihres Verhältnisses zu den Medien. Im ausgehenden Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wurden die Weichen für das Konzept des ›embedding‹ gestellt, das sich von der Auflösung der Pressekorps und der Integration der JournalistInnen in die militärischen Einheiten die Legitimierung des Krieges über die »social arena of personal identification with the troops« (Brandenburg 2005: 235) versprach und so zur Überwindung des Vietnam-Syndroms beitragen sollte, das vielfach den US-Medien ursächlich zugerechnet wurde (vgl. Hallin 1986).

Zugleich haben sich in diesem Zeitraum weit reichende Veränderungen des medial-kulturellen Angebotes vollzogen, die jedoch von einer am Krieg als Ausnahmezustand orientierten Berichterstattung und Forschung häufig vernachlässigt werden. Jedoch auch in ›Friedenszeiten‹ kooperieren militärische Institutionen mit Software-, Medien- oder Unterhaltungsindustrie. Obschon dies möglicherweise zu einer weit über den journalistischen Bereich hinausweisenden Veränderung politischer Kultur beitragen kann, sind bisher – insbesondere im deutschsprachigen Kontext – solche Entwicklungen in der Film-, Spiel- und Unterhaltungsindustrie, die zu einer Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen beitragen, nur ansatzweise thematisiert und analysiert worden (vgl. Terkessidis/Holert 2002; Neumann-Braun/Richard 2005; Bürger 2005).

Wie Michael Billig (1995) für die wenig spektakulären, im Alltag dennoch gegenwärtigen und wirkungsmächtigen Formen der gesellschaftlichen Reproduktion von ›Nation‹ als (häufig unbewussten) doxischen Bezugspunkt des Fühlens, Denkens und Handelns von Menschen den Begriff ›banal nationalism‹ verwendet, so haben wir vorgeschlagen, die analogen Mechanismen, in denen/durch die militärische und/oder kriegerische Verhaltensweisen, Attitüden und Einstellungen angerufen, evoziert, sozialisiert oder (re-)produziert werden, mit dem Begriff des ›banalen Militarismus‹ zu fassen (Virchow/Thomas 2004). Dabei dient die adjektivische Konkretisierung dazu, ihn von den im Militarismus-Diskurs meist assoziierten historischen Formen des deutschen und japanischen Militarismus zu distinguieren, zugleich aber einen fruchtbaren Anschluss an die wissenschaftliche Diskussion um den Militarismusbegriff (Berghahn 1975; Conze 1978; Bredow 1983) zu gewinnen. Wie bei Billig geht es bei der Erforschung des banalen Militarismus also nicht um die – klischeehaft in Pickelhaube und soldatischem Imponiergehabe überlieferten und heute so anachronistisch wirkenden – Extreme, sondern um die Veralltäglichung des Militärischen (und Kriegerischen) in unspektakulären Prozessen und Aneignungen.

Nach möglichen historischen Traditionslinien eines »Banal Militarism« (zur weiteren Erläuterung des Konzepts vgl. *Virchow/Thomas* in diesem Band) zu fragen, einige seiner vielfältige Erscheinungsformen sowie seine (Re-)Produzenten zu bestimmen und abzugrenzen, soziale und psychologische Mechanismen dieser weitgehend unspektakulär, häufig in Routinen und Ritualen des Alltags eingelassenen ›Normalisierungsprozesse‹ zu verstehen sowie einer theoretischen Verortung aus der Sicht unterschiedlicher Disziplinen näher zu bringen, wurde schließlich zur Leitidee bei der Planung und Durchführung einer internationalen und interdisziplinären Konferenz im Jahr 2004.

Diese Fragen verbindend wirkte der Anspruch, die über je konkrete Krisen- oder Kriegslagen hinausgehenden Kooperationen zwischen Militär einerseits und Medien- bzw. Kulturindustrie andererseits nicht allein in ihrer Funktion zur Verbesserung des Ansehens der Streitkräfte und der Rekrutierung des militärischen Nachwuchses zu untersuchen, sondern auch mit Blick auf die Veränderung der politischen Kultur eines Landes zu analysieren.

Auf der Basis einer Auffassung von politischer Kultur, die nicht als gesonderter Bereich neben anderen (ökonomischen, religiösen) Kulturen oder im Sinne eines nur einem Teilausschnitt politisch relevanter Phänomene betreffenden Konzepts angesehen wird, plädieren wir im Anschluss an Birgit Schwelling (2001: 613) für eine Politische Kulturforschung, die die Untersuchung der kulturellen Grundlagen politisch relevanter Phänomene in den Mittelpunkt stellt und diese mit Fragen der gesellschaftlichen (Re-)Produktion von Konsens und Hegemonie verknüpft.

Um unter dieser Prämisse Aspekte eines ›Banal Militarism‹ – ohne jeglichen Anspruch auf Vollständigkeit – auszuleuchten, wurden in dem vorliegenden Band Texte zusammengestellt, die theoretische Reflexionen zur Eröffnung dieses jungen Forschungsfeldes, empirisch fundierte Analysen der Kooperationen zwischen Militär, Medien und Kulturindustrie, sowie Untersuchungen medial vermittelter Diskurse, Artefakte und Praktiken einer Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen aus historischer, aktueller, interdisziplinärer und internationaler Perspektive anbieten.

Zum Aufbau des Bandes

Das erste Kapitel des Bandes, überschrieben mit dem Titel »THEORETISCHE REFLEXIONEN«, umfasst Beiträge, in denen u.E. zentrale Begriffe konturiert, Forschungsperspektiven entwickelt, deren Einbettung in theoretische Bezugsrahmen diskutiert und in ihrer gesellschaftlichen Relevanz vermessen werden.

In dem Beitrag »Banal Militarism: Zur interdisziplinären Erschließung eines Forschungsfeldes« erläutern *Fabian Virchow* und *Tanja Thomas* das Konzept des »Banal Militarism« im Anschluss an die Nationalismusstudien von Michael Billig. Unter kritischer Bezugnahme auf eine Militärsoziologie und Militarismus-Forschung, die sich mit Militär als sozialer Institution bzw. den Mechanismen und Grenzen der Kontrolle des Militärs durch politische Akteure und institutionelle Rahmensetzungen befasst, lautet das Plädoyer, sich den zahlreichen Prozessen zuzuwenden, mittels derer das Militär bzw. Militärisches im weitesten Sinne in den Alltag von Gesellschaften eingelassen ist. Eine solche Untersuchung der »Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen«, so wird exemplarisch anhand von Kriegsfilmen und Video- bzw. PC- Kriegsspielen gezeigt, erfordert eine grundlegende sozial-, kultur- und medienwissenschaftliche Erweiterung der Forschungsperspektiven. Untersuchungen der Repräsentation des Militär/ischen in kulturellen Artefakten, gesellschaftlichen Diskursen und Praktiken verweisen auf kulturelle Grundlagen sozialen und politischen Handelns und damit die Herausforderung, sie mit Blick auf Veränderungen der politischen Kultur zu diskutieren.

In seinem Beitrag »Von Mäusen und Kapuzenmännern: ›Banaler Militarismus‹, visuelle Repräsentation und kollektive Erinnerung« beschäftigt sich *Frank Möller* mit Prozessen der Trivialisierung bzw. Detrivialisierung des Militärs in postmodernen *Bilder*gesellschaften. In jenen Bildergesellschaften, so die These, lösen Bilder Sprache als primäres Reservoir kollektiver Erinnerungen ab; mit Blick auf die Bilder von Abu Ghraib diskutiert Möller exemplarisch, ob Originalereignisse durch stete Wiederholung, Kopie und Nachahmung zum Muster für die

Darstellung nachfolgender Ereignisse werden und somit zu ihrer Banalisierung beitragen. Um eine Einarbeitung und Banalisierung von Bildern des Militärs in das kollektive Bildergedächtnis zu untersuchen, systematisiert Möller den Forschungsbedarf und entwickelt Grundüberlegungen in drei zentralen Forschungsfeldern: Erstens mit Blick auf die Untersuchung zentraler Strategien der politischen und medial vermittelten öffentlichen Bearbeitung des Skandals um Bilder und Ereignisse in Abu Ghraib, zweitens hinsichtlich der Beziehungen zwischen Repräsentation und Rezeption in Abhängigkeit von den Subjektpositionen der beteiligten Akteure, drittens mit Blick auf Prozesse der Repräsentation und ihre Einarbeitung in kollektive, wandelbare Erinnerungspraxen im gesellschaftlichen Kontext.

»Gewalt – Ordnung – Sicherheit. Die Trias zunehmender Gewöhnung an militärische Gewalt« lautet der Titel des Beitrags von *Michael Berndt*. Auf der Suche nach Begründungen für die Tatsache, dass »trotz aller Gegenexpertisen nicht nur der Einsatz militärischer Gewalt wieder zu einem normalen Mittel der Politik geworden ist (bzw. gemacht worden ist), sondern vor allem, dass diese vermeintliche Normalisierung auf gesellschaftliche Akzeptanz trifft«, verweist Berndt auf die zentrale Bedeutung der die Einsätze militärischer Gewalt legitimierenden Diskurse über Sicherheit und Ordnung. Ausgehend von einer konstruktivistischen Herangehensweise rekonstruiert Berndt (Re-)Produktionen der *intersubjective meanings* bezüglich Gewalt, Ordnung und Sicherheit und fragt, wie und auf welche Weise Diskurse über Gewalt, Ordnung und Sicherheit nicht nur miteinander in Verbindung stehen, sondern sich gegenseitig bedingen und konstituieren. Unter Bezug auf Gramcis Hegemonietheorie entwickelt Berndt damit ein Plädoyer für Analysen der Prozesse der Akzeptanzproduktion gegenüber militärischer Gewalt.

In dem Kapitel »HISTORISCHE PERSPEKTIVEN« untersuchen die AutorInnen *Dorothea Flothow, Katharina Wessely, Thomas Ballhausen* und *Günter Krenn* sowie *Kathleen J. Nawyn* exemplarisch und in einem je spezifischen sozialen und historischen Kontext (mediale) Deutungsangebote und – unterschiedlich ausgeprägt – Prozesse der Aneignung von Bedeutungen über Krieg, Militär und militärischen Habitus in Literatur, Theater, Schießbudenspielen auf Jahrmärkten bis hin zu Kino und Computerspielen. Einerseits unterstreichen diese Texte anschaulich die Notwendigkeit kontextsensitiver und historisch situierter Analysen Banaler Militarisierung, zugleich zeigen sie das Potenzial der Forschungsperspektive auf, demonstrieren ihre Produktivität und konturieren einige zentrale Herausforderungen an eine weiterführende interdisziplinäre Beforschung der Diskurse, Artefakte und Praktiken eines »Banal Militarism«.

»›We minded it no more than Cricket‹: Krieg und Militär in britischen Kinder- und Jugendromanen, 1870-1914« lautet der Titel des Beitrags von *Dorothea Flothow*. Vor dem Hintergrund der These, dass Kin-

der- und Jugendbücher durch ihr idealisierendes und verharmlosendes Kriegsbild großen Einfluss auf die Bereitschaft vieler junger Männer ausgeübt hätten, sich freiwillig für den Dienst im Ersten Weltkrieg zu melden, rekonstruiert Dorothea Flothow typische Handlungsverläufe und Charaktere sowie häufig vorkommende Motive und Metaphern in britischen Kriegs-, Abenteuer- sowie Schulromanen, in denen sich explizite Aussagen zum Krieg finden. Dabei weist die Literaturwissenschaftlerin auf das auffällige Bemühen der Autoren hin, Krieg durch Vergleiche mit Bereichen des alltäglichen Lebens als vertraut erscheinen zu lassen. Wie Flothow anhand des Romans *The Dash for Khartoum*: *A Tale of the Nile Expedition* (1891) von George Alfred Henty exemplarisch vorführt, erzählen die Romane vielfach vom problemlosen Aufstieg jugendlicher Helden, in deren Augen der Krieg letztlich nur ein großes Abenteuer oder ein aufregendes Fußballspiel ist. Da diese Romane von den Schulen als Preise für gutes Verhalten vergeben wurden und teilweise als Fortsetzungsromane in kostengünstigen Zeitschriften erschienen, erreichten sie ihr Publikum und trugen maßgeblich zu einer Veralltäglichung des Militärischen und einer Banalisierung des Krieges bei.

Katharina Wessely beschäftigt sich in ihrem Beitrag »Antikriegsstücke am Brünner deutschsprachigen Theater, 1918-1938« mit der Auswahl der zur Aufführung gebrachten Stücke und den Theaterinszenierungen von Krieg, Soldaten und Militär in einer Stadt, die sich nun – nach dem Ende des Ersten Weltkrieges – in der neu gegründeten Tschechoslowakischen Republik befand und in der Deutsche statt einer Mehrheit nunmehr eine Minderheit in der Bevölkerung (und der Armee) darstellten. Nach einem kurzen Überblick zur spezifischen historischen Situation der verschiedenen Gruppen in dem jungen Staat analysiert Wessely Prozesse der Militarisierung und De-Militarisierung anhand von Spielplan und Aufführungspraxen in dem Brünner Provinztheater: Während die Aufführung von Militärstücken (zumeist Lustspiele oder Schwänke) als Indiz für eine »Banalisierung des Militärischen« gelten kann, thematisierten andere Stücke gleichzeitig eine explizite Ablehnung des Krieges: Heimkehrer-, Versöhnungs- und Antikriegsstücke können als Beitrag zu einer De-Militarisierung gewertet werden. Schließlich jedoch findet die Inszenierung von Antikriegsstücken angesichts von Weltwirtschaftskrise, der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 und dem Sieg der Sudetendeutschen Partei bei den tschechoslowakischen Parlamentswahlen 1935 ein Ende.

In dem Text »Wiener Kriegsbesichtigungen. Mediale (Schein-)Erfahrungen während des Ersten Weltkrieges« weisen *Thomas Ballhausen* und *Günter Krenn* am Beispiel des sich ausbildenden Kinosystems auf die Einrichtung des Blicks durch das Medium hin, das Kriegsberichterstattung notwendig mit einer »Zertrümmerung eines umfassenden Erfassens« und einer »Fragmentierung des eigentlichen militärischen Konflikts« verbinde und somit als strategisches Instrument der Kriegsführung

entdeckt wurde. Entlang ihrer Analysen von Filmen des frühen (österreichischen) Kriegskinos ziehen Ballhausen und Krenn Parallelen zur militärischen Simulation; beide bedienen sich, so die Argumentation, der Strategie der Perspektivenverschiebung. Als historische Vorläufer dieser Simulationen wiederum werden Schießbuden auf Jahrmärkten, schließlich kinematographische Schießstände, in denen die Kunden auf Filmprojektionen zielten, vorgestellt. Letztlich, so die These, liefern historische Analysen solcher Entwicklungen gewinnbringende Hinweise für aktuelle Untersuchungen militärisch geformter Produkte der Massenunterhaltung.

Der Beitrag »Ausrottung des ›Kämpferischen Geistes!‹ Die Bemühungen um die Beseitigung militaristischer Denkmäler im amerikanisch besetzten Württemberg-Baden 1945-1947« von *Kathleen J. Nawyn* beschließt dieses zweite Kapitel. Zunächst konstatiert Nawyn, dass sich die Forschung in den Bereichen Entmilitarisierung und Wiederaufrüstung vorrangig auf ökonomische und geopolitische Aspekte der Entmilitarisierung konzentriert und damit Fragen nach einer Entmilitarisierung des Kulturellen, nach tatsächlich durchgeführten Umsetzungen und der Wahrnehmung der Maßnahmen und Reaktionen in der jeweiligen, hier der deutschen Bevölkerung, vernachlässigt habe. Ihre Rekonstruktion der Diskurse und Direktiven zum Umgang mit Kriegsdenkmälern in Württemberg-Baden demonstrieren die Ambivalenzen einer Entmilitarisierungspolitik der amerikanischen Alliierten vor dem Hintergrund einer Interessenspolitik, die nur fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Debatten über eine Wiederbewaffnung der Deutschen unterstützte.

In das Kapitel »GESELLSCHAFTLICHE EINBETTUNGEN« wurden die Texte von *James Der Derian, Eugen Januschke, Markus Euskirchen* und *Fabian Virchow* aufgenommen; auf unterschiedlichen Ebenen thematisieren sie kommunikative Strategien der Institution Militär im Sinne öffentlicher Akzeptanz- und Legitimationsbeschaffung.

Der Beitrag von *James Der Derian* mit dem Titel »Die Banalität des Terrors und die virtuelle Welt des Krieges« führt in das Kapitel ein. Darin appelliert er auch an AkademikerInnen, sich diesem ›neuen Militarismus‹ zuzuwenden, der laut Der Derian durch Virtualität und eine Banalität charakterisiert ist, die sich mit Hannah Arendt fassen lässt. Wie dieser ›neue Militarismus‹ nach dem 11. September als virtuelles Spiel geprobt, in ›tugendhafter Sprache‹ repräsentiert und durch einen Krieg der Bilder propagiert wird, macht Der Derian zum Gegenstand seines Textes. Seine Erläuterungen und Beispiele konturieren den maßgeblich durch seine Veröffentlichungen geprägten Begriff des ›Virtuous War‹; aktuelle Beispiele für die Intensivierung der Kooperationsbeziehungen zwischen Militär und Medien interpretiert Der Derian als eine Folge von Systemveränderungen, die u.a. aus einer Intimität zwischen Primetime-Medien, Echtzeit-Medien und Militär herrühren. Welche Gegenstrategien sich entwickeln lassen, bleibt eine offene Frage; Michael Moores Kinofilm *Fahrenheit 9/11* beispielsweise wird, so Der Derian, kaum einen (Reprä-

sentations-)Bruch medial vermittelter, dominanter Kriegsdeutungen bewirken, denn auch er basiert auf der Logik und Kraft fotografischer Immanenz, also auf Authentisierung und Stimulation.

Eugen Januschke wählt in seinem Beitrag »Zur Möglichkeit einer Semiotik des ›Infowars‹« eine zeichentheoretische Fundierung seiner Analysen. Ausgehend von der Feststellung »Infowar couples sign-systems and weapons-systems« (Der Derian 2003: 47) stellt Januschke in einem ersten Schritt eine Syntaktik, Semantik und Pragmatik der Militärkleidung und ihrer jeweiligen Kontexte vor. Die Produktivität dieser Herangehensweise zeigt sich in Kontrastierungen; unter semiotischer Perspektive vergleicht Januschke das Tragen militärischer Kleidung im deutschen Kaiserreich mit zeitgenössischem »Military Look«, Schach zum einen mit dem Brettspiel ›Risiko‹, zum anderen mit aktuellen Computerkriegsspielen wie *America's Army*; schließlich konstatiert er bzgl. des letztgenannten Beispiels eine Überwindung der syntaktischen Grenze von Spiel und Krieg, die es den SpielerInnen ermöglicht, Erfahrungen zu sammeln, von denen angenommen werden kann, dass sie in gewisser Hinsicht einer realen militärischen Gegebenheit hinlänglich ähnlich sind. Erste weitere Belege für einen Austausch von Zeichenträgern und syntaktischen Regeln bei der Textproduktion präsentiert Januschke hinsichtlich Computerkriegsspiel, Simulation, Kriegshandlungen und Kriegsberichterstattung; er interpretiert diese Prozesse als Indizien eines Banalen Militarismus.

Markus Euskirchen konzentriert sich in seinem Beitrag »Das Zeremoniell der Bundeswehr: Banalisierung von Staatsgewalt durch Militärrituale« auf die Analyse von Militärritualen wie öffentliche Gelöbnisse, Zapfenstreiche, Staatsempfänge und Paraden in der Bundesrepublik Deutschland. Er betont dabei die Notwendigkeit, das Militärritual in seiner öffentlichen, den zivilen mit dem militärischen Bereich durchdringenden Bedeutung als auch als Form der Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung des Staates zu analysieren, der stets zu demonstrieren versucht, wie das Militär der politischen Kontrolle unterworfen, mithin »zivilisiert« funktioniert. Der »moderne Nationalstaat«, so Euskirchen, »präsentiert sich, indem er sein Gewaltpotential rituell zur Schau trägt«. Wenngleich der Autor verdeutlicht, dass die Funktionen von Militärritualen im Spiegel sozialwissenschaftlicher Theoriezugänge und gesellschaftlicher Kontexte variieren, arbeitet er hinsichtlich aktueller Prozesse einer Banalisierung des Militärischen via Militärrituale drei zentrale Wirkmechanismen – mit Blick auf SoldatInnen, die Institution Bundeswehr und die Gesellschaft – heraus.

Fabian Virchows Beitrag »Militär und Sport: Symbiotische Beziehungen um Nation, Leistung und Disziplin« verweist auf die über vier Jahrzehnte gewachsene enge Kooperation der Bundeswehr mit dem Deutschen Sportbund, bei der anfangs die Ablehnung des klassischen Militarismus einen prominenten Faktor darstellte und die in der Narration

vom ›unpolitischen Sport‹ eine zentrale Stütze fand und findet. Dem stand freilich eine positive Bezugnahme hochrangiger Sportfunktionäre auf die deutschen Nachkriegsstreitkräfte und die Nutzung des Sports als Mittel der Rekrutierung seitens der Bundeswehr nicht im Wege; den Möglichkeitsraum ›Verwundung‹ und ›Tod‹ ausklammernd und damit einer Banalisierung des Militärischen folgend, findet diese Symbiose in den Dimensionen ›Leistung‹, ›Nation‹ und ›Disziplin‹ ihre Anker.

»MEDIALE DEUTUNGSANGEBOTE« lautet die Überschrift des Kapitels, das die Beiträge von *Robin Andersen, Carsten Hennig* und *Una Dirks* umfasst; hier liefern Analysen eines medial vermittelten »Militainments«, zeitgenössischer Kinofilme, aber auch der Darstellung des Irakkonflikts in den Printmedien das Material für Untersuchungen, die darlegen, wie – in den Worten von Robin Andersen – Krieg zum »Bestandteil der vertrauten Medienkulturlandschaft« gemacht wird.

Der Beitrag »›Militainment‹: Der Krieg als ›Reality‹-Show und Unterhaltungs-Videospiel« von *Robin Andersen* steht am Anfang des Kapitels. Aus ihrer Sicht lässt sich die Berichterstattung über den zweiten Irak-Krieg am besten als »Militainment« verstehen; Militainment wiederum interpretiert Andersen als Teil einer Kultur des »Banal Militarism«, in der »das Drama, die Bilder, die Waffen und die Abläufe des Krieges als Bestandteil der Alltagserfahrung kultureller Zeichen und visueller Strategien akzeptiert werden«. Militainment, so Andersen, findet seinen Ausdruck beispielsweise in mediengerecht inszenierten Selbstdarstellungen eines George W. Bush, in der Regulierung der Kriegsberichterstattung mittels »embedded journalists«, der medialen Herstellung eines Soldatenmythos in *Profiles of Courage*, Soldatenportraits, die als ›Nachrichtenrubrik‹ definiert von dem Sender CBS ausgestrahlt wurden oder auch in der Inszenierung der Jessica Lynch-Story als Symbol zur Stärkung von Heimatfront wie der Moral der Truppen. Zahlreiche weitere Beispiele illustrieren Andersens strukturelle Analyse der Kooperationen zwischen Rüstungsindustrie und Medienkonzernen.

»Banal Militarism und die Kultur des Krieges im zeitgenössischen US-amerikanischen Kino« lautet der Titel des Beitrags von *Carsten Hennig.* Er betrachtet mediale Repräsentationen von Krieg als Narrative, die in die gesellschaftlichen Prozesse kollektiver Konsensbildung eingebettet sind; mit Blick auf die Rolle von Filmen für die Verbreitung von Geschichtswahrnehmungen untersucht Hennig Spielfilme aus Produktionen mit maßgeblicher US-amerikanischer Beteiligung (wie z.B. *Black Hawk Down*), die nach dem 11. September 2001 in den USA in die Kinos kamen, und in denen militärische Kampfhandlungen (vorzugsweise des US-Militärs) vor dem Hintergrund realer oder fiktiver Kriegsschauplätze dargestellt werden. Schließlich identifiziert er Mechanismen des »Banal Militarism«, die Krieg als notwendigen Bestandteil menschlichen Lebens symbolisieren.

Una Dirks widmet sich in ihrem Beitrag »Domestische Frames in narrativem Gewand. Die Banalisierung des Irak-Konflikts in der internationalen ›Qualitätspresse‹« der Darstellung der Kriegsgründe in US-amerikanischen Zeitungen. Als Dimensionen medienspezifischer Framings bezeichnet Dirks Rahmungen, die Situationsdefinition, Erklär-ung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen, Bewertung bzw. emotional-affektive Wertungen sowie Handlungsempfehlungen liefern; als domestische Rahmungen versteht sie eine »Einbettung« in lokale Bezugsfelder. Diese werden anschaulich in der Analyse eines Aufmachers aus der *New York Times*, in dem auf eine Pressekonferenz im Weißen Haus unmittelbar vor dem Kriegsbeginn im Irak Bezug genommen wird: Dirks gilt dieses Dokument als exemplarisch für die narrative Banalisierung der Kriegsabsichten der Bush-Regierung. Mit der Analyse des Artikels und seiner Erzählweisen demonstriert sie die potentiell hohe Anschlussfähigkeit an Alltagskommunikation. Eine auf diese Weise vollzogene Banalisierung (kriegs-)politischer Handlungen korrespondiert, so argumentiert auch Dirks, unmittelbar mit dem von Michael Billig (1995) beschriebenen Phänomen des »Banal Nationalism«, unter dem unspektakulär erscheinende, narrative Alltagsroutinen der (Re-)Produktion von »Nation« subsumiert werden können.

Die Beiträge von *Anette Schröder, Katja Scherl, Tanja Thomas* und *Michelle Gardner-Morkert* bilden das Kapitel »Militarisierte Geschlechterarrangements«. Ausgehend von der immer noch gültigen Feststellung, die die Institution Militär als »Agentur zur Herstellung des hierarchisch bestimmten Geschlechter-Dualismus« (Albrecht-Heide 1991: 115) beschreibt, beleuchten die Beiträge historisch wie aktuell Prozesse einer ›Banalen Militarisierung‹, die in diesem Kapitel explizit als vergeschlechtlichte Prozesse aufgezeigt werden.

Das Kapitel wird eröffnet von dem Beitrag »Männlichkeitskonstruktionen, Technik- und Kriegsfaszination am Beispiel der Studenten im Hannover der Zwanziger Jahre« von *Anette Schröder*. Das von den männlichen Studenten reproduzierte und favorisierte Selbstbild eines »Ingenieurs und Soldaten« beschreibt Schröder als Teil eines technizistischen Frontsoldatenmythos, getragen durch Rituale und Gedenkfeiern rund um die Gefallenen des Ersten Weltkrieges sowie Umdeutungen und Verharmlosungen des »Soldaten-Daseins« zu Heldengeschichten. In diesem spezifischen, im Lebensstil an soldatische Werte angelehnten »Banal Militarism« in den Korporationen der Studenten sieht die Autorin eine wichtige Keimzelle für die zunehmende Radikalisierung der Gesellschaft Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre.

Katja Scherls Beitrag »›Zeig deine Orden, Elvis!‹ Banal Militarism als Normalisierungsstrategie« versetzt uns in das Deutschland des Jahres 1958, in dem Elvis Presley in Bremerhaven eintraf, um beim 32. amerikanischen Panzerbataillon zu ›dienen‹. Damit trugen die Rock'n'Roll-Ikone »Elvis«, Jugendkonsum und Massenkultur, so Scherl, maßgeblich

zu einer Etablierung der »idealen Männlichkeit des Staatsbürgers in Uniform« in Deutschland bei. Wie die Verbindung von Presleys Image mit dem Ideal des »Staatsbürgers in Uniform« einerseits dem »King of Rock« den Weg in die ›Normalität‹ bereitet hat, andererseits militärischen Habitus banalisierte, sogar scheinbar zum Verschwinden brachte, erläutert Scherl unter Bezug auf Jürgen Links Normalismustheorie.

Vor dem Hintergrund ausgewählter Forschungsarbeiten zu Militär und Geschlecht richtet der Beitrag »›Also, es hat was Starkes, was Mächtiges, Männer halt…‹ – Dimensionen eines militärischen Gendermanagements in Medien und Alltag« von *Tanja Thomas* die Aufmerksamkeit auf aktuelle (mediale) Unterhaltungsangebote wie Fernsehserien (*Die Rettungsflieger)*, Fernsehdokumentationen (*Feldtagebuch – Allein unter Männern)* oder »Schooldays« der Bundeswehr (etwa unter Mitwirkung der Popsängerin Jeanette Biedermann), die ›Militär‹ oder das ›Militärische‹ als kulturelles System repräsentieren, in das bestimmte – vergeschlechtlichte – Denkstile, Horizonte und Deutungsmuster eingeschrieben sind. Die Tatsache, so Thomas, dass die Einbindung militärischer Praktiken in Unterhaltungsangeboten keineswegs alleine auf langfristig geplante Strategien einer Indoktrinierung, sondern auf die wechselseitige Bezugnahme militärischer und kultureller Akteure zurückzuführen sind, untermauert dabei die These ihrer Banalisierung.

Michelle Gardner-Morkert untersucht geschlechtsrollenspezifische Formen der Militarisierung in ›Nichtkampfgebieten‹. Ihr Beitrag »Momentaufnahmen einer Gesellschaft: Eine feministische Analyse militarisierter Symbole in einer amerikanischen Kleinstadt« fußt auf einer ethnographischen Studie in ›Harvestville‹ nach dem 11. September 2001. Ihre Ausgangsthese lautet, dass die US-Regierung hinsichtlich ihrer kriegerischen Außenpolitik und ihrer innenpolitischen Projekte auf die Unterstützung von Gemeinden wie Harvestville und die dort übliche geschlechtsrollenspezifische Militarisierung angewiesen ist; diese zu untersuchen, macht sie sich zu ihrer Aufgabe. Vor dem Hintergrund einer soziostrukturellen Situierung ihrer Studie analysiert Gardner-Morkert Gespräche mit Frauen, Kleidungsstile und alltäglich gegenwärtige Symbole als Erscheinungsformen einer geschlechtsrollenspezifischen Banalen Militarisierung. Gardner-Morkert arbeitet auf diese Weise heraus, wie sich Religionszugehörigkeit, Konsummuster, politische Loyalität und Vorstellungen von angemessenen Geschlechterrollen mit militaristischer Ideologie verbinden und zu einem sehr persönlichen geschlechtsrollenspezifischen Militarismus entwickeln.

Die Überschrift »AMBIVALENZ UND ANEIGNUNG« rahmt die Beiträge von *Astrid Fingerlos* und *Thomas Geisler*, *Christiane Leidinger* und *Eva Kingsepp.* Die Beiträge verbindet ihr kritischer Blick auf unterschiedliche Lesarten und Praktiken des Umgangs mit Repräsentationen des Militärischen in Design, Mode, Spiel und Denkmälern aus subjektiver als

auch institutioneller Perspektive – und die Diskussion eines affirmativen bzw. subversiven Gebrauchs.

Der Text »›The Chair that had to be torpedo proofed‹ – Dinge zwischen Krieg und Frieden« von *Astrid Fingerlos* und *Thomas Geisler* steht am Anfang des Kapitels. Die Normalität des Militärischen im Zivilen drückt sich, so Fingerlos und Geisler, gerade in Verschränkungen von militärischem und zivilem Bereich aus, die eine Grenzziehung zwischen den Sphären obsolet werden lassen. Anhand zahlreicher Beispiele wie der Bestuhlung von »In-Kneipen« durch den »Navy-Chair« weisen sie auf die Notwendigkeit einer historisierenden und kontextualisierenden Analyse von Gebrauchsobjekten hin, deren »Kriegsgeschichte« häufig in Vergessenheit geraten ist. »Design« als Prozess des Gestaltens wie die Formgebung einer Sache wird dabei als Bereich von vielen betrachtet, wo Akteure, Interessen, Handlungen oder Sachverhalte vom Militärischen ins Zivile übergehen und umgekehrt. Dabei wird die Debatte um Fragen nach der ›Diktatur der Dinge‹ versus einer ›Auffassung von Dingen als Instrumente des Menschen‹ keineswegs umgangen: Michel Foucault und seine Auffassung des Dispositivs dient den Autoren als Referenzpunkt einer Diskussion über die Bedeutung der »Dinge, die uns im Alltag umgeben und unser Leben gestalten, den Krieg ebenso ausrüsten wie den Frieden«. Welches kritische Potenzial künstlerische Thematisierungen diesen dem Gebrauch der Dinge innewohnenden Ambivalenzen entgegenzusetzen haben, veranschaulichen Fingerlos und Geisler anhand zeitgenössischer künstlerischer Arbeiten.

In ihrem Beitrag »›Militär in Mode‹ – ›Military Look‹ als Teil Politischer Kultur: Vergeschlechtlichte Selbstinszenierungen und neoliberale Selbsttechnologien« beschäftigt sich *Christiane Leidinger* mit Bedeutungen eines »Military Look« als soziales Handeln und kulturelle Praxis. Methodisch arbeitet sie explorativ; ihr Berliner »Military Diary« liefert die empirische Grundlage der Überlegungen. Politische Kulturforschung, Ansätze der feministischen Militarisierungsforschung und Governmentality Studies bilden die zentralen theoretischen Referenzpunkte ihrer Hypothesenbildung. Ironie und Persiflage, Subversion, Zynismus, Zufall, Maskulinisierungsstrategien von Frauen wie Männern bis hin zur männlichen Übererfüllung eines Männlichkeitsbildes werden als potentielle, durchaus ambivalente soziokulturelle Bedeutungsmuster von »Military Look« herausgearbeitet. Dennoch interpretiert Leidinger eine Lesart dieses Phänomens als dominant: Das Tragen von »Military Look« und seine Alltäglichkeit als ein Phänomen des »Banal Militarism« erscheint ihr als eine selbsttechnologisierende Einkleidung des Körpers in militärisch-männliche Stärke, Überlegenheit und Macht.

Der Beitrag »Das dritte Reich als Nervenkitzel – Formen des Umgangs mit Nazi-Deutschland und dem Zweiten Weltkrieg in der zeitgenössischen Populärkultur« von *Eva Kingsepp* beschließt den Band »Banal Militarism – Zur Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen«. Ihr

Interesse gilt aktuellen Computerspielen und Filmen, deren narrativer Rahmen der Zweite Weltkrieg bildet. Kingsepp setzt es sich zum Ziel, »Mythen über die ›wahre‹ Erfahrung von Krieg und Tod« im Kontext dieser Unterhaltungsangebote über das Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg aufzuspüren und die Wahrnehmung solcher Mythen bei Angehörigen einer kulturellen Gemeinschaft in Schweden, die sie als »Enthusiasten des Dritten Reiches« bezeichnet, zu untersuchen. Wie die Wirklichkeit des Krieges in den populären Medienangeboten wie etwa in dem Kinofilm *Der Soldat James Ryan* und der Computerspielserie *Medal of Honor* dargestellt wird, wie diese Darstellungen rezipiert und z.T. als zu ›banal‹ abgelehnt werden, welche Rolle Vorstellungen von »Realismus« und »Authentizität« in diesen Prozessen spielen und in unterschiedlichen Kontexten variieren, zeigt Kingsepp in ihrem Text.

VON DER IDEE ZUM TEXT

Anfang 2004 fiel unsere Entscheidung, einen wissenschaftlichen Diskurs über entsprechende (maßgeblich medial vermittelte) kulturelle Prozesse zu organisieren, die zu einer Veralltäglichung des Militärischen im Zivilen beitragen können.

Schon in der Phase der Vorbereitung dieser Konferenz, die unter dem Titel »Banal Militarism. Zur Veralltäglichung und Banalisierung des militärischen Habitus« im Oktober 2004 an der Universität Marburg durchgeführt wurde, haben uns Kolleginnen und Kollegen unterstützt, ohne die diese Konferenz nicht hätte stattfinden können: Vera Klier und Torsten Bultmann vom Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschafter (BdWi), die uns im Vorfeld ermutigt, unsere Idee engagiert ihrem Vorstand vorgetragen und uns insbesondere bei der Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten unermüdlich unterstützt haben, gilt nachdrücklich unser Dank. Für ihr Vertrauen und die unentbehrliche finanzielle Unterstützung des Projekts danken wir dem Landesverband der GEW Hessen, dem DFG/VK-Bildungswerk Hessen, der Rosa Luxemburg Stiftung, der Hans-Böckler-Stiftung und dem Arbeitskreis Marburger WissenschaftlerInnen für Friedens- und Abrüstungsforschung (AMW).

Peter Imbusch hat seine Kolleginnen und Kollegen dafür gewonnen, der Konferenz am Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg einen Ort zu geben; ihm, Thorsten Bonacker und Mathias Bös danken wir für die Moderation der Panels während der Tagung, ihre anregende Beteiligung und ihr Feedback. Ihnen allen, den Referentinnen und Referenten, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konferenz ist es zu verdanken, dass diese beiden Tage im Oktober 2004 nicht nur Raum für die Darstellung verschiedener Forschungsperspektiven, sondern auch intellektuell anregenden, konstruktiven Austausch boten. An

dieser Stelle sei auch jenen Kolleginnen und Kollegen gedankt, die uns in unserem Vorhaben bestärkt haben und Gedanken zum Thema mit uns geteilt haben; Cynthia Enloe, Jacklyn Cock und Robin Luckham, der leider kurzfristig absagen musste.

Freundlich und geduldig betreut wurde das Buchprojekt im transcript Verlag von Gero Wierichs; wir danken herzlich Rainer Winter für seine Bereitschaft, den Band in die von ihm herausgegebene Reihe aufzunehmen. Dank für professionelle wie freundliche Kooperation schulden wir darüber hinaus Henning Thies; er hat die englischen Originalbeiträge nicht nur mit großer Sprachsensibilität übersetzt; seinem sorgfältigen Umgang mit den Texten und seinem geschulten Blick verdanken wir etliche Hinweise, die die Lesbarkeit der Texte erhöht und zur Vermeidung von Missverständnissen beigetragen haben. Terk Mohr und Marek Protzak haben die mühevolle Aufgabe übernommen, die Texte Korrektur zu lesen und den Formatvorgaben penibel gerecht zu werden; wir danken dafür wie für ihre Geduld gegenüber den Herausgebern, den Terminverschiebungen und Sonderwünschen. Alle verbliebenen Fehler gehen selbstverständlich zu unseren Lasten.

Schließlich danken wir herzlich Konrad Schorlemmer; als Produktdesign-Studierender der Universität der Künste Berlin hat er sich unter Anleitung von Achim Heine, Peter Zizka und Frank Steinert kritisch mit dem Thema »Macht, Gewalt, Bedrohung – Tabu oder Fetisch? Waffen haben viele Facetten« auseinandergesetzt. Wir freuen uns sehr, dass er uns seine Arbeit für das Titelbild zur Verfügung gestellt hat.

Tanja Thomas und Fabian Virchow
Lüneburg, im Dezember 2005

LITERATURVERZEICHNIS

Albrecht-Heide, Astrid (1991): »Militär und Patriarchat«. In: Wilfried Karl/Thomas Nielebock (Hg.), Die Zukunft des Militärs in Industriegesellschaften, Baden-Baden: Nomos, S. 109-131.

Berghahn, Volker R. (Hg.) (1975): Militarismus, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Billig, Michael (1995): Banal Nationalism. London: Sage.

Bredow, Wilfried von (1983): Moderner Militarismus. Analyse und Kritik, Stuttgart u.a.: Kohlhammer.

Brandenburg, Heinz (2005): »Journalists Embedded in Culture: War Stories as Political Strategy«. In: Lee Artz/Yahya R. Kamalipour (Hg.), Bring 'em on. Media and Politics in the Iraq War, Lanham & Boulder & New York & Toronto & Oxford: Rowman & Littlefield, S. 225-237.

Bürger, Peter (2005): Kino der Angst Terror, Krieg und Staatskunst aus Hollywood, Stuttgart: Schmetterlings-Verlag.

Carruthers, Susan L. (2000): The Media at War. Communication and Conflict in the Twentieth Century, New York: St. Martin's Press.

Conze, Werner (1978): »Militärkritik in Vorwegnahme späterer ›Militarismus‹-Wertungen«. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 4: Mi – Pre, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 7-22.

Der Derian, James (2003): »War as Game«. The Brown Journal of World Affairs 10, S. 37-48.

Hallin, Daniel C. (1986): The ›Uncensored War‹. The Media and Vietnam, Berkeley – Los Angeles & London: University of California Press.

Jeffords, Susan/Rabinovitz, Lauren (Hg.) (1994): Seeing Through the Media. The Persian Gulf War, New Brunswick: Rutgers University Press.

Neumann-Braun, Klaus/Richard, Birgit (Hg.) (2005): Ich-Armeen. Täuschen – Tarnen – Drill, Paderborn: Fink.

Paul, Gerhard (2004): Bilder des Krieges – Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges, Paderborn & München & Wien & Zürich: Schöningh/Fink.

Seifert, Jürgen/Becker-Schmidt, Regine/Gleichmann, Klaus Ch. (1992): Logik der Destruktion. Der zweite Golfkrieg als erster elektronischer Krieg und die Möglichkeiten seiner Verarbeitung im Bewusstsein, Frankfurt/Main & Hannover & Heidelberg: Materialis.

Schwelling, Birgit (2001): »Politische Kulturforschung als kultureller Blick auf das Politische. Überlegungen zu einer Neuorientierung der Politischen Kulturforschung nach dem ›cultural turn‹«. Zeitschrift für Politikwissenschaft, 11. Jg., Heft 2, S. 601-629.

Terkessidis, Mark/Holert, Tom (2002): Entsichert. Krieg als Massenkultur im 21. Jahrhundert, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2004): »Militainment als ›banaler‹ Militarismus. Auf dem Weg zu einer Militarisierung der politischen Kultur?« In: Martin Löffelholz (Hg.), Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 297-325.

Young, Peter/Jesser, Peter (1997): The Media and the Military. From the Crimea to Desert Strike, Basingstoke: Macmillan.

THEORETISCHE REFLEXIONEN

BANAL MILITARISM: ZUR INTERDISZIPLINÄREN ERSCHLIESSUNG EINES FORSCHUNGSFELDES

FABIAN VIRCHOW UND TANJA THOMAS

»Embedded in everyday activities, it works through prosaic routines and rituals for making war, weaponry and violence appear natural and inevitable«
Jacklyn Cock

In seiner luziden Studie über den Nationalismus und die diskursive bzw. praxeologische (Re-)Konstruktion des Nationalstaates hat der englische Sozialwissenschaftler Michael Billig hervorgehoben, dass der Begriff ›Nationalismus‹ im populären wie im akademischen Diskurs gewöhnlich auf politische Akteure bezogen wird, die als nationale Unabhängigkeitsbewegung für die Anerkennung eines eigenen Nationalstaates eintreten oder die mit der Verabsolutierung der – häufig völkisch bestimmten – Nation der extremen Rechten zugerechnet werden. Mit der Verortung dieser beiden Phänomene an der politisch-geographischen Peripherie werde allerdings, so Billig, der Nationalismus der westlichen Nationalstaaten ausgeblendet. Die Nicht-Wahrnehmung jenes »whole complex of beliefs, assumptions, habits, representations and practices«, durch die etablierte Nationen »in a banally mundane way« (Billig 1995: 6) als Nationen reproduziert werden, gehe so weit, dass es für diese, häufig wie selbstverständlich in den Alltag eingelassenen Prozeduren nicht einmal einen Begriff gibt. »Gaps in language are rarely innocent« betont Billig und bezeichnet jene unspektakulären sozialen und diskursiven Prozesse, die zu der Markierung von bzw. Erinnerung an Nationalität, ›nationale(r) Gemeinschaft‹ und ›nationale(r) Zugehörigkeit‹ in westlichen Nationalstaaten beitragen, als ›banal nationalism‹

Für das gesellschaftliche Phänomen des Militärs bzw. des Militärischen lässt sich eine signifikante Parallelität feststellen, die auf empiri-

sche und theoretische Forschungsdefizite verweist. Zwar befasst sich, so zeigen wir im ersten Abschnitt diesen Beitrags, die Militärsoziologie mit dem Militär als Institution und den Möglichkeiten und Grenzen seiner demokratischen Kontrolle (König 1968; Roghmann & Ziegler 1977; Kuhlmann & Callaghan 2000; Kümmel & Prüfert 2000); die vielfältigen Prozeduren der Gewöhnung an und/oder Einübung von Denkmustern, Einstellungen und Verhaltensweisen jedoch, die – mehr oder weniger – mit einem militärischen Habitus verbunden sind, bleiben dabei weitgehend unbeachtet. Mag, insbesondere im Zusammenhang mit den in den Industriestaaten des Nordens am meisten beachteten Kriegen seit dem Ende der Blockkonfrontation (die Golfkriege, die Kriege auf dem Balkan und die Militäroperationen in Afghanistan), auch die Frage nach dem Verhältnis des Militärs zu den Medien bzw. den Versuchen der Dienstbarmachung letzterer vermehrt Beachtung gefunden haben (Leslie 1997; Bussemer 2003; Louw 2003; Löffelholz 1993, 2004), so gilt dies für andere Bereiche der Wissens-, Kultur- und Unterhaltungsindustrie schon nicht mehr. Das Militär/ische in seiner Alltäglichkeit ist somit – sieht man von einigen im Wesentlichen historisch angelegten Arbeiten ab (Flatz 1976; Mommsen 1996; Bimmer 2001; Lange 2003) – in den Sozial- und Kulturwissenschaften ein stark vernachlässigter Forschungsgegenstand. Vor diesem Hintergrund führen wir den Begriff des ›Banalen Militarismus‹ in einem zweiten Abschnitt ein, beschreiben Indizien und Erscheinungsweisen und betonen im Folgenden dritten Abschnitt mit dem Begriff der ›Banalen Militarisierung‹ die Notwendigkeit einer Prozessorientierung hinsichtlich der Untersuchung relevanter Diskurse, Artefakte und Praktiken, die als Elemente der politische Kultur gelesen werden können. Diese Vermessung des Forschungsfeldes ›Banal Militarism‹ lädt zu einer – wie wir meinen – lohnenswerten kontinuierlichen intellektuellen Beschäftigung und wissenschaftlichen Beforschung der hier vorgestellten Phänomene ein.

MILITARISMUS

Auch wenn sich (kritische) Stellungnahmen über den Stellenwert des Militärischen in Gesellschaften bereits über Jahrhunderte zurück verfolgen lassen (Conze 1978), so findet der *Begriff* des ›Militarismus‹ jedoch erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts Verwendung. Als frühe exemplarische Arbeiten können die Studie von Herbert Spencer über den ›militanten‹ und den ›industriellen Gesellschaftstyp‹ (1886), die Ausführungen von Otto Hintze über das Verhältnis von Staats- und Heeresverfassung (1906) sowie marxistisch inspirierte Arbeiten, etwa von Rosa Luxemburg (1970) gelten. Während Spencers Gegenüberstellung der beiden Gesellschaftstypen auf liberalen Denktraditionen basierte und modernisierungstheore-

tisch eine Zurückdrängung des junkerlich-adlig geprägten Militarismus aufgrund der Durchsetzung bürgerlich industrieller Gesellschaften erwartete, sah Hintze im Militarismus kein reaktionäres und überkommenes Phänomen. Seine Apologie des preußisch-deutschen Militarismus basierte auf der Grundannahme, dass Deutschland sich aufgrund seiner geopolitischen Lage gegen seine europäischen Nachbarn auch militärisch verteidigen und daher entsprechend rüsten müsse. Andere zeitgenössische Autoren affirmierten den ›militaristischen Geist der Deutschen‹ dagegen als »völkerpsychologische Kategorie« (Geyer 1978: 41). Die Kritiker der politischen Linken wiederum beklagten die innermilitärischen Umgangsformen und Klassenstrukturen, wandten sich gegen die Übertragung militärischer Formen und Symbole auf die zivile Gesellschaft sowie die Militarisierung der Sozialordnung und bezeichneten den Rüstungswettlauf zwischen den kapitalistisch verfassten Staaten und deren imperialistische Expansion(sbestrebungen) als Kern des Militarismus. Dieser sei als Ausdruck der Klassengesellschaft zu begreifen, die im Wettlauf um Rohstoffe und Absatzmärkte zur militärischen Austragung der Konkurrenz dränge.[1]

Im alltäglichen Sprachgebrauch findet der Begriff ›Militarismus‹ Verwendung »zur Kennzeichnung einer Überbewertung oder Verabsolutierung des Militärischen gegenüber dem Politischen« (Bertelsmann Lexikothek 1997: 104) und umfasst Aspekte wie die Vorrangstellung der militärischen Stärke des Staats, die Prägung des zivilen Lebens durch militärische Formen und Erfordernisse, die Bevorzugung des Militärs und die Höherbewertung militärischer Normen und Werte (Unterordnung, Gehorsam, Disziplin). Als weitere Indikatoren für Militarismus werden die »Ausbreitung militärisch-autoritärer Ordnungsformen (persönlicher Gehorsam, Disziplin) im zivilen Bereich und ihre Einwirkung auf das Erziehungswesen, Verherrlichung des Krieges, Einordnung des Heeres als Erziehungsinstitution, Bevorzugung und elitäre Sonderstellung der militärischen Führungsschicht, Sonderstellung des Militärhaushaltes (unverhältnismäßig hohe Rüstungsausgaben)« (Brockhaus Die Enzyklopädie 1996: 694) genannt.

Auf der Suche nach Konkretisierungen eines klassischen Militarismus finden sich rasch Hinweise auf Gesellschaften, in denen Militarismus im ausgehenden 19. Jahrhundert und den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als Gesellschaftsformation historisch eine signifikante Rolle gespielt hat, weil er mit nationalistischer und imperialistischer Expansion verknüpft war; dazu gehören Deutschland, Japan und Italien.

In Italien war der Erste Weltkrieg für Millionen ItalienerInnen buchstäblich das erste Erleben der Bedeutung nationalstaatlicher Einheit. Die das Kriegsende begleitende soziale Krise führte jedoch nicht zu sozialen Reformen, sondern zur Beschwörung der soldatischen Gemeinschaft, wie

1 Zur Frühphase der Militarismus-Diskussion auch Berghahn (1986: 9-42).

sie im Mythos des *combattentismo* einen gesellschaftlich wirksamen Ausdruck fand; mit der Konstruktion der Soldaten als eigener gesellschaftlicher Gruppe, die in ihrem Kampf für die Nation Klassengegensätze und soziale Spaltungen überwunden habe, war eine wirkmächtige Leitvorstellung geschaffen. Mussolini, der im Zuge der Kampagne für den Kriegseintritt Italiens von sozialistischen Vorstellungen zum Nationalismus konvertiert war und dem die konsequent pazifistische Antikriegshaltung der *Partito Socialista Italiano* unerträglich geworden war, änderte den Titel der von ihm gegründeten Tageszeitung *Il popolo d'Italia*: statt ›sozialistische Tageszeitung‹ hieß das Blatt fortan ›Tageszeitung für Kämpfer und Produzenten‹, um affirmativ auf die Kriegserfahrung zu verweisen, bei der die Maximierung der Produktion im Interesse der Nation ein Ende der sozialen Auseinandersetzungen gefordert habe. Weitere Wegmarken des Militarismus in Italien waren der Bedeutungszuwachs der faschistischen *squadristi*, deren Zahl Ende 1921 über 300.000 Mann lag und die erheblich zur Militarisierung der *Partito Nazionale Fascista* beitrug, da sie als deren uniformierter, militärisch organisierter und bewaffneter Arm auftrat. Mussolini, der sich selbst als gestählten Kämpfer inszenierte, verkündete 1923, dass der Faschismus weder an die Möglichkeit noch den Nutzen eines länger andauernden Friedenszustandes glaube. Nur der Krieg erlaube die bestmögliche Mobilisierung menschlicher Ressourcen; der Krieg sollte die Apotheose des Faschismus sein. Dementsprechend wurden die Ressourcen umfassend auf die Vorbereitung und Durchführung von Kriegen eingestellt. Der Abessinien-Krieg (1935/36), der trotz erdrückender militärischer Überlegenheit erst nach sieben Monaten gewonnen werden konnte, war Teil der imperialistischen Großmachtträume des italienischen Faschismus und sollte dessen ›kriegerische Tüchtigkeit‹ insbesondere im Vergleich zu einem früheren Versuch der Unterwerfung Abessiniens beweisen, der 1896 in der Schlacht von Adwa gescheitert war. Weitere Schritte zur Realisierung der ›historischen Größe Italiens‹ waren die Entsendung von insgesamt 60.000 Soldaten in den Spanischen Bürgerkrieg zur Unterstützung der Franco-Truppen, die Besetzung Albaniens im April 1939, der Angriffskrieg gegen Griechenland und die Aggression gegen das von Großbritannien kontrollierte Ägypten.

In Japan gab es bereits vor dem *Meji*-Staatsstreich (1868) die Tradition des *bushidō*, mit der die Vorstellung einer Kriegerkaste idealisiert wurde. Die Meji-Verfassung (1889) behauptete eine lange zurückreichende Abstammungslinie und Sakralität der kaiserlichen Dynastie; dem Kaiser wurde in Artikel 11 der Verfassung das Oberkommando über die Streitkräfte zugesprochen, welches er ohne Einschränkungen seitens des Kabinetts oder des Parlaments ausüben konnte. Der Aufstieg der Armee zur dominierenden sozialen Kraft in der japanischen Gesellschaft nach der Inthronisierung der Meji-Dynastie war eng mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den frühen 1870er Jahren sowie – einige

Jahrzehnte später – der Etablierung der *Teikoku zaigo gunjinkai* (Kaiserliche Vereinigung der Militärreserve) verbunden. Diese konnte 1936 in über 14.000 Gliederungen etwa 3 Millionen Freiwillige im Alter zwischen 20 und 40 Jahren organisieren, von denen die Hälfte nicht gedient hatte. In den folgenden Jahren wurden in ähnlichen Vereinigungen, die Frauen und Jugendliche als Zielgruppe hatten, weitere neun bis zehn Millionen JapanerInnen zusammengefasst und dem Einfluss der Militärpropaganda ausgesetzt.

Während die Industrialisierung des Landes unter dem Motto ›reiches Land, starke Armee‹ vorangetrieben wurde, betrugen die Militärausgaben im Zeitraum zwischen 1895 und 1918 im Durchschnitt ein Drittel des nationalen Haushaltsbudgets. Mit den militärischen Interventionen in Korea (1875), China (1894/95) und Russland (1904/05) wurde nicht nur das Kolonialimperium erheblich ausgeweitet, sondern auch das Ansehen des Militärs in der japanischen Gesellschaft deutlich gesteigert. Die Hälfte der dreißig Ministerpräsidenten Japans zwischen 1885 und 1945 waren Generäle oder Admiräle; viele weitere hatten Kabinettsposten inne. Ein beträchtlicher Teil der Armee- und Marineoffiziere war in ultra-nationalistischen Vereinigungen, wie beispielsweise *Kokuryūkai* oder *Kokuhonsha* organisiert, die wiederum mit ihren Pendants innerhalb der Streitkräfte, wie z.B. der *Kōdōha*, verbunden waren.

In den 1930er Jahren fand der imperialistische Aggressionskurs mit der Besetzung der Mandschurei und dem zweiten Sino-Japanischen Krieg (1937) seine Fortsetzung, die nicht zuletzt durch schwere Kriegsverbrechen an der chinesischen Bevölkerung gekennzeichnet war. In Japan selbst führten der 5-Jahres-Plan (1937) und das Mobilisierungsdekret von 1938, die der militärisch gestützten Ausweitung des japanischen Reiches nach Süden dienen sollten, sowie die Ausweitung des Krieges durch den Angriff auf Pearl Harbour zu einer weiteren Militarisierung der Gesellschaft.

Die Wurzeln des preußisch-deutschen Militarismus liegen in der exorbitanten Erhöhung der Anzahl der Soldaten und ihrer Professionalisierung während der Regentschaften von König Friedrich Wilhelm I. (1713-1740) und König Friedrich II (1740-1786). Eine große Anzahl von Kriegen und die Unterordnung der gesamten gesellschaftlichen und staatlichen Abläufe unter die Anforderungen des Militärs und der Kriegführung machten Preußen zu einem Militärstaat. Die Streitkräfte waren nicht ›Staat im Staate‹, sondern der Staat selbst. Der Beruf des Offiziers, in der Zeit Kaiser Wilhelm II. (1888-1918) immer noch weitgehend ein Privileg des Adels, besaß starke soziale Anerkennung und war mit erheblichem Prestige und hohem sozialem Kapital verknüpft. Die große Bedeutung, die der männlich konnotierten Bereitschaft und Fähigkeit zur Bewährung im Kriege beigemessen wurde, fand während des Ersten Weltkrieges in der maßgeblich von Ludendorff propagierten Idee des ›totalen Krieges‹ seine Zuspitzung.

Trotz der Reduzierung der Streitkräftestärke auf das 100.000-Mann-Heer in Folge der Kriegsniederlage und des Versailler Vertrages fand sich auch in der Weimarer Republik eine Vielzahl von Formen militaristischen Denkens und Auftretens; zahlreiche paramilitärische Verbände waren aktiv, die illegale und geheime Aufrüstung der Reichswehr wurde vorangetrieben und soldatischer Habitus auch in primär zivilen gesellschaftlichen Kontexten gepflegt. Das deutsche Militär, weithin antidemokratisch eingestellt, beteiligte sich an den Überlegungen und Vorbereitungen zur Wiedererlangung des deutschen Großmachtstatus', der auch unter Einsatz von Waffengewalt erfolgen sollte. Im Bündnis mit zahlreichen Industrieunternehmen, den Großagrariern und der NSDAP, deren rassistische und antisemitische Weltanschauung auch von Teilen des Militärs geteilt wurde, ging man an die militärisch gestützte Neuordnung Europas.

In Asien und in Europa konnten die Kriegsmaschinerien Japans und Deutschlands nur durch die Bildung alliierter Streitkräfte gestoppt und besiegt werden. In beiden Gesellschaften sollten zahlreiche Restriktionen eine Wiederkehr des Militarismus und die Möglichkeiten zur gewaltsamen Revision der Ergebnisse des Krieges verhindern; andere Maßnahmen zielten auf eine ›mentale Entmilitarisierung‹. Berger spricht daher für die ersten vier Jahrzehnte der Existenz der Bundesrepublik Deutschland davon, dass ebenso wie Japan von einer ›historischen Anomalie‹ gesprochen werden müsse, da Deutschland und Japan sicherlich nicht als pazifistisch, wohl aber als anti-militaristisch in dem Sinne bezeichnet werden könnten, dass sie nicht wie andere ökonomisch starke Nationen unvermeidlich auch nach entsprechend starken Militärkapazitäten und einem dominanten politischen Einfluss im internationalen Kontext streben (Berger 1998).[2]

Weitere wichtige Etappen der Militarismus-Diskussion, der hier nur kursorisch nachgegangen werden soll, waren die Arbeit des Historikers Vagts (1937), des Sozialwissenschaftlers Lasswell (1941) und des Historikers Dibble (1968). Vagts schied eine Form des Militärs, welches politisch kontrolliert und mit begrenztem Aufgabenspektrum versehen sei (›military way‹) von solchen Formen, bei denen das Militär um seiner selbst willen nach einer Ausweitung und Vergrößerung von Prestige, Macht und Autorität strebe (›militaristic way‹); unter Militarismus verstand er »alle Denk- und Wertsysteme sowie alle Gefühlskomplexe, die militärische Institutionen und Formen höher stellen als zivile Lebensformen, und dabei auch eine militärische Mentalität sowie Handlungs- und Entscheidungsweisen in die zivile Sphäre tragen« (Vagts in Berghahn

2 Ob Berger seine Bewertung im Lichte der seit 1990 zu beobachtenden Entwicklungen (u.a. Militäreinsätze der Bundeswehr; Streben nach einem ständigen Sitz im UNO-Weltsicherheitsrat; Ablehnung einer unmittelbar militärischen Beteiligung am Krieg im Irak 2003 ff.) anders akzentuieren würde, sei dahingestellt (vgl. Schwab-Trapp 2002; Thomas/Virchow 2005).

1975: 106). Zunächst mit Blick auf den deutschen Faschismus, dann – totalitarismustheoretisch beeinflusst – auf die Sowjetunion, schließlich angesichts des globalen Rüstungswettlaufs des Kalten Krieges auch bezüglich westlicher Gesellschaften versuchte Lasswell mit der Bezeichnung ›garrison-state‹ eine Tendenz zu charakterisieren, in der unter Ausnutzung der beträchtlichen technologische Potenziale weltpolitisch die Herrschaft von ›Gewaltspezialisten‹ absehbar sei (Lasswell 1962). In den ›Kasernen-Staaten‹ bestimme nicht mehr der ökonomische Akteur das gesellschaftliche Geschehen, sondern die Kaste der Gewaltspezialisten, die sich zur Steuerung des stark zentralisierten und hoch-bürokratisierten Staates jedoch ziviler Managementtechniken bediene und angesichts der ›Sozialisierung der Gefahr‹ die politische Kontrolle mittels Zwang und Gewalt ausüben würde. Im Lichte der terroristischen Anschläge von 9/11 und der Reaktionen der Bush-Administration hat Morgan (2004) die Überlegungen Lasswells zum ›Kasernen-Staat‹ aktualisiert und darauf verwiesen, dass angesichts der Erfahrung, dass die Menschen auf dem nordamerikanischen Kontinent nicht mehr geschützt seien, die Regierung mit der Ausweitung staatlicher Befugnisse und der Einschränkung von Grundrechten reagiere. Wenn es auch nicht zu der von Lasswell prophezeiten Abschaffung demokratischer Strukturen und Verfahren (Wahlen, Parteiensystem) komme, so lasse sich doch eine zunehmende Konvergenz ziviler und militärischer Strukturen beobachten. In diesem Sinne hatte bereits Dibble (1968) von einer ›Kasernen-Gesellschaft‹ gesprochen, in der ökonomische, politische und militärische Institutionen und ihr Personal vielfältig miteinander verwoben und durch komplementäre Interessen und Ziele miteinander verbunden seien.

Diese analytische Perspektive konnte an eine Warnung des ehemaligen Präsidenten der USA, Eisenhower, anknüpfen, der in seiner Abschiedsbotschaft im Januar 1961 davon gesprochen hatte, dass sich in den USA ein aus Militärs und Rüstungsindustrie bestehender militärisch-industrieller Komplex (MIK) herausgebildet habe, dessen Ziel eine fortwährende Erhöhung des Militärbudgets sei. In der bis heute andauernden Diskussion um das Vorhandensein und die Bedeutung eines MIK (vgl. Pursell 1972; Rosen 1973; Gholz 2000) wurde dieser um weitere Akteursgruppen wie Politiker, Gewerkschaften, Forschungseinrichtungen oder Universitäten erweitert und die Untersuchungsperspektive auf weitere Gesellschaften (vor allem Westeuropa und die Sowjetunion) ausgeweitet (vgl. Senghaas 1972; Aspaturian 1972; Brauch 1982; Feldman 1989). Der englische Sozialhistoriker Thompson sprach im Lichte der Blockkonfrontation und des nuklearen Wettrüstens und der dafür in Anspruch genommenen gesellschaftlichen Ressourcen gar davon, dass die USA und die Sowjetunion nicht militärisch-industrielle Komplexe *hätten*, sondern insgesamt ebensolche *seien* (vgl. Thompson 1980). Nicht allein die in manchen Staaten als Folge des Endes der Blockkonfrontation realhistorisch stattgefundene Reduzierung der Truppenstärken und Waf-

fenarsenale, sondern auch das Erkennen von Widersprüchen und Inkongruenzen innerhalb der als einflussreiche Machtgruppierung apostrophierten MIK's, die der Vorstellung eines hypertrophen Einflusses auf politische und ökonomische Entscheidungsprozesse nicht gerecht wird, sowie die Berücksichtigung von weiteren, die militär- und rüstungspolitischen Entwicklungen beeinflussenden Faktoren (z.B. Bedrohungswahrnehmung), erfordern einen neuen Zugang zur Frage der militärisch-industriellen Beziehungen. Dass die Produktion von Rüstungsgütern nicht nur, wie die Diskussionen um die Übernahme von entsprechenden Unternehmen durch ausländische Firmen zeigt (Stichwort: ›nationale Rüstungsbasis‹), aber eben *auch* von ökonomischen Aspekten der Gewinnmaximierung bestimmt wird, kann nicht überraschen.[3]

Die Diskussion um das Verhältnis von Politik und Militär sowie um die gesellschaftlichen Strukturen, die Militarismus – oder nach Berghahn: verschiedene Militarismen (Berghahn 1986: 132 ff.) – hervorbringen und seine Ausbreitung ermöglichen, fand mit der 1945 einsetzenden Phase der Entkolonisierung und dem Auftreten zahlreicher Militärdiktaturen in Lateinamerika, Afrika und Asien in den 1960er und 1970er Jahren eine weitere Arena. Neben den Ansätzen, die besondere Rolle des Militärs auf der Folie modernisierungstheoretischer Annahmen zu diskutieren und seine Rolle als Modernisierungsagentur zu analysieren (vgl. u.a. Pye 1962; Abdel-Malek 1971; Sotelo/Esser/Moltmann 1975; Steinweg 1989), fand die Charakterisierung als »militaristisch« in solchen Fällen Verwendung, in denen exzessive institutionelle Gewalt im Wesentlichen im Innern der Gesellschaft praktiziert wurde (Jacoby 2005).

Nicht zuletzt die jüngere Forschung zu den zivil-militärischen Beziehungen in den USA, bei der Luttwalk nochmals die am mainstream der Militärsoziologie orientierte Frage »Who Commands the Commanders« (Luttwak 1999: 99) aufgeworfen hat, verdeutlicht, dass stereotype Zuschreibungen, denen zu Folge das Militär grundsätzlich stärker als die zivilen/politischen Akteure am Einsatz ihres Gewaltapparates interessiert sind, um hohe Rüstungsausgaben zu legitimieren und qua erfolgreiche Kriegführung soziales Kapital zu akkumulieren (Brodie 1973), die vielschichtigen Interessenlagen und komplexen Interaktionsprozessen der Beteiligten nicht adäquat abbilden. Zwar betrachtet das Militär die Frage der ›nationalen Sicherheit‹ im wesentlichen als ein militärisches Problem und konzeptualisiert Lösungen in dem Feld, in dem sie trainiert sind (Desch 1999), zugleich gerieren sich hohe US-Militärs jedoch im Kontext von sog. ›peacekeeping/peace-enforcement operations‹ auch als politische Experten und führen Gründe an, warum solche Einsätze im kon-

3 Bredow hat in diesem Kontext zu Recht auf verschiedene Gesichtspunkte wie *spin off* (zivile Nutzung militärischer Technologie), *follow on* (eine einmal aufgebaute Produktionskapazität verlangt nach fortgesetzter Auslastung) oder *bail out* (besondere finanzielle Risikominderung des Rüstungsproduzenten) verwiesen (vgl. Bredow 1983: 82).

kreten Fall kontraproduktiv sein können (Luttwak 1999: 101 ff.). Sechser argumentiert mit Blick auf das US-Militär, dass der von Huntington und anderen beschriebene ›militärische Konservatismus‹, demzufolge Soldaten wegen des Risikos getötet zu werden, Kriegseinsätzen zurückhaltend gegenüberstehen und diese als ›letztes Mittel‹ sehen (Huntington 1957; Andreski 1980; Petraeus 1989), allerdings nicht notwendig auf eine Grundeinstellung der Militärs zurückzuführen, sondern im weiteren Kontext in der Kontrolle der Streitkräfte durch zivile politische Institutionen zu suchen ist: »On average, when military officers have the authority to initiate militarized conflicts, they tend to do so at rates substantially higher than civilians« (Sechser 2004: 770).[4]

Die in zahlreichen Arbeiten (vgl. u.a. Heins/Warburg 2004) vertretene These von der Zivilisierung des Militärs ist nicht zuletzt deshalb ambivalent, da »the military learned to operate in civilian realms« (Priest 2003: 46) und politische Akteure und Öffentlichkeit in der Einschätzung der militärischen Stärke und Einsatzbereitschaft des eigenen wie des feindlichen Militärs weitgehend auf die Darstellungen der Militärs angewiesen sind. Für die USA konstatiert Priest für die 1990er Jahre einen zunehmenden Einfluss der Militärs auf die Außenpolitik »because of the disproportionate weight of their resources and organization in relation to the assets and influence of other parts of America's foreign policy structure« (Priest 2003: 16-17).

Will man die von Bredow im Kontext der Diskussion um den MIK getroffene Feststellung ernst nehmen, dass es sich um »eine neuartige und unumkehrbare Vermischung der gerade in den Vorstellungen vom Funktionieren parlamentarischer Demokratie sauber getrennten Bereiche des Zivilen und des Militärischen« handelt (Bredow 1983: 84), dann wird man sich insgesamt bei der Analyse der Bedeutung des Militärischen in Gesellschaften bzw. der zivil-militärischen Beziehungen (CMR – civil-military relations) nicht auf die dominierende Sichtweise der militärsoziologischen Forschung beschränken können. Diese hatte, auch im Rahmen der Diskussion um Begriff und Inhalt des ›Militarismus‹, wenn auch gewissermaßen als Ausdruck seiner Überwindung, den Kern der CMR in der unbeschränkten zivilen Kontrolle der bewaffneten (Streit-)Kräfte eines Staates durch die zentralen politischen Körperschaften auf der

4 Nach Feaver/Gelpi korrespondiert ein abnehmender Anteil von gedienten Soldaten in der Legislative und der Exekutive mit einer stark abnehmenden Wahrscheinlichkeit, dass die USA einen bewaffnet ausgetragenen Konflikt initiieren. Sofern ein solcher zwischenstaatlicher Konflikt jedoch einmal begonnen hat, dann korrespondierte ein hoher Anteil von Veteranen in der Regierung mit einem massiven Einsatz der bewaffneten Macht (Feaver/Gelpi 2004: 7). Dem Militär gehe es insbesondere darum, einen einmal begonnenen Krieg auch zu gewinnen; an diesem Ziel habe sich auch das Ausmaß des Waffeneinsatzes zu orientieren.

Grundlage entsprechender Verfassungsregelungen und Gesetze, Budgetrestriktionen, und Normsetzungen verortet.

BANALER MILITARISMUS

Michael Billig hat den banalen Nationalismus vom extremen Nationalismus geschieden – »there is a distinction between the flag waved by Serbian ethnic cleansers and that hanging unobtrusively outside the US post office« (Billig 1995: 6) –, zugleich jedoch die Allgegenwart und Unspektakularität der zahlreichen Ausdrucksformen des banalen Nationalismus betont. Diese Perspektive findet sich homolog in unserer Konzeptionierung des banalen Militarismus wieder. Heißt es in der bereits angeführten lexikalischen Definition von Militarismus lapidar, dieser beginne »dort, wo zwischen einem zweckgebundenen *Militär*, d.h. den in einer gegebenen Lage notwendigen Verteidigungsvorbereitungen sowie ihrer notwendigen Abschreckungswirkung und dem Militärischen als Selbstzweck nicht unterschieden wird« (Bertelsmann Lexikothek 1997: 104)[5], so stellen gerade das – in dieser Definition als *zweckgebunden* bezeichnete – Militär als solches sowie die diskursiven Prozesse seiner Legitimation[6], seine Sichtbarwerdung im öffentlichen Raum sowie die weithin akzeptierte Allokation erheblicher finanzieller und personeller Ressourcen wichtige Teile des Untersuchungsfeldes des banalen Militarismus dar.

Mit unserem Plädoyer für eine grundlegende sozial-, kultur- und medienwissenschaftliche Erweiterung der Forschungsperspektiven zugunsten jener vielfältigen Prozeduren der Gewöhnung an und/oder Einübung in Denkmuster, Einstellungen und Verhaltensweisen, die – mehr oder weniger – einem militärischen Habitus verbunden sein können, gehen wir über die traditionelle Militärsoziologie und Militarismus-Forschung, die sich vor allem mit dem Militär als soziale Institution bzw. den Mechanismen und Grenzen der Kontrolle des Militärs durch politische Akteure und institutionelle Rahmensetzungen befasst, hinaus und wenden uns den zahlreichen Prozessen zu, mittels derer das Militär bzw. Militärisches im weitesten Sinne in den Alltag eingelassen ist und zu seinem (weitgehend) selbstverständlichen Bestandteil gemacht wird/werden soll. Dem Alltag als »primärer Interaktionsraum« (Soeffner 2004: 18) kommt eine besondere Bedeutung zu, da er auf unspektakuläre, tägliche Routine(n) verweist, in denen jedoch in aktiver Hinsicht die beständige Aneignung und Weiterentwicklung der jeweiligen Lebensumwelt vonstatten geht. Insbesondere angesichts der in den meisten Gesellschaften der

5 Hier ist gleichwohl festzuhalten, dass diese Definition eine Eindeutigkeit der Abgrenzbarkeit suggeriert, die in der Realität nicht immer vorzufinden ist.

6 Vgl. die Beiträge von Berndt und Dirks in diesem Band.

nördlichen Hemisphäre beträchtlich fortgeschrittenen Mediatisierung[7] und des Bedeutungszuwachses der Kultur- und Zerstreuungsindustrie ist den zahlreichen kulturellen Diskursen, Produkten und Artefakten besondere Aufmerksamkeit zu schenken, mittels derer sich die Integration militärischer bzw. militärisch konnotierter Praxen in alltägliche Abläufe und Ereignisse vollzieht.[8]

Spricht man von ›banalem Militarismus‹, so ist jedoch zunächst auf das Faktum der schieren Existenz des Militärs zu verweisen, welches gemeinhin als selbstverständliches Insignie eines Staates und Ausweis seiner Souveränität gilt. In ihrer Studie über die Alltäglichkeit und Allgegenwart militärischer Landnutzung, welche zu den »necessary preconditions for military activities« (Woodward 2004: 3) gehört[9], verweist Woodward aus der disziplinären Sicht der ›kritischen Geographie‹ auf die tiefgreifenden Auswirkungen, die die Inanspruchnahme von Gelände und Terrain – »not as the occupation of sovereign territory. But the often more prosaic military act of just being there« (Woodward 2004: 10) – nicht nur als materielle Praxis – wie sich an der geographischen Entwicklung zahlreicher deutscher Städte zeigen lässt –, sondern auch als diskursive Macht hat. Militärische Kontrolle ist nicht an die unmittelbare physische Gegenwart von uniformierten Truppenteilen gebunden; auch der das Vorhandensein militärisch oder rüstungswirtschaftlich genutzter Flächen und Räume legitimierende Diskurs trägt dazu bei, diese Realität als – zumeist gewöhnliche, selten jedoch umkämpfte – Realität herzustellen.

Die diskursive Reproduktion des Militärs bzw. des Militärischen ist keine exklusive Domäne des Militärs, sondern kennt – wie Luckham (1984) in seiner Arbeit zur ›armament culture‹ kenntnisreich gezeigt hat – zahlreiche Akteure und Prozesse. Zwar hat sich die Forschung dem Verhältnis von Militär und Medien vermehrt zugewandt (Leslie 1997; Bussemer 2003; Louw 2003; Nord/Strömbäck 2003), andere Bereiche

7 Zu den Begriffen Medialisierung/Mediatisierung vgl. Jarren (2001) und Sarcinelli, der statt Medialisierung den Begriff Mediatisierung verwendet (Sarcinelli 1998), sowie insbesondere Krotz (2002).

8 Das vermehrte Tragen von Militärbekleidung durch Personen, die nicht Militär, Polizei oder Sicherheitsdiensten angehören, tendenziell für forschungsirrelevant zu erklären (Heins/Warburg 2004), übersieht freilich, dass Mode und Kleidung soziologisch bedeutsam sind. Folgt man modesoziologischen Ansätzen, die Stil und Mode in Beziehung zu sozio-ökonomischen Milieus sehen (Hebdige 1979; Herr 1994; Lipovetsky 1994) bzw. als »politisches Design« (Weibel 2002: 83) begreifen, dann ist der Ruf nach einer Untersuchung der »wechselseitige[n] Beeinflussung von militärischer Uniform und ziviler Kleidung« (ebd.) nicht von der Hand zu weisen. Ob von einer Militarisierung der Mode zu sprechen ist und welche Entwicklungen eine solche ausmachen würden – Weibel verweist auf die eng mit militärischen Entwicklungen verbundene Technisierung von Kleidung (*smart clothes*) (ebd.: 84 ff.) – , wird in den Beiträgen von Christiane Leidinger und Eugen Januschke in diesem Band erörtert.

9 Die meisten Industriestaaten haben große Flächen für militärische Nutzungen reserviert; Westing schätzt die Größe dieser Fläche auf 1% des Gesamtterritoriums bedeutender Industrienationen (Vgl. Westing 1988).

der Wissens- und Unterhaltungsindustrie bzw. des Kultursektors fanden bisher jedoch vergleichsweise wenig Berücksichtigung und das Militär/ische als Teil des Alltags blieb bisher ein stark vernachlässigter Forschungsgegenstand.

Für die Sozial- und Kulturwissenschaften ergibt sich ein breit gefächerter Forschungsbereich, der in dem vorliegenden Band anhand von Beispielen u.a. aus Literatur[10], Film, Fernsehen über Theater bis hin zum breiten Feld der Spiele-Industrie reicht und freilich erweitert werden kann und sollte; zur Veranschaulichung sollen an dieser Stelle einige knappe Ausführungen zu Film- bzw. Kino-Produktionen und Video- bzw. PC-Kriegsspielen genügen.

Die lange Tradition der Kooperation von Filmproduzenten und Regisseuren einerseits und Institutionen des Militärs andererseits lässt sich für mehrere Staaten nachvollziehen (vgl. etwa Suid 2002; Chiari/Rogg/Schmidt 2003; High 2003; Paul 2004; Robb 2004). Während seitens des Militärs insbesondere die Möglichkeit der Einflussnahme auf das Endergebnis Film als Motiv bedeutsam ist (vgl. Bünger 2005: 55 ff., 345 ff.)[11], reichen die Motive von Filmproduzenten und Regisseuren vom Interesse, militärische Ausrüstungsgüter und Waffensysteme als Filmrequisiten nutzen zu können, bis hin zum Wunsch, eine bestimmte politische Linie zu unterstützen.

Der Blick auf die Entwicklung des »militärbezogene[n] Kulturapparat[s]« (Bürger 2005: 12) in den USA kann zur geschärften Aufmerksamkeit für ähnliche Entwicklungen in anderen Gesellschaften beitragen: Von ihrer Entstehung an hat sich die »Hollywood War Machine« (Pollard 2002) von der Darstellung des Krieges fasziniert gezeigt; ›Kampf‹ und ›Heldentum‹ als bedeutende Bestandteile des US-amerikanischen patriotischen Erbes sind dabei immer wieder auffallend positiv inszeniert worden. Hinsichtlich der realen Kampfhandlungen und Kriege, an denen US-Streitkräfte im 20. Jahrhundert beteiligt waren, ist nur der Zweite Weltkrieg in visuellen Darstellungen durchgängig positiv bewertet worden. Insbesondere in Folge des Vietnam-Krieges und der mit ihm ver-

10 Vgl. dazu Flothow in diesem Band. Ende 2004 hat die US-Kulturbehörde National Endowment for the Arts (NEA) die Aktion ›Operation Home Coming‹ gestartet; diese von der Luftfahrt- und Rüstungsfirma Boeing mit 250.000 Dollar unterstützte Projekt bietet aktiven und aus dem Dienst geschiedenen SoldatInnen die Möglichkeit, unter Anleitung von bekannten Schriftstellern wie Tom Clancy oder Tobias Woolff in Workshops zu lernen, über ihre Kriegserfahrungen (im Irak) zu schreiben. Ausgewählte Beiträge sollen im Frühjahr 2006 in einem Buch erscheinen, das an Schulen und Bibliotheken verteilt wird (Jentzsch 2005)

11 Die Streitkräfte der USA verfügen über eine eigene Abteilung, die damit beschäftigt ist, Drehbücher zu prüfen und Änderungsvorschläge durchzusetzen (Office of the Secretary of Defense – Public Affairs – Special Assistance for Entertainment Media). Um Regisseuren, die an eine Kooperation denken, einen Einblick in das Procedere zu geben, halten die US-Streitkräfte die Rahmenbedingungen im Internet vorrätig (vgl. http://www4.army.mil/ocpa/community/makingmovies/info.html).

bundenen gesellschaftlichen Kontroversen sah sich das Militär auch in Kriegsfilmen mit kritischen Darstellungen und Bewertungen seiner Rolle konfrontiert (vgl. Bürger 2003; Petersen 2004: 197 ff.).

Versteht man Filme als Teil des kulturellen Gedächtnisses einer Gesellschaft (vgl. Hickethier 2005), die nicht nur die gängigen kulturellen Muster einer Zeit wiedergeben, sondern auch an der »Konstruktion von Meinungen und kulturellen Selbstverständnissen beteiligt« sind (Krause/Schwelling 2002: 95), so gewinnen die seit etwa Mitte der 1980er Jahre verstärkt einsetzenden Bemühungen der politischen und militärischen Führung der USA, Legitimationsgewinn für die Streitkräfte auch durch die Teilhabe an kulturellen Artefakten zu erreichen, an grundsätzlicher Bedeutung, da in ihnen verhandelt wird, welches Selbstbild ›die Amerikaner‹ bezüglich ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft haben und welche ›moral grammar of war‹ mit diesen Narrationen verbunden wird. Nach Filmen wie *Top Gun* (1986), der von der US-Navy zur Rekrutenanwerbung direkt in den Foyers mehrerer großer Kinos genutzt wurde, und den *Rambo*-Filmen, die den Hauptdarsteller Sylvester Stallone u.a. an der Seite von als ›Freiheitskämpfern‹ titulierten Mudschahedin im Kampf gegen sowjetische Truppen in Afghanistan heroisierten (1988), haben zunächst die »1990s witnessed a dramatic resurgence of conventional military films celebrating rebirth of noble warmaking, tied in great measure to the cultural and political dictates of US Empire, which had become solidified with the breakup of the Soviet system« (Pollard 2002: 132/133). Die für die US-amerikanische Gesellschaft traumatischen Terroranschläge von 9/11 werden in einem ›Kino der Angst‹ (Bürger 2005) als »öffentliche Traumaproduktion« fortgeschrieben, die freilich »den Blick auf die historischen, geopolitischen und ökonomischen Zusammenhänge« (Holert/Terkessidis 2002: 172) verschleiert.

Seit den Anschlägen auf das World Trade Center hat sich die Zusammenarbeit ziviler und militärische Akteure intensiviert. In relativ kurzer Zeit erschienen das Vietnam-Epos *Wir waren Helden*, das Kriegsgefangenendrama *Das Tribunal*, die Somalia-Tragödie *Black Hawk Down*, das Pazifikschlachtmelodram *Windtalkers* und das Nuklearbombendrama *Der Anschlag*. Für letzteren stellte das Pentagon mehrere F16-Bomber, einen Flugzeugträger (80 Flugzeugen, 5.000 Mann Besatzung), eine fliegende Kommandozentrale in einer umgebauten Boeing 747 sowie ein Heer an Beratern bereit. Auch Jerry Bruckheimer, der als Produzent schon für seine Filme *Top Gun* und *Pearl Harbour* die Unterstützung der Regierung fand, wurde vom Department of Defense unterstützt, um *Black Hawk Down* zu produzieren. Der Film verzichtet auf eine Darstellung politischer und ökonomischer Motive und Kontexte der Intervention, inszeniert jedoch bezüglich des ›dramaturgischen Funktionszusammenhangs‹ den Krieg als Fortsetzung unüberbrückbarer kultureller Differenzen (vgl. Pabst 2004) und entfaltet ein Plädoyer maskuliner Op-

ferbereitschaft, die den Tod nicht abwehrt, sondern akzeptiert und ihm heroische Bedeutungen zuweist.[12]

Die von Regierungsvertretern offen formulierten Ziele militärisch-filmindustrieller Zusammenarbeit – Rekrutenwerbung, Imagearbeit für das Militär und ›Vorbereitung der öffentlichen Meinung‹ auf tote GIs – werden auch auf anderem transportiert und finden als *Military Soaps* schneller den Weg zu den KonsumentInnen. Für die Produktion der Reality-TV-Soap *Profiles from the Front Line* in Afghanistan erhielten Jerry Bruckheimer und Bertram van Munster die volle Unterstützung der US-Streitkräfte. Die Serie ist eine banalisierende Darstellung des Krieges. Der hohe Anteil von Soldatinnen, die zugleich Erziehungsaufgaben wahrnehmen, machen Krieg und Militär unterhaltsam für die ganze Familie. Zur medialen Bewirtschaftung der Heimatfront gehört auch das ebenfalls vom Pentagon unterstützte *Military Diaries Projekt* des Kabelsenders VH1. Grundlage dieser visuellen ›Tagebücher‹ sind die Kameraaufnahmen von Laien: Ca. 60 GIs wurden digitale Videokameras zu Verfügung gestellt, mittels derer sie – für jeden per Mouseclick im Internet abrufbar – kurze Aufnahmen ihres militärischen Dienstes produzierten.

Schlägt man heute eine der unzähligen Zeitschriften auf, die über Neuheiten auf dem Markt der Video- und Computerspiele informieren, so stellen Berichte und Anzeigen über Spiele, die Militär und Krieg zum Gegenstand haben, einen immer wiederkehrenden Bestandteil in den Heften dar.[13] Interessierte LeserInnen erfahren nicht nur zahlreiche technische Details über Verbesserungen der grafischen Auflösung oder der Möglichkeiten des Mehr-Spieler-Modus, sondern werden auch über die in den jeweils aktuellsten Versionen neu angebotenen Kriegsschauplätze und Ausrüstungs- bzw. Bewaffnungsmöglichkeiten in Kenntnis gesetzt, wobei regelmäßig deren Realitätsnähe diskutiert wird. Neben ausführlichen Spielberichten finden sich für die Kassenschlager dieses Genres auch umfangreiche Tipps, mit welchen technischen Veränderungen und mit welchem taktischen und strategischen Vorgehen die eigenen Erfolgsaussichten auf dem virtuellen Schlachtfeld verbessert werden können.

Als kulturelle Artefakte erreichen solche Spiele ein Millionenpublikum; sie sind als Ergebnis der Kooperation der Unterhaltungs- und Spie-

---

12 Vgl. dazu den Beitrag von Andersen in diesem Band.

13 Entsprechende Anzeigen finden sich auch in der Militärpublizistik. In der Zeitschrift der Reservisten der Bundeswehr wurde das Spiel *Full Spectrum Warrior* mit einer doppelseitigen Anzeige beworben, die drei Soldaten in der Nähe ihres Panzers zeigt. Die Farbgebung des Tarnanstrichs und der Uniformen, der Zeitpunkt des Erscheinens sowie der Werbeslogan ›The best commanders not only lead their men to victory, but bring them home unhurt‹ lassen eine Bezugnahme auf den Krieg im Irak unmittelbar plausibel erscheinen. Weitere Textzeilen in der Anzeige lauten ›This is the training-simulation of the infantry of the US army‹ und ›Join the US Army at www.fullspectrumwarrior.com‹ (vgl. *loyal* 7-8/2004, S. 20/21).

le-Industrie mit militärischen Einrichtungen inzwischen in zahlreichen Fällen echte dual-use-Produkte. Reicht die Tradition des Kriegsspieles bis in das frühe 19. Jahrhundert zurück, wo mit dem Kriegsspiel von Reisswitz grundlegende Strukturen und Konventionen des Genres etabliert wurden (z.B. Markierung der Kriegsparteien als rot und blau) (vgl. Lenoir/Lowood 2002: 3), so gehen die digitale Technologien berücksichtigenden Kooperationen zwischen Spiele-Entwicklern und militärischen Spezialisten auf die späten 1970er Jahre zurück (ebd.: 5). Dabei stand zunächst die Entwicklung von militärischen Simulationen im Mittelpunkt, bei denen es nicht in erster Linie um das Erlernen des Fahrens eines Panzers oder des Fliegens eines Flugzeugs ging, sondern um die Simulation großer Panzerschlachten und komplexer Luftkampfszenarien. Erst mit der zunehmenden Verbreitung des Heimcomputers und der Weiterentwicklung digitaler Technologien bot sich die Möglichkeit, Video- und PC-Kriegsspiele sowohl für die militärische Ausbildung zu nutzen als auch einem Massenmarkt anzubieten.

Die These von der Entstehung eines ›military-entertainment complex‹ (vgl. Lenoir 2000: 292 ff.), eines »militärisch-interaktiven Komplex[es]« (Naisbitt 1999) bzw. eines ›military-industrial-media-entertainment network‹ (vgl. Der Derian 2001) und die Produktion einer inzwischen kaum noch überschaubaren Zahl von Video- und PC-Kriegsspielen markieren eine Amalgamierung des Militärischen und des Zivilen, welche den spielenden NutzerInnen Unterhaltung und dem Militär ein modernes Rekrutierungs- und Sozialisationsinstrument bietet.

Das von der US-Armee kostenfrei angebotene Spiel *America's Army* fordert von den Spielenden die Absolvierung von Ausbildungsmodulen, durch die der Status eines Scharfschützen, eines Fallschirmspringers oder eines Kommandosoldaten erreicht werden kann. Das Spiel legt besonderen Wert auf die Vermittlung der Prinzipien von Befehl und Gehorsam bzw. Disziplin und fordert von den Spielenden, sich auf verschiedene Weise auf das Militär einzulassen, etwa bezüglich des Handlings von Waffen. Wie Green und Bavelier (2003) gezeigt haben, führt das Spielen von Action-Videos bereits nach kurzer Zeit zur Verbesserung visueller Fähigkeiten, die (auch) für militärische Anwendungen interessant sind, z.B. die Ausweitung des Blickfeldes und die Fähigkeit zur simultanen Beachtung mehrerer Objekte. In Anlehnung an den von Wacquant (2003) in seiner ethnographischen Studie über Boxsport gebrauchten Begriff des ›boxerischen Sehens‹ schlagen wir daher vor, von der Förderung der Fähigkeit zum ›militärischen Sehen‹ durch die Video- und PC-Kriegsspiele zu sprechen. ›Militärisches Sehen‹ meint das Sich-Einlassen auf die Logiken militärischen und soldatischen Verhaltens. Dies gilt etwa für das Wahrnehmen und Interpretieren, kurz: das ›Lesen‹, von Landschaften, bei dem eine Hecke zu aller erst als Möglichkeit zur Deckung registriert wird und Hügel und Bach nicht mehr als Orte wahrgenommen werden, an denen sich möglicherweise eine entspannende Rast anbietet oder in

der Dämmerung Tiere beobachten lassen, sondern als Hindernisse, die in ihrer Wirkung auf Freund und Feind zu bewerten sind. Solches ›militärische Sehen‹ und Bewerten, das in der militärischen Ausbildung antrainiert wird und zum soldatischen Habitus gehört, ist zum ›erfolgreichen‹ Spielen von Video- und PC-Kriegsspielen so unabdingbar wie das Zurechtkommen in einer (Spiele-)Umgebung, in der Überraschungen, plötzliche Situationswechsel und Unsicherheiten eine große Rolle spielen.

Da »[o]ur experience of materiality is deeply tied to technologies that affect how we experience space and time and how we use our bodies« (Lenoir 2000: 290), muss insbesondere den mit Spielkonsolen ausgestatteten Videospielen spezifische Aufmerksamkeit gewidmet werden. Diese sind mit kleinen Motoren ausgestattet, die mittels eines physischen feedbacks in einem gewissen Maße vermitteln, was im Spiel passiert: »When I am unable to hit the correct buttons fast enough and in the proper sequence, my atavar in a game may lose a fight or run into a wall but I will also experience the consequences as the controller shakes, vibrates, and even jolts wildly in my hands« (Murphy 2004: 230). In Video-Kriegsspielen werden auf technologische Weise beispielsweise der Rückstoß einer Waffe und der Druckpunkt zu simulieren versucht.

Nicht nur James Der Derian hat mit Blick auf den Einsatz solcher ›Spiele‹ in der soldatischen Ausbildung auf die Problematik der Entkörperlichung des ›Virtuous War‹[14] nachdrücklich aufmerksam gemacht; unter Ausblendung der Konsequenzen von Gewalthandeln in spielerischen Kriegssimulationen und realem Kriegseinsatz werde die Tötung feindlicher Soldaten zum Punktsieg. Jedoch produziert prägnanterweise eine solche körper-bezogene Erfahrung etwa des militärischen Sehens oder der Koordination von Atmung und Schießrhythmus eine ambivalente ›Entkörperlichung‹ des virtuellen Geschehens – eben jene der Zielfiguren – und ist doch potentiell viel bedeutsamer für die Wahrnehmung und Interpretation dessen, was als ›real‹ angesehen wird, als beispielsweise eine rein textuelle oder visuelle Darstellungsform.

Video- und PC-Kriegsspiele können kulturelle Artefakte sein, mittels derer nicht nur ein »ethos of militarization« (Leonard 2004) verbreitet wird, weil der Einsatz von Waffengewalt nicht als möglicherweise letzte Option, sondern häufig als erste und oft als einzige Handlungsweise angeboten wird, sondern mit denen durch die Verwendung rhetorischer Tropen wie ›Exploration‹, ›Entdeckung‹, ›Front‹ oder ›Kolonisierung‹ auch Vorstellungen von Hegemonie und Hierarchie verbreitet werden. Schließlich transportieren die Spiele als mehr oder weniger anspruchsvolle Plattformen auch stereotype Zuschreibungen über Bevölkerung(sgrupp)en, die häufig mit aktuellen realgeschichtlichen Konfliktlagen korrespondieren.

14 Vgl. Der Derian in diesem Band.

Wenn vor diesem Hintergrund Spiele wie *Battlefield 2* von der Herstellerfirma mit dem Slogan angepriesen werden, es bringe ›war to the masses and masses to war‹[15], dann bedürfen derartige Militainment-Angebote (Burston 2003) und die Beziehung zwischen den Spielen und den hegemonialen Praxen des Militär-Unterhaltungskomplexes – wie Huntemann (2003) betont hat – besonderer Beachtung.

BANALE MILITARISIERUNG

Versteht man unter Militarismus jene gesellschaftliche Situation, in der – verkürzt gesagt – das Militärische das Zivile dominiert und unter Militarisierung den Prozess, in welchem das Gewicht zugunsten des Militärischen verschoben wird, so wirft dies die Frage nach den Mess-Indikatoren auf. Trotz der Erkenntnis, dass die Höhe von Militärbudgets nur schwer eindeutig zu ermitteln ist (vgl. Lebovic 1999), gelten Indikatoren wie die Höhe der jährlichen Rüstungsausgaben eines Landes, die Größe der bewaffneten Formationen (in Relation zur Gesamtbevölkerung) oder die Relevanz des Militärs als Instrument der Außenpolitik als wichtige Gradmesser (Bowman 2002). Diese Kriterien sind ohne Zweifel bedeutsam. Allerdings plädieren wir aus der Perspektive der *Banal Militarism*-Forschung für eine grundsätzliche Erweiterung der Untersuchungsperspektive um Analysen der Repräsentation und des sozialen Diffundierens des Militär/ischen in kulturellen Artefakten, gesellschaftlichen Diskursen und Praktiken als integralem und notwendigen Bestandteil des Forschungsverständnisses.

Karl Rohes konzeptuelle Überlegungen zu Gegenstand und Fragestellung politischer Kulturforschung,

> »Wer Politische Kulturforschung betreibt, will nicht wissen, – zumindest nicht vorrangig wissen – ob und inwiefern ein politisches Regime und politische Institutionen bejaht oder abgelehnt werden; er interessiert sich vielmehr für die Prinzipien, die dieser Bejahung zugrunde liegen« (Rohe 1987: 40),

sind hier insofern relevant, als auch er das lange vorherrschende Paradigma einer mikroanalytisch orientierten Einstellungsforschung in der Tradition von Almond/Verba (1963) in Frage gestellt hat; er plädiert für die Erforschung symbolischer Formen, Mythen, Feste, Rituale, Architektur und Sprache. Zwar betrachten wir die Frage nach Zustimmung und Akzeptanz hinsichtlich Existenz und Auftrag des Militärs sowie bezüglich der Normalisierung militärischer Gewaltanwendung als staatlich organisiertem und politisch legitimiertem Umgang mit Konflikten keineswegs als zweitrangig; aus der Perspektive kritischer Wissenschaften ist

15 Computer Gaming World No. 240 (July 2004), S. 58.

sie von der Frage, wie diese sich etablieren, nur schwerlich zu trennen. Wichtige Impulse setzt Rohe jedoch, indem er die Frage nach den ›Prinzipien‹ der gesellschaftlichen (Re-)Produktion von Konsens/Hegemonie in den Mittelpunkt rückt.

Fragen nach den kulturellen Grundlagen sozialen und politischen Handelns sind in den vergangenen 20 Jahren auf wachsendes wissenschaftliches Interesse gestoßen. Thomas Herz hat 1995 auf dem Kongress der »Deutschen Gesellschaft für Soziologie« an den historischen und prozessualen Charakter politischer Kultur erinnert und eine Konzeptionalisierung politischer Kultur vorgeschlagen, die davon ausgeht, dass politische Kultur aus kollektiv geteilten Deutungen besteht, die in Konflikten zwischen politischen und kulturellen Eliten besonders gut sichtbar werden und sowohl historisch gewachsen sind als auch in aktuellen Auseinandersetzungen verändert werden können (vgl. Herz/Schwab-Trapp 1997).

Exemplarisch lässt sich dementsprechend etwa beobachten, wie sich mit der militärischen Niederlage der Wehrmacht und des Nationalsozialismus nach »jahrelanger exzessiver Betätigung der Vernichtungsmaschinerie« (Wette 1994: 982) die im Gefolge des Ersten Weltkrieges auftretende Parole ›Nie wieder Krieg!‹ nach Ende des Zweiten Weltkrieges zum Postulat ›Nie wieder Militär!‹ noch verschärfte. In einem konflikthaften Prozess wurden in den 1950er Jahren jedoch der Aufbau der Bundeswehr und die Wiederbewaffnung durchgesetzt und damit auch ein erster Schritt zur Remilitarisierung der politischen Kultur vollzogen. Stand in diesem Prozess zunächst im Vordergrund, dass die Existenz von Militär in der Bundesrepublik Deutschland, dieses Mal in Gestalt der Bundeswehr und ohne den »alten Glanz des Militärischen, das Imponiergehabe mit Pauken und Trompeten« und ohne eine »Restauration der herausgehobenen gesellschaftlichen Stellung des deutschen Berufsmilitärs« (Wette 1994: 982 f.), *im Grundsatz* anerkannt wurde,[16] so vollzog sich in den 90er Jahren eine Veränderung der politischen Kultur, die sich von der Akzeptanz des Militärs als solchem zur Akzeptanz der Beteiligung der Bundeswehr an Kriegseinsätzen, die nicht der Verteidigung des Territoriums der Bundesrepublik Deutschland dienen, verschob. Schwab-Trapp (2002: 11) spricht in diesem Zusammenhang von der »politische(n) Kultur des Krieges«, deren Durchsetzung im vergangenen Jahrzehnt zu beobachten gewesen sei.

---

16 Hier geht es also um die prinzipielle Akzeptanz der Bundeswehr, unbeschadet der Tatsache, dass die Akzeptanz- und Zustimmungsquoten im Zeitverlauf und themen- sowie gelegenheitsabhängig immer variiert haben, insbesondere soweit dies für die Bevölkerung (oder für Teile von ihr) mit als nachteilig empfundenen Folgen verbunden war (z.B. Wehrpflicht, Manöver, Truppenübungsplätze). Dennoch lässt sich für das Ende des 20. Jahrhunderts von einer überwiegend positiven Einstellung zur Bundeswehr sprechen.

Ebenfalls auf der Basis einer Auffassung von politischer Kultur, die nicht als gesonderter Bereich neben anderen (etwa ökonomischen, religiösen) Kulturen oder im Sinne eines nur für einen Teilausschnitt politischer Phänomene relevanten Konzepts angesehen wird, plädiert Birgit Schwelling (2001: 613) dementsprechend überzeugend für eine Politische Kulturforschung, die die Untersuchung der kulturellen Grundlagen politisch relevanter Phänomene in den Mittelpunkt stellt. Zur Analyse der ›Prinzipien‹ schlägt sie im Anschluss an Alfred Schütz' und Thomas Luckmanns Unterscheidung von subjektiven und gesellschaftlichen Wissensvorräten eine Herangehensweise vor, die den Vorzug hat, dass

»nicht nur kognitive Formen des Wissens bedacht sind, sondern auch den Bereich der eingelebten Routinen und unreflektierten Alltagsorientierungen, der eigenen Reflexion entzogene Denkgewohnheiten und latenten und tabuisierten Sachverhalten einbezogen ist« (Schwelling 2001: 623f).

Schwellings ›wissenszentrierter‹ Ansatz scheint somit auch für eine Untersuchung von ›Banal Militarism‹ gewinnbringend, da sie die Untersuchungen der Wechselbeziehungen zwischen subjektiven und gesellschaftlichen Wissensvorräten, die Anschlussfähigkeit kultureller Muster an soziale Strukturen und historische Kontexte mit der Analyse kulturell gegründeter (Deutungs-)Macht verschränkt.

Die Frage nach (dem Grad) der Militarisierung von Gesellschaften hätte danach nicht nur die gesellschaftlich je spezifische Ausgangslage sowie Tendenzen und Gegentendenzen – etwa hinsichtlich der eingangs genannten Indizes – zu berücksichtigen, sondern auch das in diesem Band exemplarisch entfaltete Feld sozialer und kultureller Artefakte, Diskurse und Praktiken. So können widersprüchliche Tendenzen, wie etwa im Falle der Bundesrepublik Deutschland die Entwicklung zur Interventionsarmee und die Reduzierung der Kopfstärke der Bundeswehr oder der Rückzug aus der Fläche aufgrund von Kasernenschließungen und eine zunehmende mediale Präsenz des Militärs (z.B. ›military in the newsrooms‹), gleichzeitig stattfinden. Ob und in welchem Umfang eine Militarisierung der Gesellschaft, einzelner gesellschaftlicher Bereiche oder ihrer politischen Kultur zu konstatieren ist, hängt hinsichtlich der Phänomene des ›banal militarism‹ schließlich nicht zuletzt davon ab, ob diese gemäß einer dominant-hegemoniale Lesart (Hall 1999) rezipiert werden und damit deren häufig auf eine Banalisierung des Militärischen zielenden Botschaften affirmieren.

LITERATUR

Abdel-Malek, Anouar (1971): Ägypten: Militärgesellschaft. Das Armeeregime, die Linke und der soziale Wandel unter Nasser, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Almond, Gabriel A./Verba, Sydney (1963): The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations, Princeton: Princeton University Press.

Andreski, Stanislav (1980): »On the peaceful nature of military dictatorships«. Journal of Strategic Studies 3.3, S. 3-10.

Aspaturian, Vernon V. (1972): »The Soviet Military-Industrial Complex – Does It Exist?«. Journal of International Affairs 26.1, S. 1-28.

Berger, Thomas U. (1998): Cultures of Antimilitarism. National Security in Germany and Japan, Baltimore & London: John Hopkins University Press.

Berghahn, Volker R. (Hg.) (1975): Militarismus, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Berghahn, Volker R. (1986): Militarismus. Die Geschichte einer internationalen Debatte, Hamburg u.a.: Berg.

Billig, Michael (1995): Banal Nationalism, London: Sage.

Bimmer, Andreas C. (Hg.) (2001): Das Militärische im Volksleben. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung Bd. 36., Marburg: Jonas-Verlag.

Bowman, Kirk S. (2002): Militarization, Democracy, and Development: The Perils of Praetorianism in Latin America, Pennsylvania State University Press.

Brauch, Hans Günter (1982): Struktureller Wandel und Rüstungspolitik der USA (1940-1950). Zur Weltführungsrolle und ihren innenpolitischen Bedingungen, Ann Arbor: University Microfilms International.

Bredow, Wilfried von (1983): Moderner Militarismus. Analyse und Kritik, Stuttgart u.a.: Kohlhammer.

Brockhaus Die Enzyklopädie, 14. Band, Leipzig & Mannheim: F.A. Brockhaus 1996; 20. überarbeitete und aktualisierte Auflage, S. 649.

Brodie, Bernard (1973): War and politics, New York: Macmillan.

Bürger, Peter (2003): Vietnam und der kritische Kriegsfilm aus Hollywood, Düsseldorf: fiftyfifty.

Bürger, Peter (2005): Kino der Angst. Terror, Krieg und Staatskunst aus Hollywood, Stuttgart: Schmetterling Verlag.

Burston, Jonathan (2003): »War and the Entertainment Industries: New Research Priorities in an Era of Cyber-Patriotism«. In: Daya Kishan Thussu/Des Freedman, (Hg.), War and the Media, London & Thousand Oaks: Sage, S. 163-175.

Bussemer, Thymian (2003): »Medien als Kriegswaffe. Eine Analyse der amerikanischen Militärpropaganda im Irak-Krieg«. Aus Politik und Zeitgeschichte B 49-50/2003, S. 20-28.

Chiari, Bernhard/Rogg, Matthias/Schmidt, Wolfgang (Hg.) (2003): Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts, Beiträge zur Militärgeschichte Band 59, München: Oldenbourg.

Cock, Jacklyn (2000): »Weaponry and the Culture of Violence in South Africa«. In: Virginia Gamba (Hg.), Society under Siege: managing arms in South Africa, Pretoria: Institute for Security Studies, S. 75-95.

Conze, Werner (1978): »Militärkritik in Vorwegnahme späterer ›Militarismus‹-Wertungen«. In: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 4: Mi – Pre, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 7-22.

Der Derian, James (2001): Virtuous War: Mapping the military-industrial-media-entertainment network, Oxford, Boulder: Westview.

Desch, Michael C. (1999): Civilian control of the military: The changing security environment, Baltimore: Johns Hopkins University Press.

Dibble, Vernon K. (1968): »The Garrison Society«. In: Frank Lindenfeld (Hg.), Radical Perspectives on Social Problems: Readings in Critical Sociology, New York: Macmillan, S. 271-281.

Die große Bertelsmann Lexikothek, Bd. 10, Gütersloh 1997: Bertelsmann Lexikothek Verlag, S. 104

Feaver, Peter D./Gelpi, Christopher (2004): Choosing your battles. American Civil-Military Relations and the Use of Force, Princeton & Oxford: Princeton University Press.

Feldman, Jonathan (1989): Universities in the Business of Repression. The Academic-Military-Industrial Complex in Central America, Boston: South End Press.

Flatz, Roswitha (1976): Krieg im Frieden. Das aktuelle Militärstück auf dem Theater des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt/Main: Klostermann.

Geyer, Michael (1978): »Militarismus und Antimilitarismus im Kaiserreich«. In: Otto Brunner/ Werner Conze/ Reinhart Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 4: Mi – Pre, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 30-46.

Gholz, Eugene (2000): »The Curtiss-Wright Corporation and Cold War-Era Defense Procurement. A Challenge to Military-Industrial Complex Theory«. Journal of Cold War Studies 2.1, S. 35-75.

Green, C. Shawn/Bavelier, Daphne (2003): »Action video game modifies visual selective attention«. Nature Vol. 423 (29. Mai 2003), S. 534-537.

Hall, Stuart (1999): »Die zwei Paradigmen der Cultural Studies«. In: Hörning, Karl H./ Rainer Winter (Hg.), Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 13-42.

Hebdige, Dick (1979): Subculture. The meaning of style, London: Methuen, 1979.

Heins, Volker/Warburg, Jens (2004): Kampf der Zivilisten. Militär und Gesellschaft im Wandel, Bielefeld: transcript.

Herr, Cheryl Temple (1994): »Terrorist Chic: Style and Domination in Contemporary Ireland«. In: Shari Benstock/ Suzanne Ferriss (Hg.), On Fashion, New Brunswick: Rutgers University Press, S. 235-66.

Herz, Thomas/Schwab-Trapp, Michael (1997): Umkämpfte Vergangenheit. Diskurse über den Nationalsozialismus, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Hickethier, Knut (2005): »Der Krieg, der Film und das mediale Gedächtnis«. In: Waltraud Wende (Hg.), Krieg und Gedächtnis, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 347-365.

High, Peter B. (2003): The Imperial Screen. Japanese Film Culture in the Fifteen Years' War, 1931-1945, Madison: University of Wisconsin Press.

Hintze, Otto (1906): »Staatsverfassung und Heeresverfassung«. In: ders., Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte (hg. Von Gerhard Oestereich) (1962), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 52-83.

Holert, Tom/Terkessidis, Mark (2002): Entsichert. Krieg als Massenkultur im 21. Jahrhundert, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Huntemann, Nina C. (2003): »Militarism & Video Games: An Interview with Nina Huntemann« [Online-Dokument], URL: <http://www.mediaed.org/news/articles/pdf/militarism>, [12.08.2005].

Huntington, Samuel P. (1957): The soldier and the state: The theory and politics of civil-military relations, Cambridge/MA: Harvard University Press.

Jacobi, Tim (2005): »Semi-Authoritarian Incorporation and Autocratic Militarism in Turkey«. Development and Change 36.4, S. 641-665.

Jarren, Otfried (2001): »›Mediengesellschaft‹ – Risiken für die Politische Kommunikation«. Das Parlament. B41-42/2001, 2001, S. 10-19.

Jentzsch, Barbara (2005): »Ali Baba und Amerika gut. Operation Home Coming – Boeing sponsert Workshops für Kriegsliteratur über den Irak«. Freitag Nr. 46/2005 vom 18. November 2005.

König, Rene (Hg.) (1968): Beiträge zur Militärsoziologie (KZfSS-Sonderheft), Köln & Opladen: Westdeutscher Verlag.

Krause, Peter/Schwelling, Birgit (2002): »›Filme als Orte kollektiver Erinnerung‹. Aspekte der Auseinandersetzung mit der Erfahrung des Vietnamkrieges in *Apocalypse Now*«. In: Michael Strübel (Hg.): Film und Krieg. Die Inszenierung von Politik zwischen Apologetik und Apokalypse, Opladen: Leske+Budrich, S. 93-108.

Krotz, Friedrich (2002): Die Mediatisierung des Alltags, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kümmel, Gerhard/Prüfert, Andreas (Hg.) (2000): Military Sociology. The Richness of a Discipline, Baden-Baden: Nomos.
Kuhlmann, Jürgen/Callaghan, Jean (Hg.) (2000): Military and Society in 21st Century Europe, Münster & Piscataway: LIT & Transaction Publishers.
Lange, Britta (2003): Einen Krieg ausstellen, Berlin: Verbrecher Verlag.
Lasswell, Harold D. (1941): »The Garrison State and the Specialists of Violence«. American Journal of Sociology 46 (Januar), S. 455-468.
Lasswell, Harold D. (1962): »The Garrison State Hypothesis Today«. In: Samuel P. Huntington (Hg.), Changing Patterns of Military Politics, New York: The Free Press of Glencoe, S. 51-70.
Lebovic, James H. (1999): »Using Military Spending Data: The Complexity of Simple Inference«. Journal of Peace Research 36.6, S. 681-697.
Lenoir, Timothy (2000): »All But war is Simulation: The Military-Entertainment Complex«. in: Configurations 2000 (8), S. 289-335.
Lenoir, Tim/Lowood, Henry (2002): Theaters of War: The Military-Entertainment-Complex [Online-Dokument], URL: <http://www.stanford.edu/class/sts145 /Library/Lenoir-Lowood_TheatersOfWar.pdf>, [22.04.2005].
Leonard, David (2004): »Unsettling the military entertainment complex: Video games and a pedagogy of peace«. Studies in Media & Information Literacy Education 4.4 (ohne Paginierung).
Leslie, Paul (1997): The Gulf War as popular entertainment: an analysis of the military-industrial media complex, Lewiston: E. Mellen Press.
Lipovetsky, Gilles (1994): The empire of fashion. Dressing modern democracy, Princeton: Princeton University Press.
Löffelholz, Martin (Hg.) (1993): Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation, Opladen: Westdeutscher Verlag.
Löffelholz, Martin (Hg.) (2004): Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: VS-Verlag.
Louw, P. Eric P. (2003): »The ›war against terrorism‹: A public relations challenge for the Pentagon«. Gazette: The International Journal for Communication Studies 65.3, S. 211-230.
Luckham, Robin (1984): »Of Arms and Culture«. Current Research on Peace and Violence 7.1, S. 1-64.
Luttwak, Edward N. (1999): »From Vietnam To *Desert Fox*: Civil-Military Relations in Modern Democracies«. Survival 41.1, S. 99-112.
Luxemburg, Rosa (1970): »Sozialreform oder Revolution? Mit einem Anhang: Miliz und Militarismus«. In: Gesammelte Werke, Bd. 1/1, Berlin.
Mommsen, Wolfgang J. (Hg.) (1996): Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München: Oldenbourg.
Morgan, Matthew J. (2004): »The garrison state revisited: civil-military implications of terrorism and security«. Contemporary Politics 10.1, S. 5-19.
Murphy, Sheila C. (2004): »›Live in Your World, Play in Ours‹: The Spaces of Video Game Identity«. Journal of Visual Culture 3.2, S. 223-238.
Naisbitt, John (1999): »Der militärisch-interaktive Komplex«. Zeitschrift für Kommunikationsökologie 2, S. 20-26.
Nord, Lars W./Strömbäck, Jesper (2003): »Mission Impossible? Some Notes on Journalistic Shortcomings on the Coverage of War and Terrorism«. Nordicom. Nordic research on Media & Communication 24.2, S. 127-141.
Pabst, Eckhard (2004): »Let's go and get this thing done!«. In: Christer Petersen (Hg.), Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien, Kiel: Verlag Ludwig, S. 170-193.
Paul, Gerhard (2004): Bilder des Krieges – Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges, Paderborn & München: Schöningh & Fink.
Petersen, Christer (2004): »Der unbekannte Feind: Vietnam im filmischen Diskurs«. In: ders. (Hg.), Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien, Kiel: Verlag Ludwig, S. 194-230.

Petraeus, David H. (1989): »Military Influence and the post-Vietnam use of force«. Armed Forces and Society 14.4, S. 489-505.
Pollard, Tom (2002): »The Hollywood War Machine«. New Political Science 24.1, S. 121-139.
Priest, Dana (2003): The Mission: Waging War and Keeping Peace with America's Military, New York: W.W. Norton & Company.
Pursell, Carroll W. (Hg.) (1972): The Military-Industrial Complex, New York: Harper & Row.
Pye, Lucien (1962): »Armies in the process of political modernization«. In: John J. Johnson (Hg.), The Role of the Military in Underdeveloped Countries, Princeton: Princeton University Press, S. 80-89.
Robb, David L. (2004): Operation Hollywood. How the Pentagon Shapes and Censors the Movies, New York: Prometheus Books.
Roghmann, Klaus/Ziegler, Rolf (1977): »Militärsoziologie«. In: René König (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung Bd. 9 (Organisation · Militär), Stuttgart: Enke, S. 142-227.
Rohe, Karl (1987): »Politische Kultur und der kulturelle Aspekt der politischen Wirklichkeit. Konzeptionelle und typologische Überlegungen zu Gegenstand und Fragestellung politischer Kulturforschung«. In: Dirk Berg-Schlosser/ Jakob Schissler (Hg.), Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 39-48.
Rosen, Steven (1973): Testing the Theory of the Military-Industrial Complex, Lexington: Heath.
Sarcinelli, Ulrich (1998): Mediatisierung, in: Otfried Jarren/ Ulrich Sarcinelli/Ulrich Saxer (Hg.), Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 678-679.
Schwab-Trapp, Michael (2002): Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991-1999, Opladen: Leske+Budrich.
Schwelling, Birgit (2001): »Politische Kulturforschung als kultureller Blick auf das Politische. Überlegungen zu einer Neuorientierung der Politischen Kulturforschung nach dem ›cultural turn‹«. Zeitschrift für Politikwissenschaft 11.2, S. 601-629.
Sechser, Todd S. (2004): »Are Soldiers Less War-Prone than Statesmen?«. Journal of Conflict Resolution 48.5, S. 746-774.
Senghaas, Dieter (1972): Rüstung und Militarismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Soeffner, Hans-Georg (2004): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung, Konstanz: UVK.
Sotelo, Ignacio/Eßer, Klaus/Moltmann, Bernhard (1975): Die bewaffneten Technokraten. Militär und Politik in Lateinamerika, Hannover: Fackelträger.
Spencer, Herbert (1886): The Principles of Sociology, Bd. 2 (Zweiter Halbband), New York & London.
Steinweg, Reiner (Hg.) (1989): Militärregime und Entwicklungspolitik, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Suid, Lawrence H. (2002): Guts & Glory. The Making of the American Military Image in Film, Lexington: University Press of Kentucky.
Thomas, Tanja/Virchow, Fabian (2005): »Banal Militarism and the Culture of War«. In: Lee Artz/ Yahya R. Kamalipour (Hg.), Bring `em on. Media and Politics in the Iraq War, Lanham: Rowman & Littlefield, S. 23-36.
Thompson, Edward P. (1980): »Notes on exterminism, the last stage of civilisation«. New Left Review No. 121 (Mai/Juni 1980), S. 3-31.
Vagts, Alfred (1937): A History of Militarism. Romance and Realities of a Profession, New York: Norton.
Vagts, Alfred (1937; 1975): »Die Idee und der Charakter des Militarismus«. In: Berghahn, Volker R. (Hg.): Militarismus, Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 102-106.
Wacquant, Loïc (2003): Leben für den Ring: Boxen im amerikanischen Ghetto, Konstanz: UVK.

Weibel, Peter (2002): »The Essence of Dress Sense: Die Militarisierung der Mode«. In: Lischka, Gerhard Johann (Hg.): Mode-Kult, Köln: Wienand, S. 77-87.
Westing, Arthur H. (1988): »The military sector vis-à-vis the environment«. Journal of Peace Research 25.3, S. 257-264.
Wette, Wolfram (1994): »Rückkehr zu ›Normalität‹ und Weltmachtdenken. Die Renaissance des Militärischen im neuen Deutschland«. Blätter für deutsche und internationale Politik 39.8, S. 981-990.
Woodward, Rachel (2004): Military Geographies, Oxford & Malden: Blackwell.
Young, Iris Marion (2003): »The Logic of Masculinist Protection: Reflections on the Current Security State«. Signs. Journal of Women in Culture and Society 29.1, S. 1-25
.

Von Mäusen und Kapuzenmännern: »Banaler Militarismus«, visuelle Repräsentationen und kollektive Erinnerung

Frank Möller

»Banaler Militarismus« ist ohne wiederholte Repräsentationen des Militärs und ihre Verankerung im kollektiven Gedächtnis einer Gesellschaft nicht zu denken. Dabei können selbst Repräsentationsformen, die das Militär zu detrivialisieren scheinen, langfristig eine banalisierende Funktion haben. Diese These ergänzt die nahe liegende Annahme, dass die Trivialisierung bzw. Detrivialisierung des Militärs von der Repräsentationsform abhängt – dergestalt, dass die Darstellung von Soldaten als Erntehelfer oder im Katastrophenschutz das Militär zu banalisieren helfe, während ihre Darstellung im Kampfeinsatz zur Detrivialisierung des Militärs beitrage. In diesem Beitrag wird davon ausgegangen, dass die Trivialisierung bzw. Detrivialisierung des Militärs auch davon abhängt, ob es sich bei einer jeweiligen Repräsentationsform um eine einmalige, ursprüngliche Darstellungsform handelt oder um eine, die durch Kopie und Nachahmung zum Muster für die Darstellung nachfolgender Ereignisse geworden ist. Nachahmung trivialisiert nicht so sehr das Originalereignis und dessen Darstellung als vielmehr die nachfolgenden Ereignisse und deren Darstellung. Als aktuelles Beispiel dienen hier Fotografien, die zunächst alles andere als banalisierend wirken: die berüchtigten, von den Tätern selbst angefertigten und deshalb besonders authentisch wirkenden Fotografien der Misshandlungen von Gefangenen in dem unter Kontrolle des US-Militärs stehenden Gefängnis in Abu Ghraib, Irak. Wenn selbst bei dieser Extremform soldatischen Verhaltens eine langfristige Trivialisierung nicht auszuschließen ist, dürfte der im Mittelpunkt dieses Beitrags stehende Mechanismus der Banalisierung durch Wiederholung bei alltäglicheren militärischen Aktivitäten noch stärker zu beobachten sein.

VISUELLE ERINNERUNGSRÄUME

Bei dem Prozess der Trivialisierung durch Kopie und Gewöhnung spielen *visuelle* Repräsentationen eine besondere Rolle. Postmoderne Gesellschaften sind *Bilder*gesellschaften in dem Sinne, dass sie von »Bildern, visuellen Simulationen, Stereotypen, Illusionen, Kopien, Reproduktionen, Imitationen und Fantasien« geprägt werden (Mitchell 1994: 2). Entsprechend ist die am weitesten verbreitete Repräsentationsform, in der wir dem Militär begegnen, die der visuellen Darstellung in Film, Fernsehen, Fotografien, Videospielen und im Internet. Wir leben in einer »von Bildern gesättigten, nein, übersättigten Welt« (Sontag 2003: 105) und in einer durch die starke Vermehrung von Gräuelbildern geprägten Medienwelt, in der Sprache dazu dient, Bildern eine bestimmte Bedeutung zuzuweisen, d.h. aus der Vielzahl der möglichen Bedeutungen, die jedes Bild in sich trägt, diejenige auszuwählen, die in der jeweiligen Situation und aus der Sicht des jeweiligen Interpreten gültig sein soll. Gültigkeit beanspruchende und damit das Wesen von Bildern ignorierende Bildinterpretationen sind Teil der diskursiven Produktion dessen, was nach seiner Akzeptanz als »Wissen« gilt und daher eher politische als ästhetische Interventionen.

In Bildergesellschaften bedeutet sich zu erinnern immer weniger, sich eine Geschichte ins Gedächtnis zurück zu rufen, und immer mehr, ein Bild herauf zu beschwören (Sontag 2003: 89). In den »Erinnerungsräumen« (Assmann 2003) unserer Gesellschaft treten Bilder zunehmend an die Seite bzw. an die Stelle der Sprache als das Reservoir, in dem nach Bestätigung der eigenen Erinnerungen gesucht wird, immer vorausgesetzt, dass Bilder die eigene Erinnerung nicht schon ersetzt haben (Lowenthal 1985: 257) und damit ein Wissen der Vergangenheit vermitteln, das »losgelöst und unabhängig von Erfahrung ist« (Sontag 1980: 149). Für Bilder und Sprache gilt, dass sie nicht als unverfälschte und nicht zu verfälschende Eindrücke in unsere Erinnerung eingehen. In dem Zeitraum zwischen dem Ereignis, an das man sich erinnert, und dem Augenblick, in dem man sich erinnert, sind sie so vielen und oftmals widersprüchlichen Einflüssen ausgesetzt, dass es angemessen erscheint, sowohl Erinnerung als Prozess zu verstehen, in dessen Verlauf Erinnerungen sich ändern, als auch die Authentizität von Erinnerungen grundsätzlich in Frage zu stellen. Erinnerungen sind wandelbar, aber bereits die ursprüngliche Wahrnehmung des Ereignisses, an das man sich später erinnert, war nicht pur und unverfälscht, denn sie spiegelte die Erinnerungen wider, die man zum Zeitpunkt der Wahrnehmung bereits in sich trug. Hinzu kommt, dass »das Medium der Repräsentation dazu tendiert, im Prozess des Verbrauchs aus dem Bewusstsein des Publikums zu verschwinden« (Kansteiner 2002: 194) dergestalt, dass die Quellen der Erinnerung ineinander verschwimmen und nicht mehr unterschieden werden kann zwischen dem, was selbst erlebt, und dem, was von anderen –

zum Beispiel in Form von Bildern und Filmen – repräsentiert und später so in die eigene Lebensgeschichte integriert wurde, als ob es Teil der eigenen Lebensgeschichte wäre. Die autobiographische Erlebnisschilderung beispielsweise der NS-Vergangenheit steht und wandelt sich unter dem Einfluss von »bildhafte[n] Versatzstücke[n] und Spielfilmszenen« (Welzer 2002: 175) und es kann sowohl vermutet werden, dass Bilder die Sprache als primäres Reservoir kollektiver Erinnerungen ablösen werden als auch dass die kommunikative Herstellung von Assoziationsketten auf der kollektiven Ebene (Welzer 2002: 192) zunehmend durch Bilder erfolgen wird.

Die Einarbeitung von Bildern des Militärs in das kollektive Bildergedächtnis führt nicht automatisch zur Trivialisierung oder Detrivialisierung des Militärs. Der Zusammenhang ist weitaus komplexer, aber die Mechanismen, die eine Trivialisierung befördern, sind so stark, dass sie im Rahmen der Diskussion des banalen Militarismus nicht ignoriert werden sollten. Sie gelten selbst für jene Repräsentationsformen, die auf den ersten Blick der Trivialisierung zuwider zu laufen scheinen wie die Gefängnisfotografien aus Abu Ghraib. Die fotografisch dokumentierten Folterszenen aus dem unter der Kontrolle des US-Militärs stehenden Gefängnis sind schockierende Repräsentationen des Gefängnisalltags und realistische Abbildungen menschenverachtender Praxis in der sozialen Institution Militär, dokumentiert von naiv-schamlosen Angehörigen eben dieser Institution, die damit sowohl die Glaubwürdigkeit der Fotografien erhöhen als auch die Legitimität der Institution Militär und der Rechtmäßigkeit ihres Einsatzes im Irak in Frage stellen. Die Fotografien sind damit zunächst einmal das Gegenteil von das Militär banalisierenden Darstellungen.

Trotzdem wirken sie der Trivialisierung des Militärs nicht automatisch entgegen. Die Empörung in den westlichen Medien nach dem Bekanntwerden des britischen Pendants zum amerikanischen Abu Ghraib war vergleichsweise gedämpft (vgl. Gillan 2005). In den Vereinigten Staaten ist die Empörung über die Bilder aus Abu Ghraib schon bald einer unheimlichen »Normalität des Unerträglichen« gewichen (Mascolo 2004), das so unerträglich nicht gewesen zu sein scheint. Zum jetzigen Zeitpunkt ist die Anzahl irakischer Gefangener in unter US-Verwaltung stehenden Gefängnissen höher denn je zuvor. Der erste Grund für die auf den ersten Blick paradoxe Annahme, dass die Bilder aus Abu Ghraib langfristig zur Banalisierung des Militärs beitragen können, ist die alles andere als einfache Beziehung zwischen Repräsentation und Rezeption. Der zweite Grund besteht in der ebenso komplexen Beziehung zwischen Repräsentation und Erinnerung. Der dritte Grund liegt in bewussten Strategien der politischen und öffentlichen Bearbeitung des Skandals um die Bilder aus und die Ereignisse in Abu Ghraib, die den Anschein erwecken, an der Aufklärung der Vorgänge interessiert zu sein aber effektiv zu ihrer Verschleierung beitragen. Diese drei Gründe sollen nun ausführ-

licher diskutiert werden beginnend mit dem dritten und offensichtlichsten.

»OPERATOR ERROR« UND POSITIVE GEGENBILDER

Erinnern, sagt der Sozialpsychologe und Soziologe Harald Welzer, ist »ein politisches Auseinandersetzungsfeld par excellence, vielleicht das wichtigste« (Reinecke/Feddersen 2005). In den offiziellen Diskussionen um die Lehren, die aus den Folterbildern aus Abu Ghraib und aus dem, was sie darstellen, gezogen werden sollen, geht es neben der unmittelbaren Schuldfrage auch immer um die langfristigere Frage, wie die Bilder und die Ereignisse, die sie dokumentieren, in einer Weise ins kollektive Gedächtnis integriert werden können, die dem von der US-Politik für richtig befundenen Kurs im Irak und anderswo zugute kommt. Es geht neben der juristischen und der normativen um die politische Bewertung und erinnerungstechnische Verwertung der Ereignisse, ihrer digitalen Dokumentation und der massenwirksamen medialen Verbreitung der Fotografien. Dies sind drei verschiedene Ebenen und die US-Regierung scheint an der dritten Ebene mehr interessiert zu sein als an den beiden anderen. Das ist nicht überraschend, wirkt die weitgehend unkontrollierte Verbreitung der Bilder doch der seit dem Vietnamkrieg entwickelten und erstmals im Golfkrieg konsequent umgesetzten Einsicht in die Bedeutung der Kontrolle der Bilder vom Krieg (Perlmutter 1999: 179-180) genauso entgegen wie der seit den Anschlägen des 11. September 2001 zu beobachten Tendenz der amerikanischen Fernseh- und Filmindustrie zur Selbstzensur (Campbell 2003: 61). Dabei kann die US-Regierung teilweise auf die die Flut an Bildern kanalisierenden und regulierenden Strategien und politisierten Interpretationen zurückgreifen, die sie im Umgang mit den bildhaften Dokumentationen der Anschläge auf das World Trade Center im September 2001 entwickelt und angewandt hat (vgl. Kennedy 2003; Möller 2004: 49-54), aber wegen der Vertauschung der Opfer- und Täterrolle eben nur teilweise. Aber genauso wie die Bilder vom 11. September sind die Fotografien aus Abu Ghraib in der medialen Auseinandersetzung mit dem Irakkrieg zu präsent, um davon ausgehen zu können, dass sie mit einer Strategie des Schweigens (die hinsichtlich der Bilder vom 11. September ohnehin nicht gewollt ist, da ihre ständige Wiederholung den anschließenden Kurs der US-Außenpolitik legitimieren helfen soll) aus dem kollektiven Bewusstsein und der kollektiven Erinnerung getilgt und damit ungeschehen gemacht werden könnten. »Niemand sprach darüber, und etwas, worüber man nicht sprach, war nicht da«, kommentiert der Schriftsteller Sten Nadolny lapidar eine Zeit, in der Realität durch Sprechen und Schweigen konstruiert wurde (Nadolny 2004: 130), doch auf Bilder angewandt scheint diese Strategie prob-

lematisch zu sein: Bilder verfolgen den Betrachter (Sontag 2003: 89), auch wenn nicht mehr über sie gesprochen wird und sie nicht mehr gezeigt werden. Sie bedürfen deshalb einer anderen mnemotechnischen Behandlung als Sprache. Hinsichtlich der Bilder aus Abu Ghraib bestand diese Behandlung zum einen aus der aus der Organisationstheorie bekannten Strategie der Schuldzuweisung an Einzelne (die hinsichtlich der Anschläge vom 11. September 2001 gerade nicht anzutreffen ist) und zum anderen aus der Verdrängung der Fotografien aus Abu Ghraib durch Bilder, die ein positiveres Image der US-Streitkräfte und ihrer Aktivitäten im Irak vermitteln sollen.

Die Strategie des »operator errors«, des Fehlers eines Einzelnen und damit der gleichzeitigen Entlastung der Organisation, ist aus der Organisationssoziologie bekannt. Hierarchische und traditionsgebundene Organisationen wie das Militär gelten als besonders anfällig, die Schuld an Fehlern im Verhalten von Einzelnen und nicht in der Verfahrensstruktur der gesamten Organisation festzumachen (vgl. Sagan 1993). Diese Strategie lässt sich auch im offiziellen Umgang mit den Fotografien aus Abu Ghraib beobachten. Dabei spielt es kaum eine Rolle, ob die Schuld letztendlich bei Einzelnen unten oder oben in der militärischen und politischen Hierarchie ausgemacht wird. Die Konzentration auf die Schuld einiger weniger Einzelner am unteren Ende der Hierarchie dient offensichtlich auch dazu, von einer Diskussion der Rolle der militärischen und politischen Führung bei den von ihr geduldeten, vielleicht ermutigten, zumindest aber nicht verhinderten Aktivitäten abzulenken (vgl. Sontag 2004), aber selbst eine solche Diskussion (vgl. Herbert 2005) würde zu kurz greifen und ihrerseits von der politisch extrem ungewollten Untersuchung des Militärs als sozialer Institution, des Krieges als sozialer Praxis und der engen Beziehungen zwischen Staat, Militär und Krieg (vgl. Krippendorff 1985) ablenken. Militärkritik müsste Staatskritik beinhalten, aber Staatskritik ist extrem ungewollt in einer Zeit, in der der Staat als sich im Krieg befindend dargestellt wird, einer Zeit also, in der die Fähigkeit zur Selbstkritik regelmäßig genauso gering ist wie die Toleranz für von der Mehrheitsmeinung abweichende Meinungen (Coser 1956: 103). Die Konzentration auf das ungebührliche Verhalten Einzelner, oftmals verharmlosend als Missbrauch und nicht als Folter bezeichnet, lenkt die Aufmerksamkeit von der Möglichkeit ab, dass dieses Verhalten in der Struktur der Streitkräfte als besonderer sozialer Organisation mit besonderen Organisationsstrukturen und besonderen Aufgaben, die unter außergewöhnlichen Umständen zu erfüllen sind (nämlich im Krieg und zwar in einem Krieg, auf den die Soldaten völlig unzureichend vorbereitet waren), angelegt war. Die Konzentration auf Oberflächen- statt Tiefenphänomene führt dazu, dass die Diskussion um die Bilder aus Abu Ghraib, obwohl sie vordergründig den Anschein erweckt, an der Aufklärung der Vorgänge interessiert zu sein, letztendlich zu ihrer Verschleierung und damit sowohl zur Entlastung des Militärs als auch zur Herr-

schaftsstabilisierung beiträgt. Erleichtert wurde diese Vorgehensweise – und das ist der zweite Teil des strategischen Umgangs mit den Gefängnisbildern – durch die Schaffung und medienwirksame Verbreitung positiver Gegenbilder wie des Fotos des 20jährigen James Blake Miller, fotografiert, in Kriegsbemalung eine Zigarette rauchend, in einer Gefechtspause. Dieses Foto vermochte – im Gegensatz zu den Bildern aus Abu Ghraib – bei vielen Betrachtern ein Gefühl des Stolzes und der positiven Identifikation auszulösen. In mehr als einhundert Zeitungen abgedruckt, lieferte es ein wirkungsvolles Mittel gegen das negative Image der Streitkräfte und des Krieges. Dieses Gegenbild wurde von Teilen der amerikanischen Medien begierig aufgegriffen, obwohl – oder weil – es »auf lächerliche Weise« von der amerikanischen Ikonografie von John Wayne bis zum Marlboro-Mann abgeleitet ist (Klein 2004). Doch anstatt als Parodie dieser Ikonografie wahrgenommen zu werden, bewirkte es ihre Bestätigung.

REPRÄSENTATION UND ERINNERUNG

Der zweite Grund für die Banalisierung des Militärs durch visuelle Repräsentation berührt die komplexe Beziehung zwischen Repräsentation – vor allem zwischen wiederholter visueller Repräsentation in Form von Kopien und Nachahmungen – und Erinnerung. Wahrnehmungen des Holocaust betreffend ist festgestellt worden, dass

> »sobald ein Ereignis als beispiellos [without precedent], ohne angemessene Analogie, wahrgenommen wird, pflegt es selbst zu einer Art Präzedenzfall [a kind of precedent] zu werden für alles, das folgt; zu einer neuen Figur, an der spätere Erfahrungen gemessen und verstanden werden« (Young 1988: 99).

Bei den Aufnahmen aus Abu Ghraib handelt es sich wohl kaum um Fotografien eines einmaligen Ereignisses sondern eher um die erstmalige, massenmediale Verbreitung bildhafter Belege einer etablierten Praxis, deren Existenz seit mehr als einem Jahr bekannt und schriftlich dokumentiert war, aber von der Öffentlichkeit erst wahrgenommen wurde, als die »Rationalität der Sprache« der »irrationalen Macht« der Bilder gewichen war (Honnef 2004). Einmal in Umlauf gebracht können die Fotografien als ein neues Muster wirken, gegen das und an dem nachfolgende Erfahrungen und Darstellungen (wie zum Beispiel die des britischen Pendants zu Abu Ghraib) gemessen werden. Dieses Muster besteht nicht so sehr in der Darstellung der Taten durch die Täter und Täterinnen selbst – ein solches Verhalten ist spätestens seit den die realen Schüsse begleitenden »Schnappschüssen« deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg bekannt (vgl. Jahn/Schmiegelt 2000) – sondern in der »Art der Inszenierung des Entsetzlichen« (Honnef 2004) und in der schnellen und

unkontrollierten Verbreitung der Bilder: »Inzwischen werden die Bilder der nackten Häftlinge als Pornografie im Internet gehandelt« (Kreimeier 2004). Von ihnen kann gesagt werden, dass sie als »Ikone[n] des Grauens« (Kreimeier 2004) in das kollektive Bewusstsein und in die kollektive Erinnerung des Irakkrieges eingegangen sind. Sie gehören nicht nur zu »Herrn Rumsfelds Vermächtnis« (Herbert 2005), sondern sind Teil des Bildes des Militärs geworden.

Was das genau bedeutet, ist schwer zu sagen; jeder Versuch, die Bedeutung zu erfassen, ist zum jetzigen Zeitpunkt notwendigerweise spekulativ. Aus der Existenz eines kollektiven Bilderreservoirs folgt weder eine bestimmte Art und Weise der politischen Auseinandersetzung mit den Bildern und mit dem, was sie darstellen noch eine bestimmte kollektive Erinnerung an die Bilder und an das, was sie repräsentieren. Hier zeigt sich, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Erinnerung und Repräsentation den technologischen Entwicklungen weit hinterherhinkt. Während sie sich nach wie vor oftmals mit Kunst und Architektur als Reservoir kollektiver Erinnerung beschäftigt und die Auswirkungen der »ersten Medienrevolution« (Film und Fernsehen) auf das kollektive Gedächtnis erst langsam analytisch-methodisch auf den Punkt zu bringen beginnt, sind wir bereits mitten in der »zweiten Medienrevolution, die uns zwingen wird, uns mit kollektiven Erinnerungen auf der Basis des Internets und neuer diskursiver und visueller Codes« (Kansteiner 2002: 191) auseinander zu setzen. Die Aussage, dass Fotografie sich nach wie vor besser als andere Medien als »ein schnelles Mittel, etwas zu begreifen und als kompakte Form, es sich einzuprägen« (Sontag 2003: 22) eignet, kann kaum mehr allgemeine Gültigkeit beanspruchen – wenn sie das denn je konnte. Diese Aussage ist von der sozialen Geschichte der Betrachterin nicht zu trennen, der Geschichte einer Frau, die mit den offenbarenden Fotografien von Kunst und Krieg des Magazins *Life* aufgewachsen ist und von ihnen erzogen wurde (Sontag 2003: 38). Die Analyse der soziokulturellen Geschichte des Betrachters und der Betrachterin muss in die Untersuchung von Fotografien eingehen. Sie sagt oftmals mehr über die von einer bestimmten Person bevorzugte Interpretation einer jeweiligen Fotografie aus als das Foto an sich (Möller 2003: 67-68).

Wenn die Bilder aus Abu Ghraib ein neues Muster bilden, berührt das von Young entwickelte Argument die in diesem Kapitel geführte Diskussion in zweierlei Hinsicht, wobei in keiner Weise eine Gleichwertigkeit von Gefängnisbildern und Holocaustrepräsentationen und dessen, was sie abbilden, behauptet werden soll. Vielmehr geht es um allgemeine Muster, die im Umgang mit visuellen Repräsentationen und ihrer Einarbeitung in kollektive Erinnerung zu erwarten sind und die nicht so sehr vom Originalbild als vielmehr von Repräsentationen nachfolgender Ereignisse, die sich des Originals als Modell bedienen, herrühren. Sollten die Repräsentationen nachfolgender Ereignisse den Fotografien aus Abu Ghraib gleichen, dürfte der gleiche Prozess der Trivialisierung durch

Gewöhnung einsetzen, den Barbie Zelizer mit Bezug auf Kopien der Repräsentationen des Holocaust beschrieben hat (siehe unten). Sollten die Darstellungen nachfolgender Ereignisse hingegen von den in den Fotografien aus Abu Ghraib dokumentierten Ereignissen in einer Weise abweichen, die den kollektiven Erfahrungs- und Erwartungshaushalt weniger belastet als das Original, würden sowohl die nachfolgenden Ereignisse verharmlost werden als auch das ursprüngliche Ereignis und zwar deshalb, weil es dann sogar als Ursprung eines Lernprozesses verklärt werden könnte. Beides würde langfristig die Banalisierung der Fotografien aus Abu Ghraib und damit des Militärs als der Institution, unter deren Kontrolle und in deren Verantwortung diese Fotografien entstanden sind, befördern. Das heißt, dass die kurzfristige Empörung über die Fotografien und über das, was sie darstellen, langfristig abgelöst werden kann durch Gewöhnung und zwar sowohl, wenn die nachfolgenden Darstellungen denen aus Abu Ghraib gleichen als auch, wenn sie von ihnen abweichen. Die unreflektierte Nachahmung von Mustern führt zur Trivialisierung sowohl der Kopien als auch der von ihnen dargestellten Ereignisse.

Trivialisierung durch Wiederholung

Der Prozess der Trivialisierung durch wiederholte visuelle Repräsentation ist von Barbie Zelizer untersucht worden am Beispiel der Darstellung von gegenwärtigen Ereignissen in einer Weise, die beim Betrachter unweigerlich Assoziationen mit dem Holocaust weckt, indem sie den »säkularen Ikonen« (Brink 2000: 139-145) der Holocaustdarstellung nachgebildet ist (Zelizer 1998: 202-239). Visuelle Analogien mit dem Holocaust sind in Repräsentationen der Kriegsgefangenenlager im ehemaligen Jugoslawien und der Massengräber in Kigali, Ruanda, anzutreffen und auch die Zahl der »Ersatz-Hitlers«, die durch die Medienlandschaft geistern, nimmt zu, sodass Michael Staub bereits von einiger Zeit die polemische Frage nach dem »diesjährigen Hitler« und dem »nächsten Holocaust« gestellt hat (Staub 1995: 42). Daraus folgt nicht nur die oftmals ungewollte Relativierung der NS-Verbrechen und -Verbrecher und die Infragestellung ihrer Einmaligkeit, sondern paradoxerweise auch Untätigkeit hinsichtlich der aktuellen Verbrechen – ungeachtet sowohl ihrer an die NS-Verbrechen erinnernden Darstellung als auch der Absichten derer, die gegenwärtige Verbrechen in an Holocaustrepräsentationen erinnernden Formen darstellen. Warum das so ist, kann im Rahmen dieses Kapitels nicht umfassend untersucht werden, aber zwei Aspekte sollen hervorgehoben werden. Zum einen ist die Geschichte der Erinnerung an den Holocaust durch visuelle Repräsentation ein Prozess von »Vergessen, sich zu erinnern« über »Erinnern, um sich zu erinnern« bis zu »Er-

innern, um zu vergessen« (Zelizer 1998: 141-239). Mit »Erinnern, um zu vergessen« verweist Zelizer auf Mechanismen technologischer, politischer und moralischer Gewöhnung (»Habituation«), als deren Resultat Repräsentation die Fähigkeit zunichte macht, auf aktuelle Ereignisse angemessen zu reagieren (Zelizer 1998: 220). Das Überangebot an Gräuelbildern und die zunehmenden Zweifel an der Authentizität von Fotografien im Lichte digitaler Manipulationsmöglichkeiten führen außerdem dazu, »weniger, anstatt mehr, zu sehen« und »weniger, anstatt mehr, zu handeln« (Zelizer 1998: 213). Sie resultieren auch darin, weniger sehen zu wollen, da jede Gräuelfotografie den Betrachtern ihre Unfähigkeit vor Augen führt, die abgebildeten Gräuel verhindert zu haben und damit ihr moralisches und politisches Versagen dokumentiert. Zum anderen führen Darstellungen gegenwärtiger Verbrechen, die den Mustern der Holocaustdarstellungen folgen, oftmals zu einer Verlagerung der politischen Schuldfrage von der Gegenwart in die Vergangenheit und behindern auf diese Weise einen angemessenen politischen Umfang mit den in der Gegenwart verübten Verbrechen jenseits moralischer Empörung. Die Bilder »werden in einer Weise gelesen, die eine bestimmte Reaktion wahrscheinlich, wenn nicht sogar unvermeidlich erscheinen lässt, aber die vorhergesagte Reaktion tritt nicht nur nicht ein, sondern wird aktiv vermieden« (Campbell, o.J.). Für David Campbell ist denn auch die entscheidende und bislang unbeantwortete Frage: wenn visuelle Repräsentationen von Gräueltaten Teil des Prozesses des »Erinnerns, um zu vergessen« sind, auf welche Weise können dann Repräsentationsformen entwickelt werden, die Teil eines Prozesses des »Erinnerns, um zu reagieren« sind?

Aus den unmittelbaren Reaktionen auf die Bilder aus Abu Graib können noch keine endgültigen Schlussfolgerungen hinsichtlich des langfristigen Umgangs mit ihnen, ihrer Einarbeitung in das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft und der (De-)Trivialisierung dessen, was sie abbilden, gezogen werden. Das liegt erstens am Verständnis von (De-) Trivialisierung als Prozess und als Resultat der Wahrnehmung von Nachahmungen und Kopien eines jeweiligen Originals, das, wie eindeutig es auch zu sein scheint, immer verschiedene Deutungen zulässt. Das liegt zweitens in der Natur kollektiver Erinnerung, in ihrer Anpassungsfähigkeit und Formbarkeit im Lichte aktueller Bedürfnisse genauso wie in ihrer Abhängigkeit vom sozialen Kontext, in dem man sich erinnert (Halbwachs 1992: 52-53). Erinnerungen formen sich im Lichte der Erfordernisse der Gegenwart immer wieder neu (Olick/Robbins 1998: 122); unterschiedliche und sich gegenseitig ausschließende Erinnerungen an dasselbe Ereignis existieren gleichberechtigt nebeneinander und können abhängig vom jeweiligen sozialen Kontext mobilisiert werden. Das liegt drittens an politischer Einflussnahme auf die Wahrnehmung der Bilder, politisierten Interpretationen und Verdrängungsmechanismen wie den oben beschriebenen, zu denen der Staat und seine Organe in der Regel

besseren Zugang haben als Individuen oder Gruppen innerhalb des Staates. Das betrifft die ganze Bandbreite staatlicher Einflussnahme auf kollektive Wahrnehmungen und Erinnerungen, von deren Existenz aber weder automatischer Erfolg noch eine Verselbständigung des Staates und seiner Organe von der Gesellschaft abgeleitet werden sollten. Die Instrumentalisierung der Erinnerung ist nur dann möglich, »wenn auf Seiten der Öffentlichkeit die Bereitschaft besteht, die zugrundeliegenden Kernideen zu akzeptieren« (Bauer 2001/2002: 184). Im Falle der Gefängnisbilder aus Abu Ghraib erscheint es nahe liegend, den Wahlerfolg der Regierung George W. Bush im Herbst 2004 als mehrheitliche Akzeptanz der der Regierungspolitik zugrunde liegende Kernideen zu sehen inklusive der Darstellung sowohl der Außen- und Sicherheitspolitik nach dem 11. September 2001 als Krieg gegen den »internationalen Terrorismus« als auch des »Terrorismus« als existenzieller Gefahr für die nationale Sicherheit und das Überleben der Vereinigten Staaten. Die intersubjektive, rhetorische Konstruktion von Bedrohungen der nationalen Sicherheit durch die mehrheitliche Akzeptanz des Sicherheitsarguments in politischen Diskursen legitimiert den Staat oftmals gerade dazu, im Namen der »nationalen Sicherheit« alle möglichen, dem Staat zur Verfügung stehenden Mittel einzusetzen inklusive jener, die nicht im Einklang mit der nationalen Gesetzgebung und internationalen Konventionen stehen (vgl. Buzan et al. 1998: 23-26). Hierin liegt der Übergang von »Politik« zu »Sicherheit«. Hierin liegt auch eine der direkten Verbindungen zwischen der nach dem 11. September 2001 entwickelten Außen- und Sicherheitspolitik, den Folterszenarien aus Abu Ghraib, deren visueller Repräsentation und der relativ geringen und kurzfristigen Empörung in Reaktion auf diese Bilder und das, was sie darstellen. Dazu haben neue Ungeheuerlichkeiten im Umgang mit Gefangenen und des Terrorismus Verdächtigten wie zum Beispiel die euphemistisch »extraordinary rendition« genannte Praxis der Auslagerung von Folter beigetragen.

Überschuss an Bedeutung

Der dritte, hier nur kurz zu skizzierende Grund dafür, dass die Bilder aus Abu Ghraib nicht notwendigerweise eine detrivialisierende Wirkung haben, liegt in der komplexen Beziehung zwischen Repräsentation und Rezeption. Jede Fotografie trägt einen »Überschuss an Bedeutung« (King 2003: 180) in sich, der es unmöglich macht, sie auf eine bestimmte, verbindliche Bedeutung festzulegen. Eine solche Bedeutungsreduktion ist in der Praxis oft zu beobachten, aber sie ist in der Regel eher politisch als ästhetisch motiviert. Deshalb ist es nötig, die oben aufgestellte Behauptung zu relativieren, die Gefängnisbilder aus Abu Ghraib seien ›schockierende Repräsentationen des Gefängnisalltags und realistische Abbildungen menschenverachtender Praxis in der sozialen Institution Militär‹.

Das sind sie zu zunächst einmal nur aus der Sicht dieses Autors und andere Betrachter mögen die Bilder ganz anders interpretieren. Die einem Bild zugewiesene Bedeutung reflektiert unter anderem den Kontext, in dem es betrachtet wird (vgl. Sekula 1982), die »allgemeine Ökonomie der fotografischen und sonstigen Aussagen, innerhalb derer [die Fotografie] funktioniert« (Shapiro 1988: 129), und die soziale und kulturelle Geschichte des Betrachters. Alle Betrachter mögen den Bildern darüber hinaus eine Bedeutung zuweisen, die mit der von den Bilderproduzenten intendierten Bedeutung, die den Betrachtern oftmals unbekannt bleibt, nichts zu tun hat. Die Bilderproduzenten ihrerseits haben wiederum relativ wenige Möglichkeiten, die Rezeption ihrer Produkte zu beeinflussen und »Repräsentationen sprechen hauptsächlich die kollektiven Erinnerungen ihrer Produzenten an, nicht die ihres Publikums« (Kansteiner 2002: 192). Die zum Beispiel von Patricia Harrison auf der Homepage der vom US-Außenministerium organisierten Wanderausstellung »After September 11« hergestellte Verbindung zwischen den gezeigten Fotografien von Joel Meyerowitz, »dem wahren Gesicht des Terrorismus« und der daraus resultierenden Verpflichtung, den Terrorismus zu bekämpfen[1] ist eine politisch motivierte Bedeutungsreduktion, aber sie bedeutet noch lange nicht, dass sie von allen Betrachtern und vom Fotografen geteilt wird (Möller 2004: 52). Die Fotografien aus Abu Ghraib und das was sie abbilden betreffend, hat Mark Danner zwei sich wechselseitig ausschließende, miteinander konkurrierende »master narratives« identifiziert, die eine zu finden in den offiziellen US-Berichten über die Vorgänge in Abu Ghraib, die andere in den Predigten Scheich Mohammed Bashirs (Danner 2004: 44). Beide treten mit dem Anspruch auf, eine allgemein gültige Interpretation der Bilder anzubieten; beide sind mit diesem Anspruch zum Scheitern verurteilt. Was einige Beobachter an den Gefängnisbildern aus Abu Ghraib schockiert, mag andere Betrachter motivieren, den Begriff dessen, was im Angesicht der vom »internationalen Terrorismus« erklärtermaßen ausgehenden Gefahr für die (nationale) Sicherheit als »normal«, »legitim« und »gerechtfertigt« zu gelten hat, in einer Weise auszudehnen, die die in den Gefängnisbildern aus Abu Ghraib dokumentierten Praktiken einschließt, wenn es denn der »nationalen Sicherheit« dient.

REPRÄSENTATIONSBRUCH

Um von Repräsentationen des Holocaust über Darstellungen der Anschläge vom 11. September 2001 bis zu den Gefängnisbildern aus Abu Ghraib zu vorläufigen Schlussfolgerungen zu gelangen, empfiehlt es sich abschließend, einen Blick auf eine Darstellungsform zu werfen, die mit

1 Vgl. dazu URL: <http://www.911exhibit.state.gov/index.cfn>.

etablierten und standardisierten Repräsentationsformen in einer Weise gebrochen hat, die sich der Kopie und Nachahmung zu verweigern scheint und damit idealiter zur Verhinderung der Banalisierung dessen, was sie darstellt, beitragen kann. Der Bruch mit etablierten Darstellungsformen kann sowohl unbewusst und unbeabsichtigt geschehen – der Kapuzenmann aus Abu Ghraib – als auch bewusst und beabsichtigt wie zum Beispiel in Art Spiegelmans »Maus« (Spiegelman 2003), zuerst 1986 und 1991 in zwei Bänden erschienen. Es ist ja gerade der radikale und virtuose Bruch mit etablierten Formen der Holocaustrepräsentation – vor allem die vom Künstler gewählte Comixform und die Verwendung von Cartoon-Tierfiguren –, der »Maus« zum Triumph werden ließ. Dass Spiegelmans Darstellungsform weit davon entfernt ist, den Holocaust zu trivialisieren, ist von Teilen der deutschen, »Maus« entweder ignorierenden oder trivialisierenden Kritik nicht verstanden worden (Frahm 2003). Dabei ist »Maus« eine hochkomplexe, »das Historische (den Holocaust), das Ethnographische (die zeitgenössische jüdische, insbesondere Überlebendenkultur) und das Autobiographische (das kollektiv und das persönlich Traumatische) miteinander verwebende« (LaCapra 1998: 141) Comixtur. Aber selbst Spiegelmans Bruch mit etablierten Repräsentationsformen läuft Gefahr, durch Wiederholung selbst etabliert und zum Klischee zu werden. Spiegelman riskiert, das, was in »Maus« wirkt, im Nachfolgeprojekt durch Wiederholung zu trivialisieren. Es geht hier nicht in erster Linie um die Parallelen der Erzählstruktur: so, wie es in »Maus« »weniger um den Holocaust als um [die] Geschichte des Überlebenden und ihre Wiedergewinnung durch den Künstler/Sohn geht« (Young 2002: 26), thematisiert Spiegelman in »In the Shadow of No Towers« auch weniger die Ereignisse vom 11. September 2001 als vielmehr die Geschichte der Überlebenden und ihre Wiedergewinnung durch die Eltern/Kinder. Es geht ihm um die individuelle und kollektive Verarbeitung der Ereignisse inklusive der politischen Antworten auf die Anschläge, die Spiegelman, sich selbst als von al-Qaida und seiner eigenen Regierung gleichermaßen terrorisiert darstellend (Tafel 2), in ätzender Schärfe kritisiert: »I hadn't anticipated that the hijackings of September 11 would themselves be hijacked by the Bush cabal that reduced it all to a war recruitment poster« (Vorwort). Aber die Verwendung von Mausfiguren in der Mehrzahl der den Ereignissen des 11. September gewidmeten Tafeln, die Verwandlung von Spiegelmans Selbstporträt in die Darstellung der Figur »Artie« aus »Maus« (Tafel 2) und die Parallelen zwischen Auschwitz und Lower Manhattan nach dem 11. September (Tafel 3) haben zumindest bei diesem Autor Unbehagen ausgelöst, auch wenn es nicht die Absicht des Künstlers gewesen sein mag, die beiden Ereignisse gleichzusetzen (McConnon 2004) und die Parallelen vielleicht primär Spiegelmans eigenes Unbehagen im Angesicht keiner Türme widerspiegeln:

»I remember my father trying to describe what the smoke in Auschwitz smelled like.« »[…] The closest he got was telling me it was […] ›indescribable‹«. »[…] That's exactly what the air in Lower Manhattan smelled like after Sept. 11!« (Spiegelman 2004: Tafel 3).

Wiederholung und stilisierte Repräsentation verlagern die Schuldfrage von der Gegenwart in die Vergangenheit und verhindern eine angemessene politische Reaktion in der Gegenwart. Es bedarf ständiger Innovation, um Trivialisierung durch wiederholte Repräsentation zu verhindern (obwohl Repräsentationsbruch, zwanghaft betrieben, selbst zum Klischee werden kann). Hierin liegt das ironische Potenzial der Gefängnisbilder aus Abu Ghraib, die völlig unbeabsichtigt die Bildrhetorik und Selbstinszenierung der Regierung Bush konterkarieren und das Militär als die für die in den Bildern dokumentierten Ereignisse letztlich verantwortliche Institution demaskieren und detrivialisieren. Obwohl sie sich selbst »dem Repertoire der Kunstgeschichte [verdanken], gleichgültig, ob sie bewusst oder unbewusst in Anspruch genommen wurden« (Honnef 2004), scheinen sie bislang ihrerseits noch kein Muster etabliert zu haben, nach dem folgende Ereignisse abgebildet werden, obwohl sie bereits jetzt ein Muster sind, an dem spätere Ereignisse gemessen werden. Gleichfalls detrivialisierend wirken die Bilder aus Abu Ghraib in ihrer Verarbeitung durch irakische Künstler. Maler und Bildhauer wie Karim Khalil bedienen sich ihrer als Inspiration für ihre künstlerische Aufarbeitung der sozialen Realität im Irak in einer Weise, die nicht nur die Originalfotografien dekonstruiert, sondern durch die Verbindung der Darstellung des Kapuzenmannes aus Abu Ghraib mit Michelangelos Davidfigur auf verstörende Weise ins Herz westlicher kultureller Überlegenheitsfantasien stößt (Abdul-Ahad 2004): sowohl David als auch der Kapuzenmann sind Bestandteile, Ausdruck und Produkte westlicher Kultur und Kunstgeschichte.

LITERATUR

Abdul-Ahad, Ghaith (2004): »Art under Fire«. The Guardian online, 22. November [Online-Dokument], URL: <http://www.guardian.co.uk/print/0,3858,5068309-110428,00.html>, [22.11.2004].

Assmann, Aleida (2003): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München: C.H. Beck.

Bauer, Yehuda (2001/2002): »Geschichtsschreibung und Gedächtnis am Beispiel des Holocaust«. Transit. Europäische Revue Nr. 22, S. 178-192.

Brink, Cornelia (2000): »Secular Icons: Looking at Photographs from Nazi Concentration Camps«. History & Memory 12, S. 135-150.

Buzan, Barry/Wæver, Ole/de Wilde, Jaap (1998): Security: A New Framework for Analysis, Boulder: Lynne Rienner Publishers.

Campbell, David (2003): »Cultural Governance and Pictorial Resistance: Reflections on the Imaging of War«. Review of International Studies 29, special issue, S. 57-73.

Campbell, David (o.J.): »Atrocity, Memory, Photography: Imaging the Concentration Camps of Bosnia – the Case of ITN versus Living Marxism, Part 2«. [Online-Dokument], URL: <http://www.virtual-security.net/atrocity/atrocity2.htm>, [20. 09.2003].

Coser, Lewis (1956): The Functions of Social Conflict, New York: The Free Press.

Danner, Mark (2004): »Abu Ghraib: The Hidden Story«. The New York Review of Books LI, 7. Oktober 2004, S. 44-50.

Frahm, Ole (2003): »Kunst nach MAUS? Art Spiegelmans Arbeit an der Gedächtniskultur«. Frankfurter Rundschau online, 27.09.2003, [Online-Dokument], URL: <http://www.frankfurterrundschau.de/ressorts/kultur_und_medien/kunst_und_foto grafie/?cnt=312080>, [17.10.2003].

Gillan, Audrey (2005): »Shocking Images Revealed at Britain's ›Abu Ghraib Trial‹«. The Guardian online, 19.01.2005, [Online-Dokument], URL: <http://www.guardian.co.uk/print/0,3858,5106641-103550,00.html>,[03.02.2005].

Halbwachs, Maurice (1992): On Collective Memory, Chicago & London: The University of Chicago Press.

Herbert, Bob (2005): »The Rumsfeld Stain«. Spiegel online, 23.05.2005, [Online-Dokument], URL: <http://www.spiegel.de/international/0,1518,357140,00.html>, [24.05.2005].

Honnef, Klaus (2004): »Der Erlöser-Präsident und die Fotos aus dem Gefängnis«. Die Welt online, 13.05.2004, [Online-Dokument], URL: <http://www.welt.de/da ta/2004/05/13/277079. html?prx=1>, [13.05.2004].

Jahn, Peter/Schmiegelt, Ulrike (Hg.) (2000): FotoFeldpost. Geknipste Kriegserlebnisse 1939-1945, Berlin: Elefanten Press.

Kansteiner, Wulf (2002): »Finding Meaning in Memory: A Methodological Critique of Collective Memory Studies«. History and Theory 41, S. 179-197.

Kennedy, Liam (2003): »Remembering September 11: Photography as Cultural Diplomacy«. International Affairs 79, S. 315-326.

King, Barry (2003): »Über die Arbeit des Erinnerns. Die Suche nach dem perfekten Moment«. In: Herta Wolf (Hg.), Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters, Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, S. 173-214.

Klein, Naomi (2004): »Smoking while Iraq burns«. The Guardian online, 26.11.2004, [Online-Dokument], URL: <http://www.guardian.co.uk/print/0,3858,5071979-103 677,00.html>, [29. 11.2004].

Kreimeier, Klaus (2004): »Vom Bilderfressen«. Die Tageszeitung online, 19.05.2004, [Online-Dokument], URL:<http://www.taz.de/pt/2004/05/19/a0257.nf/textdruck>, [19.05.2004].

Krippendorff, Ekkehard (1985): Staat und Krieg. Die historische Logik politischer Unvernunft, Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

LaCapra, Dominick (1998): History and Memory after Auschwitz, Ithaca & London: Cornell University Press.

Lowenthal, David (1985): The Past Is a Foreign Country, Cambridge: Cambridge University Press.

Mascolo, Georg (2004): »Die Normalität des Unerträglichen«. Spiegel online, 8.12.2004, [Online-Dokument], URL: <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,15 18,331557, 00.html>, [08.12.2004].

McConnon, Aili (2004): »The Glowing Bones«. The Guardian online, 11.09.2004, [Online-Dokument], URL: <http://books.guardian.co.uk/print/0,3858,5012235-99939,00.html>, [14.09. 2004].

Mitchell, W.J.T. (1994): Picture Theory: Essays on Verbal and Visual Representation, Chicago & London: The University of Chicago Press.

Möller, Frank (2003): »Shades of White: An Essay on a Political Iconography of the North«. In: Frank Möller/Samu Pehkonen (Hg.), Encountering the North: Cultural Geography, International Relations and Northern Landscapes, Aldershot & Burlington: Ashgate, S. 57-74.

Möller, Frank (2004): »We See the World through Faulty Eyes – Imaging Security«. In: Konstantin Khudoley (Hg.), New Security Challenges as Challenges for Peace Research, St. Petersburg: Saint Petersburg University Press, S. 42-55.
Nadolny, Sten (2004): Die Entdeckung der Langsamkeit, München/Zürich: Piper.
Olick, Jeffrey K./Robbins, Joyce (1998): »Social Memory Studies: From ›Collective Memory‹ to the Historical Sociology of Mnemonic Practices«. Annual Review of Sociology 24, S. 105-140.
Perlmutter, David D. (1999): Visions of War: Picturing Warfare from the Stone Age to the Cyber Age, New York: St. Martin's Griffin.
Reinecke, Stefan/Feddersen, Jan (2005): »Das ist unser Familienerbe«. Interview mit Aleida Assmann und Harald Welzer. Die Tageszeitung online, 22.01.2005, [Online-Dokument], URL: <http://www.taz.de/pt/2005/01/22/a308.nf/textdruck>, [22. 01.2005].
Sagan, Scott D. (1993): The Limits of Safety: Organizations, Accidents, and Nuclear Weapons, Princeton: Princeton University Press.
Sekula, Allan (1982): »On the Invention of Photographic Meaning«. In: Victor Burgin (Hg.), Thinking Photography, London/Basingstoke: Macmillan, S. 84-109.
Shapiro, Michael J. (1988): The Politics of Representation: Writing Practices in Biography, Photography, and Policy Analysis, Madison: The University of Wisconsin Press.
Sontag, Susan (1980): Über Fotografie, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
Sontag, Susan (2003): Regarding the Pain of Others, New York: Farrar, Straus and Giroux.
Sontag, Susan (2004): »What Have We Done?« The Guardian online, 24.05.2004, [Online-Dokument], URL: <http://www.guardian.co.uk/print/0,3858,4930921-110 878,00. html>, [25. 05.2004].
Spiegelman, Art (2003): The Complete Maus, London: Penguin.
Spiegelman, Art (2004): In the Shadow of No Towers, New York: Pantheon Books.
Staub, Michael E. (1995): »The Shoah Goes On and On: Remembrance and Representation in Art Spiegelman's *Maus*«. Melus 20, S. 33-46.
Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München: C.H. Beck.
Young, James E. (1988): Writing and Rewriting the Holocaust, Bloomington: Indiana University Press.
Young, James E. (2002): Nach-Bilder des Holocaust in zeitgenössischer Kunst und Architektur, Hamburg: Hamburger Edition.
Zelizer, Barbie (1998): Remembering to Forget: Holocaust Memory through the Camera's Eye, Chicago & London: The University of Chicago Press.

Gewalt – Ordnung – Sicherheit. Die Trias zunehmender Gewöhnung an militärische Gewalt

Michael Berndt

Zu Zeiten des Systemgegensatzes barg der Einsatz militärischer Gewalt durch Regierungen der Mitgliedstaaten der beiden zentralen Militärallianzen, NATO und WVO, immer die Gefahr in sich, zu einem weltumspannenden – und weltzerstörenden – Atomkrieg zu eskalieren. Im Angesicht dieser Gefahr wurde militärische Gewalt durch die Regierungen der NATO- und WVO-Mitglieder eher vorsichtig oder durch Stellvertreter eingesetzt. Nun allerdings, 15 Jahre nach dem Ende des Systemgegensatzes, ist der Einsatz von militärischer Gewalt wieder zu einem normalen Mittel der Politik auch der westlich-demokratischen Staaten geworden.[1] Folgt man den regierungsamtlichen Argumentationen, geht es dabei aber nicht um militärische Durchsetzung nationaler Eigeninteressen, sondern darum, ›Frieden zu schaffen und/oder zu sichern‹, ›Verantwortung in den internationalen Beziehungen zu übernehmen‹ und ›notfalls die eigene Sicherheit vor den neuen Risiken weltweit zu schützen‹.[2] Die üblich kritische Analyse dieser Argumentation und der daraus abgeleiteten militärischen Handlungen besteht zum einen darin, herauszuarbeiten, dass es letztlich doch um vermeintlich nationale Interessendurchsetzung geht. Zum anderen wird dann oftmals die Frage gestellt, ob es sich bei diesen Interessen tatsächlich um nationale Interessen handelt

1 So schrieb schon der ehemalige Generalinspekteur der Bundeswehr und Vorsitzende des Militärausschusses der NATO, Klaus Naumann, 1994: »Selbstverständlich können und werden militärische Mittel auch dabei [im Rahmen eines breiten Ansatzes der Sicherheitspolitik/MB] eine Rolle spielen. Sie bilden gewissermaßen das äußerste Mittel, die Ultima Ratio, was bekanntlich nicht als letztes Mittel zu übersetzen ist. Militärische Mittel können daher auch schon zu Beginn einer Krise zum Einsatz gelangen, um deren Umschlagen in einen bewaffneten Konflikt zu verhindern« (Naumann 1994: 77).

2 Nach Bundesverteidigungsminister Struck (2002: 3) beginnt Deutschlands Verteidigung am Hindukusch.

und/oder die These formuliert, dass militärische Mittel zur Durchsetzung der regierungsamtlich formulierten oder analytisch herausgearbeiteten Interessen ungeeignet sind. Eine solche kritische Auseinandersetzung – für die viel spricht, vor allem wenn es um die Einflussnahme auf die tagespolitische Diskussion geht – und insbesondere ein entsprechendes analytisches Vorgehen soll hier aber nun nicht um eine weitere Nuance ergänzt werden.

Stattdessen soll hier ein analytisches Vorgehen vorgestellt werden, dass sich zunächst von der tagespolitischen Diskussion abwendet. Den Ausgangspunkt stellt das Faktum dar, dass trotz aller Gegenexpertisen nicht nur der Einsatz militärischer Gewalt wieder zu einem normalen Mittel der Politik geworden ist (bzw. gemacht worden ist), sondern vor allem, dass diese vermeintliche Normalisierung auf gesellschaftliche Akzeptanz trifft.

Nun ist dies in den meisten Fällen keine aktive Akzeptanz, kein Jubeln, wenn Militäreinsätze im Parlament beschlossen werden, sondern eher eine passive Akzeptanz: Entsprechende Beschlüsse werden vom übergroßen Teil der Bevölkerung hingenommen. Und obwohl – wird Meinungsumfragen gefolgt – ein bedeutender Teil der bundesdeutschen Bevölkerung (ca. 40%) die Beteiligung der Bundeswehr an internationalen Einsätzen ablehnt (vgl. Berndt 2002), macht sich dies weder bei den Wahlentscheidungen noch an Beteiligungen an generellen Ablehnungsbekundungen bemerkbar.[3] Nun könnte dies mehrere Gründe haben: z.B. Politikverdrossenheit oder Unterordnung der Ablehnungsposition unter andere Interessen.[4] Vielleicht liegt diese Hinnahme militärischer Gewalt als Mittel der Politik, die Banalisierung militärischer Gewalt als *normal*, aber auch darin begründet, dass militärische Gewalt singulär und immer an Einzelfällen diskutiert und damit diese Diskussion aus einem größeren Zusammenhang herausgelöst wird. Dieser größere Zusammenhang besteht darin, dass der Einsatz militärischer Gewalt nicht nur über Gewalt als Faktum in der internationalen Politik – im Sinne von Gegengewalt – begründet wird, sondern in diese Begründung, über das Verständnis internationaler Politik, Setzungen bezüglich Ordnung und Sicherheit einfließen.

Gewalt, Ordnung und Sicherheit scheinen also miteinander in Zusammenhang zu stehen. Wird der Frage nach der Banalisierung/Veralltäglichung militärischer Gewalt gefolgt, so resultiert daraus, dass sie nicht allein aus der Betrachtung militärischer Gewalt heraus beantwortet

3 Hier könnte nun eingewandt werden, dass gerade die Großdemonstrationen am 15.2.2003 doch das Gegenteil beweisen. Allerdings ging es hier letztlich nur um *einen* Krieg – nämlich den anstehenden gegen den Irak – und nicht um den parallel stattfindenden Krieg in Afghanistan.

4 So wird vielleicht eine politische Partei, die es vermag, plausibel zu erläutern, wie die Arbeitslosigkeit abgebaut werden kann, die aber internationale Militäreinsätze befürwortet, womöglich wegen der Arbeitsplatzversprechen gewählt, wegen der Befürwortung von Kriegseinsätzen aber eben nicht nicht gewählt.

werden kann, sondern nur im Zusammenhang mit den diese Gewalt konstituierenden Rahmenbedingungen bzw. Rahmendiskursen. Und anders herum betrachtet: Dass militärische Gewalt als normal wahrgenommen wird, resultiert nicht nur aus ihrem verstärkten Einsatz, sondern gerade auch aus den diese Einsätze legitimierenden Diskursen über Sicherheit und Ordnung. Wenn also davon ausgegangen wird, dass Gewalt – und hier eben der Einsatz militärischer Gewalt – keinem Selbstzweck folgt, sondern gerade begründet wird über die zu sichernde Ordnung und die Sicherheitsrisiken durch Unordnung, dann erscheint es zu kurz gesprungen, wenn im Rahmen der Kritik des Einsatzes militärischer Gewalt letztlich nur diese kritisiert wird. Und es mag gar kontraproduktiv sein, wenn diese Kritik mit dem Argument geführt wird, dass dieselbe Sicherheit und Ordnung besser ohne militärische Mittel wiederhergestellt bzw. bewahrt werden kann. Stattdessen – so hier zunächst die These – ist dieser Zusammenhang von Gewalt, Ordnung und Sicherheit in den Blick zu nehmen und zu fragen, ob nicht genau er es ist, auf dem die Gewöhnung an militärische Gewalt beruht.

Was dies bedeutet und was daraus folgt, soll hier zunächst als analytische Herangehensweise erläutert werden. Ausgangspunkt ist die – konstruktivistische – Annahme, dass das, was als gegebene Realität erscheint – hier die feststehende *Ordnung* der Welt als Staatenwelt, die objektive Feststellbarkeit von *Sicherheits*risiken und die Notwendigkeit von *Gewalt* als Mittel und Faktum in der internationalen Politik –, als Ergebnis von Diskursen zu verstehen ist. D.h. Gewalt, Ordnung und Sicherheit – das, was als abzulehnende Gewalt wahrgenommen, wie auch das, was als legitime (Gegen-)Gewalt anerkannt wird, das, was als notwendige Ordnung akzeptiert, wie auch das, was als zu ordnende Unordnung verstanden wird, das, was als Sicherheit verstanden, wie auch das, was als die Sicherheit bedrohend wahrgenommen wird – sind keine feststehenden Größen, sondern der konkrete Inhalt dieser Begriffe[5] wird immer wieder (neu) sozial (re-)konstruiert. Es geht hier also um die (Re-)Konstruktion intersubjektiv geteilter Bedeutungen, »intersubjective meanings« (Cox 1986: 218), im neo-gramscianischen Sinne.

In der folgenden Diskussion soll es darum gehen, eine Herangehensweise zu skizzieren, die es vermag die Diskurse über Gewalt, Ordnung und Sicherheit im Zusammenhang analytisch adäquat zu erfassen. Zu diesem Zweck werden in einem ersten Schritt kritisch argumentierende wissenschaftliche Beiträge dargestellt, die bisher noch nicht im Zusammenhang diskutiert wurden. Im zweiten Schritt sollen die Ergebnisse dieser Darstellung zu einer analytischen Herangehensweise zusammengeführt werden.

5 Der Argumentation von Laclau/Mouffe (2000) folgend können diese Begriffe hegemonietheoretisch als »leere Signifikanten« (Auer 2002: 251) verstanden werden.

Sicherheit, Gewalt und Ordnung

Im Mittelpunkt der Betrachtung steht hier also die (Re-)Produktion der *intersubjective meanings* bezüglich Gewalt, Ordnung und Sicherheit. Zentral ist dabei die Frage, inwieweit die Diskurse über Gewalt, Ordnung und Sicherheit nicht nur miteinander in Verbindung stehen, sondern v.a., ob sie sich nicht auch gegenseitig bedingen und konstituieren.

Zu diesem Zweck kann zum einen an die Arbeiten der Copenhagen School (vgl. McSweeney 1996; Buzan/Wæver 1997, zentral: Buzan/Wæver/Wilde 1998) mit ihrer *securitization*-These (Wæver 1997b) angeschlossen werden, die Sicherheit als Sprechakt versteht. Zum zweiten sind hier die Arbeiten von Klein (1988; 1989; 1990; 1994) über militärische Gewalt als konstitutives Element in strategischen Analysen zentral. Und schließlich sind drittens die Arbeiten von Walker (Walker 1993; 1995; 1997) von Interesse, in denen er die Konstruktionen von *self/inside* und *other/outside* kritisch diskutiert (Walker 1993; 1995) und sie als *intersubjective meanings* im coxschen Sinne dekonstruiert.

Diese drei Stränge sollen im Folgenden diskutiert und miteinander in Verbindung gebracht werden, denn, so die These, es erscheint gerade mit ihnen und in ihrer Verbindung möglich, Fragestellungen zu generieren, die zur Analyse der Akzeptanz militärischer Gewalt einen Beitrag leisten können.

Sicherheit

Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre begann die Diskussion um den erweiterten Sicherheitsbegriff. So formulierte Ullman im Sinne klassischer *Security Studies*, dass

»the assumption that defining national security merely (or even primarily) in military terms conveys a profoundly false image of reality. That false image is doubly misleading and therefore doubly dangerous. First, it causes states to concentrate on military threats and to ignore other and perhaps even more harmful dangers. Thus it reduces their *total security*. And second, it contributes to a pervasive militarization of international relations that in the long run can only increase global insecurity« (Ullman 1983: 129/Hervorhebung MB).

Diese These führte auch im Kontext der Friedensforschung dazu, Sicherheit zunehmend erweitert zu verstehen, um zu einer Reduzierung militärischer Sicherheitsvorsorgemaßnahmen (Rüstung) beizutragen und die Sicherheitspolitik zu entmilitarisieren – der erweiterte Sicherheitsbegriff ist so auch ein Kind der Friedensforschung (Krippendorff 1992: 366 ff.). Kern der inhaltlichen Diskussion um den erweiterten Sicherheitsbegriff ist die Frage, ob dieses oder jenes nun sicherheitsrelevant ist oder nicht und somit Teil der Sicherheitspolitik sein sollte oder nicht.

Die Vertreter der Copenhagen School setzen hier an einem anderen Ende an: Ausgangspunkt ist die Frage, welche Auswirkungen es hat, wenn ein Problem als sicherheitsrelevant definiert wird. Hier identifiziert Wæver eine Besonderheit von Sicherheitsproblemen:

»security problems are developments which in a particularly rapid or dramatic way threaten the sovereignty or independence of a state; not just something harming it, but something threatening to deprive the unit of its capacity to manage by itself (choose the least damaging strategy) and thereby changing the foundations for ev erything else; undercutting the political order. A threat of this kind will be met with the mobilization of the maximum effort if needed« (Wæver 1997b: 221).

Dadurch, dass Probleme als Sicherheitsprobleme definiert werden, erhalten sie eine besondere Wichtigkeit. Da Sicherheit positiv besetzt ist (vgl. Kaufmann 1973), schafft die Anrufung der Sicherheit die legitimatorische Basis zur Mobilisierung aller Mittel (und damit auch die der Ultima Ratio, des Militärs), wie aus der Furcht vor (existenzbedrohender) Unsicherheit die dringende Notwendigkeit zur Mobilisierung aller Mittel abgeleitet werden kann. Somit,

»[b]y naming a certain development a security problem, ›the state‹ claims a special right. And – this is the peculiarity – a right which will in the final instance always be defined by the one using it. Trying to press un-wanted political change on a ruling elite is like playing a game where the opponent has the right to change the rules during the game. Basically ›security‹ is linked to the concept of ›sovereignty‹ and to the idea founding the modern state: the first task of securing *order*, domestic peace, stability of the political order.
The power holders can always use the instrument of *securitization*; by definition a problem is a security problem when they declare it to be« (Wæver 1997b: 221).

Wird dieser Logik von Sicherheitsdefinitionen gefolgt, erscheint es nicht nur unproduktiv, sich der Aufgabe zu widmen, den Sicherheitsbegriff mit neuen (emanzipatorischen) Inhalten zu füllen. Ein solches Vorhaben erscheint geradezu kontraproduktiv, denn das Problem liegt nicht im Inhalt des Sicherheitsbegriffs, sondern im Akt der Sicherheitsdefinition und seinen Konsequenzen: Gleichgültig, mit welchen Inhalten Sicherheit gefüllt wird, der Rückgriff auf das letzte Mittel bleibt immer auch einbezogen.[6] In diesem Sinne

»[o]ne can view ›security‹ as what which is in language theory called a *speech act*: it is not interesting as a sign referring to something more real – it is the utterance in itself that is the act: by saying it something is done [...] By saying ›security‹ a state-

6 Gerade die Beibehaltung der Option (auch) militärischer Sicherheitsbewahrung bei Zugrundelegung des erweiterten Sicherheitsbegriffs führt dazu, dass nun jegliche Form der Sicherheitsgefährdung (auch) mit militärischen Mitteln der Sicherheitsbewahrung in Zusammenhang gebracht werden kann (vgl. Berndt 1997: 125).

representative moves the particular case into a specific area; claiming a special right to use the means necessary to block this development« (ebenda).

Verdeutlicht und gestützt werden kann diese Herangehensweise am Einzug des erweiterten Sicherheitsbegriffs in die herrschenden sicherheitspolitischen Konzeptionen, verstärkt nach dem Ende des Ost-West-Konflikts.[7] Dies verweist darauf, dass auch noch so progressive Vorstellungen nicht davor gefeit sind, in den herrschenden Diskurs übernommen und dabei mit militärischen Mitteln zur Sicherheitsvorsorge verbunden zu werden.[8]

Mit der These von der *securitization*, also vom Sprechakt der Versicherheitlichung, ist nichts per se ein Sicherheitsproblem, sondern Sicherheitsprobleme werden konstruiert, um den Problemen a) eine besondere Wichtigkeit zuzuweisen und b) mit dieser Wichtigkeit den Einsatz außerordentlicher Mittel – besonders militärischer Gewalt – zu begründen und zu legitimieren.

Wenn Daase also versucht, Sicherheit zu definieren als das, »*was ein politischer Akteur oder eine politische Einheit in einer bestimmten Situation als Sicherheit bezeichnet*« (Daase 1993: 45/Hervorhebung i.O.), wird der Blick vom Sicherheitsproblem zurück auf den das Sicherheitsproblem definierenden Akteur geworfen.

Für die Analyse resultiert daraus also nicht primär die Frage, ob diese oder jene Entwicklung tatsächlich sicherheitsrelevant ist. Im Mittelpunkt steht stattdessen, welche Entwicklungen wie versicherheitlicht werden. Weiterhin ist zu untersuchen, warum ein Akteur dieses oder jenes Problem zum Sicherheitsproblem erklärt, warum er dem Problem also besondere Wichtigkeit zumisst und bereit ist, zu seiner Bearbeitung außerordentliche Mittel einzusetzen.

Gewalt

Ende der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre setzte sich Bradley Klein mit den Bedingungen der (Re-)Produktion von Legitimität militärischer Gewalt auseinander. Unter Rückgriff auf Gramscis Konzept von Hegemonie fragt er, wie Konsens für militärische Gewalt und damit Legitimität von

7 Die Diskussion über den erweiterten Sicherheitsbegriff ist durchaus älter als das Ende des Ost-West-Konflikts. Siehe dazu zentral die so genannte Direktorenstudie aus dem Kontext der Trilateralen Kommission: Kaiser/Lord/Montbrial/Watt (1981) und die grundlegenden Texte von Kaiser/Kreis (1979) und Tuchman Mathews (1983). Bezüglich der nationalen US-amerikanischen Diskussion vgl. Daase (1991a). In die sicherheitspolitischen Planungen der westlichen Staaten und insbesondere des westlichen Bündnisses hat der erweiterte Sicherheitsbegriff allerdings erst nach dem Ende des Ost-West-Konflikts Einzug gehalten (vgl. Daase 1991b).

8 Vgl. dazu auch die Kritik von von Braunmühl (2003) und Smidoda (2003) am Konzept »menschlicher Sicherheit«.

Herrschaft (re-)produziert wird. Hier geht er davon aus, dass Weltpolitik so konstruiert wird, dass (militärische) Gewalt als notwendiges und legitimes Mittel erscheinen muss. Kern dabei ist die

»›*strategicalization of global politics*‹ – the rendering of events as subject to human mastery at the hands of statesman and to the logic of a peculiarly contemporary, i.e. postwar strategic discourse« (Klein 1994: 27/Hervorhebung MB).

Über die – im Rahmen seiner Arbeiten zur NATO und der Strategieentwicklung innerhalb des Westens entwickelte – These, dass

»strategic culture [...] involves widely available orientations to violence and to the ways in which the state can legitimately use violence against putative enemies« (Klein 1988: 136),

kommt er zu einem Verständnis des strategischen Diskurses

»as part of a larger social and political project – indeed, as a network of linguistically saturated social practices about the *violent making and remaking of the modern world*« (Klein 1994: 139/Hervorhebung MB).

Zunächst ist dabei »Sicherheit« auch für Klein ein Begriff, der essentialistisch gefüllt werden kann.[9] Zentraler als »Sicherheit« ist bei Klein aber die Frage nach der Rolle militärischer Gewalt bei der Hegemonie(re-)produktion. Und erst über

»[...] a strategic discourse of organized violence [which/MB] becomes a hegemonic discourse of world order [...] [i]n Gramscian terms, security became a crucial element in the construction of hegemony« (Klein 1997: 362).

Obwohl Klein also – im Gegensatz zu Vertretern der Copenhagen School – von einem essentialistischen Sicherheitsbegriff ausgeht, weist er hier über die im Diskurs entwickelte Legitimation militärischer Gewalt auf die Relevanz von Sicherheit im Kontext von Hegemonie hin. Wenn angenommen werden kann, dass Sicherheit ein wesentlicher Bestandteil von Hegemonie ist, erscheint ein essentialistisches Verständnis von Sicherheit nicht angemessen. Stattdessen erscheint ein Verständnis von Sicherheit als diskursive (Re-)Produktion der Definition von Sicherheit, die dem Zweck dient, Hegemonie zu (re-)konstruieren, passender. Wird dieses Verständnis nun der These von Klein zu Grunde gelegt, kann sie dahingehend weiterentwickelt werden, dass die diskursive hegemoniale (Re-)Produktion der Definition von Sicherheit ein zentraler Bestandteil der (Re-)Produktion von Legitimität militärischer Gewalt ist, die dem

9 Hier argumentiert er ähnlich wie Wyn Jones (1999: 166), allerdings ohne dessen Verbindung zwischen Sicherheit und Emanzipation zu folgen (vgl. Klein 1994: 136).

Ziel folgt, Konsens über und Akzeptanz von legitimem Zwang herzustellen. Allerdings erscheint so eine (auch gegen-hegemonial, emanzipatorisch) essentialistische Füllung von Sicherheit immer weniger erstrebenswert, droht doch auch sie – wie der erweiterte Sicherheitsbegriff (s.o.) – in die (Re-)Legitimierung militärischer Gewalt abzugleiten. Vor diesem Hintergrund ist es nun viel wesentlicher – anstatt Sicherheit mit immer neuen Attributen zu füllen –, die Rolle der (Re-)Produktion der Legitimität militärischer Gewalt im Kontext der Definition von Sicherheit als Kernbestandteil einer hegemonialen Weltordnung offen zu legen. Mit dem Abrücken von einem essentialistischen Sicherheitsbegriff erscheint es überhaupt erst möglich, die (Re-)Produktion der Legitimität von militärischer – aber auch andere Formen von – Gewalt analytisch in den Griff zu bekommen, wird ihr doch so ihre sich aus (vermeintlich vorgegebenen) Unsicherheiten ergebende Basis entzogen.

Basiert die *securitization*-These auf der Annahme, dass durch den *speech act* der Definition eines Problems als Sicherheitsproblem eine Situation so strukturiert wird, dass im politischen Prozess bestimmten Maßnahmen Nachdruck verliehen und andere Maßnahmen und Interpretationen als der Situation unangemessen zurückgewiesen oder ausgegrenzt werden können, so rücken nun mit Klein die Maßnahmen ins Zentrum.

In diese Richtung deutet Kleins These von den »linguistically saturated social practices about the violent making and remaking of the modern world« (s.o.). In dieser These stecken allerdings zwei Dimensionen, nämlich erstens die Interpretation von Problemen als gewaltförmige Probleme und zweitens die Deklaration des Einsatzes äußerster Maßnahmen – hier militärischer Gewalt – als adäquate Maßnahmen. Hier setzt nun Weller an:

»Jede Gesellschaft besitzt ihren Konsens über Formen von Gewalt, die *eindeutig* illegitim bzw. legitim sind. [...] Gewalt produziert Legitimation für Gegen-Gewalt, oder friedenstheoretisch präzisiert: Die gesellschaftliche Bewertung bestimmter Gewaltformen als illegitim verschafft der entsprechenden Gegengewalt gesellschaftliche Legitimation« (Weller 2003: 494/Hervorhebung i.O.).

Doch Weller bleibt dann stehen bei der Forderung, die wechselseitigen Gewaltzuschreibungen zu konstatieren, um sich

»auf der Grundlage friedensethischer Argumente um eine Positionsbestimmung zu genau jener Grenzziehung zwischen legitimer und illegitimer Gewalt [zu/MB] bemühen» (ebenda: 501).

Hier trifft Brocks (Brock 2003) Kritik, dass

»Weller [...] ausschließlich von legitimer und illegitimer Gewalt, nicht aber von legaler und illegaler Gewalt [spricht]. Damit verharrt er in der [...] Verkürzung der Gewaltana-

lyse auf die Analyse von Zuschreibungen. Er arbeitet damit unbeabsichtigt in die gleiche Richtung wie diejenigen, die für die Wiedereinführung der Denkfigur des gerechten Krieges plädieren« (ebenda: 511).

Diesen Tendenzen durch »Zurückdrängung willkürlicher Gewalt (violentia) zugunsten geregelter Gewalt (potestas)« (ebenda) – und damit Verrechtlichung – entgegenzuwirken, mag zwar geeignet sein, legale von illegaler Gewalt zu unterscheiden und illegale Gewalt zu brandmarken. Gleichzeitig stellt sich aber die Frage, inwieweit nicht auch die (rechtliche) Unterscheidung zwischen legaler und illegaler Gewalt bzw. insbesondere die Definition legaler Gewalt Wandlungen – nicht nur hin zur Reduktion von Gewalt, sondern auch womöglich zur Legalisierung bisher illegaler Formen von Gewalt[10] – unterworfen ist.

So wird der Blick doch wieder zurückgeworfen auf die zwei Dimensionen des »*violent making and remaking*« als zum einen die Zuschreibung von Gewalt auf bestimmte Phänomene (und andere eben nicht) und zum zweiten die Deklaration des Einsatzes militärischer Gewalt als legal und/oder legitim. Relevant ist hier, dass Gewaltzuschreibung für die (situative) Legitimation und (regelgebundene) Legalität von (Gegen-) Gewalt notwendig erscheint, wie andersherum Gewalt als Mittel dann als legal und/oder legitim erscheint, wenn sie auf der Wahrnehmung von Phänomenen als Gewalt basiert. In anderen Worten: Einerseits resultiert die Legitimation und Legalität von Gewalt aus Gewaltzuschreibung, wie andererseits die Gewaltzuschreibung sowohl aus den Regeln über legale und illegale Gewalt wie aus der Intention der Legitimation von Gewalt resultieren kann. In beiden zusammenhängenden Dimensionen drückt sich Gewalt im Sprechakt aus. Hier wird der von Müller formulierte Gedanke zur Friedensmessung relevant: Wenn Akteure

»nicht physisch gewalthaltig handeln und solches Handeln – ausweislich ihrer beobachtbaren Diskurse, d.h. der im Beobachtungszeitraum geäußerten Sprechakte – auch nicht in ihrem Erwartungshorizont liegt, dann muss die Friedensforscherin Frieden konstatieren« (Müller 2003: 219).

Würde dieser Ansatz nun – vor dem Hintergrund der Diskussion über Gewaltzuschreibungen notwendigerweise – in der Form ergänzt, dass nicht nur im Sprechakt kein eigenes gewaltsames Handeln der Akteure im Erwartungshorizont liegt, sondern dass die Akteure auch keine Gewaltzuschreibung vornehmen, aus der eigenes gewaltsames Handeln in der Zukunft abgeleitet werden kann, könnten nun Wellers und Müllers Argumentationsstränge miteinander verbunden werden. Würde diese

10 Verwiesen sei hier auf die Diskussion über »humanitäre Interventionen« (vgl. Paech 1999, ders./Stuby 2001: 553 ff.) und völkerrechtssetzende Praxis des Umgangs des UN-Sicherheitsrates mit der Souveränität der »Dritten Welt« (vgl. Ruf 1994).

Verbindung nun aber versucht, müssten mit Weller hier auch die legalen Formen von Gewalt und die Diskurse darüber gemessen werden. Da das Messinstrument aber weder zwischen legalen und illegalen noch zwischen legitimen und illegitimen Formen von Gewalt unterscheiden kann, muss es sich denselben Vorwurf der Relativierung gefallen lassen, wie ihn Brock gegenüber Weller formulierte. Würden die legalen Formen aber ausgeschlossen, worauf Müllers Unterstützung der Thesen vom zivilisatorischen Hexagon und vom demokratischen Frieden schließen lässt (ebenda: 242), könnten sich im *Beobachtungszeitraum* dadurch Probleme der Messung ergeben, dass sich das Verständnis von legaler und illegaler Gewalt ändert.

Dem Akt der Messung von Gewalt bzw. Frieden ist also die Definition von Gewalt vorgeschaltet. Geht es also darum, Gewalt und Frieden zu messen, wäre zunächst herauszuarbeiten, welchen Phänomenen wie Gewalt zugeschrieben und welche Gewalt wie als notwendig, legitim und/oder legal definiert wird. Beides findet als Sprechakt statt, für den ich hier – in Anlehnung an den Begriff der *securitization* – den Begriff *violatization* einführe.

Dabei ergeben sich aber weder die Erklärung der Notwendigkeit, der Legitimität und/oder der Legalität noch die Gewaltzuschreibung zwangsläufig, linear und nur aus dem zu bearbeitenden Phänomen. Wie sich die Definition von Sicherheit nicht nur aus dem als sicherheitsrelevant identifizierten Problem ergibt, ergeben sich Notwendigkeitserklärung und Gewaltzuschreibung auch aus der Disposition des definierenden Akteurs (vgl. Bonacker/Imbusch 1999: 94-95).

Für die Analyse resultiert daraus die Frage nach der konkreten Form der *violatization*: welchen Phänomenen also Gewalt zugeschrieben und gegenüber welchen Phänomenen die Notwendigkeit des Einsatzes von (militärischer) Gewalt erklärt wird.

Dass dabei Legitimität und Legalität in Widerspruch geraten können, wird nicht unterschlagen, nur erscheinen diese Fragen hier analytisch nachgeordnet, denn – so zumindest die These – sollte der Konsens über Legitimität weiter reichen als der normative Rahmen der Legalität, besteht die nicht unbegründete Vermutung[11], dass dann nicht etwa die Legitimitätsdiskurse zurückgestutzt werden, sondern der normative Rahmen der Legalität erweitert wird.

---

11 Hier sei auf den »Kosovo-Krieg« verwiesen. Er war zwar offensichtlich völkerrechtswidrig, denn er war nicht durch ein Mandat des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen gedeckt. Seine Ergebnisse wurden dann aber letztlich doch vom UN-Sicherheitsrat anerkannt. Dies legalisierte ihn zwar nicht nachträglich, doch auf das Argumentationsmuster konnte dann die russische Regierung in Tschetschenien zurückgreifen. Es wurden also neue Legalisierungsgründe anerkannt.

Ordnung

Ende der 1980er und, mit der weltpolitischen Zäsur von 1989/90 verstärkt, Anfang der 1990er Jahre setzte eine Auseinandersetzung mit dem Neorealismus ein, die sich als mehr entpuppte als eine erneute Drehung im »Idealismus-Realismus-Duopol« (Meyers 1995: 424). Sie bezog sich zwar auf (neo-)realistische Annahmen, aber nun gerade auf den Teil der Annahmen, der nicht nur dem (Neo-)Realismus eigen ist, sondern der für nahezu die ganze Disziplin der Internationalen Beziehungen konstituierend ist, so etwa auf Grundaussagen über die Staatenwelt und auf die Idee staatlicher Souveränität.

Mit Walker (1993; auch: Ashley 1995; siehe auch schon in Ansätzen: Ashley/Walker 1990) stellt sich nicht mehr die Frage, wie das anarchische System durch die Handlungen der Staaten (re-)konstruiert wird, sondern die Annahmen über Handlungen von Staaten und das anarchische System erscheinen nun selbst als Konstruktionen.

Was bedeutet dies? In essentialistischen Theorien internationaler Beziehungen, in Politik und Medien werden internationale Beziehungen als Beziehungen zwischen souveränen Staaten in einem anarchischen Staatensystem wahrgenommen (*intersubjective meanings*). In diesem System, das deshalb anarchisch erscheint, weil es kein den Staaten übergeordnetes Gewaltmonopol gibt, bedarf es zur Wahrung der Souveränität militärischer Mittel. Diesem Argument, das also die Notwendigkeit militärischer Gewaltmittel aus dem anarchischen Staatensystem deduziert, wird entgegnet, dass

> »[s]tate sovereignty [ebenso wie damit verbunden anarchisches System und Trennung zwischen Inside und Outside/MB] works because it has come to seem to be simply there, out in the world, demarcating the natural orders of here and there. But the lesson that theorists of international relations have consistently refused to learn from Hobbes is that sovereignty is never simply there. And what was never simply there can never simply disappear« (Walker 1995: 322).

Zu untersuchen wäre, inwieweit nicht genau die Vorstellung von Anarchie im internationalen System und die Trennung zwischen *inside/we/self* und *outside/they/other* soziale Konstruktionen sind. Diese Fragen zu stellen heißt nicht, zu behaupten, es gebe weder das Staatensystem noch die Trennung zwischen *inside* und *outside*. Wäre dem so, würde sich tatsächlich die Erforschung von Außenpolitik(en) und internationalen Beziehungen als Beziehungen (auch) zwischen Staaten bzw. ihren Regierungen erübrigen, denn der vermeintliche Gegenstand hätte sich dann als Fiktion erwiesen. Wird demgegenüber aber weiterhin davon ausgegangen, dass die Gegenstände keine Fiktion sind, so ergibt sich doch mit den oben formulierten Fragen eine andere (und tiefere) Herangehensweise als mit (rein) materialistischen Ansätzen: Es stellt sich nämlich hier die Fra-

ge nach der (Re-)Produktion der Kategorien dieser Wahrnehmungen (bzw. Vorstellungen) der internationalen Beziehungen als ideeller Basis für die Akzeptanz militärischer Gewalt.

Wird also von den internationalen Beziehungen als Beziehungen zwischen Staaten in einem anarchischen Staatensystem, der Annahme von (prinzipieller) Souveränität jedes Staates (die ja einschließt, souverän über militärische Gewalt gegenüber anderen zu entscheiden) und der Trennung zwischen dem ›Wir‹ (= eigener Staat, eigenes Volk) und den ›Anderen‹ *ausgegangen*, ergibt sich nahezu zwangsläufig der Schluss, dass jedes ›Wir‹ zum Selbsterhalt prinzipiell bereit sein muss, militärische Mittel zu organisieren, will es nicht den anderen ausgeliefert sein.

Die *intersubjective meanings* vom *inside* und *outside*, ausgedrückt über »discourses about limits and dangers, about the presumed boundaries of political possibility in the space and time of the modern state« (Walker 1993: 6), sind in diesem Sinne nicht nur für das *self* und das *other* konstituierend, sondern auch für die Reproduktion der Vorstellung von internationalen Beziehungen als bestimmter Ordnung. In der Tatsache, dass das *outside* als »realm [...] of difference, competition, insecurity, domination and conflict« (Walker 1995: 321) wahrgenommen wird, steckt auch die Möglichkeit, dass »others can be turned into Other, and the Other may be subjected to the familiar practices of projection, negation, orientalism and obliteration« (ebenda).

Für die Analyse resultiert daraus die Frage nach der konkreten Form der konsensualen Konstruktion des *self* und des *other* und v.a., wie im *other* die Dimension des Wandels zum *Other* angelegt wird. Diesen Prozess bezeichne ich im Folgenden als *identitization.* Damit verbunden wäre zu klären, welche Vorstellungen von (Welt-)Ordnung dabei konsensual zum Ausdruck gebracht werden, wie also Ordnung reproduziert wird. Diesen Prozess bezeichne ich im Folgenden als *orderization. Identization* und *orderization* sind dabei zwar unterschiedliche Prozesse, die allerdings aufeinander bezogen sind. D.h.: *Orderization* resultiert aus dem Prozess der *identitization* – aus der Vorstellung über *self* und *other* resultieren Vorstellungen über Ordnung –, wie *orderization* gleichzeitig auch Basis von *identitization* ist – aus den Vorstellungen über Ordnung ergeben sich Vorstellungen über *self* und *other.*

FAZIT

Zur Bearbeitung der Frage, wie Akzeptanz von und Gewöhnung an militärische Gewalt reproduziert wird, wurden oben drei ineinander verschränkte analytische Zugriffe herausgearbeitet:

Die *securitization*-These legt ihren Fokus auf die Produktion von Sicherheit im Sprechakt. Dient *securitization* nun zwar auch zur Begründung der Mobilisierung äußerster Mittel (und so auch des Mittels militä-

rischer Gewalt), so sind im Rahmen dieser These die Mittel der *securitization* nachgeordnet, sie leitet sich aus der *securitization* eines Problems ab. Mit den Annahmen zu *violatization* kann allerdings auch andersherum die These formuliert werden, dass bei der *securitization* nicht unbedingt das versicherheitlichte Problem den Ausgangspunkt bildet, sondern der Ausgangspunkt auch im Zweck der Mobilisierung äußerster Maßnahmen liegen kann. D.h.: Erscheint es politisch geboten, äußerste Maßnahmen anzuwenden, einem Phänomen Gewalt zuzuschreiben und damit den Gebrauch eigener (Gegen-)Gewalt als notwendig zu definieren, so erscheint dies am besten im Kontext der *securitization* des Problems begründbar, denn so steht die Gewaltzuschreibung auf ein Phänomen nicht nur im Raum, sondern kann auf das *self* als Sicherheitsgefahr bezogen werden.

Violatization und *securitization* basieren dabei darauf, dass im *other* das potentielle *Other* identifiziert werden kann, dem gegenüber der Einsatz militärischer Gewalt nicht nur notwendig und legitim, sondern auch legal ist, weil das *other* sich, durch seine Mutation zum *Other* – die aber nicht (nur) real, sondern v.a. im Sprechakt stattfindet –, außerhalb der Norm gestellt hat. Die Wahrnehmung des *outside* als »realm [...] of difference, competition, insecurity, domination and conflict« (s.o.) basiert nicht nur auf der Feststellung, dass in den internationalen Beziehungen militärische Gewalt eingesetzt wird, sondern sie ist auch Voraussetzung für *violatization*: Indem militärische Gewalt in den internationalen Beziehungen eingesetzt wird, erscheint das *outside* nicht nur als potenziell gewaltförmig, sondern die Wahrnehmung dieser potenziellen Gewaltförmigkeit (Gewaltzuschreibung) ist Voraussetzung für die Akzeptanz der Erklärung der Notwendigkeit des Einsatzes »eigener« militärischer Mittel. Dies drückt Kleins These vom »violent making *and re*making of the modern world« (s.o./Hervorhebung MB) aus. *Violatization* und *identitization/orderization* sind so eng ineinander verzahnt. Dies kommt in Kleins Aussagen über den Diskurs der Strategic Studies zum Ausdruck:

»It is a discourse that presents itself as realistic, as dealing with the harsh and unmitigating surface of turbulence of a world devoid of a centering principle. Because its *leitmotif* is anarchy, strategic discourse poses its own act of will as the solution to the immanent conflict which marks contemporary global affairs« (Klein 1994: 139-140).

Schließlich sind *identitization/orderization* und *securitization* eng ineinander verschlungen. Dieses Ineinandergreifen ist nicht nur eindimensional in dem Sinne, dass im Kontext von *securitization* als Sprechakt der Definition von Sicherheit bzw. Unsicherheit für ein bestimmtes Kollektiv dieses Kollektiv als *self* reproduziert wird (und damit auch die Vorstellung von *other*, *Other* und *order*), sondern auch andersherum darüber, dass über die konkrete Form der *identitization/orderization* die Punkte

aufgezeigt werden, an denen dann *securitization* ansetzen kann. Die konkrete Konstruktion von *self*, *other* und *order* trägt schon die Möglichkeit der *securitization* (und auch der *violatization*) in sich.

Diese drei analytischen Zugänge fokussieren auf drei parallel ablaufende, aber ineinander verschränkte, aufeinander Bezug nehmende und v.a. sich gegenseitig konstituierende Sprechakte der Konstruktion von Realität. Dass nun politisch Realität in dieser Form konstruiert und reproduziert wird, erscheint dabei als eine Besonderheit von Demokratien, deren vermeintliche Friedensfähigkeit darin besteht, den Einsatz militärischer Gewalt immer mit externen Notwendigkeiten (die Sicherheit wird von außen bedroht, die internationale Ordnung ist in Gefahr) gegenüber der Bevölkerung begründen zu müssen. Soll es nun wissenschaftlich darum gehen, dazu beizutragen, nicht nur militärische Gewalt aus dem politischen Instrumentenkoffer zu entfernen, sondern v.a. auch darum, in der gesellschaftlichen Diskussion der zunehmenden Akzeptanz von und Gewöhnung an militärische Gewalt entgegen zu treten, dann ist dieser Zusammenhang am konkreten Fall (vgl. Berndt 2004) deutlich zu machen.

Wird also die Frage nach zunehmender Akzeptanz von und Gewöhnung an militärische Gewalt gestellt, so greift eine Beantwortung zu kurz, wenn sie nicht die *intersubjective meanings* bezüglich Ordnung und Sicherheit einbezieht, denn dann werden wesentliche Teile der Akzeptanzproduktion ausgeblendet. Eine derartige Ausblendung kann schließlich bewirken, gerade das wissenschaftlich zu relegitimieren und zu seiner Akzeptanzreproduktion beizutragen, zu dessen Kritik angetreten wurde, nämlich den Einsatz militärischer Gewalt.

LITERATURVERZEICHNIS

Ashley, Richard (1995): »The power of anarchy. Theory, sovereignty, and the domestication of global life«. In: James Der Derian (Hg.), International theory − critical investigations, Basingstoke: Macmillan, S. 94-128.

Ashley, Richard/Walker, R.B.J. (1990): »Reading dissidence/writing the discipline. Crisis and the question of sovereignty in international studies«. International Studies Quaterly 34.3, S. 367-416.

Auer, Dirk (2002): »Die Konflikttheorie der Hegemonietheorie«. In: Thorsten Bonacker (Hg.): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung, Opladen: Leske + Budrich, S. 249-265.

Berndt, Michael (1997): Deutsche Militärpolitik in der »neuen Weltunordnung«. Zwischen nationalen Interessen und globalen Entwicklungen (Agenda Resultate: 5), Münster: Agenda.

Berndt, Michael (2002): »Kriegseinsatz: kein Wahlkampfthema. Vom stillen Zwang der Gewöhnung«. Forum Wissenschaft 19.3, S. 27-30.

Berndt, Michael (2004): »Sicherheit für Europa vs. Sicherheit vor Europa − Konsens in der Neuen Europäischen Sicherheitsarchitektur als Hindernis für Frieden und Sicherheit in den internationalen Beziehungen«. In: Österreichisches Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung (Hg.), Pax Americana und Pax Europea. Konsens oder Konflikt um eine neue Weltordnungskonzeption?: Friedensbericht 2004, Münster: Agenda, S. 178-198.

Bonacker, Thorsten/Imbusch, Peter (1999): »Begriffe der Friedens- und Konfliktforschung: Konflikt, Gewalt, Krieg, Frieden«. In: Peter Imbusch/Ralf Zoll (Hg.), Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung mit Quellen, Opladen: Leske + Budrich (2., überarb. u. erw. Aufl.), S. 73-116.

Braunmühl, Claudia von (2003): »Sicherheit für wen und wovor? Kritische Anfragen zum Sicherheitskonzept der UN«. In: Birgit Mahnkopf (Hg.), Globale öffentliche Güter für menschliche Sicherheit und Frieden, Berlin: BWV, S. 59-73.

Brock, Lothar (2003): »Zur Ambivalenz von Gewalt. Kommentar zu Christoph Weller: ›Gewalt − politischer Begriff und friedenswissenschaftliche Konzepte‹«. In: Jörg Calließ/Christoph Weller (Hg.), Friedenstheorie. Fragen − Ansätze − Möglichkeiten (Loccumer Protokolle: 31/03), Loccum, S. 509-513.

Buzan, Barry/Wæver, Ole (1997): »Slippery? contradictory? sociologically untenable? The Copenhagen School replies«. Review of International Studies 23.2, S. 241-250.

Buzan, Barry/Wæver, Ole/Wilde, Jaap de (1998): Security: A new framework for analysis, London: Lynne Rienner.

Cox, Robert W. (1986): »Social forces, states and world orders. Beyond international relations theory«. In: Robert O. Keohane (Hg.), Neorealism and its Critics, New York: Columbia University Press, S. 204-254.

Daase, Christopher (1991a): »Der erweiterte Sicherheitsbegriff und die Diversifizierung amerikanischer Sicherheitsinteressen«. PVS 32.3, S. 425-451.

Daase, Christopher (1991b): »Bedrohung, Verwundbarkeit und Risiko in der neuen Weltordnung«. antimilitarismus information 21.7, S. 13-21.

Daase, Christopher (1993): »Sicherheitspolitik und Vergesellschaftung. Ideen zur theoretischen Orientierung der sicherheitspolitischen Forschung«. In: ders./Susanne Feske/Bernhard Moltmann/Claudia Schmid (Hg.), Regionalisierung der Sicherheitspolitik: Tendenzen in den internationalen Beziehungen nach dem Ost-West-Konflikt, Baden-Baden: Nomos, S. 39-64.

Kaiser, Karl/Kreis, Karl Markus (1979) (Hg.): Sicherheitspolitik vor neuen Aufgaben; Bonn: Europa Union Verlag (2. Aufl.).

Kaiser, Karl/Lord, Winston/Montbrial, Thierry de/Watt, David (1981): Die Sicherheit des Westens: Neue Dimensionen und Aufgaben (Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP) (Hg.); Arbeitspapiere zur Internationalen Politik: 16), Bonn.

Kaufmann, Franz Xaver (1973): Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem. Untersuchungen zu einer Wertidee hochdifferenzierter Gesellschaften, Stuttgart: Enke (2., umgearb. Aufl.).

Klein, Bradley S. (1988): »Hegemony and strategic culture. American power projection and alliance defence politics«. Review of International Studies 2.14, S. 133-148.

Klein, Bradley S. (1989): »Beyond the western alliance. The politics of post-atlanticism«. In: Stephen Gill (Hg.); Atlantic relations beyond the Reagan era, New York: St. Martins Press, S. 196-211.

Klein, Bradley S. (1990): »How the West was one. Representational politics of NATO«. International Studies Quaterly 34.3, S.311-325.

Klein, Bradley S. (1994): Strategic Studies and World Order. The Global Politics of Deterrence, Cambridge: Cambridge University Press.

Klein, Bradley S. (1996): »Eine Postmoderne Konzeption von Frieden«. antimilitarismus information 26.11, S. 81-89.

Klein, Bradley S. (1997): »Conclusion. Every month is ›Security Awareness Month‹«. In: Keith Krause/Michael C. Williams (Hg.), Critical security studies. Concepts and cases (Borderlines: 8), Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 359-368.

Krippendorff, Ekkehart (1992): »Es hat sich vieles geändert, damit alles beim Alten bleiben konnte«. In: Günther Bächler (Hg.), Perspektiven. Friedens- und Konfliktforschung in Zeiten des Umbruchs – Peace and Conflict Research in Times of Radical Change, Chur/Zürich: Rüegger, S. 359-369.

Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2000): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus, Wien: Passagen (2., durchges. Aufl.).

McSweeney, Bill (1996): »Identity and security. Buzan and the Copenhagen school«. Review of International Studies 22.1, S. 81-93.

Meyers, Reinhard (1995): »Theorien der internationalen Beziehungen«. In: Wichard Woyke (Hg.), Handwörterbuch Internationale Politik, Opladen: Leske + Budrich (6., aktual. Aufl.), S. 403-430.

Müller, Harald (2003): »Begriff, Theorien und Praxis des Friedens«. In: Gunther Hellmann/Klaus Dieter Wolf/Michael Zürn (Hg.), Die neuen Internationalen Beziehungen. Forschungsstand und Perspektiven in Deutschland (Weltpolitik im 21. Jahrhundert: 10), Baden-Baden: Nomos, S. 209-250.

Naumann, Klaus (1994): Die Bundeswehr in einer Welt im Umbruch, Berlin: Siedler.

Paech, Norman (1999): »›Humanitäre Intervention‹ und Völkerrecht«. In: Ulrich Albrecht/Paul Schäfer (Hg.), Der Kosovo-Krieg. Fakten – Hintergründe – Alternativen, Köln: Papyrossa, S. 82-103.

Paech, Norman/Stuby, Gerhard (2001): Völkerrecht und Machtpolitik in den internationalen Beziehungen. Ein Studienbuch, Hamburg: VSA.

Ruf, Werner (1994): Die neue Welt-UN-Ordnung – Vom Umgang des Sicherheitsrates mit der Souveränität der »Dritten Welt«, Münster: Agenda.

Smidoda, Iris (2003): »Anmerkungen zum Konzept der ›Human Security‹«. Wissenschaft und Frieden 21.3, S. 65-66.

Struck, Peter (2002): »Rede des Bundesministers der Verteidigung zur Fortsetzung der Beteiligung bewaffneter deutscher Streitkräfte an dem Einsatz einer Internationalen Sicherheitsunterstützungstruppe in Afghanistan vor dem Deutschen Bundestag am 20. Dezember 2002 in Berlin«. Bulletin der Bundesregierung 104-2, 5 Seiten.

Tuchman Mathews, Jessica (1983): »Redefining Security«. Foreign Affairs 62.2, S. 162-177.

Ullman, Richard H. (1983): »Redefining Security«. International Security 8.1, S. 129-153.

Wæver, Ole (1997a): Concepts of security, Copenhagen: Institute of Political Science.

Wæver, Ole (1997b): »Securitization and desecuritization«. In: ders., Concepts of security, Copenhagen: Institute of Political Science, S. 211-256.

Walker, R.B.J. (1993): Inside/Outside. International relations as political theory, Cambridge: Cambridge University Press.

Walker, R.B.J. (1995): »International relations and the concept of the political«. In: Ken Booth/Steve Smith (Hg.), International Relations Theory Today, Pennsylvania: Pennsylvania State University Press, S. 306-327.

Walker, R.B.J. (1997): »The subject of security«. In: Keith Krause/Michael C. Williams (Hg.), Critical security studies. Concepts and cases (Borderlines: 8), Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 61-81.

Weller, Christoph (2003): »Gewalt − politischer Begriff und friedenswissenschaftliche Konzepte. Eine Kritik der Gewaltfreiheit des Friedens«. In: Jörg Calließ/Christoph Weller (Hg.), Friedenstheorie. Fragen − Ansätze − Möglichkeiten (Loccumer Protokolle: 31/03), Loccum, S. 481-508.

Wyn Jones, Richard L. (1999): Security, Strategy, and critical theory, Boulder: Lynne Rienner.

HISTORISCHE PERSPEKTIVEN

»We minded it no more than cricket«: Krieg und Militär in britischen Kinder- und Jugendromanen, 1870-1914

Dorothea Flothow

»Gerald strained his eyes; and there, far in the distance, were three long lines of men, one behind the other, extended on either side of the river, bearing down upon the village to his right.
His heart bounded with excitement. He clenched his fists and craned his neck, as a man will do at a horse-race or a football match; and there was he, a helpless eager spectator of the wondrous game of war« (Charles Gilson 1909: 315).

»›Boys‹, he said on his return, ›our troop and A, with two troops of the 8th and 11th, parade at three in the morning to feel our way towards the enemy and to bring in forage. See to your arms and saddlery, for we shall likely find some work to do.‹
›Hurrah!‹ cried Will, ›I shall get my chance of being under fire, Jack! I envy you the distinction of being first‹« (Lynn 1911: 128).

Mit ihrer großen Begeisterung für den Krieg, die in den voran-gegangenen Zitaten deutlich zu erkennen ist, stellen Charles Gilsons *The Lost Column* und Escott Lynns *Blair of Balaclava* unter den britischen Kinder- und Jugendromanen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts keine Ausnahme dar. Im Gegensatz zu heutigen Kinder- und Jugendbüchern, die in der Regel eine kriegskritische Haltung vertreten und die Schrecken des Krieges besonders hervorheben (vgl. Agnew/Fox 2001: Kapitel II), zeichnete die Mehrheit jener frühen Texte ein positives Kriegsbild. Im Mittelpunkt ihrer Kriegsdarstellungen steht die Möglichkeit, in der Schlacht Ruhm und Ehre zu erlangen; Krieg wird als harmlose Angelegenheit geschildert, und die Faszination, die dieser auf die Romanhelden ausübt, ist deutlich zu erkennen.

Das Ziel des folgenden Artikels ist es zu untersuchen, mit welchen Mitteln die Romane versuchten, ihrer Leserschaft ein positives Kriegsbild zu vermitteln und sie von dessen Harmlosigkeit zu überzeugen. Zu diesem Zweck werden u.a. typische Handlungsverläufe und Charaktere

sowie häufig vorkommende Motive und Metaphern analysiert. Besondere Berücksichtigung wird im Folgenden dem auffälligen Bemühen der Autoren gewidmet, Krieg durch Vergleiche mit Bereichen des alltäglichen Lebens vertraut erscheinen zu lassen. Durch diese scheinbare Vertrautheit wird Krieg seiner Schrecken beraubt und wirkt ungefährlich und banal. Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Analyse eines Korpus, das ca. 80 Romane umfasst. Diese sind den Untergattungen Kriegs- und Abenteuerroman zuzuordnen und stammen von den beliebtesten und einflussreichsten Autoren der jeweiligen Gattungen. Auch einige Schulromane, in denen sich explizite Aussagen zum Krieg finden, werden berücksichtigt.[1]

Obwohl verschiedene Studien bereits auf die kriegsverherrlichende Haltung der Kinder- und Jugendromane des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts hingewiesen haben (z.B. Paris 2000; Adams 1990), blieb die Frage, wie und mit welchen Mitteln die Romane versuchten, ein positives Bild des Krieges zu zeichnen, bislang weitgehend unbeantwortet.[2] In Anbetracht der Tatsache, dass verschiedentlich behauptet wurde, dass diese Texte durch ihr idealisierendes und verharmlosendes Kriegsbild zu der große Bereitschaft, ja sogar Begeisterung vieler junger Männer, sich freiwillig für den Dienst im ersten Weltkrieg zu melden, beigetragen hätten (vgl. Fussell 1975; Girouard 1981), erscheint diese Frage jedoch von einiger Relevanz und soll daher im Folgenden untersucht werden.

Die Rolle von Krieg und Militär in der britischen Gesellschaft

Mit ihrer positiven Sicht des Krieges spiegelten die Romane eine in diesen Jahrzehnten weit verbreitete Haltung wider: Wie verschiedene Studien belegen, war nicht nur in Deutschland, sondern auch in Großbritannien im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die Begeisterung für Krieg und Militär groß: »By the 1890s [...] British society was saturated with nationalist and military ideas« (MacDonald 1994: 2). Vor dem Hintergrund eines sich verstärkenden imperialen Wettstreits rückten militärische Werte und ein kriegerisches Ethos zunehmend ins Zentrum der britischen Gesellschaft und Kultur:

1 Eine vollständige Liste der Romane und eine ausführliche Darstellung der Auswahlkriterien findet sich in meiner Dissertation *Told in Gallant Stories* (2005). Im Folgenden können aus Platzgründen nur einige ausgewählte Texte explizit berücksichtigt werden.

2 Lediglich die so genannte ›war-games metaphor‹, die im Folgenden ebenfalls dargestellt wird, fand detaillierte Beachtung (vgl. z.B. MacDonald 1990).

»This was the ›Age of the New Imperialism‹, when new intellectual and social currents sought to explain, justify and promote European penetration of distant areas of the globe.
[...] ›High‹ culture and ›popular‹ culture marched in time to the music of Elgar and the patriotic songs of the music hall. The Art Establishment and the man-in-the-street admired the military paintings of Lady Butler. The stories of G.A. Henty, Rider Haggard and Kipling, and the poetry of Sir Henry Newbolt and W.E. Henley, were eagerly read« (Eldridge 1996: 1 f.).[3]

Während sozialdarwinistische Theorien die positiven Ergebnisse von Krieg scheinbar wissenschaftlich belegten, dienten auch die Größe des Empire und die britische Großmachtstellung, die nicht zuletzt auf die Erfolge der britischen Armee und Marine zurückzuführen waren, als sichtbare Zeichen für sein gutes Wirken.

Die positive Haltung gegenüber Krieg wurde bewusst und unbewusst auch an Kinder und Jugendliche, die künftigen Bewahrer des Empire, vermittelt. Durch Kriegsspielzeug, Drill und Sport, in Organisationen wie den *Scouts* oder der *Boys' Brigade* und in den Schulstunden sollten auch sie von der Notwendigkeit und Nützlichkeit vergangener und zukünftiger Kriege im Namen des Empire überzeugt werden (MacKenzie 1984 und 1992). Auch die Kinder- und Jugendliteratur, die als wichtiges Mittel der Sozialisation galt,[4] diente dazu, diese Haltung zu verbreiten. In unzähligen Kriegs- und Abenteuerromanen schilderten Autoren die verschiedensten Kriege der britischen Vergangenheit oder erfanden Szenarien künftiger Konflikte. Der potenzielle Einfluss dieser Romane war groß, da sie von den Schulen als Preise für gutes Verhalten vergeben wurden und zum Teil auch als Fortsetzungsromane in kostengünstigen Zeitschriften erschienen, wodurch sie die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Schichten erreichten (vgl. Paris 2000).

Ihre Absicht, die Leser für die Bereitschaft zum Kampf zu erziehen, äußerten die Romane teilweise sehr explizit:

»The ensuing story will have served its purpose if it succeeds in directing the thoughts of the boys of the present day, who will be called upon to fight our battles tomorrow, to the need for closing up our ranks, to the benefits of training and cooperation, and to the unity of heart and mind which alone will preserve the goodly heritage our fathers have left us.« (Strang 1913: viii).

Auch in anderen Romanen finden sich ähnliche Äußerungen, die die Notwendigkeit betonen, die Kampfbereitschaft der Leser zu fördern (vgl. z.B. Brereton 1913: 96 f.; Conan Doyle 1891: 352).

---

3 Umstritten ist allerdings die Frage, inwieweit diese Begeisterung für das Militär auch von den unteren Schichten der Gesellschaft geteilt wurde (vgl. Blanch 1980; Price 1977).

4 Zur Rolle der Kinder- und Jugendliteratur als Mittel der Sozialisation vgl. Stephens (1992); Hunt (1994).

DER PROTOTYPISCHE KRIEGSROMAN FÜR KINDER UND JUGENDLICHE

Bei den zu analysierenden Kriegs- und Abenteuerromanen handelt es sich mit nur geringen Ausnahmen um sehr formelhafte Texte, die u.a. einen gattungstypischen Handlungsverlauf und ein stereotypes Figureninventar aufweisen. Für die folgenden Ausführungen bietet es sich daher an, dem Handlungsverlauf eines »typischen« Kriegsromans zu folgen und unter Berücksichtigung weiterer Beispiele die stereotype, verharmlosende Form der Kriegsdarstellungen in den Romanen zu analysieren. Dies soll anhand des Romans *The Dash for Khartoum*: *A Tale of the Nile Expedition* (1891) von George Alfred Henty erfolgen. Mit seinen über hundert Kriegs- und Abenteuerromanen gehörte Henty nicht nur zu den populärsten Schriftstellern seiner Zeit, sein typischer Kriegsroman, die sogenannte *Henty-formula*, diente auch anderen Autoren der Gattung als Vorbild, das bis in die Jahre nach dem 2. Weltkrieg beibehalten wurde (vgl. Richards 1989). Dieser prototypische Kriegsroman erzählt die Geschichte eines oder mehrerer jugendlicher Protagonisten in einem historisch realen oder fiktiven Krieg. Dieser ist gewöhnlich an den wichtigsten Schlachten des Konflikts beteiligt, zeichnet sich durch sein mutiges Verhalten aus und kehrt am Ende der Erzählung als gefeierter Held zurück. Verwundungen, Tod, Hunger und andere Schrecken des Krieges werden selten explizit thematisiert.

The Dash for Khartoum, einer der populärsten Romane Hentys, erzählt die Geschichte zweier Brüder, Edgar und Rupert Clinton. Beide Helden zeichnen sich eher durch ihre Durchschnittlichkeit als etwa durch außergewöhnliche Intelligenz oder besondere Fähigkeiten aus:

»They were lads any father might be proud of, straight, well-built, handsome English lads of about sixteen. Rupert was somewhat taller than Edgar, while the latter had slightly the advantage in breadth of shoulders. [...] Both had pleasant open faces, and they were equally popular among their school-fellows« (Henty 1891: 18).

Die gleiche Beobachtung lässt sich auch für die Helden anderer Romane machen, die wie Edgar und Rupert humorvoll, sportlich, mutig und voller Tatendrang sind – Eigenschaften, die als typisch »englisch« galten[5]:

»Dicky Hamshaw was very young, and looked younger than his seventeen and a half years. [...] He was [...] tall and slim and active, and full of a dash and jollity which had long since captivated the tars« (Brereton 1913: 43).

Bereits diese erste Charakterisierung der künftigen Kriegshelden stellt einen Versuch der Verharmlosung des Krieges dar: Mit seiner Durchschnittlich-

5 Auch in den Geschichtsbüchern der Periode wurden diese Eigenschaften als typisch »englisch« dargestellt (Vgl. Chancellor 1970: 118 f.).

keit, darauf hat etwa Dennis Butts hingewiesen (1992: 7), stellte der typisch englische Held ein Identifikationsangebot für den Leser dar, dem durch die großen Erfolge der Helden suggeriert wurde, dass jeder Engländer im Krieg ebenso erfolgreich sein und diesen so unbeschwert überwinden würde wie sie.

Zu Beginn des Romans gehen Edgar und Rupert noch zur Schule, wo sie Mitglieder des *football team* ihres »Hauses« sind. Ihrem Team steht ein Match mit einem ihnen deutlich überlegenen Gegner, den *Greenites*, bevor. Trotz ihrer körperlichen Unterlegenheit gewinnt das Team der Brüder, die *River-Smiths*, aufgrund ihres Teamgeists und ihrer Entschlossenheit: »But weight and strength could not prevail over the superior last and coolness of the defenders of the River-Smith goal« (Brereton 1913: 35). Der Eindruck, dass es sich in ihrem Falle um einen *moralischen* Sieg handelt, wird noch verstärkt durch das »unsportliche« Verhalten ihrer Gegner, die ihre Niederlage zunächst nicht akzeptieren wollen. Diese Episode ist bedeutsam, da sie sich in ähnlicher Form später wiederholt: Zu diesem Zeitpunkt sind die Brüder als Soldaten im Sudan und kämpfen als Teil der *relief expedition* für General Gordon gegen die Anhänger des Mahdi. Wie die *Greenites* sind diese scheinbar im Vorteil, da sie in Überzahl sind und mit unfairen Methoden kämpfen: Viele der feindlichen Kämpfer stellen sich tot und erstechen dann heimtückisch und hinterrücks die nichts ahnenden Briten. Erneut siegt jedoch das moralisch überlegene, fair kämpfende und disziplinierte ›Team‹ der Brüder.

»But the wild courage of the natives was of no avail against the steady discipline of the sailors. The assailants were swept away, and the square moved on« (ebenda: 112 f.).

Es entsprach dem zeitgenössischen militärischen Denken, dass nicht waffentechnische, zahlenmäßige oder körperliche Überlegenheit, sondern moralische Stärke und Entschlossenheit im Krieg wie im Sport entscheidend sind (vgl. Bond 1983: 84 f.); insofern überrascht es nicht, ähnliche Situationen auch in anderen Romanen anzutreffen. In Charles Gilsons *The Lost Column* (1909), das den Boxeraufstand schildert, gewinnen die Briten und ihre europäischen Verbündeten trotz ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit in scheinbar auswegloser Situation gegen die grausamen, hinterhältigen Boxer.[6] In Frederic S. Breretons *A Hero of Lucknow* (1905) wird der Sieg der Briten über die aufständischen Inder vor allem auch als Sieg über verblendete religiöse Fanatiker und eigennützige Aufrührer dargestellt. Da in den beschriebenen Kriegen stets die *Briten* moralisch überlegen sind, suggerieren die Romane gleichzeitig, dass der

6 Weitere Beispiele, in denen das »moralisch« überlegene Team gewinnt, sei es im Krieg oder im Sport, finden sich z.B. in Vachell, *The Hill* (1905); und Hutcheson, *The Pirate Junk* (1896).

glückliche Ausgang dieser Kriege von Anfang an feststand und auch künftige Kriege siegreich enden würden.

DIE »WAR-GAMES«-METAPHER

Das Ziel der in Hentys *The Dash for Khartoum* hergestellten Parallele zwischen Krieg und Sport war es, zu suggerieren, dass auch Krieg berechenbar und daher ungefährlich sei. Bei dieser so genannten *war-games metaphor* handelte es sich um einen kulturellen Gemeinplatz, der seinen bekanntesten Ausdruck in dem dem Duke of Wellington zugeschriebenen Zitat fand, dass die Schlacht von Waterloo auf dem *playing-field of Eton* gewonnen worden sei (vgl. Girouard 1981: 233). Auch in anderen der untersuchten Romane ist der Vergleich häufig, und seine Absicht ist klar zu erkennen:

»And now the last minutes are come, and the School gather for their last rush, every boy of the hundred and twenty who has a run left in him. Reckless of the defence of their own goal, on they come across the level big-side ground, the ball well down amongst them, straight for our goal, like the column of the Old Guard up the slope of Waterloo« (Hughes 1857: 108).

»When Scaife's chance came [...] he would go through the Damer's centre as irresistibly as a Russian battleship cuts through a fleet of fishing-smacks« (Vachell 1905: 67).

Mit diesen und weiteren Zitaten suggerieren die Romanautoren die Ungefährlichkeit des Krieges, den sich der Leser ähnlich vorzustellen hat wie ein ihm vertrautes Fußballspiel. In seiner Vertrautheit verliert Krieg seine Größe und Unübersichtlichkeit und wird so eines Großteils seines Schreckens beraubt.

Noch deutlicher wird dies in dem folgenden Zitat aus Stevensons *Treasure Island* (1883), in dem ein Angriff der Piraten in Form eines Cricket-Spiels geschildert wird, wodurch die Unbekümmertheit des Erzählers im Angesicht der Gefahr betont wird:

»All through the evening they kept thundering away. Ball after ball flew over or fell short, or kicked up the sand in the enclosure; [...] and though one popped in through the roof of the long-house and out again through the floor, we soon got used to that sort of horse-play and minded it no more than cricket« (101).

Auch Edgar betont in *The Dash for Khartoum*, dass die Gefahren und Folgen eines Krieges nicht gravierender sind als diejenigen eines Fußballspiels: »As he said to another soldier, he had been just as stiff and sore after a football match« (Henty 1891: 121).

Die scheinbare Ungefährlichkeit des Krieges wird zusätzlich dadurch verstärkt, dass es scheint, als ob auch dieser durch Regeln geordnet sei, die denen des Sports ähneln. Diese Regeln sorgen nicht nur dafür, dass das »bessere« Team gewinnt und Krieg berechenbar ist, sie bieten auch Verwundeten und Schwächeren Schutz. Diese anzugreifen verstößt gegen die Regeln der sportlichen Fairness, die ein ehrenhafter Kämpfer natürlich beachtet: So erklärt ein Soldat in Lynns *Blair of Balaclava* (1911) einem verwundeten, ängstlichen Feind: »›You poor, deluded Russian monkey [...] don't you understand the laws of civilized warfare better than to think we should hurt a wounded man‹ [...]« (Lynn:135).

Auch in Hentys *The Dash for Khartoum* wird wiederholt betont, dass die Briten sich im Gegensatz zu den Anhängern des Mahdi an diese sportlichen Regeln halten, und diese Tatsache wird als weiterer Grund angeführt, warum die Briten in ihrer Kriegführung gegen die Feinde gerechtfertigt sind.

Der Vergleich zwischen Krieg und Sport entstammte ursprünglich den *public schools,* berühmten Schulen wie Eton oder Harrow, in denen organisierte Mannschaftsspiele um die Mitte des 19. Jahrhunderts als Mittel der Sozialkontrolle eingeführt wurden. Es bildete sich ein so genanntes games ethic heraus, das auch die übrige britische Gesellschaft beeinflusste (vgl. Mangan 1981; 1985). Dem Sport, insbesondere Mannschaftsspielen wie Cricket und Fußball, wurden erzieherische Qualitäten zugesprochen:

»Personal courage tempered by the team spirit and a respect for authority under the government of fair play – these were the key values in the new rationale of sport [...]« (Bailey 1978: 127 f.).

Auf dem Spielfeld sollten die Jungen gleichsam spielerisch positive Eigenschaften wie Fairness, Disziplin, Durchhaltevermögen und Loyalität für das Team erlernen. Diese Eigenschaften würden, so der Glaube, ihr Benehmen dann auch außerhalb des Spielfeldes, insbesondere auf dem Schlachtfeld, kennzeichnen und auch dort ihren Erfolg garantieren.

Im Fall von Edgar zeigt diese Erziehung Wirkung: Aufgrund eines Missverständnisses läuft dieser aus der Schule davon und tritt der Armee unter falschem Namen als Trumpeter Smith bei. In der Armee macht er schnell Karriere, was er nicht zuletzt seinen Fähigkeiten als Cricket-Spieler und seinem »sportlichen« Verhalten zu verdanken hat:

»Naturally his prowess at cricket made Trumpeter Smith a popular figure in the regiment, and even at the officers' mess his name was frequently mentioned, and many guesses were ventured as to who he was and what school he came from« (Henty 1891: 87).

Edgar wird mehrmals befördert und bereits nach seiner ersten Schlacht im Sudan wird er für die höchste militärische Auszeichnung, das *Victoria*

Cross, vorgeschlagen, ein deutliches Zeichen, dass der Mannschaftssport ihn für den Krieg bestens vorbereitet hat.

Die Helden der anderen Romane sind nicht weniger erfolgreich und werden wie Edgar schnell befördert und hoch dekoriert. Krieg bietet ihnen die Möglichkeit des gesellschaftlichen Aufstiegs, aber auch eine Gelegenheit, ihre Qualitäten und Fähigkeiten unter Beweis zu stellen: In Hentys *With Clive in India* (1883) steigt Charlie, der seine Karriere als einfacher Sekretär der East India Company beginnt, bis zum Leutnant-Colonel auf und erlangt neben großen Reichtümern auch eine schöne Ehefrau. In Lynns *Blair of Balaclava* (1911) wird Jack, der wie Edgar von zu Hause davonlief und der Armee als einfacher Trompeter beitrat, mit dem *Victoria Cross* dekoriert und erlangt den Rang eines Cornet. Die Leichtigkeit, mit der den Helden ihr Aufstieg gelingt, soll augenscheinlich zeigen, wie ungefährlich und unproblematisch Krieg ist; ein Eindruck, der durch die Tatsache bestätigt wird, dass niemals schwere Verwundungen oder gar der Tod die Helden treffen.

Krieg und der typisch britische Schuljunge

Nicht nur Edgar, auch die anderen Mitglieder des erfolgreichen Fußballteams traten nach dem Ende ihrer Schulzeit in die Armee ein. Kurz vor einer wichtigen Schlacht gegen die Anhänger des Mahdi findet im Sudan ein überraschendes Treffen der früheren Teammitglieder statt (Kapitel X). Trotz ihres neuen Rangs als Offiziere benehmen sich die ehemaligen Schüler genau wie früher und planen sofort ein Fußballspiel. Eine ähnliche Situation findet sich in einem weiteren Kriegsroman: Auch in A.S. Hardys *Sporting Life* (1907) treffen sich die ehemaligen Schulkameraden und Teammitglieder im Krieg wieder und verhalten sich nicht anders als damals in der Schule.

Neben der Parallele zwischen Krieg und Sport wird so eine weitere Ähnlichkeit suggeriert: die zwischen dem Leben im Militär und dem in der Schule. Das Ziel dieses Vergleichs ist es erneut, die Ungefährlichkeit des Krieges zu betonen, der kein anderes Verhalten erfordere als das, das jeden typischen englischen Schuljungen auszeichnet. Während auch Edgar dies feststellt: »He found that he soon got on well with his comrades. It was like going to a fresh school« (Henty 1891: 80), wird diese Behauptung in Rudyard Kiplings bekannter Erzählung *Stalky and Co*. (1899) noch deutlicher gemacht. Während seiner Schulzeit gelang es Stalky stets, durch allerlei Streiche und Tricks seinen Willen durchzusetzen und die Autorität seiner Lehrer zu schwächen. Diese Erfahrungen in der Schule (bei deren Schilderung häufig Kriegsmetaphern verwendet werden) dienten ihm als ausgezeichnete Vorbereitung für sein Leben als Offizier an der *North-West Frontier*. Hier dupliziert er einen Trick, den er

bereits in der Schule angewandt hatte: Als sich zwei feindliche Stämme gegen die Briten verbünden, rettet er seine Männer aus scheinbar auswegloser Situation, indem er nun statt zweier Lehrer die Mitglieder der beiden Stämme gegeneinander ausspielt. Dazu hinterlässt er auf den getöteten Kriegern des einen jeweils das Zeichen des anderen Stammes. Seine Schulkameraden erkennen sein Vorgehen wieder:

»›I say‹, said M'Turk [...]. ›Did Stalky ever tell you how Rabbits-Egg came to rock King that night?‹
›No‹, said Dick Four.
Then M'Turk told.
›I see‹, said Dick Four, nodding. ›Practically he duplicated that trick over again‹« (Kipling: 271).

Stalky und seine Kameraden haben im Kampf gegen ihre Feinde genauso viel Spaß wie damals in der Schule im Kampf gegen die Lehrer. Dies wird auch dadurch verdeutlicht, dass Stalky erneut das Lied ›Arrah, Patsy, hold the baby‹ spielen lässt – diesmal, um den Abzug seiner Männer zu beschleunigen. Auch Krieg scheint dank dieses weiteren Vergleichs nur eine aufregende Angelegenheit zu sein, seine Gefahren werden von den Helden weitgehend ignoriert.

Dieser Eindruck wird auch durch ein weiteres immer wiederkehrendes Motiv erweckt, mit dem ebenfalls die scheinbare Ähnlichkeit zwischen Krieg und der Welt des Schuljungen gezeigt wird: das Motiv des Verkleidens. Auch in Hentys *The Dash for Khartoum* spielt das Verkleiden eine wichtige Rolle: Nach den ersten aufregenden Schlachten wird Edgar von einer Gruppe Araber gefangen genommen und als Sklave verschleppt. Sein Bruder Rupert, der als Offizier ebenfalls im Sudan ist, erfährt durch Zufall davon und begibt sich auf die Suche nach ihm. Um möglichst unentdeckt durchs Feindesland gelangen zu können, verkleidet er sich als Einheimischer. Seine Reise durch feindliches Gebiet ist von der ständigen Gefahr geprägt, doch entdeckt zu werden; ein Spannungsmoment, das auch ähnliche Missionen anderer Romanhelden prägt.[7] Doch Rupert ist so geschickt, dass sogar sein Freund Skinner die Verkleidung nicht durchschaut:

»He [Skinner] was astonished at seeing a native calmly sitting there with the usual wild tangled hair and a dirty cotton cloth wrapped round him. [...] ›Well, this is the cheek!‹ he exclaimed. ›Easton, look here; here is a beast of a native squatting in my hut. [...] Now, then, who are you?‹« (Henty 1891: 274).

7 So verkleidet sich beispielsweise der Held des Romans *Scouting for Buller* (1902) von Herbert Hayens im Burenkrieg als Bure, um unentdeckt in die belagerte Stadt Ladysmith vordringen zu können und den dort Eingeschlossenen wichtige Nachrichten zu überbringen; auch seine Reise durch das Feindesland ist gefährlich und aufregend.

Auch in anderen Romanen dienen die verschiedenen Kostümierungen der Helden wiederholt zur Auflockerung des Geschehens, vor allem, wenn die Gegner durch sie getäuscht werden.

Das wohl bekannteste Beispiel hierfür bieten die Maskeraden des Scarlet Pimpernel in dem gleichnamigen Roman der Baroness Orczy (1905). Mit der Hilfe einer Gruppe gleich gesinnter Verbündeter rettet dieser anonyme britische Held französische Aristokraten vor dem Tod durch die Guillotine und schmuggelt sie aus Frankreich heraus. Dazu verkleidet er sich beispielsweise als französischer Offizier und als alter Jude. Als blutrünstige Marktfrau mit Pferdewagen gaukelt Scarlet Pimpernel einem wachhabenden Soldaten vor, ihr Enkelsohn (der ebenfalls auf dem Wagen sitzt) habe die Pest, woraufhin der Soldat den Wagen erschreckt durchlässt, ohne ihn zu durchsuchen. Dieser Trick rettet der Comtesse de Tournay und ihrer Familie das Leben. Wie ein großer Schuljunge macht sich Scarlet Pimpernel mit Spottliedern über seine Feinde lustig und verkündet der Welt seinen Triumph:

»We seek him here, we seek him there,
Those Frenchies seek him everywhere.
Is he in heaven? – Is he in hell?
That demmed [sic], elusive Pimpernel?« (Orczy: 100).

Mit diesen und ähnlichen Methoden setzen sich der Scarlet Pimpernel und seine Verbündeten mit Leichtigkeit gegen ihre Feinde durch, die dem Einfallsreichtum der ewigen englischen Schuljungen nichts entgegenzusetzen haben.

In *Stalky and Co*., der bereits erwähnten Erzählung Kiplings, wird noch eine weitere Parallele zwischen Schule und Krieg etabliert, die dazu dient, die Ähnlichkeit zwischen dem Krieg und dem »normalen«, alltäglichen Leben zu suggerieren. In beiden Bereichen wird Gewalt als legitimes Mittel zur Durchsetzung von Interessen und Machtansprüchen dargestellt. Die Bereitschaft, sie anzuwenden, ist dabei hoch, die Hemmschwelle niedrig. So bekommen Stalky und seine Freunde von einem Lehrer den Auftrag, zwei *bullies*, die Clewer, einen jüngeren und schwächeren Schüler, gequält hatten, zu bestrafen. In einer grausamen Bestrafungsaktion führen sie ihre Aufgabe aus:

»The torture of the Key – which has no key at all – hurts excessively. They endured several minutes of it, and their language necessitated the gag.
›Did you give Clewer Corkscrews?‹
›Yes. Oh, curse your silly souls! Let us alone you cads.‹
They were corkscrewed, and the torture of the Corkscrew – this has nothing to do with corkscrews – is heavier than the torture of the Key« (Kipling: 145).

Doch dieses Vorgehen wird als notwendige und gerechte Bestrafungsaktion beurteilt, die ihre Empfänger sich selbst zuzuschreiben haben. Als

solche Bestrafungsaktionen gelten auch viele der in den Romanen dargestellten Kriege. In Kingstons *The Three Lieutenants* (1875) beispielsweise läuft die britische Marine aus, um das Fehlverhalten südamerikanischer Diktatoren zu bestrafen, die die Rechte britischer Kaufleute missachteten. In Hentys *The Dash for Khartoum* wird mehrfach betont, dass es das Ziel der Briten sei, in den von den Anhängern des Mahdi terrorisierten Gebieten Recht und Ordnung zu etablieren: »The arrival of the [British] troops was hailed with great joy. The inhabitants had had a terrible time during the occupation of the place by the Arabs […]« (Henty 1891: 121). Die Anhänger des Mahdi werden für ihr schlechtes Verhalten gegenüber der Bevölkerung bestraft. Wie die *bullies* in *Stalky and Co*. müssen so die Feinde für ihr schlechtes Verhalten büßen.

Die scheinbar ewige Gleichheit des Krieges

Hentys *The Dash for Khartoum* endet mit der glücklichen Heimkehr der beiden Brüder Edgar und Rupert. Obwohl insbesondere Edgar zunächst einige Schwierigkeiten und Probleme überwinden muss – er wird leicht verwundet und gerät anschließend in Gefangenschaft – steht dieses gute Ende als typische Konvention der Romane von Anfang an fest. Auch in den anderen Romanen sind das Leben und die Gesundheit der Helden allenfalls kurzfristig in Gefahr, so dass es scheint, dass Krieg eigentlich nicht besonders gefährlich sei.

Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, dass in den formelhaften Erzählungen nur eine sehr eingeschränkte Anzahl von Ereignissen stattfindet: Die Helden erleben eine Reihe von kleineren und größeren Schlachten, die meist siegreich enden; sie werden gefangen genommen und entkommen mit nur geringen Schwierigkeiten, sie vollbringen großartige Heldentaten, für die sie großzügig belohnt werden, und kehren nach England zurück. Krieg, wie ihn die Romane schildern, enthält keinerlei Überraschungen und bleibt scheinbar stets gleich.

Diese Beobachtung gilt im Übrigen für alle dargestellten Kriege, gleich ob die Romane im Mittelalter spielen wie Evelyn Everett-Greens *A Clerk of Oxford (*1897) oder zeitlich nahe Konflikte wie den Burenkrieg (1899-1902) darstellen wie Finnemores *Two Boys in War Time* (1901). Die scheinbare Unveränderlichkeit des Krieges wird besonders deutlich durch die Art und Weise, wie in den Romanen über Waffen, insbesondere moderne Waffen, geurteilt wird. Diese werden mit einer deutlichen Geringschätzung betrachtet. So verurteilt etwa einer der Söldner in Conan Doyles Mittelalterroman *The White Company* (1891) die modernen Schusswaffen als »unsoldierly weapons« (Doyle: 57). Statt Waffen gelten menschliche Qualitäten und menschliche Entschlossenheit

als entscheidend, wie auch die folgende Unterhaltung zwischen Edgar und einem weiteren Soldaten zeigt:

»›You don't suppose, sergeant, that these naked beggars are going to stand for a moment against a charge of eight hundred cavalry?‹
›It did not seem as if naked savages could stand infantry armed with breech-loaders, but you see the Zulus did. [...] When you have got to reckon with men who don't care the snap of a finger whether they are killed or not, you never can count upon an easy victory however badly they may be armed [...]‹« (Henty 1891: 108).

Selbst in den modernen Kriegen ziehen die Romanhelden und ihre Begleiter einfache Waffen vor, wie Speere, Messer oder die Fäuste, die in einem späteren Roman als »the Englishman's weapon« bezeichnet werden (Westerman 1936: 156; vgl. z.B. Rider Haggard 1885: 202; Ballantynes 1888: 252 f.).

Im späten 19. Jahrhundert erlangte das Genre der next-war narratives eine große Popularität. Diese Erzählungen schilderten die Gefahren eines zukünftigen Krieges und die furchtbaren Auswirkungen, die dieser auf die unvorbereitete britische Bevölkerung haben würde.[8] Zu den bekannten Vertretern der Gattung (die sich im Gegensatz zu den später zu besprechenden Erzählungen an Erwachsene wandten) gehören beispielsweise H.G. Wells' *The War in the Air* (1908) und George T. Chesneys *The Battle of Dorking* (1871). In der Mehrzahl dieser Erzählungen nahm der künftige Krieg die Form einer Invasion Großbritanniens durch eine feindliche europäische Macht an. Hierin spiegelte die Gattung weit verbreitete Ängste der Zeitgenossen wider, denn insbesondere nach der Gründung des deutschen Reiches, die das Machtgewicht auf dem Kontinent in den Augen der Briten bedrohlich störte, war die Sorge groß, dass die Insellage Großbritannien in Zukunft nicht mehr ausreichend schützen könne (vgl. Summers 1976). Die rasche Niederlage der französischen Armee (1870-71), die als die beste Europas galt, weckte die Sorge, wie es Großbritannien selbst in einem Krieg ergehen würde. Das Ziel der breit rezipierten next-war narratives war es daher, die militärische Stärke und Kriegsbereitschaft der eigenen Streitkräfte zu hinterfragen und höhere Militärausgaben sowie die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zu fordern (vgl. Eby 1987).

In den verschiedenen Erzählungen spielen neue Waffen und technische Neuerungen immer wieder eine wichtige Rolle. Dies gilt auch für diejenigen next-war narratives, die sich an Kinder und Jugendliche wandten.[9] So sorgt sich beispielsweise Joe in Breretons *The Great Airship* (1913) beim Anblick eines deutschen Zeppelins:

---

8 Zu einer ausführlichen Darstellung der Gattung vgl. Clarke (1966) und Keep (1990).

9 Auch hiervon gab es eine große Anzahl; allerdings fanden in den Erzählungen für Kinder im (Gegensatz zu denen für Erwachsene) die Kriege stets ein gutes

»›It is magnificent, but it is terrible [...] Terrible for those who have no aerial dreadnoughts. Yes, terrible. Their danger is greater than I could ever have imagined‹« (Brereton 1913: 19).

In Frank Shaws *Lion's Teeth and Eagle's Claw* (1913-14), das von einer Invasion Großbritanniens durch die Deutschen handelt, werden die Gefahren eines Luftkrieges imaginiert, auch London entgeht dabei nur knapp der Zerstörung durch deutsche Flugzeuge.

Verantwortlich für die Rettung Londons ist Gerald, der Held des Romans, der allein mit seinem Flugzeug gegen eine Flotte deutscher Flugzeuge antritt. Entscheidend für den Ausgang des Konfliktes ist so erneut ein Einzelner, dessen Mut und Entschlossenheit als wichtiger dargestellt werden als die Zerstörungskraft moderner Waffen. Diese Beobachtung gilt auch für andere next-war Erzählungen für Kinder und Jugendliche, in denen ebenfalls traditionelle kriegerische Tugenden als kriegsentscheidend gelten. In Herbert Strangs *The Air Scout* (1913) wird die Invasion durch den Zusammenhalt der Gemeinschaft abgewehrt. Obgleich sich die Technik geändert hat, ist die Bereitschaft, das Land zu verteidigen, die gleiche wie in der glorreichen Vergangenheit:

»In a few hours, beyond question, in every quarter of the globe where the British flag flew, the call to arms would be resounding. As in olden days the tocsin, clanging from every steeple, or the beacon fire, gleaming on every hill-top, summoned the manhood of every town and hamlet and countryside to the defence of home and native land, so the electric spark, with unimaginable rapidity, was flashing the same message to the vast multitudes of the sons of the Empire« (Strang: 125 f.).

Auch modernste Zukunftskriege werden in den Romanen als glorreiche Konflikte geschildert, die kaum furchtbarer seien als die Kriege der Vergangenheit. Wie das folgende Zitat aus Hamilton Edwards *Britain in Arms!* (1899-1900) zeigt, wurde den Lesern suggeriert, dass sie auch in einem künftigen Krieg den Ruhm und die Ehre gewinnen könnten, den die Kämpfer der glorreichen britischen Vergangenheit erlangten:

»The brave fight of Britain's tars, under Beresford, on the gallant encounter off Newhaven, deserves to live for ever in English history alongside the story of the British Armada, the Battle of the Nile, and the glorious fight of Nelson at Trafalgar« (Edwards/No 263: 14).

Sogar nach dem Ausbruch des ersten Weltkrieges behielten die britischen Schriftsteller der Kinder- und Jugendromane ihre verharmlosenden und verherrlichenden Kriegsdarstellungen bei. In den Jahren 1914 bis 1918 dienten diese Romane propagandistischen Zwecken; das Ziel war es, die Leserschaft von der Notwendigkeit und Gerechtigkeit auch dieses Kon-

Ende und waren auch in ihrem Verlauf sehr gemäßigt. Vgl. Cadogan/Craig (1978: 28).

fliktes zu überzeugen, der mit weltweit ca. 70 Millionen mobilisierten Soldaten, von denen etwa 9,4 Millionen ums Leben kamen und weit mehr verwundet wurden oder in Gefangenschaft gerieten (vgl. Winter 1985), die vorangegangenen Kriege an Größe und Schrecklichkeit bei weitem übertraf. Auch bei der Darstellung dieses Krieges griffen die Romanautoren auf bereits etablierte Gattungskonventionen zurück und erzählten erneut vom problemlosen Aufstieg jugendlicher Helden, in deren Augen der Krieg letztlich nur ein großes Spiel oder ein aufregendes Fußballspiel war. Auch im technisierten Ersten Weltkrieg mit seinen Panzern und Maschinengewehren bevorzugten die Romanhelden weiterhin einfachste Waffen und ein sportlich-faires Verhalten; der Schritt von der Schule zum Krieg war für sie ebenso einfach wie in den idealisierten Darstellungen vergangener Kriege.

LITERATURVERZEICHNIS

Zitierte Kinder- und Jugendromane

Ballantyne, Robert M. (1888): Blue Lights or Hot Work in the Soudan: A Tale of Soldier Life in Several of Its Phases, London: James Nisbet.
Brereton, Frederick Sadleir (1905): A Hero of Lucknow: A Tale of the Indian Mutiny. Ed. Robert Huppertz, Leipzig: G. Freytag.
Brereton, Frederick Sadleir (1913): The Great Airship: A Tale of Adventure, London: Blackie.
Doyle, Arthur Conan (1898; 1891): The White Company. London: Smith, Elder & Co.
Edwards, Hamilton (1899-1900): »Britain in Arms! A Grand Military Romance.« Pluck No 263 ff.
Everett-Green, Evelyn (1900; 1897): A Clerk of Oxford and his Adventures in the Barons' War, London & Edinburgh: T. Nelson.
Finnemore, John (1917; 1901): Two Boys in War Time, London: A. & C. Black.
Gilson, Charles (1909): The Lost Column: A Story of the Boxer Rebellion in China, London: Henry Frowde/Hodder & Stoughton.
Haggard, Henry Rider (1994; 1885): King Solomon's Mines, Harmondsworth: Puffin.
Hardy, A.S. (1907): »Sporting Life: A New Novel of School, of Cricket, and of Adventure at Home and Abroad.« The Boys' Friend Library 22.
Hayens, Herbert (1902): Scouting for Buller, London: Thomas Nelson.
Henty, George Alfred (1883): With Clive in India: Or the Beginnings of an Empire, London: Blackie.
Henty, George Alfred (2000; 1891): The Dash for Khartoum: A Tale of the Nile Expedition, Mill Hall, Pennsylvania: Preston Speed Publications.
Hughes, Thomas (1974; 1857): Tom Brown's School-days, London: Macmillan.
Hutcheson, John C. (1896): The Pirate Junk: A Story of the Sooloo Sea, London: F.V. White.
Kingston, William Henry Giles (1922; 1875): The Three Lieutenants, London: Open University Press.
Kipling, Rudyard (1924; 1899): Stalky and Co., London: Macmillan.
Lynn, Escott (1911): Blair of Balaclava: A Hero of the Light Brigade, London: W. & R. Chambers.
Orczy, Baroness (2000; 1905): The Scarlet Pimpernel, New York: Signet Classic, 2000.

Shaw, Captain Frank (1913-14): »Lion's Teeth and Eagle's Claw«. Chums 22.
Stevenson, Robert Louis (1989; 1883): Treasure Island, Manchester: World International Publishing.
Strang, Herbert (1918; 1913): The Air Scout: A Story of National Defence, London: Open University Press.
Vachell, H.A. (1948; 1905): The Hill: Romance of Friendship, London: Albatross, 1948.
Westerman, Percy F.C. (1936): Ringed by Fire, London: Blackie.

Sekundärliteratur und zusätzlich zitierte Texte

Adams, Michael C.C. (1990): The Great Adventure: Male Desire and the Coming of World War I, Bloomington: Indiana University Press.
Agnew, Kate/Fox, Geoff (2001): Children at War: From the First World War to the Gulf, London & New York: Continuum.
Bailey, Peter (1978): Leisure and Class in Victorian England: Rational Recreation and the Contest for Control, 1830-85, London: Routledge.
Blanch, M.D. (1980): »British Society and the War«. In: Peter Warwick. (Hg.), The South African War: The Anglo-Boer War 1899-1902, London: Longman, S. 211-238.
Bond, Brian (1983): War and Society in Europe 1870-1970, Leicester: Leicester University Press.
Butts, Dennis (1992): »The Adventure Story«. In: Dennis Butts (Hg.), Stories and Society: Children's Literature in Its Social Context, London: Macmillan, S. 65-83.
Cadogan, Mary/Craig, Patricia (1978): Women and Children First: The Fiction of Two World Wars, London: Gollancz.
Chancellor, Valerie E. (1970): History for Their Masters: Opinion in the English History Textbook, 1800-1914, Bath: Adams and Dart.
Chesney, Sir George T. (1871): The Battle of Dorking: Reminiscences of a Volunteer, Edinburgh & London: W. Blackwood.
Clarke, Ignatius F. (1966): Voices Prophesying War 1773-1984, London: Open University Press.
Eby, Cecil Degrotte (1987): The Road to Armageddon: The Martial Spirit in English Popular Literature, 1870-1914, Durham: Duke University Press.
Eldridge, Colin C. (1996): The Imperial Experience: From Carlyle to Foster, Basingstoke: Macmillan.
Flothow, Dorothea (2005): »Told in Gallant Stories«: Bilder des Krieges in britischen Kinder- und Jugendromanen für Jungen und Mädchen, 1870-1939, Dissertation, Universität Tübingen.
Fussell, Paul (1975): The Great War and Modern Memory, New York: Open University Press.
Girouard, Mark (1981): The Return to Camelot: Chivalry and the English Gentleman, New Haven: Yale University Press.
Hunt, Peter (1994): An Introduction to Children's Literature, Oxford: Open University Press.
Keep, C.J. (1990): »Fearful Domestication: Future-War-Stories and the Organization of Consent, 1871-1914«. Mosaic 23.3, S. 1-16.
MacDonald, Robert H. (1990): »A Poetics of War: Militarist Discourse in the British Empire, 1880-1918«. Mosaic 23.3, S. 17-35.
MacDonald, Robert H. (1994): The Language of Empire: Myths and Metaphors of Popular Imperialism, 1880-1918, Manchester: Manchester University Press.
MacKenzie, John M. (1984): Propaganda and Empire: The Manipulation of British Public Opinion, 1880-1960, Manchester: Manchester University Press.
MacKenzie, John M. (Hg.) (1992): Popular Imperialism and the Military 1850-1950, Manchester: Manchester University Press.

Mangan, James Anthony (1981): Athleticism in the Victorian and Edwardian Public School: The Emergence and Consolidation of an Educational Ideology, Cambridge: Cambridge University Press.
Mangan, James Anthony (1985): The Games Ethic and Imperialism: Aspects of the Diffusion of an Ideal, London: Viking.
Paris, Michael (2000): Warrior Nation: Images of War in British Popular Culture, 1850-2000, London: Reaktion Books.
Price, Richard N. (1977): »Society, Status and Jingoism: The Social Roots of Lower Middle Class Patriotism, 1870-1900«. In: Geoffrey Crossick (Hg.), The Lower Middle Class in Britain, 1870-1914, London: Croom Helm, S. 89-112.
Richards, Jeffrey (1989): »With Henty in Africa«. In: Jeffrey Richards (Hg.), Imperialism and Juvenile Literature, Manchester: Manchester University Press, S. 72-106.
Stephens, John (1992): Language and Ideology in Children's Fiction, London & New York: Longman.
Summers, Anne (1976): »Militarism in Britain before the Great War«. History Workshop 2, S. 104-23.
Wells, H.G. (1908): The War in the Air; And Particularly How Mr. Bert Smallways Fared While it Lasted, London: Bell and Sons.
Winter, Jay M. (1985): The Great War and the British People, London: Macmillan.

Antikriegsstücke am Brünner deutschsprachigen Theater, 1918-1938

Katharina Wessely

Theater ist – und das gilt insbesondere für die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit – ein ganz besonderer, nicht nur kultureller, sondern auch politischer Faktor im gesellschaftlichen Leben einer Stadt. Hier werden virulente gesellschaftliche Fragen diskutiert, es dient der eigenen Selbstbestätigung wie auch der kritischen Hinterfragung von Identitäten. Der Umgang, der am Theater mit den Themen Krieg und Militarismus gepflegt wird, kann dementsprechend in dem hier interessierenden Zusammenhang als Beitrag zur Militarisierung oder De-Militarisierung der Gesellschaft verstanden werden. Die »Banalisierung des Militärischen«, die konstitutiv für den Begriff »Banal Militarism« ist, findet auch auf dem Theater statt. Soldaten erscheinen als »ganz normales« Personal der Stücke, der Soldatenberuf ist ein Beruf wie jeder andere auch, ein Regiment ein alltäglicher Arbeitsplatz. Gleichzeitig werden jedoch am Brünner deutschen Theater auch Antikriegsstücke gespielt.

In den in diesem Text behandelten Stücken werden die Fragen nach dem Umgang mit den Erfahrungen des Krieges sowie nach nationaler Identität gestellt und diskutiert. Aufgrund der besonderen Rolle, die der Erste Weltkrieg für die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik einnimmt, wäre eine negative Einstellung diesem Krieg gegenüber bei der deutschen Minderheit in der ČSR nicht weiter verwunderlich. Die Tendenz der zwischen 1918 und 1938 am deutschen Theater in Brünn aufgeführten Stücke geht darüber allerdings weit hinaus: Unter denjenigen Stücken, die Krieg bzw. Militarismus im weiteren Sinne als Thema haben, befinden sich nicht wenige dezidierte Heimkehrer-, Versöhnungs- und Antikriegsstücke, die sich nicht nur gegen den Krieg im allgemeinen, sondern gegen jegliche Form des Nationalismus wenden. Insbesondere in den Jahren zwischen 1926 und 1932, also in der Hochblüte des

sogenannten Aktivismus[1], werden diese Stücke nicht nur inszeniert, sondern finden offensichtlich auch ein aufnahmebereites Publikum. Die Aufführungen sowie die positive Resonanz dieser Stücke bei Kritik und Publikum lassen sich also als Beitrag zur De-Militarisierung der deutschen Minderheit in Brünn begreifen, die offensichtlich gegen Ende der 20er Jahre bei weiten Teilen der Bevölkerung durchaus fortgeschritten war. Im Lauf der 30er Jahre kommt es dann allerdings durch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, durch die »Machtergreifung« der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 und durch den Erdrutschsieg der Sudetendeutschen Partei bei den tschechoslowakischen Parlamentswahlen 1935 zu einer zunehmenden Verschlechterung des Verhältnisses zwischen den Nationalitäten, parallel dazu finden auch die Inszenierungen von Antikriegsstücken ein Ende.

MILITÄR UND NATIONALITÄT

Während vor dem Ersten Weltkrieg die Existenz einer Tschechoslowakischen Republik selbst für die tschechische Opposition undenkbar war, änderte sich diese Perspektive im Verlauf des Krieges. Durch die generelle Kriegsunlust der Tschechen und die zunehmend repressiven Maßnahmen der Regierung gegen die tschechische Bevölkerung verschlechterte sich das ohnehin problematische Verhältnis weiter, doch erst durch die Proklamation von Präsident Wilsons 14-Punkte-Programm zum Selbstbestimmungsrecht der Völker schien die tatsächliche Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie denkbar (vgl. Mommsen et al. 2001). Die Gründung der Tschechoslowakischen Republik betraf allerdings auch die 3,5 Millionen Deutschen, die innerhalb der Grenzen des neuen Staates lebten und plötzlich vom Mehrheits- zum Minderheitsvolk wurden. Die Monarchie, die ihre Vorrangstellung garantiert hatte, existierte nicht mehr; nicht nur fand man sich in einer Republik wieder, sondern noch dazu in einer tschechisch dominierten. Der tschechoslowakische Staat wurde dabei in den Friedensverträgen zu den Siegermächten gezählt, während die deutschsprachigen Bürger dieses Staates sich nichtsdestotrotz als Verlierer fühlten – wie die anderen Deutschen in Deutschland und in Österreich auch. Wien, von dem Brünn bisher ein etwas weiter entfernter Vorort gewesen und das insbesondere für das Brünner Theaterleben von Bedeutung gewesen war, lag plötzlich jenseits einer neuen Staatsgrenze.

In der jungen Republik wurden die Deutschen lange nicht recht heimisch. In der unmittelbaren Nachkriegszeit erklärten sich die deutschen Provinzen zu einem Teil Deutschösterreichs und begannen mit dem Auf-

1 Unter Aktivismus versteht man die aktive Mitarbeit der deutschen Parteien am tschechoslowakischen Staat und in der Regierung.

bau deutscher Verwaltungsstrukturen, im November und Dezember 1918 besetzte die tschechoslowakische Regierung diese Gebiete schließlich militärisch, stieß dabei allerdings nirgendwo auf größeren Widerstand. Im Frühjahr 1919 kam es im Vorfeld der österreichischen Nationalratswahlen zu anti-tschechischen Demonstrationen in einigen deutschen Orten, bei denen 54 Deutsche getötet, zahlreiche weitere verletzt wurden (vgl. Cerny 1969). Das Gedenken an diese »Märzgefallenen« spielte in den ersten Jahren der Republik eine große Rolle für das Selbstverständnis der Deutschen,

»[d]ie Toten des 4. März werden zum Mythologem, um das sich herum […] die gemeinsame Identität der Deutschen in der Tschechoslowakei als nunmehrige Sudetendeutsche bildet« (Braun 1996: 375).

Dieser Einsatz des Militärs gegen eigene Staatsangehörige führte ein grundsätzliches Problem einer multinationalen Armee in einem Staat, der sich selbst als Nationalstaat verstand, vor Augen.

»Für die Tschechoslowakei hatte die Armee eine besondere Bedeutung. Sie sollte nicht nur den Staat gegen auswärtige Feinde schützen, [...] sondern auch die Ordnung im Innern sichern, indem sie irredentistische Bestrebungen der Minderheiten unmöglich machte. [...] Obwohl die Angehörigen der anderen Nationalitäten den Gestellungsbefehlen des Staates jeweils bis auf wenige Ausnahmen folgten, stellte das national gemischte Heer doch einen Unsicherheitsfaktor dar. Lange war in den technischen Abteilungen das Übergewicht ehemals österreichischer Offiziere deutscher Sprache nicht zu beseitigen, so daß ein Einsatz dieser Truppen gegen Deutschland und wohl auch gegen Ungarn ein riskantes Unternehmen bleiben mußte. [...] Solange die Loyalität der Sudetendeutschen nicht durch einen militärischen Konflikt mit Deutschland oder Österreich auf die Probe gestellt wurde, erwiesen sie sich als verläßliche Soldaten. Ihre Einberufung schränkte aber die außenpolitische Bewegungsfreiheit des Staates gegen Deutschland und Österreich ein […]« (Alexander 1970: 29 f.).

Um dem abzuhelfen, wurden verhältnismäßig mehr Tschechen als Deutsche zum Wehrdienst einberufen, was allerdings wiederum den Nachteil hatte, dass somit die Armee nicht als »Schule der Nation« genutzt werden konnte.

Die Deutschen wiederum machten die tschechische Armee mit verantwortlich für den Ausgang des Ersten Weltkriegs und den Zusammenbruch der Habsburger Monarchie: übergelaufene tschechische Verbände der k. u. k. Armee, die sogenannten »Legionen«, hatten die Entscheidung des Kriegsverlaufes zugunsten der Alliierten zwar nicht mitverursacht, doch eine große Rolle für die internationale Anerkennung der tschechoslowakischen Nation gespielt (vgl. Thunig-Nittner 1970: 70 ff.). Zu Ende des Krieges war die tschechoslowakische Armee auf Seiten der Alliierten stärker als beispielsweise diejenige Belgiens, auch hatte die Tschecho-

slowakei als einziger Nachfolgestaat einen eigenen Vertreter bei den Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und der Entente (vgl. Pichlík 1969: 88).

Mit der Anerkennung der tschechischen Legion in Russland als kriegsführende Partei war die paradoxe Situation entstanden, dass eine tschechische/tschechoslowakische Armee am Krieg teilgenommen hatte, bevor überhaupt ein Staat »Tschechoslowakei« existiert hatte. Die besondere Stellung, die die Legionäre dann innerhalb des tschechoslowakischen Militärs innehatten, verdeutlicht das daraus entstehende grundsätzliche Problem des Eidbruchs.

»Eine bereits zweifelnde und damit auch zweifelhafte Haltung gegenüber der Republik konnte aus dem Vorbild der Legion nur eine Lehre ziehen und zwar die von der Unverbindlichkeit des Fahneneides, wenn es um nationale Interessen und Gefühle geht. Für jeden sichtbar belohnte der Staat die Legionäre, also den Eidbruch gegenüber dem österreichisch-ungarischen Staat« (Kostrba-Skalicky 1979: 518).

Doch auch organisatorisch verursachte die Teilnahme auf den verschiedenen Seiten des Krieges Probleme, in der tschechoslowakischen Armee gab es Offiziere, die auf Seiten der Entente und solche, die in der österreichisch-ungarischen Armee gekämpft hatten (vgl. Slapnicka 1970: 16). Zudem waren augrund der allgemeinen Kriegsmüdigkeit die pazifistischen Strömungen nach dem Krieg besonders stark – diese waren allerdings nicht neu. Eine pazifistische Grundhaltung war in den böhmischen Ländern eine langgepflegte Tradition, die vom tschechoslowakischen Präsidenten Thomas G. Masaryk selbst immer wieder betont wurde (vgl. Kostrba-Skalicky 1979: 452 ff.; Thunig-Nittner 1970: 201). Nichtsdestotrotz wurde den Legionären nach ihrer Rückkehr eine Sonderstellung eingeräumt, der Tag der Gründung der Legion hochoffiziell gefeiert etc. Der Pazifismus jedoch blieb nach wie vor eine Grundeinstellung der Tschechen und, wie sich hier zeigen wird, auch nicht weniger deutscher Tschechoslowaken – eine Einstellung, die sich erst in den 30er Jahren änderte, als vielen Menschen klar wurde, dass eine Verteidigung der Republik notwendig werden könnte. Die deutschsprachige Zeitung Bohemia skizzierte die Lage 1936 so:

»In der Tschechoslowakei war die Armee in den ersten Jahren nach dem Umsturz nicht populär, und die pazifistischen, auch jeder Kriegsvorbereitung abholden Stimmungen waren sehr stark. Wenn auch die Behauptung ganz und gar unzutreffend ist, die Armee sei Jahre hindurch in den Voranschlägen stiefmütterlich behandelt worden – ein sehr erheblicher Teil des Budgets wurde Jahr für Jahr für Rüstungszwecke verwendet –, so war das Interesse für militärische Dinge gering und nur die streng nationalistischen und die jeweils den Landesverteidigungsminister stellenden Parteien und ihre Presse versuchten ohne rechten Erfolg, die Flamme der Begeisterung für die Armee zu schüren. In dieser Beziehung hat sich vieles geändert. Das Datum des Umschwungs läßt sich nahezu kalendermäßig feststellen: Es fällt mit je-

nem Januartag des Jahres 1933 zusammen, wo die nationalsozialistische Regierung in Deutschland die Macht ergriffen hat und jene Ungewißheit über die Zukunft die tschechischen Massen ergriffen hat, von der sie auch heute noch erfüllt sind« (Bohemia 26.8.1936: 1).

Selbst als sich nach Jahren das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen wesentlich verbessert hatte, das 15-jährige Bestehen der Republik in gemeinsamen Feiern begangen wurde und Mitglieder deutscher Parteien Minister der Regierung stellten, waren aus den angeführten Gründen die Möglichkeiten, bei der Armee Karriere zu machen, für Deutsche eingeschränkt. Der Brünner Tagesbote berichtete im Dezember 1934 anlässlich einer die Tätigkeit der deutschen Offiziere und Mannschaften lobenden Ansprache des Ministers für Nationalverteidigung, dass, dem Bevölkerungsschlüssel entsprechend, jährlich 25% aller Rekruten deutsch wären, doch nur 2,5% aller Generäle und Oberste. Bei diesen handelte es sich meist um ältere Männer, die schon in der Monarchie aufgestiegen wären, während die Aufstiegsmöglichkeiten für jüngere Soldaten ausgesprochen schlecht wären und der Zugang zu verantwortlichen Funktionen für Deutsche »geradezu gesperrt« sei (Tagesbote, Morgenausgabe 11.12.1934: 1).

An diesem Zustand änderte sich während der gesamten Dauer der Republik nichts – ganz im Gegenteil, nach der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 und dem Aufstieg der Sudetendeutschen Partei zur stimmenstärksten Partei der Tschechoslowakei 1935 bekamen die Ängste der tschechischen Armeeleitung neue Nahrung. Gegen den Vorwurf der Illoyalität und Unzuverlässigkeit verwehrten sich die deutschen Zeitungen allerdings wiederholt: »Die Mehrzahl der deutschen Parteien hat sich eindeutig auf den Boden des Staates gestellt. Warum mißtraut man dieser feierlichen Erklärung?« (ebd.; vgl. auch Bohemia 7.11.1935: 4; 26.8.1936: 1).

Militär und Theater

Die Monarchie mit ihren militärischen Karrieremöglichkeiten konnte so für Einige im Rückblick zu einem goldenen Zeitalter werden, in dem die Mitglieder des Militärs eine wichtige Rolle in den mittleren und kleineren Städten gespielt hatten. Diese auffälligen jungen Männer in ihren Uniformen spielten nun kaum noch eine Rolle im deutschen Gesellschaftsleben, in Städten, in denen militärische Verbände lagen, war dies nur für den tschechischen Teil des Bevölkerung über Begegnungen auf der Straße hinaus wirklich spürbar: Kaffeehäuser, Nachtlokale, Theater, Kino, so gut wie das gesamte Gesellschaftsleben, in dem in der Monarchie das Militär eine durchaus tragende Rolle gespielt hatte, fand in zwei parallelen Welten, einer deutschen und einer tschechischen statt. Das Mi-

litär spielte dabei nur noch im tschechischen Teil der Gesellschaft eine Rolle. Und dabei keine unter den Deutschen allzu beliebte: die Präsenz der Armee wurde vor allem dann spürbar, wenn kurz vor bevorstehenden Gemeindewahlen durch die Verlegung tschechischer – wahlberechtigter – Truppenverbände in mehrheitlich »deutsche« Städte diese plötzlich zu »tschechischen« wurden. So lautete ein in den ersten Jahren der Republik regelmäßig nach jeder Wahl erhobener Vorwurf, der wohl in einigen Fällen auch zugetroffen haben mag.

Ein Bereich, in dem sich das Fehlen der Uniformierten besonders bemerkbar machte, war das Theater in den Provinzstädten. Der Besuch des Stadttheaters war eine beliebte Unterhaltung für die in einer Stadt stationierten Verbände gewesen, dieser Teil des Publikums fehlte nun in manchen Städten ganz empfindlich. Das Militär war nicht nur selbst Publikum gewesen, sondern hatte wiederum anderes Publikum angezogen – ins Theater war man schließlich zu allen Zeiten nicht nur wegen des Kunstgenusses gegangen, sondern genauso um zu sehen und gesehen zu werden. So charakterisiert Karl Ettlinger, der Direktor der Theater in Brüx, Budweis und Saaz, 1923 die Situation folgendermaßen:

> »Vor dem Kriege gingen die Provinztheater gut. Das kann man mit ruhigem Gewissen behaupten. In jeder größeren und auch kleineren Provinzstadt, wo ein Theater war, lag Garnison, und die stellte eine ganz bedeutende Anzahl von Theaterbesuchern. Man denke nur zurück an das gute Parkett- und Logenpublikum der Offiziere, sowie an das Galerie- und Stehparterrepublikum unter den Mannschaften. Der Ausfall aus dieser bedeutenden Einnahmequelle ist durch nichts paralisiert worden« (Bohemia 25.12.1923: 9).

Wie spiegelt sich nun dieses komplizierte Verhältnis zu Krieg und Militär in den am Brünner deutschen Theater gespielten Stücken? Dabei fällt auf, dass dort keine Kriegsdramen gespielt wurden, sondern zum einen Militärstücke (zumeist Lustspiele oder Schwänke), deren Thema nicht der Krieg ist, sondern die Militärs unter den handelnden Personen haben, oftmals in der Monarchie spielen und zwar ein Lachen über das Militär erlauben, jedoch nicht explizit antimilitaristisch sind. Während in diesen Stücken eine »Banalisierung des Militärischen« stattfindet, thematisieren gleichzeitig andere Stücke eine explizite Ablehnung des Kriegs: Am Brünner deutschen Theater wurden einige dezidierte Antikriegsstücke gespielt, die sich wiederum in zwei Kategorien unterteilen lassen.

Die erste bilden die sogenannten Heimkehrerstücke, in denen der Krieg klar vorbei ist, wenn auch seine Folgen für alle Beteiligten stets spürbar sind. Hier wird vor allem gezeigt, wie sich die Gesellschaft und besonders die Menschen durch den Krieg verändert, welche physischen und psychischen Deformationen sie davongetragen haben. In diese Kate-

gorie fallen Stücke wie Ernst Tollers *Hinkemann* (26.10.1924[2]) oder *Karl und Anna* von Leonhard Frank (4.2.1929), zwei Stücke von exponierten linken Autoren.

Zum zweiten gibt es die Versöhnungsstücke, die den Ersten Weltkrieg direkt als Handlungshintergrund verwenden. Sie spielen entweder während oder kurz nach dem Krieg, jedenfalls befinden sich unter den dramatis personae mindestens ein (ehemaliger) Soldat sowie neben Deutschen auch Engländer oder Franzosen. Die Personen sind vom Krieg stark beeinflusst, die Handlung wäre ohne das Ereignis Krieg nicht denkbar/möglich; der Krieg ist zwar vielleicht vorbei, die Fragen nach Feind und Freund, nach Identität und Nationalität sind aber umso drängender.

Der hauptsächliche Unterschied zwischen diesen beiden Kategorien besteht darin, dass in den Heimkehrerstücken die heimgekehrten Männer und ihre Familien versuchen, wieder Normalität im Alltag herzustellen und ihr vor dem Krieg gelebtes Leben weiterzuführen – wenn sich auch meist erweist, dass eben das nicht möglich ist. Dahingegen wurde in den Stücken der zweiten Kategorie der Krieg als so einschneidendes Erlebnis wahrgenommen, dass eigentlich von Beginn an klar ist, dass die Menschen dadurch andere wurden – wie man sehen wird, oft im wahrsten Sinne des Wortes – und eine Fortsetzung ihres Vorkriegslebens nicht bruchlos oder gar nicht möglich ist. Die starren Definitionen und Grenzen von Identität, und zwar auch von nationaler Identität, werden dabei in Frage gestellt.

Von Stücken, die zur Gruppe des Militärstücks gehören, wurden am Brünner Theater in der Zwischenkriegszeit beispielsweise *Der Feldherrnhügel* von Carl Rössler und Roda-Roda (13.9.1920), *Freiwild* von Arthur Schnitzler (12.2.1928) und Carl Zuckmayers *Der Hauptmann von Köpenick* (31.10.1931) gespielt. Während sich *Freiwild* und *Der Hauptmann von Köpenick* jeweils gegen die Auswüchse einer militarisierten Gesellschaft wenden (einmal der k. u. k. Gesellschaft, einmal der wilhelminischen), zeigt *Der Feldherrnhügel* ein Regiment beim Regimentsjubiläum mit dazugehörigem Manöver. In allen diesen Stücken ist die Einstellung zum Militär nicht grundsätzlich negativ, es werden aber seine negativen Aspekte gezeigt[3], die von der Theaterkritik z.T. unterstrichen wurden.

Bei den aufgeführten Heimkehrerstücken handelt es sich um zwei Stücke von politisch links orientierten Autoren, beide gehören nicht unbedingt zu den Stücken, die jedes Theater spielt, spielen muss, weil sie das Neueste vom Neuen sind und gute Einnahmen erwarten lassen; im Gegenteil, die Aufführungen des *Hinkemann* sorgten in Wien, Berlin und

---

2 Bei den hier genannten Daten handelt es sich jeweils um die Brünner deutsche Erstaufführung.

3 *Der Feldherrnhügel* beispielsweise zeigt ein Regiment als Tummelplatz von Eitelkeit und Dummheit, an dem alle nur auf den Tag ihrer Ausmusterung oder Pensionierung warten.

Dresden für Skandale, bei denen es teilweise sogar zu Handgreiflichkeiten kam. Auch in Brünn versuchten sowohl Nationalsozialisten als auch Deutsch-Nationale eine Aufführung zu verhindern, doch da sich der Vorsitzende der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Ludwig Czech für die Aufführung einsetzte, wurde das Stück genehmigt. Nachdem ihr Einschreiten auf legalem Weg gescheitert war, versuchten die Gegner die Aufführung zu verhindern indem sie am Abend der Feuerwehr einen Brand im Theater meldeten. Im vollbesetzten Haus hätte der Glaube an ein Feuer schnell eine Panik erzeugen können, dies wurde allerdings vom umsichtigen Vorgehen der Feuerwehr verhindert (vgl. Tagesbote, Morgenausgabe 27.10.1924: 2; Abendausgabe 29.10.1924: 1; Volksfreund 28.10.1924: 3).

Der Kritiker Josef Gajdeczka betonte in seinen Texten die in den Stücken enthaltene Kritik am Krieg besonders.

»*Hinkemann* ist ein Aufschrei der getretenen, gequälten, durch den Krieg zur Verzweiflung gebrachten Kreatur, ein Werk von solcher Größe, Keuschheit und Menschlichkeit, daß man vergeblich nach etwas Ähnlichem im Bereich unserer jungen Dichter suchen wird« (Tagesbote, Morgenausgabe 28.10.1924: 8).

Und über Frank:

»Im Weltkrieg war Leonhard Frank der erste, der gegen das Verbrechen des Massenmordes aufschrie, und sein Buch *Der Mensch ist gut* wird für alle Zeiten ein ehernes Denkmal der Schandjahre 1914-1918 bleiben« (Tagesbote, Morgenausgabe 6.2.1929: 3).

Beide Stücke wurden in Inszenierungen gegeben, die offensichtlich mit viel Einsatz und langer Probenzeit erarbeitet wurden (keine Selbstverständlichkeit in einem Theaterbetrieb, wo alle paar Tage ein neues Stück aufgeführt werden muss), weshalb der Kritiker sie als »schlechthin vollendet« (*Karl und Anna*) bzw. als »eine Glanzleistung« (*Hinkemann*) bezeichnet und darüber hinaus berichtet, dass sie vom Publikum ergriffen aufgenommen wurden.

VERSÖHNUNGSSTÜCKE

Die Kategorie der Versöhnungsstücke interessiert hier besonders: in diesen Stücken wird nicht nur, wie in den Heimkehrerstücken, die Frage nach Identität und deren Wandelbarkeit gestellt, sondern insbesondere nationale Identitäten – und diese sind in der ČSR der Zwischenkriegszeit durchgängig Thema – werden in ihnen hinterfragt und dekonstruiert. Drei Stücke sollen im Anschluss genauer betrachtet werden: *Die andere Seite* von R.C. Sherriff (27.2.1930), *Der Mann, den sein Gewissen trieb*

von Maurice Rostand (25.10.1930) und *Siegfried* von Jean Giraudoux (6.12.1930). Wohl nicht zufällig stammen diese Stücke von englischen und französischen Autoren, was neben ihrem Inhalt schon selbst bemerkenswert ist: Englische und französische Dramatik wurde – abgesehen von George Bernhard Shaw – am Brünner deutschen Theater kaum jemals aufgeführt.

Die andere Seite (im Original *Journey's End*) spielt in einem englischen Schützengraben an der Westfront, gezeigt wird vor allem die Unmenschlichkeit und Sinnlosigkeit des Krieges, wobei darauf Wert gelegt wird, dass die Engländer und die Deutschen voreinander Respekt haben. Heinz Kosok klassifiziert *Journey's End* in seinem Text *Aspects of Presentation, Attitude and Reception in English and Irish Plays about the First World War* (1993) als zu der Gruppe von Stücken gehörig, die zwar die bedauernswerten Soldaten zeigen, die Notwendigkeit des Krieges aber nicht grundsätzlich in Frage stellen und so systemstabilisierend wirken. Diese Einordnung muss sich aber notwendigerweise ändern, wenn das Stück an einem deutschsprachigen Theater aufgeführt wird. Während für ein englisches Publikum das eintönige Frontleben im Vordergrund stehen mag, wird die Aufmerksamkeit eines deutschsprachigen Publikums vor allem auf die Tatsache gelenkt, dass die Engländer genauso wie die Deutschen in diesen Krieg zogen, weil es ihnen befohlen wurde, und darauf, dass die Menschen beiderseits der Front im Grunde die selben sind – was auch mit dem deutschen Titel betont wird. Wenn Kosok meint, dass die Notwendigkeit des Krieges grundsätzlich nicht in Frage gestellt wird, muss ich dem widersprechen: Das Leben im Stellungskrieg, bei dem die Männer seit Monaten in ihren Erdlöchern sitzen und ständig auf einen Angriff der Gegenseite warten, hin und wieder selbst einen Angriff starten, bei dem zwar jedesmal Menschen sterben, aber nie Gebietsgewinne gemacht werden, taucht hier sehr wohl auf – wenn es auch von den Figuren nicht explizit kritisiert wird. Thematisiert wird schließlich an Hand der Figur des Kompanieführers Stanhope, wie der Kriegsalltag einen aussichtsreichen jungen Mann zum Alkoholiker macht, eben weil er einer der intelligentesten ist und daher die Sinnlosigkeit am besten durchschaut und das Leben im Schützengraben zwischen Langeweile und Todesangst nicht mehr anders erträgt. Gerade weil es sich um ein englisches Stück handelt, erscheint die Kritik am Krieg in der deutschen Aufführung deutlicher, der Kritiker Josef Gajdeczka meinte:

»Aus Sherriffs Drama springt uns das Sinnlose und Grauenvolle der Bestie Krieg unwiderstehlich an die Kehle und die sechs Bilder werden in aller Welt das ihrige tun, um alle noch existierenden Lobredner des Krieges, die ausschließlich in zwei Gruppen zerfallen, in Verbrechernaturen (Mörder und Diebe) und in Individuen, die durch Alkohol geistig degeneriert sind, als Abschaum der menschlichen Gesellschaft erscheinen zu lassen« (Tagesbote, Abendausgabe 28.2.1930: 3).

Explizitere Kritik wird in *Der Mann, den sein Gewissen trieb* formuliert. Marcel, ein junger Franzose, hat im Krieg den Deutschen Hermann Holderlin erschossen und versucht nun vergebens, die von ihm als Mord empfundene Tat zu verarbeiten. Ein nationalistischer Pfarrer bietet ihm vorschnell die Absolution an, die er allerdings empört zurückweist; schließlich fährt er in die Heimatstadt Hermanns, wo er von den Eltern und Angelika, der Verlobten des Toten, für einen Freund aus dessen Pariser Studienzeit gehalten und schrittweise in die Familie aufgenommen wird. Sie erzählen ihm auch von Hermanns Ablehnung des Krieges, nun weiß er also, dass er noch dazu einen Gesinnungsgenossen getötet hat. Als Angelika entdeckt, dass er derjenige ist, der Hermann erschossen hat, will er sich zur Sühne umbringen; doch Angelika macht ihm klar, dass er Hermanns Eltern das nicht antun kann. Das Ende legt nahe, dass Marcel nun Hermanns Stelle einnehmen wird. Dieser Rollentausch spiegelt sich auch in den unterschiedlichen Titeln des Stücks wider: während im französischen Original (*L'Homme Que J'ai Tué*) der Deutsche zum Mittelpunkt des Stücks wird, liegt der Akzent des deutschen Titels auf dem von seinem Gewissen geplagten Franzosen.

Das Stück macht, vor allem in Marcels Aussagen, klar, dass der Autor Krieg für gegenseitigen Völkermord hält – und zwar in einer Deutlichkeit, die selbst dem Brünner Zensor zu weit ging[4]. So wurde ursprünglich das gesamte Vorspiel, das Gespräch zwischen Marcel und dem Pfarrer, verboten, auch im Stück selbst wurden die Stellen, an denen von »Mord« oder »Verbrechen« die Rede ist, zensuriert. Die Zensur schrieb dabei sogar explizit nieder, dass diese Stellen wegen »schädlichen (antimilitaristischen) Inhalts« (Zensurakten im Moravský Zemský archiv, B26 Policejní Ředitelství, Karton 2413, Sign. 2172) gestrichen werden müssen. Nach einer Überarbeitung wurde das Vorspiel trotzdem genehmigt, allerdings unter Streichung etlicher Stellen aus Marcels Diskussion mit dem Pfarrer, wie beispielsweise dieser:

»Hätten Sie nicht jeden, der die Hand zum Kampfe hob, aus der Gemeinschaft der Christen ausstoßen müssen, ganz gleich, welcher Nation er angehörte? Was haben Sie statt dessen getan? In Uniform sind Sie mit Uniformen hinausgezogen. Kriegsfahnen haben Sie in die Kirchen gehängt. Ihre Absolution kann die Schuld nicht von mir nehmen« (Rostand 1930: 23).

4 Die Theater mussten die geplanten Stücke bei der Polizeidirektion im Landesamt zur Begutachtung vorlegen, meist wurden allerdings nur Kleinigkeiten beanstandet, wie beispielsweise die Verwendung von Uniformen der tschechoslowakischen Armee untersagt, Obszönitäten gestrichen oder ein generelles Jugendverbot erteilt. So exzessive Streichungen wie in diesem Fall gab es sonst kaum, was verdeutlicht, dass selbst einer grundsätzlich pazifistischen Gesellschaft wie der tschechoslowakischen die totale Ablehnung von Krieg zu weit ging.

Die Aufnahme des Stückes war phänomenal, es wurde in der Saison 1930/31 zwölf mal aufgeführt, damit war es zwischen 1918 und 1934 das meistgespielte ernste Schauspiel am Brünner deutschen Theater, nur Lustspiele erreichten üblicherweise so hohe Aufführungszahlen. Auch diese Inszenierung war sorgfältig einstudiert, war für die Kritik »schlechthin vollkommen und würde das anspruchsvollste Residenzpublikum zu begeisterter Anerkennung zwingen« (Tagesbote, Abendausgabe 27.10.1930: 2).

Das dritte der Versöhnungsstücke, das hier besprochen werden soll, ist *Siegfried* von Jean Giraudoux; auch hier steht die Frage nach Freund und Feind und die Kritik jeglichen Nationalismus' im Mittelpunkt. Eva, eine deutsche Krankenschwester, pflegt einen verwundeten Soldaten, der sein Gedächtnis verloren hat, wieder gesund, dieser wird Innenminister eines deutschen Mittelstaates und soll in Kürze dessen Ministerpräsident werden. Doch seine politischen Feinde planen eine Revolution, auf deren Höhepunkt sie Siegfrieds wahre Identität als französischer Schriftsteller Forestier enthüllen wollen. Die Revolution wird niedergeschlagen, die Revolutionäre verhaftet, doch Siegfried erfährt, wer er in Wahrheit ist. Seine Gefolgsleute und Eva versuchen, ihn zum Bleiben zu überreden, doch obwohl er sich immer noch nicht an sein früheres Leben erinnern kann, verlässt er Deutschland und geht, allerdings nicht als Forestier, sondern als Doppel-Figur Siegfried/Forestier, nach Frankreich zurück. Die zeitgenössischen Rezensionen interpretieren das Stück dahingehend, dass es zeige, dass die vermeintlichen Grenzen zwischen den Völkern in Wirklichkeit nicht existierten, es vielmehr auf die Geisteshaltung der Menschen ankäme. Josef Gajdeczka schreibt im Tagesboten:

»Mit bewundernswerter Psychologie zeigt der Dichter an dem Fall: Forestier-Siegfried wie labil in der Seele eines Menschen die Grenzen dessen sind, was Politik als Vaterland, nationale Mentalität und Rasse bezeichnet« (Tagesbote, Abendausgabe 9.12.1930: 3).

Diese Erkenntnis ist insbesondere für die deutsche Minderheit der Tschechoslowakei beachtlich, wo »nationale Mentalität« während der gesamten Zwischenkriegszeit eine ganz besondere Rolle spielte (vgl. Braun 1996; Jaworski 1977). Das Stück wird in Brünn nur zwei Monate nach *Der Mann, den sein Gewissen trieb* gespielt, kurz nach seiner deutschen Erstaufführung im November dieses Jahres. Es reicht mit fünf Aufführungen zwar nicht an den Publikumserfolg von Rostands Drama heran, doch ist für ein ernstes Stück diese Ziffer durchaus nicht unterdurchschnittlich und die Aufführung wurde vom Publikum mit starkem Beifall aufgenommen.

Anhand der hohen Aufführungszahlen und der überschwänglichen Kritiken im Tagesboten, der auflagenstärksten, deutsch-liberalen Brünner Tageszeitung lässt sich erkennen, dass die Aufführung von Antikriegs-

stücken nicht alleine ein Anliegen des Theaterdirektors war, sondern das Publikum – oder zumindest ein Teil des Publikums – mit den Ansichten dieser Stücke zum Krieg konform gingen. Die genauen Einstudierungen weisen darauf hin, wie wichtig dem Theater diese Dramen waren, sie gehörten in diesen Jahren wohl zu den eindrucksvollsten Inszenierungen am Brünner deutschen Theater.

Die letzten dieser kriegs- und militärkritischen Stücke wurden in der Spielzeit 1931/32 gegeben, dem letzten Direktionsjahr von Hans Demetz, der seit 1926 in Brünn Theaterdirektor gewesen war und unter dessen Leitung die meisten der hier erwähnten Dramen aufgeführt worden waren. Ob die beiden nun folgenden Direktoren einfach ganz persönlich keinen Wert auf Antikriegsdramatik legten, in vorauseilendem Gehorsam vor dem insbesondere mit dem Aufstieg der Sudetendeutschen Partei Henleins erstarkenden deutschen Chauvinismus diese Stücke dem Publikum vorsichtshalber lieber nicht zumuten wollten, oder ob das Publikum tatsächlich seine Einstellung so rasch um 180 Grad geändert hatte, lässt sich in diesem Rahmen nicht beantworten. Fest steht jedenfalls, dass zumindest ein Teil des Brünner Publikums bis 1932 Aufführungen gegen Krieg und Nationalismus wohlwollend bis begeistert aufnahm.

LITERATURVERZEICHNIS

Alexander, Manfred (1970): Der deutsch-tschechoslowakische Schiedsvertrag von 1925 im Rahmen der Locarno-Verträge, München & Wien: Oldenbourg.

Braun, Karl (1996): »Der 4. März 1919. Zur Herausbildung sudetendeutscher Identität«. Bohemia 37, S. 353-380.

Cerny, Bohumil (1969): »Die deutsche Frage in der ČSR (1918-1938)«. In: Eugen Lemberg/Gotthold Rhode (Hg.), Das deutsch-tschechische Verhältnis seit 1918, Stuttgart u.a.: Kohlhammer, S. 49-58.

Frank, Leonhard (1999; 1926): Karl und Anna. Erzählung, Stuttgart: Reclam.

Giraudoux, Jean (1961; 1928): Siegfried. Dramen, Frankfurt/Main: Fischer.

Jaworski, Rudolf (1977): Vorposten oder Minderheit? Der sudetendeutsche Volkstumskampf in den Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und der CSR, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.

Kosok, Heinz (1993): »Aspects of Presentation, Attitude and Reception in English and Irish Plays about the First World War«. In: Franz Karl Stanze/Martin Löschnigg (Hg.), Intimate Enemies. English and German Literary Reactions to the Great War 1914-1918, Heidelberg: Winter, S. 343-364.

Kostrba-Skalicky, Oswald (1979): »Bewaffnete Ohnmacht. Die tschechoslowakische Armee 1918-1938«. In: Karl Bosl (Hg.), Die Erste Tschechoslowakische Republik als multinationaler Parteienstaat, München & Wien: Oldenbourg, S. 439-527.

Mommsen, Hans/Kováč, Dušan/Malíř, Jiří unter Mitarbeit von Michaela Marek (2001): Der Erste Weltkrieg und die Beziehungen zwischen Tschechen, Slowaken und Deutschen, Essen: Klartext.

Pichlík, Karel (1969): »Zur Kritik der Legenden um das Jahr 1918«. In: Karl Bosl (Hg.), Aktuelle Forschungsprobleme um die Erste Tschechoslowakische Republik, München & Wien: Oldenbourg, S. 79-92.

Roda Roda, Alexander/Rößler, Carl (1911; 1910): Der Feldherrnhügel. Eine Schnurre in drei Akten, Berlin: Schuster&Löffler.

Rostand, Maurice (1930): Der Mann, den sein Gewissen trieb. Ein Schauspiel in einem Vorspiel und drei Akten. Für die dt. Bühne bearb. von Karl Lerbs, München: Drei-Masken-Verlag.
Schnitzler, Arthur (1978; 1896): Freiwild. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Frankfurt/Main: Fischer.
Sherriff, Robert Cedric (1929): Die andere Seite. Drama in drei Akten. Dt. von Hans Reisiger, München: Drei-Masken-Verlag.
Slapnicka, Helmut (1970): »Die böhmischen Länder und die Slowakei 1919-1945«. In: Karl Bosl (Hg.), Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder IV. Der tschechoslowakische Staat im Zeitalter der modernen Massendemokratie und Diktatur, Stuttgart: Anton Hiersemann, S. 1-150.
Thunig-Nittner, Gerburg (1970): Die tschechoslowakische Legion in Russland. Ihre Geschichte und Bedeutung bei der Entstehung der 1. Tschechoslowakischen Republik, Wiesbaden: Otto Harrassowitz.
Toller, Ernst (1971; 1923/24): Hinkemann. Eine Tragödie, Stuttgart: Reclam.
Zuckmayer, Carl (1995; 1930): Der Hauptmann von Köpenick. Theaterstücke 1929-1937. Gesammelte Werke in Einzelbänden, Frankfurt/Main: Fischer.

Wiener Kriegsbesichtigungen. Mediale (Schein-)Erfahrungen während des Ersten Weltkriegs

Thomas Ballhausen und Günter Krenn

Vorbemerkung

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, des ersten tatsächlich industrialisierten Konflikts, kommt es zu einer Vielzahl dynamischer Entwicklungen, die auch vor dem Medium Film und seinem gesellschaftlichen Kontext Kino – mit all seinen Ausprägungen und situativen Paratexten wie z.B. dem Ausstellungsbetrieb im Wiener Prater – nicht halt machen. In den Jahren 1914 bis 1918 werden jene Strukturen aufgegriffen und weiterentwickelt, die während der Berichterstattung über Konflikte wie den Krim-Krieg (1853-1856) oder den Buren-Krieg (1899-1902) ansatzweise ausgetestet worden waren. Die Innovationsschübe, die nicht zuletzt vom Indikator »Krieg« begünstigt und ermöglicht wurden, hatten gemäß der propagandagemäßen Überformungen neben dem Film auch auf weitere publikumstaugliche Attraktionen wesentliche Auswirkungen. Besonders deutlich zeigt sich dies am Beispiel der sich ab Kriegsbeginn deutlicher ausbildenden und akzentuierenden Simulationen, die verstärkt auf die Faktoren Militarisierung und Publikumswunsch abgestimmt wurden. In den folgenden Ausführungen werden deshalb die Leitlinien der medienspezifischen Entwicklungen und die Verhältnisse der Rezeption generell erläutert und anhand österreichischer Beispiele exemplifiziert werden. Ausgehend von Überlegungen zur Verbindung von Gewalt und Gewaltdarstellung unter politischen Vorzeichen, wird über Gedanken zur Einrichtung des Publikums der Bogen zu den historischen Beispielen gespannt, die, so wird im Verlauf der Ausführungen deutlich werden, strukturelle Ähnlichkeiten zu zeitgenössischen Pendants aufweisen.

Legitimierungsversuche und Vermittlungswege

Bei der Frage nach der gesellschaftlich-politisch motivierten Legitimierung von Gewaltdarstellungen wurde und wird sehr häufig der Weg gewählt, sich diesem Thema ausschließlich von der Seite der Gewalt zu nähern. Eine lange und nicht unbedingt glücklich oder gar konstruktiv-kritisch zu nennende Tradition medienpädagogischer Leitlinien ist dieser Vorgehensweise verpflichtet, die dabei die zweifelhafte Legitimität der Gewalt an sich akzeptiert und den »Mythos einer im Staat aufgehobenen Gewalt« (Liebsch 2004: 503) fortschreibt. Hinsichtlich eines größeren Sinnzusammenhangs ist dies auch für politisch motivierte Propaganda, also auch für bildspezifische Kriegsberichterstattung und das entsprechende Präsentationsumfeld, gültig. Die Legitimation der Militarisierung und der militärischen Gewalt fußt dabei bezüglich ihrer Argumente auf der historisch-politischen Entwicklung und der Herausbildung nationalstaatlicher Organisationsstrukturen. Die sich daraus speisende umfassende Legitimation reichte ab der Frühen Neuzeit auch in den Unterhaltungsbereich hinein, der in Krisenzeiten genauso staatlich-politischer Einflussnahme ausgesetzt war wie die vorhandenen Medien, die sich nicht nur hinsichtlich ihrer sozial-öffentlichen Verankerungen, sondern auch bezüglich ihrer internen, historischen wie technischen Entwicklungsprozesse der Diskussion um Berechtigung und Recht immer wieder neu stellen mussten. Die erwähnte Verbindung dieser beiden Bereiche soll hier nun am Beispiel des sich ausbildenden Kinosystems und der begleitenden medialen (Schein-)Erfahrungen illustriert werden, war dem Medium Film, dessen Wert als Propagandainstrument schon früh erkannt wurde, die Abbildung und Darstellung von Gewalt aufgrund seiner Konzeption und Herkunft doch alles andere als fremd. Das Publikum war durchaus vertraut mit den theatralen Strukturen des Vaudeville-Entertainments, den Ausstellungspraktiken, Darstellungsmodi und Unterhaltungsmöglichkeiten der prä-kinematographischen Zeit, das gesamte Unterhaltungsangebot konnte aufgrund dieser medialen Sozialisierung also relativ problemlos militärisch überformt werden. Der Film diente dabei aber nicht nur der Abbildung von Gewalt, sondern auch der Formung von den ihn kennzeichnenden Machtstrukturen. Als umkämpftes Gebiet spiegelt das Mediensystem »Kino« bei einer gelungenen propagandagemäßen Eroberung die Planbarkeit und Planmäßigkeit des Kriegs – und somit auch der damit unweigerlich verbundenen Gewalt:

> »Der Film [...] formte das katastrophisch-chaotische Urereignis des Krieges zu einem zivilisatorischen Akt um, und verpaßte ihm eine visuelle erzählerische und moralische Ordnung, die der Krieg per se nicht besitzt. Auf diese Weise trägt der Kriegsfilm, in all seinen Ausformungen, zur immer wieder neuen Illusion der Planbarkeit von Kriegen bei« (Paul 2003: 7).

Auf formaler Ebene konnte somit mit dem neuen Medium Film bereits ab seiner Frühzeit die Lösung zweier Vermittlungsprobleme geboten werden: die Überwindung geographischer Entfernung zum Ort des Geschehens und die politisch wirksame Vermittelbarkeit zeitlich begrenzter Konflikte. Dabei war aber die erstellte Fälschung der Ereignisse schneller verfügbar und oftmals auch publikumswirksamer als der tatsächliche Bericht. Das bereits erwähnte Nachstellen von Ereignissen war durchaus üblich und reichte vom fingierten Gefecht bis zum nachgedrehten Erdbeben. Darüber hinaus stellte sich ja auch immer die Frage nach der Verwertbarkeit des Materials im propagandistischen Sinne, was also unter diesen eingeschränkten Darstellungsmöglichkeiten an Kriegswirklichkeit tatsächlich abgebildet werden konnte und kann.

Zur Einrichtung des Blicks

Die angebliche Annäherung an die Realität des Krieges war und bleibt zu großen Teilen eine Täuschung. Kriegsberichterstattung und deren Vermittlung ist im Falle der parteilichen Beteiligung an einem militärischen Konflikt nie frei von Instrumentalisierung. Vielmehr wird ganz im Gegenteil mit der angeblichen Annäherung an die Wirklichkeit die Kluft zum angenommenen Tatsächlichen noch vergrößert. Die Tendenzen der Virtualisierung und Simulation sind somit immer auch am jeweiligen Stand medialer Sozialisierung ausgerichtet:

»Bilder moderner Krieger und Kriegstechnologie, von Tod, Töten und Vernichtung, in den Rahmen einer Leinwand oder eines Bildschirmes gespannt und zum Konsum unter den allgemeinen Bedingungen des Konsums massenhaft reproduzierter Bilder freigegeben, werden in einem Rezeptionsspektrum aufgenommen, das in einem langfristigen Prozeß durch die Medien selbst geformt ist« (Hüppauf 1994: 875).

Die beschriebene Instrumentalisierung des Blicks, die später noch deutlicher hervortreten sollte, ist also bereits zu einem frühen Zeitpunkt der Kinogeschichte spürbar und am sich wandelnden Verhältnis zwischen Welt und Bild deutlich nachvollziehbar. Schon ab der Frühen Neuzeit wurde begonnen, die Welt mit bildlichen Darstellungen einzuholen, im späten 19. Jahrhundert mündete dieses Unterfangen schließlich in den Versuch, die Welt als Bild darzustellen. Im Falle der Kriegsberichterstattung ist deshalb eine zunehmende Überlagerung der vereinbarten Wirklichkeit durch Projektionen – vorstellungsgemäße und kinematographische – die direkte und auch noch heute spürbare Folge:

»Die Analogie von Kino und Katastrophe hat unser Entsetzen maskiert und vielleicht gelindert, aber wir kommen aus diesem Film nicht mehr heraus. Mehr noch: Jedes

Ereignis beschleunigt die Kinematographisierung der Welt. Das richtige Bild im Kino schert sich kaum darum, wie viel Realität und Fälschung es enthält. In der Kino-Welt scheint es nur logisch, daß auf ein Bild, das Realität abbildet, als sei es ein Kinotraum, ein fingiertes Bild folgt, das vollständig real erscheint. Es ist also nicht mehr einfach das Bild, das zur Welt werden will (auch wenn genau damit die Verwandlung von Entsetzen in Propaganda bewerkstelligt wird). Die Welt wird ihr eigenes Bild« (Seeßlen/Metz 2002: 29).

Die Fragmentierung des eigentlichen militärischen Konflikts und die Zertrümmerung eines umfassenden Erfassens in einen fragmentierten und fragmentierenden Blick gehen hier Hand in Hand. Die »Kinematographisierung der Katastrophe« (Seeßlen/Metz 2002: 29) ermöglicht eine Fokussierung und Selektion, lässt aber den Bereich jenseits des Fokus' – der im Rahmen einer erfolgreichen Propaganda auch jenseits des Fokus' liegen soll – vergessen, vermittelt uns also nur ein verzerrtes Bild einer angeblichen Vollständigkeit des Erfassten. Aus einer rückwärtsgewandten Perspektive kann die Kriegsberichterstattung und -propaganda des Ersten Weltkrieges somit auch als technischer Probelauf und Testfall für die heutigen Beispiele einer militärisch überformten, erlebnisorientierten Massenkultur gelten, die ab ihrer Industrialisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts verstärkt auf die jeweiligen Publikumswünsche abgestimmt wurde.

Die k. u. k. Kriegswochenschauen: Zwischen Strategie und Wunscherfüllung

Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich innerhalb dieses mannigfaltigen Angebots eine Tendenz durch: Die Kinematographie entwickelte sich von der Nummernattraktion zum alleinigen Publikumsliebling und schließlich auch zur Massenunterhaltung. Die Zuschauer hatten mit der Entwicklung des Films die preiswerte Möglichkeit via Projektion »paradox pleasure[s]« (Friedberg 1993: 29) zu genießen: auf Reisen zu gehen, »Zeuge kolonialer Besitzergreifung« (Deutsch 2002: 60) zu werden – und Krieg indirekt vermittelt zu bekommen. Die Folge war das Ersetzen einer Realität im körperlich-materiellen Sinne durch die multiplizierbare Virtualität des Gezeigten, ohne dessen Wert im Sinne von Präsentation oder Repräsentation zu mindern oder auf das Spektakel verzichten zu müssen.

Filmische Kriegsberichterstattung orientierte (und orientiert) sich mit der Instrumentalisierung des Blicks nicht zufällig an der Schaulust des mit Nachrichtenmedien ebenfalls vertrauten Publikums. Dabei kommt den Gestaltern von Berichten und Propaganda eine sich ab der Frühzeit des Kinos abzeichnende Virtualisierungstendenz zugute: das real Vorgeführte wird durch ein virtuelles Substitut ersetzt und erlaubt eine

problemlosere Verzerrung in Darstellung und Schilderung. Die direkte Adressierung an das Publikum kam, bezogen auf die österreichische filmische Kriegsberichterstattung im Ersten Weltkrieg, zwei sehr unterschiedlichen Wünschen nach: einerseits dem durch die Euphorie der ersten Kriegsjahre geweckten Bedürfnis nach eigener Kriegserfahrung und andererseits eben dem ikonophagen Wunsch nach der Auseinandersetzung mit dem Thema, ohne sich selbst dabei in Gefahr zu begeben oder vor Ort anwesend sein zu müssen. So konnten etwaige Zweifel an der Schlagkraft der eigenen Truppen relativ problemlos – wenn mitunter auch ohne Realitätsbezug – ausgeräumt und die Aufmerksamkeit des Publikums auf das fokussierte Element konzentriert werden. Der Rand und die jenseits des Fokus liegende, angenommene *Tatsächlichkeit* – im Sinne Stanley Cavells (Cavell 2001) – wurden dabei aber stillschweigend vergessen gemacht. Die kriegführenden Parteien bedienten sich bei der Vermittlung des Ersten Weltkrieges als Massenkrieg in einem bis dahin unbekannten Ausmaße der neuen Massenmedien. Die Propaganda wurde nicht über ein einziges Leitmedium transportiert, vielmehr kam es zu einer intensiven Nutzung des bestehenden bzw. eines noch zu installierenden Medienverbundes: »Die Kinematographie ist für strategische Zwecke ein so wichtiger Behelf, daß wir ihrer zur Kriegsführung dringend benötigen« ([o.A.] 1914b: 1).

Aufgrund der bisher vorliegenden Ergebnisse eines laufenden Forschungsprojekts des Filmarchivs Austria (vgl. Ballhausen/Krenn 2003a; Ballhausen/Krenn 2003b) lässt sich die Entwicklung der österreichischen filmspezifischen Kriegsberichterstattung in zwei größere Abschnitte unterteilen: eine Phase bis etwa 1916, in der vor allem die Präsentation von Technik von Bedeutung war, und den Zeitraum der letzten Kriegsjahre, in dem sich eine stärkere Einbindung narrativer Elemente in der filmischen Propaganda bemerkbar macht. Gemeinsam ist den Abschnitten die komplexe Verflechtung mit anderen Medienformen und publikumswirksamen Unterhaltungsangeboten. Vor dem Ersten Weltkrieg erreichten die österreichischen Filmfirmen ihr Publikum auch mit formal wie inhaltlich anspruchsvollen dokumentarischen Streifen. Schon in diesen frühen Produktionen loteten die kreativen Köpfe der Firmen die technischen Möglichkeiten aus. Die Kriegswochenschauen der ersten Jahre des Konflikts waren noch nach den Richtlinien und Ansätzen der zivilen dokumentarischen Berichterstattung konzipiert. Folglich findet sich in den Produktionen dieses Zeitraumes die eindringliche Darstellung der Kriegsmaschinerie, die als Folge eines ebenso notwendigen wie positiven Fortschritts vermittelt werden sollte. Das detaillierte Zeigen von Abläufen und Gegenständen erfüllte einen zweifachen Zweck: es entfachte die Begeisterung mit dem gezeigten Ablauf und die Faszination des Publikums mit dem Gegenstand an sich. Man nutzte die vorhandene Euphorie der ersten Kriegsjahre und kam dem Wunsch der Zuschauer nach eigener Erfahrung mit dem Krieg nach. Ab der zweiten Hälfte des Ersten Weltkrieges tritt

die Reflexion der Technik zugunsten einer erzählerischen Gestaltung der Kriegswochenschaubeiträge zurück. Gründe waren dafür u.a. die tatsächliche Kriegserfahrung heimgekehrter Frontsoldaten und die Erkenntnis, dass die Technik offensichtlich nicht den erhofften schnellen Sieg gebracht hatte. Um das ohnehin nun schon von den Kriegswochenschauen auch gelangweilte Publikum nicht mit einem Vorführzwang zu verärgern, entschlossen sich die zuständigen Stellen zu einer strukturellen Umgestaltung der Beiträge. Die dokumentarischen Passagen traten zugunsten erzählten Kriegsgeschehens, das mit unterschiedlicher Gewichtung von Bild- und Textmaterial umgesetzt werden sollte, zurück. Diese erzählerische Wende in der Berichterstattung war bis zum Kriegsende wesentlich für die Gestaltung der Filmbeiträge.

Simulationen: Zwischen Kriegsspiel und Schiessbude

Eine Mischform dieser beiden unterschiedlichen filmpoetologischen Strategien kennzeichnet die Filmkompilation *Siegreich durch Serbien*, die dem Duktus der ersten Kriegsjahre noch nicht entkommen ist, aber auch noch nicht vollständig den Propagandataktiken der späteren Zeit des »Großen Krieges« entspricht. In seiner Beschaffenheit wird das Beispiel als filmische Bilanz erfahrbar: Die Kombination unterschiedlichster Quellen – die in ihrer Zusammenstellung über die Reflexion der eigentliche Materialbeschaffenheit hinausgeht – verdeutlicht, wie ähnlich die Strategien der Täuschung und der Vermittlung (scheinbarer) Planbarkeit des Konfliktverlaufs auf allen Seiten der kriegsbeteiligten Nationen waren. Der Film macht unintendierte Vergleiche möglich, etwa hinsichtlich der Selbstinszenierung der Befehlshaber oder der fortgesetzten Demonstration militärischer Schlagkraft. Neben einer werbenden Leistungsschau der Waffengattungen der Landstreitkräfte und ihrer Ausrüstung werden logistische Fähigkeiten, Einsatzbereitschaft und Opferwille demonstriert – Elemente, die in ihrer Verbindung als Garanten des Sieges deutlich werden sollen.

Die vorgegebene Perspektive ist dabei zumeist die des Beobachters oder des Kommandeurs: Einschläge von Granaten werden von einem Hochstand aus registriert, das permanente Vorrücken der siegreichen Truppen durch (Ruinen)Landschaften und das sich wiederholende Einmarschieren in ungenannte Orte unter dem Jubel der Bevölkerung – die Besatzer werden hier als Befreier inszeniert – aus der Position eines allsehenden Auges mitverfolgt. Das *Repetieren* solcher Szenen bringt aber auch die Entlarvung der militärischen Illusion mit sich: So wird etwa das Vorgehen eines Stoßtrupps gezeigt, der sich (angeblich) an feindliche Stellungen heranrobbt. Die Kamera ist dabei direkt hinter den Truppen

postiert, der Blickwinkel der Erfassung verdeutlicht die Unmöglichkeit solcher Aufnahmen unter tatsächlichen Gefechtsbedingungen. Es ist deshalb auch wenig verwunderlich, dass die sturmreif geschossene Natur in der Folge kurzerhand *genommen* werden kann. An diesem Beispiel zeigt sich einerseits die Notwendigkeit, Siege zu zeigen, andererseits wird daran deutlich, wie die filmische Realität die historisch-militärische Wirklichkeit ablöst.

Durch ihre Perspektivenverschiebungen ist auch die militärische Simulation klar gekennzeichnet: Gleichermaßen hievt sie den Benutzer in die zuvor an einem Filmbeispiel illustrierte Position eines Teilnehmenden, vielleicht sogar Kommandierenden, und löst ihn aus der Wirklichkeit heraus. Nicht selten geschieht dies auch, um die Simulation an die Stelle der umkämpften Realität treten zu lassen, so sich überhaupt noch eine Anknüpfung an diese gibt und sich die (militärische) Simulation dabei nicht ohnehin schon zur wenig freundlichen Täuschung des Simulakrums verschoben hat.

Simulation meint in seiner dominanten Bedeutung »die Modellierung eines dynamischen Systems [...] sowie allgemein die mediale Konstruktion künstlicher Welten, virtueller Wirklichkeiten, irrealer Realitäten« (Dotzler: 509). Diese Definition hat auch für die militärischen Simulationen und komplexen Kriegsspiele umfassende Gültigkeit. Die Verbindung von Unterhaltung und Simulationen mit Konfliktbezug – ob nun als *shooter* oder als strategielastiges Analyse- und Lehrmittel – hat eine lange Tradition, die sich in Form einer Wellenbewegung beschreiben ließe. Die ersten komplexen Kriegssimulationen richteten sich an ein Spezialistenpublikum, also etwa an Offiziere in Ausbildung, und orientierten sich noch stark an verbreiteten Spielen wie Schach. Darunter fallen die ersten dahingehenden Versuche, wie die Kriegsspiele von Christopher Weikhmann (1664), C.L. Helwig (1780), Georg Ventutini (1797) oder die innovative Marinesimulation John Clerks (1779 bzw. 1792). Auch die darauffolgenden Adaptionen und Neuentwürfe, wie das *Kriegsspiel* des Freiherrn von Reisswitz (1824), dessen amerikanische Weiterentwicklung durch William R. Livermore (1882) und die ersten eher flexibel angelegten Systeme des späten 19. Jahrhunderts, die von den ersten spielbretthaften Mustern abrückten, waren noch für die rein militärische Nutzung bestimmt. Ausgerechnet der Pazifist H.G. Wells schuf 1913 mit seinen *Little Wars* den Übergang zur Unterhaltungskultur und legte damit den Grundstein für die Kommerzialisierung und weite Verbreitung entsprechender Simulationen (vgl. Perla: 1990: 34 ff.). Eine aktionslastige Ausgestaltung dieses Angebots entwickelte sich parallel dazu. So war bereits 1900 eine Reisesimulation, ein so genanntes Mareorama auf der Pariser Weltausstellung zu bewundern. Ein zeitgenössischer Bericht spiegelt die Begeisterung für dieses technische Wunderwerk recht anschaulich. In dem Text heißt es u.a.:

»Wir führen unseren Lesern heute den Querschnitt eines Dampfers vor, an dessen Bord man Reisen von Marseille nach Konstantinopel und andere, ja sogar eine Nordpolfahrt wird machen können, ohne die Ausstellung zu verlassen. Es ist dies das sogenannte ›Mareorama‹. Der Grundgedanke, auf dem es beruht, ist einfach und jedem vertraut. Bekanntlich glauben wir oft, wenn sich neben uns etwas fortbewegt, daß wir selbst uns nach der entgegengesetzten Richtung hin bewegen. [...] Das Mareorama besteht in der Hauptsache aus der Nachahmung eines großen Ozeandampfers, der sich im Zentrum von zwei Panoramabildern befindet, die sich rechts und links entgegengesetzt der scheinbaren Fahrtrichtung abrollen. Das Schiff ruht auf einer senkrechten Achse und wird durch vier rechtwinkling zu einander angeordnete Kolben so bewegt, daß es die natürliche Schlingerbewegung wie bei einer Hochseefahrt ausführt; im übrigen bleibt es vollkommen an seinem Platz. Durch den künstlichen Wellenschlag des umgebenden Wassers soll der Eindruck einer Seefahrt vollkommen erreicht werden. Die Zuschauer oder richtiger Passagiere können nach Bequemlichkeit auf dem Deck einhergehen oder in Schaukelstühlen Platz nehmen, während die Schiffsmannschaft unter dem Commando eines erfahrenen Capitäns die verschiedensten Manöver ausführt. Alle Einzelheiten sind wie bei einem wirklichen Postdampfer genau ausgeführt; die Essen strömen Dampf und Rauch aus; der Boden zittert unter dem Arbeiten der Maschinen, und eine kräftige Seeluft weht über Deck« ([o.A.] 1900: 2 f.).

Der Übergang zu weit weniger friedlichen Simulationen, die dem beschriebenen Mareorama durchaus nachempfunden waren, war leicht zu bewältigen – und durchaus auch erwünscht. Eine zweite Bewegung von der professionellen Nutzung hin zur Unterhaltung lässt sich im Zeitraum zwischen 1950 und 1980 festmachen.

»Schiessen auf Papa und Mama« – Popularisierungsstrategien

»In einer Schießbude erschossen hat beim Fest des heiligen Ludwig in Versailles ein dreizehnjähriger Gymnasiast den Besitzer des Schießstandes« ([o.A.] 1898: 9). Tödliche Unfälle waren an den Schießständen um die Jahrhundertwende keine Seltenheit, wie ein etwas ausführlicherer Bericht aus dem Jahre 1899 zeigt:

»Am Dienstag wurde [...] beim Schützenfest der Scheibenweiser, ein 20jähriger Mann, vom Kaufmann Kahn erschossen. Während des strömenden Regens eines Gewitters war das Schießen einige Zeit unterbrochen, der Anzeiger wollte sich aus seinem unterirdischen Stande der Wassergefahr wegen, wohl in der Annahme, es würde nicht geschossen, entfernen, ohne aber die Scheibe vorher niederzuziehen. Beim Heraustreten fiel der unglückliche Schuß, die Kugel traf ihn auf dem Oberschenkel und drang von da in den Unterleib. Als Hilfe kam, war er bereits verschieden« ([o.A.] 1899: 7).

Man kann solche Vorkommnisse als unglückliche Unfälle bezeichnen, aber sie sind auch subtile Indikationen dafür, dass bereits solche Unterhaltungsformen immer auch mit der Möglichkeit spielten, nicht nur kreisförmige Zielscheiben anzubieten, sondern solche in tierischer und sogar menschlicher Gestalt. Zahlreiche Anzeigen aus einschlägigen Magazinen weisen mit ihren Texten auf das programmatische Sortiment der Firmen hin: Mit dem Slogan »Büchsenmacherei und Werkstatt für mech.-bewegl. Zielscheiben« wirbt einer der Anbieter um die Gunst der Schießbudenbesitzer. Die dazugehörigen Illustrationen zeigen Tierformen wie etwa Bären, aber auch Menschen, die den Vergnügungssüchtigen als Zielscheiben dienten. Eine andere Annonce aus dem Jahr 1899 zieht die Angelegenheit sogar unverhohlen ins Persönlich-Private, lautet der Begleittext doch: »Schiess-Automat [...] mit 7 versch. Zielen u.a. Musik, Mühle, Hase, Papa, Mama.«



Abbildung 1: Werbeanzeige der Büchsenmacherfirma Anton Schmickal für Schießbudenzielscheiben. Aus: Der Komet *Nr. 765 vom 18. November 1899 (Filmarchiv Austria).*



Abbildung 2: Werbeanzeige für »gefechtsmäßiges Schießen auf militärische Films« bei freiem Eintritt aus der Reichspost *vom 29. Juli 1914 (Filmarchiv Austria).*

Es war nur eine Frage der Zeit, wann diese Form der Unterhaltung sich mithilfe der sich parallel dazu entwickelnden Kinematographie auf der Leinwand eine weitere Dimension erobern würde.

Schon vor der Schlachtenpropaganda zwischen 1914 und 1918 gab es somit populäre Exponate martialisch überformter Unterhaltung. Während des Ersten Weltkriegs veranstaltete man in Wien eine sogenannte *Kriegsausstellung*, in der neben Bildern und Filmen auch nach anthropologischen Vorgaben hergestellte Büsten stereotyper Feindbilder dargeboten wurden. Unter Aufsicht des Österreichisch-Ungarischen Kriegsministeriums wurden Kriegsgefangene wissenschaftlich untersucht. Man formte Gipsabdrücke ihrer Köpfe, um sie neben Uniformen und anderen Beuteartefakten als Schauobjekte für Kriegsausstellungen zu verwenden.



Abbildung 3: Werbeanzeige für eine der Wiener Kriegs-Ausstellungen aus der Kronen-Zeitung *vom 15. Juli 1917 (Filmarchiv Austria).*

Wie anthropozentrisch das Medium Film ist, macht retrospektiv die Dokumentation *Als Anthropologe im Kriegsgefangenenlager* aus dem Jahre 1915 deutlich. Rudolf Pöch (1870 – 1927), Medienpionier und verdienstvoller Begründer des Anthropologischen Instituts an der Universität

Wien, erfasste dabei, ganz dem materiellen Wissenschaftsverständnis seiner Zeit verpflichtet, Gefangene und für ihre Kulturen typische Handarbeiten, Praktiken und – zumindest am Rande und im ungesuchten Detail – das Lagerleben. Abgeschlossen wird diese Aufnahmenserie von der Erfassung einer Gipsbüstenerstellung eines Gefangenen, die für Ausstellungszwecke vorgesehen war. Der Erfolg der umfassenden Kriegspropaganda sollte auch durch die militärisch geprägte Überformung der Unterhaltungskultur gewährleistet werden. Die Ausweitung dieses Konzepts sollte nicht nur dem Aufzeigen einer angeblichen Überlegenheit dienen. Man wollte den Sehgewohnheiten des Publikums entgegenkommen und auf diesem Wege die Popularisierung des Wissenschaftlichen im Rahmen der Gegebenheiten nutzen. Das bereits institutionalisierte Kino kehrte damit zu jenem Bereich zurück, aus dem es erwachsen war. Das zentrale Interesse galt dem Körper, dem wurde auf unterschiedlichste Weisen nachgekommen, um das Andere, das Fremde, als das Feindliche darstellen zu können: eine Verlängerung des kolonialistischen Blicks in sogenannten Kriegsausstellungen auf die – auch europäischen – Feinde. Der Anthropologe Rudolf Pöch (1870-1927) arbeitete, in Anlehnung an die einschlägigen Pionierarbeiten des Ethnologen A.C. Haddon, mit eigenen Filmaufnahmen. Neben Forschungsreisen nach Afrika und in den ozeanischen Raum sind für die hier verfolgte Fragestellung vor allem seine Arbeiten in den Kriegsgefangenenlagern von Interesse. Hierbei ist zu beachten, dass kinematographische Erfassung der Gefangenen nur einen sehr kleinen Teil der Untersuchungen ausmachte. Im Abschlussbericht findet sich darüber nur eine kurze Passage, was die Vermutung nahe legt, dass das klassische Sammeln anthropologischer Daten im Vordergrund stand. Die Auswertung seiner Ergebnisse und die nach Lebendmodellen erstellten Büsten blieben dagegen nicht auf den wissenschaftlichen Bereich limitiert.

Schießstände hingegen boten als konsequente Weiterführung des Umgangs mit dem feindlichen Abbild die Möglichkeit, auf Modelle oder Projektionen feindlicher Soldaten zu feuern. Die Vorgänger solcher Einrichtungen reichen, wie obige Beispiele belegen, bis in die Vorkriegszeit zurück. Österreichische Zeitschriften berichteten von kinematographischen Schießständen, in denen die Kunden auf Filmprojektionen von Elefanten, Antilopen, Löwen, Tigern etc. anlegen konnten. Die Reportagen spiegeln bei heutiger Lektüre eine seltsame Mischung aus Ironie und Realität wider:

»Genügt dem Manne aber nicht das Wild und alles jagbare Getier, dann kann er getrost auf Automobile schießen in voller Fahrt, auf hinsausende Motorboote und durch die Luft segelnde Flugzeuge, und ist er besonders blutgierig gesinnt, dann richtet er den Lauf seiner Büchse gegen Skifahrer und Rennradler, oder gar gegen stürmende Soldaten und gegen attackierende Kavallerie. Und dann kann der Schüt-

ze im Kino nicht nur von den Sensationen einer Märchenjagd, sondern sogar von den Schrecken eines Krieges träumen« ([o.A.] 1914a: 4).

Der Traum sollte sich bald darauf erfüllen, die Simulationen behielten auch darüber hinaus ihre unterhaltende Funktion. Als regelrechten Alptraum erfuhren der Schriftsteller Joseph Conrad und sein ältester Sohn Borys diese Form der Unterhaltung im Wiener Prater. Aus Polen kommend wurden sie in Wien vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs überrascht und für einige Tage an der Weiterfahrt gehindert. Erst über Vermittlung des amerikanischen Konsulats gelang ihnen schließlich die Ausreise. Während ihres unfreiwilligen Aufenthaltes in Österreich, der vom 10. bis zum 18. Oktober 1914 dauerte, besuchten sie ein den Zeitumstände adaptiertes Etablissement, das Borys in seinen Memoiren folgendermaßen beschreibt:

»My Father and I went about together a lot as usual, and one day as we wandered through the streets, he suggested we should patronize a shooting gallery which seemed to be attracting a lot of customers. When we got inside, however, we were shocked at finding that this was no ordinary shooting gallery: It appeared to be a sort of War propaganda entertainment. Instead of conventional targets there were cinema screens on which were being shown a film of kilted Scottish infantry charging with fixed bayonets, and the marksmen had to fire at the figures as they ran across the screens. When a hit was made the film stopped and the marksman was invited to choose from the trays of junk displayed. My Father paused and uttered a startled exclamation when he saw what we had walked into, and then gripped my arm and urged me forward saying: »We have to go through with it Boy, to retract now would draw too much attention, but take care you don't hit any of those fellows.‹ This admonition was accompanied by one of his most virulent glares. When our turn came he purchased the minimum amount of ammunition − five rounds each − and we took the rifles handed to us. I took a deep breath, hoped for a lot of luck, and concentrated on missing those running figures. My relief at seeing them still running after firing my last shot was abruptly dissipated by my Father who handed me his five cartridges growling: ›You had better use these as well.‹ I realized that this action on his part was no gesture of paternal affection – he just felt he dare not fire them himself – so I took another deep breath, and, I am thankful to say, succeeded in ›missing‹ five more times. He would have been terribly distressed if I had hit one of those running figures« (Conrad 1970: 95 f.).

Solche Einrichtungen gelangten bald auch in andere Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie, wie der Bericht einer Tiroler Regionalzeitung über eine Kinoschießstätte in Innsbruck beweist:

»Am 5. Jänner [1915] wurde in Gegenwart zahlreich geladener Gäste, darunter Vertretern der Militär- und Zivilbehörden, im ehemaligen Zentralkino in Innsbruck, Maria Theresienstraße, eine eigenartige Schießstätte eröffnet. Ein kluger Kopf ist auf den Gedanken gekommen, den Film in den Dienst der Schießausübung zu stellen. Mit einem Schlage ist also da, was lange genug schmerzlich entbehrt worden war: die lebende Zielscheibe, die dem Jäger und Soldaten Gelegenheit gibt, seine Schieß-

leistung an natürlich sich bewegenden Objekten zu erproben und zu steigern« ([o.A.] 1915: 3).

Dass man über ähnliche Einrichtungen im Ausland, bei denen die Zuschreibungen von Schützen und Zielen klarerweise vertauscht wurden, ebenso wenig amüsiert war, wie man sich an den heimischen Attraktionen erfreute, liegt auf der Hand. Zielscheibe zu sein war schon zu nahe an der Wirklichkeit des Krieges angesiedelt – ein Umstand der bezüglich der militärischen Simulationen für breite Publikumsschichten kaum etwas von seiner Gültigkeit eingebüßt zu haben scheint.

AUSBLICK

Retrospektiv betrachtet kann man in wesentlichen Elementen der österreichischen Kriegsberichterstattung über den Ersten Weltkrieg einen technischen Probelauf für heutige Bedingungen militärisch geformter Produkte der Massenunterhaltung, dem »Informational Warfare«, sehen. Die Ähnlichkeiten zwischen den historischen und heutigen Beispielen sind augenscheinlich: Alle erwähnten Konzepte fußen bei aller technischer Verfeinerung in der Darstellung der Kriegstechnik auf der Mediengeschichte des Ersten Weltkriegs und dem so genannten »Cinema of Attractions«. Von der Leinwand ist nicht zu befürchten, dass von dort zurückgeschossen wird. Das Publikum hat die Angst vor der Pistolenmündung verloren, in die es etwa 1903 in *The Great Train Robbery* blickte. Diese, so verstand man bald, war nur eine virtuelle Bedrohung. Der Umgang mit einer Feuerwaffe in einer Simulation konnte sich dagegen bei entsprechender Gelegenheit als brauchbare Übung erweisen. Neuere Entwicklungen auf diesem Gebiet unterstreichen mit aller Deutlichkeit die bedauerliche Gültigkeit dieses Umstands.

LITERATURVERZEICHNIS

Ballhausen, Thomas/Krenn, Günter (2003a): »(Re)Telling War. Austrian News Reels of the First World War Between Presentation and Representation«. Journal of Film Preservation 10, S. 7-9.

Ballhausen, Thomas/Krenn, Günter (2003b): »Kriegs-Bilder und Bilder-Kriege. Die kinematographische Kriegsberichterstattung Österreich-Ungarns während des Ersten Weltkriegs«. Kintop. Jahrbuch zur Erforschung des frühen Films 12, S. 142-149.

Cavell, Stanley (2001): »Aus: Die Welt betrachtet«. In: Stanley Cavell: Nach der Philosophie. Essays (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 1), Berlin: Akademie Verlag, S. 129-142.

Conrad, Borys (1970): My Father: Joseph Conrad, London: Calder + Boyars.

Deutsch, Gustav (2002): »The medium is the weapon«. Medien & Zeit. Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart 5, S. 58-63.

Dotzler, Bernhard J. [in Zusammenarbeit mit Nils Röller] (2005): »Simulation«. In: Karlheinz Bark u.a. (Hg.), Ästhetische Grundbegriffe. Band 5 (Postmoderne – Synästhesie), Stuttgart: Metzler, S. 509-534.
Friedberg, Anne (1993): Window Shopping. Cinema and the Postmodern, Berkeley: University of California Press.
Hüppauf, Bernd (1994): »Kriegsfotografie«. In: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung – Wahrnehmung – Analyse (=SP 1927), München: Piper, S. 875-909.
Liebsch, Burkhard (2004): »Gewalt und Legitimität«. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 3: Themen und Tendenzen, Stuttgart: Metzler, S. 503-520.
[o.A.] (1900): »Das Mareorama für die Pariser Weltausstellung«. Der Komet 784, S. 2-3.
[o.A.] (1914a): [o.T.]. Österreichischer Komet 220, (1 August 1914), S. 4.
[o.A.] (1914b): [o.T.]. Österreichischer Komet 222, (15. August 1914), S. 1.
[o.A.] (1915): [o.T.]. Brixener Chronik. Zeitung für das katholische Volk 6 (9. Januar 1915), S. 3.
Paul, Gerhard (2003): »Krieg und Film im 20. Jahrhundert. Historische Skizze und methodologische Überlegungen«. In: Bernhard Chiari/Matthias Rogg/Wolfgang Schmidt (Hg.), Krieg und Militär im Film des 20. Jahrhunderts (Beiträge zur Militärgeschichte 59), München: Oldenbourg, S. 3-76.
Perla, Peter P. (1990): The Art of Wargaming, Annapolis: Naval Institute Press.
Seeßlen, Georg/Metz, Markus (2002): Krieg der Bilder – Bilder des Krieges. Abhandlung über die Katastrophe und die mediale Wirklichkeit (Critica Diabolis 106), Berlin: Edition TIAMAT.

»Ausrottung des ›kämpferischen Geistes!‹«: Zur Beseitigung militaristischer Denkmäler im amerikanisch besetzten Württemberg-Baden, 1945-1947

Kathleen J. Nawyn

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs waren wichtige amerikanische Politiker fest entschlossen, die Nation, die sie für die Auslösung zweier Weltkriege in weniger als drei Jahrzehnten verantwortlich machten, zu zähmen. Die tiefgehende Beseitigung des deutschen »Militarismus« wurde daher ein zentraler Gegenstand der amerikanischen Besatzungs-politik in Deutschland und ein Schlüsselvorhaben in den Plänen zur Änderung der deutschen Kultur.

Bei der Realisierung dieser Schwerpunktsetzungen bezogen sich die Amerikaner nicht auf eine einheitliche oder gar theoretisch fundierte Bestimmung von »Militarismus«.[1] Tatsächlich verwandten sie wenig Zeit darauf, seinen Charakter zu bestimmen. Eine der wenigen Regierungsstudien zu diesem Aspekt bestimmte den »preußischen Militarismus« als »einen gewichtigen sozialen und politischen Komplex der deutschen Gesellschaft«, in den der »semi-feudale Autoritarismus«[2] privilegierter Großgrundbesitzer in den preußischen Gebieten ostwärts der Elbe eingebunden sei. Militärpersonal, das mit der Aufgabe befasst war, die politischen Leitlinien zur Behandlung ehemaliger Wehrmachtsangehöriger zu entwerfen, tendierte dazu, seine Aufmerksamkeit auf die Gruppe der Be-

1 Detaillierte Ausführungen über die Ansichten amerikanischer Politiker und Besatzungsoffiziere über den »deutschen Militarismus« finden sich in meiner in Kürze erscheinenden Dissertation.

2 Office of Strategic Services, R.&A. No. 1281, »The Significance of Prussian Militarism for Nazi Imperialism: Potential Tensions in United Nations Psychological Warfare«, iii-iv. Die Autoren dieser Studie schlussfolgerten, dass die Großgrundbesitzer »ihre politische Vormachtstellung verloren« hätten und dass die deutsche Aggression gegenwärtig von anderen Gruppen ausgehe.

rufsoffiziere, insbesondere den Generalstab, zu legen.[3] Im Allgemeinen setzten amerikanische Politiker den deutschen Militarismus mit deutscher Aggressivität gleich; so verstand etwa Außenminister Cordell Hull unter der »militaristischen Art« der Deutschen »ihre Tendenz in einen Krieg verwickelt zu sein oder einen solchen vorzubereiten«.[4] Insgesamt zeugt die Analyse der amerikanischen Diskussionen und politischen Maßnahmen von einem breiten Verständnis des deutschen Militarismus, das diesen als ein historisch und kulturell entstandenes Phänomen erkannte, das sich in einer aggressiven Militärmaschinerie, kriegslüsternen politischen Führern, einem auf Kriegsproduktion ausgerichteten Industriesystem und einer Gesellschaft und Kultur ausdrückte, die durch militärische Ästhetik, militärische Organisationsmuster gekennzeichnet war und in der militärische Prioritäten, Werte und Ideale den zentralen Bezugsrahmen bildeten.[5]

Die Sicherung des zukünftigen Friedens erforderte demnach nicht nur die Auflösung der deutschen Wehrmacht und den Abbau der deutschen Rüstungsfabriken, sondern auch – in den Worten des US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt – »das Ende aller militaristischer Einflüsse auf das öffentliche, das private und das kulturelle Leben in Deutschland«.[6] Dementsprechend wurden Uniformen verboten, Sportvereine aufgelöst und militärische Ruhegehälter aufgelöst; neben der Forderung nach neuen Inhalten in Schulbüchern gab es eine Vielzahl von Maßnahmen, die umgesetzt wurden. Bei ihrem Versuch, die deutsche Gesellschaft von Grund auf zu reformieren, ließen die amerikanischen Offiziere praktisch kein Symptom und keine potenzielle Quelle des Militarismus außer Acht.

Nur fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs legten die Debatten über eine Wiederbewaffnung der Deutschen den Schluss nahe, dass sich deren Einstellung zu Krieg und Militär bereits markant verändert hatte. Trotzdem und trotz des weiten Spektrums der amerikanischen Entmilitarisierungsbemühungen haben sich akademische Untersuchun-

---

3 Grazebrook an ANCXF, et al, 12. November 1944, U.S. National Archives and Records Administration (NARA), Record Group (RG) 331, Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces, Entry 26, Box 92, F: 388.4-1, Disposal of the German Military Staff; Koenig an Army (Gr) Division, Demob. Branch, 20. März 1945, NARA, RG 260, Office of Military Government-US (OMGUS), Records of United States Control Council (Germany), Records of the U.S. Group Control Council (USGCC), Box 22, F: 388.4 Militarism.

4 Protokoll der Sitzung des Subcommittee on Political Problems vom 30. Januar 1943 (Goldbach 1991: 160).

5 Vgl. die Beispiele für diese Sichtweise in P Document 189, 29. Januar 1943, NARA, RG 59, Notter File, Entry 498, Box 57, F: P Documents 170-200; Harris an Notter, 13. September 1943, RG 59, Notter File, Entry 498, Box 79, F: S-Germany (Swope) & Welles; Briefing Book Prepared in the Treasury Department, in U.S. Department of State, Foreign Relations of the United States: The Conference at Quebec, 9. September 1944 (Washington: GPO, 1972), 128-140.

6 Rede vor dem Kongress über die Konferenz von Jalta am 1. März 1945 (Rosenman 1950: 575).

gen des kulturellen Wandels im Nachkriegsdeutschland fast ausschließlich mit den hochprofilierten Initiativen zur Entnazifizierung und Demokratisierung des Landes befasst (vgl. Bausch 1992; Rupieper 1993; Pape 2000). Auch weiterhin konzentriert sich die Forschung in den Bereichen Entmilitarisierung und Wiederaufrüstung vorrangig auf die ökonomischen und geopolitischen Aspekte der Entmilitarisierung. Sowohl diese Forscher als auch die Historiker, die sich mit der deutschen Militärgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg befassen, beziehen sich auf die kulturellen Entmilitarisierungsmaßnahmen der Amerikaner meistens, ohne einmal kurz innezuhalten und sich die Frage nach Ausmaß und Details solcher Maßnahmen zu stellen. Somit unterbleiben auch Fragen nach dem tatsächlichen Einfluss der Maßnahmen und danach, wie durchschnittliche Deutsche sie empfanden und darauf reagierten (Wettig 1967; Diehl 1993; Large 1996; Lockenour 2001).

Der vorliegende Beitrag widmet sich den eben skizzierten Fragen mit einer Untersuchung der Bemühungen zur Entmilitarisierung von Denkmälern in Württemberg-Baden – jenem Teil des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg, der einst amerikanische Besatzungszone war. Zum Zeitpunkt der Ankunft alliierter Truppen im Südwesten Deutschlands im Frühjahr 1945 befanden sich die bestimmenden Kräfte der amerikanischen Politik bereits im Endstadium ihrer einschlägigen Planungen, die auch Auswirkungen auf deutsche Denkmäler haben sollten. Überdies wichen die ersten, begrenzten Anordnungen der Besatzungsmacht schon bald breiter angelegten Initiativen der Alliierten, die eine Bewertung hunderter Denkmäler erforderlich machten. Solche Bemühungen stießen zumindest bei einigen Deutschen, die sich für entsprechende Veränderungen selbst aktiv eingesetzt hatten, auf Unterstützung. Allerdings wurde, obwohl die amerikanischen Maßnahmen zu nachweisbaren Ergebnissen führten, die deutsche Denkmallandschaft insgesamt nicht grundlegend verändert. Das lag teilweise an amerikanischen Instruktionen, die einen sehr weit gefassten Militarismusbegriff zugrunde legten, dann aber das als schädlich Erachtete klar begrenzten; noch stärker fiel ins Gewicht, dass der Blick sich nicht über die Formen und ausdrücklichen Zweckbestimmungen von Kriegerdenkmälern hinaus auf deren generelle Symbolik und kulturelle Funktionen richtete. Überdies machten sich die amerikanischen Offiziere große Sorgen wegen potenzieller deutscher Reaktionen auf ein härteres Vorgehen – ein Vorgehen, das zur Zerstörung etlicher Denkmäler geführt hätte. Gleichwohl bildeten die getroffenen Maßnahmen einen Bestandteil des übergreifenden Entmilitarisierungsprogramms, das letztlich dazu beitrug, den potenziell negativen Einfluss der Denkmäler, die man stehen ließ, zu mindern.

FRÜHE BEMÜHUNGEN

Schon im April 1945 enthielt jenes Dokument, das die politischen Leitlinien für die ersten Jahre der amerikanischen Besatzungszeit festlegte, die Direktive JCS 1067, eine Bestimmung, die die Schleifung aller Denkmäler verlangte, die »auf die Nazis zurückgehen« oder die der »Verewigung des deutschen Militarismus« (Holborn 1947: 157, 161) dienen. Noch bevor Deutschland Anfang Mai offiziell kapituliert hatte, hatten Besatzungstruppen und deutsche Offizielle damit begonnen, Nazi-Denkmäler, Hakenkreuze und andere Nazisymbole zu beseitigen, die nicht schon, als die Streitkräfte der Alliierten auf Deutschland vorrückten, von den Deutschen selbst entfernt worden waren.[7]

Innerhalb weniger Wochen begann auch ein kleiner Ausschuss von Offizieren der amerikanischen Militärregierung mit der Erarbeitung eines formellen Erlasses, der den örtlichen Besatzungsoffizieren als Leitlinie dienen sollte. Der Entwurf dieser Direktive verlangte das Einkassieren aller beweglichen Denkmäler, die mit dem Nationalsozialismus oder dem Militarismus in Verbindung zu bringen waren, sowie die Beseitigung aller entsprechenden Embleme und Symbole auf immobilen Denkmälern. In diesem Zusammenhang sollte sich der Begriff »deutscher Militarismus« auf »alle Personen, Schlachten, Feldzüge und Institutionen nach dem 1. Januar 1933« beziehen, die »mit dem deutschen Militarismus direkt in Verbindung zu bringen« waren. Wie der Vorsitzende des Ausschusses später erklärte, hatten die Ausschussmitglieder dieses Datum gewählt, weil sie glaubten,

> »ein Versuch, den Militarismus aus deutschen Hirnen zu verbannen, indem Namen und Symbole, die schon vor diesem Datum militärische Bedeutung hatten, ausgelöscht würden, werde eher dazu führen, dass sich das Besatzungsregime lächerlich mache, als zur tatsächlichen Eliminierung des Militarismus«.

Gleichwohl listete der Entwurf des Erlasses elf Größen aus Deutschlands militärischer Vergangenheit vor 1933 auf, die unter die Direktiven fallen

---

7 Vgl. Sonderkommando E1C3 an den Kommandierenden General der 7. US-Armee, 16. Juni 1945 (Detachment E1C3 to Commanding General, Seventh Army), NARA, RG 260, OMGUS, Office of Military Government Württemberg-Baden (OMGWB), Personnel & Administration Division, Box 219, F: Report, OMGWB Nr. 1 (8. Mai 1945) bis Nr. 17 (26. August 1945); Klett an Militärregierung, 10. August 1945, Stadtarchiv Stuttgart (StAS), Hauptaktei ab 1945 (HA), Gruppe 3, Abl. 15.1.1969, Nr. 3751-1; Morlier und Eberle, Dienstnota., 11. Juni 1945, Stadtarchiv Karlsruhe (StAK) 1/Bez.Verw.Amt Nr. 17; »Das Nazidenkmal in Tammenhausen«, *Schwäbische Donau Zeitung* vom 8. Dezember 1945. Weil unter den Alliierten über die Notwendigkeit dieser Aktion Einigkeit herrschte, wurden entsprechende Maßnahmen in Stuttgart und Karlsruhe bereits von den französischen Besatzungsbehörden in die Wege geleitet, die bis zur endgültigen Festlegung der Grenzen der Beatzungszonen Anfang Juli 1945 beide Städte unter ihrer Kontrolle hatten.

sollten: »Bismarck, Clausewitz, Gneisenau, Hindenburg, Kaiser Wilhelm II., Ludendorff, von Moltke (der Ältere), Richthofen, Scharnhorst, von Scheer [und] Tirpitz«.[8]

Die Einbeziehung dieser elf Männer stellte tatsächlich einen Kompromiss dar, denn mehrere Ausschussmitglieder hatten gefordert, der Erlass solle auf »rein militärische Gestalten« aus der Zeit vor 1933 nicht anwendbar sein, sondern »nur auf militärische Gestalten, die mit der nationalsozialistischen Bewegung verbunden waren«.[9] Dieser Denkansatz setzte sich, wie es scheint, letztlich durch. Denn im Spätsommer 1945 erhielten die Offiziere der Militärregierung in Württemberg-Baden die endgültige Fassung der Direktive und wiesen die deutschen Behörden vor Ort pflichtgemäß an, alle Denkmäler und Symbole, die mit dem deutschen Militarismus der Zeit nach 1932 in Verbindung standen, zu beseitigen. Es wurden keine Ausnahmen von dieser Regel aufgeführt.[10]

Im Zeichen dieser Anordnungen kam es in Württemberg-Baden zu einer Reihe weiteren Entfernungen. In Heidelberg beseitigten die städtischen Behörden ein Saarland-Denkmal in der Nähe des Rathauses sowie an der Universität einen Bronzeadler, einen steinernen Soldatenkopf und die Inschrift an einem Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs, die folgenden Wortlaut hatte: »Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen« (vgl. Lurz 1996). Die meisten Objekte, die den diversen Bemühungen der Frühzeit zum Opfer fielen, hatten jedoch eindeutige Nazi-Bezüge, etwa das (nicht mehr vorhandene) Denkmal für Albert Schlageter in Mannheim, das Denkmal für Paul Billet in Karlsruhe oder ein Horst-Wessel-Denkmal im Raum Stuttgart.[11]

8 Vgl. Plischke an Meade, 22. Juni 1945, NARA, RG 260, OMGUS, Records of United States Control Council (Germany), Records of the USGCC, Box 5, F: AG 014.3 Denazification of Individuals, etc.

9 Meade an Assistant Deputy, 24. Juni 1945, ebd.

10 Vgl. Jackson an Klett, 6. August 1945, StAS, HA Gruppe 3, Abl. 15.1.1969, Nr. 3751-1; Freeman an den Landrat des Kreises Waiblingen, 7. August 1945, Staatsarchiv Ludwigsburg FL 20/19 Bü 594; Monthly Report of Military Governor, U.S. Zone, 20. August 1945, Denazification Supplement, 4, Reports of the Military Government for Germany, U.S. Zone, 1945-53. Wie dem Monatsbericht der Militärregierung für die amerikanische Besatzungszone zu entnehmen ist, lag die Verantwortung für die Durchsetzung dieses Erlasses laut Direktive bei den Kommandostellen der US-Militärregierung, aber diese sollten die deutschen Behörden vor Ort auffordern, Pläne für die Umsetzung der Direktive zu erstellen. Nach Billigung sollten diese Pläne von den lokalen Behörden mit einer Fristsetzung auf dem Verordnungswege erlassen werden. Verstöße gegen die Anordnungen sollten als Verletzung von Military Government Ordinance Nr. 1 – »Crimes and Offenses« – gelten.

11 Vgl. Landesdenkmalamt Karlsruhe an Württembergisches Landesdenkmalamt, 30. Dezember 1946, Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe (LDAK) III/214; Stadt Karlsruhe und Stadtarchiv Karlsruhe: *Denkmäler, Brunnen und Freiplastiken in Karlsruhe, 1715-1945*, Karlsruhe 1987, S. 656; Klett an Military Government, 10. August 1945, StAS, HA Gruppe 3, Abl. 15.1.1969, Nr. 3751-1; Arbeitsausschuss Groß-Stuttgart, Zentrale, »6 Monate Arbeit«, 21. November 1945, StAS, HA Gruppe 0, Bestand 14, Nr. 71.

Nicht alle diese Veränderungen verliefen kommentarlos. Ein politisch unbelasteter Professor setzte sich mit der Feststellung, er habe den Adler an der Universität Heidelberg niemals für ein Nazi-Emblem gehalten, für dessen Erhalt ein – was durchaus glaubwürdig war, denn der Schöpfer des Vogels hatte sich in der Tat geweigert, in den Klauen eine Hakenkreuz zu platzieren (vgl. Lurz 1996: 240). Ein anderer Beobachter schrieb in der *Rhein-Neckar-Zeitung*, der vier Meter große Vogel sei unter den vielen Adlern des Dritten Reiches gerade ein Außenseiter gewesen; seine ausgebreiteten Schwingen symbolisierten vielmehr »den aufwärtsdrängenden Geist freier Forschung«.[12] Trotzdem blieb der Adler nicht erhalten.

Andere Deutsche waren der Ansicht, es müsse noch viel mehr getan werden. Im Februar 1946 verlas der Kommunist Fritz Aschinger im Karlsruher Stadtrat ein Sendschreiben, das ihm die Betriebsräte der städtischen Straßenbahn übergeben hatten. Diese Gruppe beschwerte sich nicht nur darüber, dass mit vielen Straßennamen in Karlsruhe immer noch preußische Generäle geehrt würden, sondern sie plädierte auch dafür, dass die Denkmäler der Stadt für Kaiser Wilhelm I. und für Bismarck verschwinden sollten; man erbot sich sogar, diese Denkmäler ohne Kosten für die Stadt zu beseitigen – doch die Stadt Karlsruhe kam auf dieses Angebot niemals zurück.[13] In Ulm schrieb die *Schwäbische Donau Zeitung* in einem kurzen Leitartikel, der wahrscheinlich von deren sozialdemokratischem Herausgeber, dem Gemeinderat Johannes Weisser, stammte, wenn aus den Deutschen jemals Demokraten werden sollten, so müsse ihr verdrehtes Geschichtsbild korrigiert werden. Diese Aufgabe werde nicht nur übersehen, sondern in einigen Fällen sogar auch absichtlich sabotiert. Speziell bezog sich Weisser auf die »falschen Götzen unserer militaristisch-nationalistischen Vergangenheit«, die weiterhin in Straßennamen und Denkmälern verehrt würden. Wer Derartiges als triviale Angelegenheiten bezeichne, dem sei der Vorwurf laxen oder reaktionären Denkens zu machen. Die Umerziehung der Deutschen solle mit den kleinen Dingen des Alltags beginnen, und darum müssten die beanstandeten Denkmäler und Straßenschilder verschwinden.[14]

---

12 Zitiert bei Lurz: »Öffentliches Gedächtnis«, S. 241; vgl. auch *Rhein-Neckar- Zeitung* vom 21. November 1945.

13 Vgl. die Niederschrift über die 5.Sitzung des Stadtrats, 8. Februar 1946, StAK 3/B Nr. 1574, Stadtratsprotokolle 1945-1946.

14 »Bemerkungen«, in: *Schwäbische Donau Zeitung* vom 4. Mai 1946.

DIREKTIVE NR. 30

Im Mai 1946 befasste sich auch der Alliierte Kontrollrat der vier Besatzungszonen mit Denkmälern. Im Februar hatte die Militärabteilung (Military Directorate) der Kontrollbehörde einen Gesetzentwurf beraten, der von den Vereinigten Staaten eingebracht worden war, wodurch die Aufstellung neuer Denkmäler, Gebäude, Embleme oder Objekte (militaristischen Inhalts) verboten und die Beseitigung bereits vorhandener gefordert wurde, sofern sie tendenziell

»die deutsche militärische Tradition fortführen, den Militarismus wiederbeleben, an die Nazi-Partei erinnern oder aber solcher Art sind, dass sie Kriegsereignisse glorifizieren«.[15]

Auch hier wurden die Begriffe »militärisch« und »Militarismus« so gefasst, dass sie sich nur auf die Zeit nach dem 1. Januar 1933 bezogen. In einem ähnlichen französischen Entwurf ist kein spezifischer Zeitraum genannt; überdies sind jene Denkmäler ausgenommen, die Angehörige regulärer militärischer Einheiten ehren – im Gegensatz zu paramilitärischen Organisationen wie SS und Waffen-SS.[16]

Die Militärabteilung des Alliierten Kontrollrats fügte die französische Modifizierung in den amerikanischen Text ein und ersetzte das Datum 1933 durch den 1. Januar 1918.[17] Der Schlussentwurf der Militärabteilung führte als neues Datum sogar den 1. August 1914 ein, den ersten Tag des Ersten Weltkriegs. Dieser Vorschlag war ursprünglich in einem Unterausschuss der Alliierten von einem sowjetischen Vertreter gemacht worden – mit der Begründung, dieses Datum markiere am treffendsten den Beginn der gegenwärtigen Auffassung vom deutschen Militarismus; auch werde auf diese Weise die Förderung des Gedankens unterbunden, die Deutschen hätten im Ersten Weltkrieg einen gerechten Krieg gekämpft. Allerdings wurde die Erhaltung künstlerisch wertvoller Objekte gestattet; Bauten von öffentlichem Nutzen sollten eher modifiziert als zerstört werden.[18] Als der Alliierte Koordinationsausschuss (Al-

---

15 Vgl. DMIL/P(46)14, 5. Februar 1946, NARA, RG 260, OMGUS, US Element, Allied Control Authority, Military Directorate (im Folgenden ACA DMIL), Box 425, F: DMIL/P(46)1-53.

16 Vgl. DMIL/P(46)12, 4. Februar 1946, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DMIL, Box 426, F: DMIL/Papers 1946 1-40.

17 Vgl. DMIL/P(46)4, 11. Februar 1946, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DMIL, Box 424, F: DMIL/M(46)1-30.

18 Vgl. DIAC/AEC/M(46)4, 3. April 1946, NARA, RG 260, OMGUS, US Element, Allied Control Authority, Internal Affairs and Communications Directorate (im Folgenden ACA DIAC), Box 203, F: DIAC/AEC/M(45) (46); DMIL/MISC(46)15, 11. Februar 1946, NARA, RG 260, OMGUS, US Element, Allied Control Authority, Political Directorate (im Folgenden ACA DPOL), Box 413, F: DPOL/P(46)1-47; DPOL/M(46)11, 25. März 1946, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DPOL, Box 411, F: DPOL/M(46)1-22. Das Allied Education Committee der Abteilung In-

lied Coordinating Committee) diesen Entwurf vom Mai 1946, die Direktive Nr. 30 des Alliierten Kontrollrats, verabschiedete, widersetzte er sich sowohl der britischen Vorliebe für das Datum Januar 1918 als auch dem französischen Vorschlag, überhaupt kein Datum zu nennen, wozu ein britischer Delegierter sagte, zwar hätten viele Denkmäler aus der Zeit vor August 1914 einen »nicht wünschenswerten Charakter«, aber seiner Ansicht nach sei es »heute auch nicht wünschenswert, zu weit zurück in die Geschichte zu gehen«.[19]

Bei ihrer Schlussrevision hatte die Militärabteilung (Military Directorate) des Kontrollrats den Passus der Direktive umformuliert, in dem es um Denkmäler zur Ehrung gefallener Soldaten ging. Doch beschäftigten sich alliierte Offiziere schon bald erneut mit dieser Formulierung, weil sie anscheinend nur für Soldatengräber Ausnahmen zuließ, die an der Stelle früherer Schlachtfelder waren, während eigentlich beabsichtigt war, Denkmäler für die Gefallenen zu schützen, wo immer sie sich befanden. In fast jedem deutschen Dorf stand ein Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs, oft mit einer Tafel, auf der die Namen aller Gefallenen aufgelistet waren. »Die Auslöschung dieser Denkmäler würde unnötige Animosität gegen die Kontrollmächte verursachen, die durch eine solche Aktion nichts gewinnen würden«, lautete der Einwand der Politischen Abteilung des Alliierten Kontrollrats.[20] Die Briten, die eine Revision der Direktive unterstützten, reagierten damit zum Teil auch auf Proteste, welche die Direktive in Großbritannien hervorgerufen hatte, die indes, wie die Briten meinten, weitgehend auf Fehlinterpretationen beruhten. Der britische Delegierte im Koordinationsausschuss ging sogar so weit, dass er die offizielle Interpretation seines Landes vortrug und laut Sitzungsprotokoll sagte, das Gedenken an jene, die im Krieg ihr Leben verloren hätten, sei »für sich genommen weder eine Verherrlichung des Krieges noch geeignet, den Militarismus wiederzubeleben oder die deutsche militärische Tradition fortzuführen«. Darum fielen

neres (Directorate of Internal Affairs and Communications) hielt das Datum 1. Januar 1918 für »völlig willkürlich«.

19 Vgl. CORC/P(46)161, 4. Mai 1946, NARA, RG 260, OMGUS, US Element, Allied Control Authority, Coordinating Committee (im Folgenden ACA CORC), Box 141, F: Fifty-Third Mtg Coordinating Committee; CORC/M(46)24, 7. Mai 1946, NARA, RG 260, OMGUS, ACA CORC, Box 141, F: Fifty-Fourth Mtg. Coordinating Committee; Protokoll der 53. Sitzung des Coordinating Committee, 6. Mai 1946, NARA, RG 260, OMGUS, ACA CORC, Box 135, F: CORC/Verbatim Minutes/22-29 Meetings 1946.

20 Vgl. DPOL/Memo(46)59, 30. Mai 1946, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DPOL, Box 412, F: POL/Memo(46) 1-78; DPOL/M(46)20, 25. Mai 1946, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DPOL, Box 411, F: DPOL/M(46) 1-22.

»nur Nazi-Denkmäler oder solche, die dem Wesen ihrer Gestaltung oder dem Charakter ihrer Inschriften nach über den reinen Gedenkzweck hinausgehen, unter die Bestimmungen dieser Direktive«.[21]

Die aus dieser erneuten Diskussion hervorgegangene revidierte Direktive nahm von der Zerstörung alle Denkmäler aus, die nur die Toten regulärer militärischer Einheiten ehrten, solange sie nicht den Militarismus evozierten oder an die Nazi-Partei erinnerten; außerdem wurde gestattet, dass Denkmäler, wann immer dies praktikabel war, eher modifiziert als zerstört wurden.[22]

Angesichts des umfassenderen Gegenstandsbereiches der Direktive Nr. 30 gaben die US-Behörden Ende August 1946 neue Weisungen an die Beamten in Württemberg-Baden heraus. Darin wurde auf den in der Direktive genannten Vollzugstermin 1. Januar 1947 hingewiesen und betont, dass es sich nicht um eine Strafaktion handele, sondern um vorbeugende Maßnahmen; überdies wurden die Deutschen ermahnt, sicherzustellen, dass ihr Handeln »nicht gegen anerkannt guten Geschmack verstößt und nicht unnötige Bitterkeit oder eine dauernde Verstimmung bei der breiten Masse der Bevölkerung hervorruft«.[23] Bei einem Treffen Anfang September gaben zwei amerikanische Offiziere dem für die Überwachung der Aktion zuständigen deutschen Beamten, dem Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege, Gustav Wais, weitere Hinweise und Leitlinien. Aus Sorge, ängstliche oder übereifrige Denkmalbesitzer könnten wertvolle Stücke zerstören, schlugen die Offiziere vor, dass ohne die ausdrückliche Genehmigung von Wais' Behörde kein Denkmal verändert werden dürfe. Unter Zuhilfenahme von Fotografien, schriftlichen Beschreibungen und, wenn erforderlich, Ortsbesichtigungen sollte über jeden Einzelfall gründlich nachgedacht werden. So könne zum Beispiel, erläuterten die Offiziere, ein Stahlhelm auf einem Grabstein erhalten bleiben, nicht jedoch als Gebäudeschmuck. Von einem Kriegerdenkmal müsse ein Eisernes Kreuz nicht entfernt werden, an einem Kaserneneingang müsse es jedoch verschwinden. Die Aufzählung von Regiments- oder Gefallenennamen sei zulässig, es hänge aber davon ab, wo sie angebracht sei. Auch sollten künstlerische Gesichtspunkte eine Rolle spielen;

21 Vgl. CORC/M(46)29, 5. Juni 1946, NARA, RG 260, OMGUS, ACA CORC, Box 142, F: Fifty-ninth Mtg. Coordinating Committee.

22 Vgl. CORC/P(46)226 Final, 12. Juli 1946, NARA, RG 260, OMGUS, Executive Office, Office of Adjutant General, Box 646, F: AG 010.6 Control Council Directive No. 30; Garde an Directors, Office of Military Government for Bavaria, et al, 22. Juli 1946, NARA, RG 260, OMGUS, Executive Office, Office of Adjutant General, Box 646, F: AG 010.6 Control Council Directive No. 30.

23 Winning an den Ministerpräsidenten des Landes Württemberg-Baden, 21. August 1946, Hauptstaatsarchiv (HStA) EA 3/202 Bü 307.

dem Kommandanten der Amerikanischen Besatzungszone sollten für besonders bedeutsame Objekte Ausnahmeanträge vorgelegt werden.[24]

Wais gab schon bald an die Bürgermeister der größeren Städte und an alle Landräte in Nordwürttemberg Instruktionen und Meldebögen für Denkmäler heraus, darüber hinaus auch an den Leiter des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe, der entsprechende Aktivitäten in Nordbaden überwachen sollte.[25] Einen Eindruck davon, wie sich dieser Überprüfungsprozess in Nordbaden gestaltete, vermitteln die immer noch erhaltenen Akten des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe.[26]

Wie gewünscht beschrieben die ausgefüllten Meldebögen die Denkmäler vor Ort und gaben an, ob sie Schwerter, Fahnen und dergleichen enthielten; ob das Denkmal aus Figuren und/oder Namenstafeln bestand und was für den Gesamteindruck des jeweiligen Denkmals am wichtigsten war. Die Antworten waren kurz und bündig. Typisch ist in ihrem Inhalt die folgende Antwort:

»Das Denkmal besteht aus einem Stein, auf welchem die Namen der Gefallenen von 1914-1918 eingehauen sind. Die Inschriften sind für das Denkmal bestimmend. An dem Denkmal ist außer einem Eisernen Kreuz mit Lorbeerkranz (eingehauen) nichts vorhanden, das irgendwelchen Anstoß geben könnte.«[27]

Die den Berichten beigegebenen Bilder zeigen ein weites Spektrum von Engeln, Adlern, Helmen, Eisernen Kreuzen, Findlingen und Namenstafeln sowie Soldatenabbildern.[28]

Mitte November schrieb der verantwortliche Beamte in Nordbaden, ein gewisser Professor Haupt, an Wais und bat um zusätzlichen Rat. Unter Verweis auf die Bewertungskriterien der Amerikaner und Beispiele stellte Haupt fest:

»Da gerade diese Fälle [d.h. die Beispiele der amerikanischen Offiziere] weitaus die Mehrzahl bilden, erhalten sie besondere Bedeutung, denn es ist nicht zu verkennen,

---

24 Vgl. Wais an das Württembergische Kultusministerium, 16. September 1946, ebd.

25 Vgl. Wais an das Württembergische Kultusministerium, 3. Oktober 1946, ebd.

26 Vgl. LDAK III/215, III/216, III/218, III/219, III/220, III/221, III/245, III/246. Überraschend ist allein schon die Zahl der ausgefüllten Meldebögen; daraus geht hervor, in welchem Ausmaß selbst kleine Gemeinden nach dem Ersten Weltkrieg Kriegerdenkmäler errichtet hatten. Von zahlreichen Denkmälern in Nordwürttemberg finden sich Fotos und Skizzen in: NARA, RG 260, OMGUS, Education & Cultural Relations Division (E&CR Division), Museum & Fine Arts Section (M&FA Section), Box 939, F: Lists of Fine Arts and Pictures.

27 Meldebogen, Auerbach, Kreis Karlsruhe, LDAK III/219.

28 Interessanterweise reichte eine ganze Anzahl von Gemeinden Postkarten mit ihren Sehenswürdigkeiten ein, wozu jeweils auch das Kriegerdenkmal gehörte. Aus diesem Befund ergibt sich, dass die Befürchtungen der Militärregierung, man könnte durch Denkmalzerstörung bei den Deutschen Ressentiments hervorrufen, durchaus nicht unbegründet waren. Vgl. etwa den Meldebogen von Auerbach, Kreis Mosbach, LDAK III/220.

dass durch sie eine militärische Tradition aufrechterhalten wird. Um einige Einzelheiten aufzuführen: Fast an allen Gefallenendenkmälern befindet sich ein Eisernes Kreuz, häufig beherrscht es die Gesamtform. Auch Stahlhelme, Schwerter und solche Embleme sind fast überall vertreten und erscheinen vielfach gehäuft. Wenn dies in Verbindung mit Namenstafeln geschieht, dürfte nach Ihrem Schreiben kein Anlass für eine Beseitigung gegeben sein. Gilt dies auch, wenn keine Namenstafeln, sondern nur eine allgemeine Widmung angebracht ist?«[29]

Unter Hinweis auf die vielen Darstellungen uniformierter Soldaten stellte Haupt fest, dass sterbende Kämpfer, betende Soldaten und Mütter mit verwundeten Söhnen zweifellos unanstößig seien, doch wie verhalte es sich mit ausdruckslosen Soldaten, die Wache stehen, Fahnen tragen oder Gewehr bei Fuß stehen? Am fragwürdigsten seien wohl Darstellungen von Schlachtszenen – etwa, wenn jemand eine Handgranate werfe oder wenn Soldaten angriffen. Und was gelte in Bezug auf moderne Waffen, Schlachtenaufzählungen und bestimmte Inschriften? Zu Inschriften merkte Haupt an:

»Einige Beispiele zeigen mir aber, dass gerade in den Inschriften vielfach der Wille zur Erhaltung militärischer Tradition sehr deutlich zum Ausdruck gebracht ist. Könnten uns nicht hieraus unangenehme Vorwürfe erwachsen?«[30]

In seiner Antwort ging Wais nicht auf die übergreifenden Fragestellungen ein, die Haupt aufgeworfen hatte, sondern begnügte sich mit sehr spezifischen Antworten. Eiserne Kreuze, Stahlhelme und Schwerter seien unanstößig, mit oder ohne Namenstafeln. Gegen Soldaten, die Gewehr bei Fuß Wache stehen oder Fahnen tragen, bestehe kein Einwand; anders zu bewerten seien allerdings Handgranatenwerfer. Gruppen von angreifenden Soldaten sollten individuell bewertet werden, und Wais empfahl, Beamten der Militärregierung entsprechende Fotografien zur Entscheidung vorzulegen. Er selbst war der Ansicht, dass Maschinengewehre, U-Boote und Flugzeuge beseitigt werden müssten; Schlachtenaufzählungen auf Regimentsdenkmälern seien jedoch nicht zu beanstanden, weil es sich dabei um rein historisches Gedenken handele. »Selbstverständlich sind auch Inschriften, die eine militärische Tendenz in sich schließen, nicht zugelassen«, fügte Wais hinzu.[31]

Dass es nicht einfach war, diese expliziten Kriterien mit den höchst subjektiven Instruktionen der Alliierten in Einklang zu bringen und sie auf Beschreibungen anzuwenden, die nur aus einem Satz bestanden, oder auf kleine bzw. verschmutzte Fotos und auf Skizzen, auf denen Körperhaltungen und Gesichtsausdrücke bestenfalls annähernd wiedergegeben waren, versteht sich von selbst. In etlichen Fällen forderte das Landes-

29 Haupt an Wais, 18. November 1946, LDAK III/214.
30 Ebenda.
31 Vgl. Wais an Haupt, 21. November 1946, LDAK III/214.

denkmalamt zusätzliche Informationen an;[32] verschiedene Gemeinden wurden zum Beispiel aufgefordert, ihre Soldatenfiguren genauer zu charakterisieren, denn jene Gestalten, die einen »kämpferischen Geist« verkörperten, müssten höchstwahrscheinlich beseitigt werden.[33]

Als Haupt Ende Dezember Wais seine Ergebnisse präsentierte, übermittelte er auch Material, das sich auf acht umstrittene Denkmäler bezog, zur Vorlage bei Beamten der Militärregierung. Der interessanteste Fall war eine Gedenkplakette zur Erinnerung an Truppenmanöver im Jahre 1907, an denen General Paul von Hindenburg beteiligt war, der Held aus dem Ersten Weltkrieg und Reichspräsident während der Weimarer Republik, der Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt hatte.[34] Nachdem die Amerikaner ursprünglich Einwände gegen diese Plakette erhoben hatten, billigten sie letztlich deren Beibehaltung, weil sie zu dem Schluss gekommen waren, dass es sich um eine historische Gedenkstätte handele, deren Bedeutung sich auf die Zeit vor 1914 beschränke.[35]

In mehreren Fällen setzte das Landesdenkmalamt später auch Ortsbesichtigungen an. Der Soldat in dem einen Dorf schien sowohl eine Handgranate zu werfen als auch »von einem ausgesprochen kämpferischen Geist erfüllt« zu sein,[36] während der in einem anderen Dorf aussah, als würde er »in der Haltung des so genannten Deutschen Grußes« dargestellt.[37] Als sie erfuhren, dass ihre Soldaten möglicherweise beseitigt

---

32 Vgl. Landesdenkmalamt an die Gemeindeverwaltung Singen, 19. November 1946, LDAK, III/221; Landesdenkmalamt an die Gemeinde Öschelbronn, 19. November 1946, LDAK, III/221.

33 Vgl. etwa Landesdenkmalamt Karlsruhe an den Bürgermeister von Unteröwisheim, 17. Dezember 1946, LDAK III/215.

34 Vgl. Haupt an Wais, 17. Dezember 1946, und Landesdenkmalamt an Württembergisches Landesdenkmalamt, 30. Dezember 1946, LDAK III/214.

35 Vgl. Wais an Haupt, 27. Dezember 1946, LDAK III/214; Landesdenkmalamt Karlsruhe an die Gemeindeverwaltung Strümpfelbrunn, 31. Dezember 1946, und Bürgermeister von Strümpfelbrunn an das Landesdenkmalamt Karlsruhe, 2. Januar 1947, LDAK III/220. Nach dem zuletzt genannten Schreiben hatte die ganze Inschrift folgenden Wortlaut: »Reichspräsident Paul von Beneckendorf und Hindenburg zu Ehren. Dem Schützer der Heimat zum Dank, errichteten die Gemeinden des Winterhauches und Militärvereine des Neckargaues diese Säule zu seinem 80. Geburtstage, den 20. Oktober 1927, auf der Stelle, wo er 1907 als Divisionskommandeur am Manöver teilgenommen hat.« Die erhaltene Korrespondenz legt den Schluss nahe, dass das Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart und die US-Militärregierung bereits Ende Dezember 1946 eine Entscheidung über die Gedenkplakette getroffen und diese dem Landesdenkmalamt in Karlsruhe mitgeteilt hatten – also mehrere Tage, bevor Karlsruhe von der betroffenen Gemeinde selbst offizielle Nachricht mit dem genauen Wortlaut der Inschrift auf dem Denkmal erhalten hatte. Denn aus diesem Wortlaut ging ja hervor, dass das Denkmal erst 1927 eingeweiht worden war. Dies könnte die Erklärung dafür sein, dass die Plakette bleiben durfte, obwohl sie erst nach dem in Direktive Nr. 30 genannten Stichtag angebracht worden war.

36 Vgl. Landesdenkmalamt Karlsruhe an die Gemeindeverwaltung Helmsheim, 24. Dezember 1946, LDAK III/215.

37 Vgl. Landesdenkmalamt Karlsruhe an die Gemeindeverwaltung Odenheim, 24. Dezember 1946, LDAK III/215.

werden müssten, protestierten beide Gemeinden; die erste behauptete, ihre Figur stelle in Wirklichkeit einen sterbenden Soldaten dar, der ein gebrochenes Schwert halte,[38] während die zweite einwandte, ihr Soldat trage auf der rechten Schulter ein Maschinengewehr und den linken Arm habe er zur Geste »Auf, vorwärts« erhoben.[39] Ein zur Untersuchung beider Denkmäler ausgesandter Professor bestätigte letztlich, dass der Handgranatenwerfer wie angegeben ein sterbender Soldat sei; er durfte bleiben. Der zweite Soldat hingegen, der, ausgestattet mit Maschinengewehr, Munitionsgürtel und einer großen Pistole, unsichtbaren Kameraden ein Vorwärts-Signal gab, wurde als militaristisch und von Nazi-Kampfgeist durchdrungen eingestuft. Er wurde beseitigt.[40]

Im Januar 1947 begannen deutsche Beamte ebenfalls damit, sich, wie von den US-Behörden gefordert, schriftlich versichern zu lassen, dass die anstößigen Denkmäler modifiziert oder zerstört und anstößige Elemente vollständig beseitigt worden seien.[41] Einige Rückmeldungen schlugen Veränderungen vor oder beschrieben an Denkmälern vorgenommene Veränderungen. Die Gemeinde Bellberg bat zum Beispiel um die Erlaubnis, den verschwundenen Soldaten durch ein Steinkreuz ersetzen zu dürfen. In Ludwigsburg wurde aus der Trommel, die ein Jugendlicher gehalten hatte, ein Pflanzenreis. Höchst passend verwandelte die Gemeinde Lautenbach das von einem Kind getragene Schwert in eine Friedenspalme.[42]

DIE RESULTATE

Trotz des großen Papier- und Zeitaufwandes waren die Endergebnisse der Bewertungsbemühungen eher bescheiden. Von den fast 1500 aufgeführten Denkmälern in Württemberg-Baden mussten lediglich 39 zerstört oder modifiziert werden.[43] Einige Denkmäler waren bereits 1945 besei-

38 Vgl. Bürgermeister von Helmsheim an das Landesdenkmalamt Karlsruhe, 28. Dezember 1946, LDAK III/215.

39 Vgl. Gemeindeverwaltung Odenheim an das Landesdenkmalamt Karlsruhe, 30. Dezember 1946, LDAK III/215.

40 Vgl. Landesdenkmalamt Karlsruhe an Wiedemann, 17. Juni 1947; Wiedemann an Haupt, 3. Juli 1947; Landesdenkmalamt Karlsruhe an den Landrat des Kreises Bruchsal, 21. Juli 1947, LDAK III/215.

41 Vgl. Landesdenkmalamt Karlsruhe an die Gemeindeverwaltung Grünsfeld u.a., 2. Januar 47, LDAK III/214; Banks an den Direktor des Landesamtes für Denkmalpflege, 22. Januar 1947, HStA 3/202 Bü 307.

42 Vgl. Bürgermeisteramt Bellberg an das Landratsamt Schwäbisch Hall, 16. April 1947; Oberbürgermeister von Ludwigsburg an das Württembergische Landesamt für Denkmalpflege, 2. April 1947; Bürgermeisteramt Lautenbach an das Landratsamt Crailsheim, 30. Juni 1947, NARA, RG 260, OMGUS, E&CR Division, M&FA Section, Box 939, F: Lists of Fine Arts and Pictures.

43 Vgl. DIAC/AEC/Memo(47)23, 18. August 1947, NARA, RG 466, U.S. High Commissioner for Germany (HICOG), OMGUS Records Retained by Military Security Board, Records of Violations, Box 28, F: C-30-a Existence of Military or

tigt oder verändert worden, doch insgesamt war die Handschrift der US-Militärregierung eher behutsam zu nennen.

Diese Vorgehensweise wurde von einem journalistischen Beobachter aus Karlsruhe sehr gelobt, dessen Stadt aus den neuerlichen Denkmal-Bewertungsrunden unbeschadet hervorgegangen war.[44] Am Ende einer Betrachtung verschiedener militärischer Denkmäler in der Lokalzeitung *Badische Neueste Nachrichten* kam er zu dem Schluss, die Beseitigung des politisch fragwürdigen, künstlerisch jedoch bewundernswerten Kaiser-Wilhelm-Denkmals der Stadt hätte Kaiser Wilhelm I. in den Augen vieler Bürger zu »Wilhelm dem Großen« gemacht – ein Status, den er gegenwärtig durchaus nicht habe. Eine in der Nähe stehende Reiterstatue zu Ehren der Gefallenen des Ersten Weltkriegs wurde als »harmloses Figürchen aus Bronze« beschrieben. Jetzt, da seine Lanze verschwunden sei, sei aus der Figur ein »friedlicher Reitersmann« geworden. Überdies schrieb der Autor des Beitrags, eine Beseitigung der Schlachtennamen auf dem großen Obelisk in der Nähe des Hauptpostamtes hätte nur jeden Vater dazu gebracht, seinen Kindern das nunmehr Fehlende nahe zu bringen und zu erläutern. Man könne, lautete die Warnung, auch aus Denkmälern und Gebäuden Märtyrer machen.[45]

Da war die örtliche Kommunistische Partei in einer Erwiderung ganz anderer Ansicht. Die Partei sprach sich zwar auch für die Erhaltung künstlerisch wertvoller Werke aus, stellte jedoch fest: »Zwischen Kunstwerk und Denkmal als Symbol eines scheinbar unausrottbaren Militarismus ist ein Unterschied.« Und was die ihrer Inschriften beraubten Väter angehe, so frage man sich, ob der Schreiber des Artikels wohl bedacht habe, wie viele dieser Väter ihre Kinder auch daran erinnern könnten, dass bereits ein anderer so genannter Welteneroberer ihre Großväter genauso nutzlos im eisigen Winter vor Moskau geopfert habe? »Sentimentale Kriegervereinsromantik« sei hier fehl am Platze, hieß es. Wilhelm I. und Bismarck gehörten ins Museum; die Kosten des von ihnen vertretenen Geistes für das deutsche Volk seien ungeheuer gewesen. Und wenn fragwürdige Denkmäler auch nach dem Januar 1947 erhalten blieben, würden sich nur die Reaktionäre ins Fäustchen lachen und behaupten, diese Denkmäler seien gar nicht militaristisch, sondern harmlos; die

---

Nazi Memorials and Museums; Statistic on Monuments of Militaristic Character, undatiert, NARA, RG 260, OMGUS, E&CR Division, M&FA Section, Box 939, F: Lists of Fine Arts & Pictures. Im genannten Bericht der Alliierten vom 18. August 1947 wird festgestellt, dass in Württemberg-Baden 1.488 Denkmäler erfasst und 33 zerstört oder verändert worden seien. Das zweite genannte Dokument enthält eine grobe Zusammenstellung der Angaben von Beamten aus Württemberg-Baden; hier wird die Gesamtzahl 39 errechnet – 33 Denkmäler wurden vollkommen zerstört, 6 weitere verändert. Die Diskrepanz zwischen den Zahlenangaben in beiden Dokumenten erklärt sich wahrscheinlich aus der letztgenannten Untergliederung.

44 Vgl. Beschluss vom 29. März 1947, StAK 1/H-Reg No. 1860.

45 Vgl. »Ein Wort für die Karlsruher Denkmäler«, in: *Badische Neueste Nachrichten* vom 7. Januar 1947.

Deutschen seien schließlich konservativ, nicht revolutionär. Die Arbeiter jedoch erwarteten Fortschritt, konterte die Partei, und sie würden nicht gedankenlos an »diesen Götzen der Vergangenheit« vorbeigehen.[46]

Dieser kurze Dialog war durchaus nicht der einzige, der das Thema der Denkmäler aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg aufgriff. Mehrere Jahre lang erörterten die Stuttgarter Behörden von Zeit zu Zeit die Bedeutung ihres eigenen Kaiser-Wilhelm-Denkmals und die Frage, ob man es nicht besser beseitigen solle.[47] Das Denkmal blieb jedoch erhalten. Im August 1947 schlug ein Unterausschuss der Alliierten vor, Direktive Nr. 30 solle so erweitert werden, dass ihr Geltungsbereich *alle* Denkmäler umfasse; letztlich unterstützten jedoch nur die Franzosen eine solche Revision.[48]

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Zweifellos gab es in Württemberg-Baden Deutsche, die wie die Alliierten der Ansicht waren, dass Kriegerdenkmäler schädlich seien, weil sie eine militärische Tradition verherrlichten, die im Übermaß Leid und Zerstörung über Deutschland gebracht habe. Aus den Unterlagen geht jedoch hervor, dass diese Stimmen allein eine derart umfassende Denkmal-Bewertungsaktion nicht hätten erzwingen können. Dazu war die Initiative und Autorität der Amerikaner erforderlich, die dabei von ihren Verbündeten substanziell beeinflusst wurden. Allerdings bedeutete die Tatsache, dass die Vereinigten Staaten die Regeln bestimmten, auch, dass sie es waren, die den Veränderungen einen engen Rahmen setzten.

Als die Alliierten ihre Direktive Nr. 30 formulierten, setzten sie sich, vielleicht ohne es zu wollen, auch mit dem heiklen Problem einer Militarismusdefinition auseinander, indem sie auch Denkmäler verboten, die Kriegsereignisse verherrlichten und die deutsche militärische Tradition am Leben erhielten. Dieser umfassende Ansatz wurde jedoch sofort wieder eingeengt, als die Anwendbarkeit der Direktive auf Denkmäler aus einem bestimmten Zeitraum beschränkt wurde. Noch bedeutsamer war allerdings, dass die Amerikaner die deutschen Behörden drängten, jedes Denkmal als Einzelfall zu bewerten, wobei sie gleichzeitig Richtlinien vorgaben, die wirklich nuancierte Bewertungen ausschlossen. So konnten

46 Vgl. »Stimme der Parteien«, in: *Badische Neueste Nachrichten* vom 25. Januar 1947.

47 Vgl. Zentrale für den Aufbau der Stadt Stuttgart an Klett, 20. August 1946, StAS HA Gruppe 3, Abl. 15.1.1969, Nr. 3751-1; Protokoll über die Sitzung der Städt. Kunstkommission, 3. März 1949, StAS 17/1 HA Gruppe 3, Nr. 179.

48 Vgl. DIAC/AEC/Memo(47)23, 18. August 1947, NARA, RG 466, HICOG, OMGUS Records Retained by Military Security Board, Records of Violations, Box 28, F: C-30-a Existence of Military or Nazi Memorials and Museums; DIAC/AEC/P(47)13, 14. Oktober 1947, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DIAC, Box 203, F: DIAC/AEC/P(45)(46)(47)(48).

keine Gestaltungselemente entfernt werden, die sogar deutschen Beamten als geeignet erschienen, Deutschlands militärische Tradition am Leben zu erhalten.

Indem zahlreiche Denkmäler zur Erinnerung an den Ersten Weltkrieg als einfache Gedenkstätten von der Überprüfung ausgeschlossen wurden, genossen letztlich auch viele Denkmäler Schutz, die nicht so harmlos waren, wie die Alliierten anscheinend glaubten. Wie Reinhardt Koselleck festgestellt hat, ist Erinnerung an die Kriegsgefallenen ein politischer Akt, wobei es den Lebenden überlassen bleibt, dem Tod der Gefallenen eine Bedeutung zu verleihen (vgl. Koselleck 1979; ders. 1994: 9). Besonders groß war dieses Bedürfnis nach der Massenschlächterei und Niederlage im Ersten Weltkrieg. In seiner umfassenden Untersuchung von Formen, Symbolik und Weihezeremonien der Kriegerdenkmäler während der Weimarer Republik stellt Meinhold Lurz als immer wiederkehrende Themen die Ablehnung des Versailler Vertrages, den Aufruf, Deutschlands Kampf in der Gegenwart fortzusetzen, und Aufrufe zur Wiederherstellung der deutschen Einheit und Stärke heraus – Ideen, die nicht nur durch aggressive Soldatendarstellungen vermittelt wurden, sondern auch durch starre Reiter, sterbende Krieger, klassische Aktstatuen und Stahlhelme (vgl. Lurz 1985: 9-12, 122-250). George Mosse hat auf die große Bedeutung hingewiesen, die in den Zwischenkriegsjahren dem von ihm so bezeichneten »Mythos der Kriegserfahrung« zukam, der der Legitimierung der Kriegserfahrung diente, wobei die hässliche Realität ausgeblendet wurde, Tugenden wie Kameradschaft und Männlichkeit und der Wert des Krieges als Regenerationsvorgang hervorgehoben wurden (vgl. Mosse 1986: 491-496; ders. 1990: 7).[49] Von zentraler Bedeutung für diesen Mythos war ein »Kult des gefallenen Soldaten«, der im Soldatentod ein edles Opfer sah, welches die Nation rettete und revitalisierte, und der einen Teil seiner Stärke aus den Denkmälern bezog, die diese Ideale verkörperten (vgl. Mosse 1990: 70-80). Die Nazis verstärkten diese Verherrlichung der Kriegsmärtyrer nur mit noch aggressiveren Denkmälern und ausgefeilteren Zeremonien zur Ehrung der Kriegstoten; dabei wurde der Aufruf zur Nachahmung noch deutlicher (vgl. Behrenbeck 1992: 346-347; dies. 1996; Kunsthistorisches Institut 1982: 89). Somit übermittelten die Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkriegs den Deutschen Botschaften über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihrer Nation in einer Art und Weise, die die amerikanischen Offiziellen

49 Rudy Koshar schreibt in *From Monuments to Traces. Artifacts of German Memory, 1870-1990*, Berkeley, Los Angeles, London 2000, S. 98, der Mythos der Kriegserfahrung sei nicht in erster Linie Ausdruck einer Realitätsverzerrung und -verdrehung (»distortion and fabrication") gewesen, die den Deutschen die Realität des Krieges verschlossen habe, sondern dieser Mythos habe vor allem jene Aspekte des Krieges hervorgehoben, »auf denen ein positives Identitätsgefühl aufbauen konnte«.

nach dem Zweiten Weltkrieg nicht erkannten und die die deutschen Offiziellen nicht zugeben mussten.[50]

Gleichwohl verblasst, wie Koselleck gezeigt hat, die politische Botschaft von Denkmälern normalerweise, wenn jene, die das Denkmal errichteten, verstorben sind. Ohne gesellschaftliche Stützung und Unterstützung behalten Denkmäler ihre Bedeutung nur selten bei (vgl. Koselleck 1979: 274-275). Die Amerikaner, Briten und Sowjets hatten dafür anscheinend ein Gespür, als sie mögliche negative Auswirkungen von Denkmälern aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ausschlossen – obgleich sie weder die von ihnen gemachten Unterschiede explizit erörterten noch ähnlich sensibel auch bei neueren Monumenten zu Werke gingen. Das US-Vorgehen bestätigt theoretisch eine weitere These Kosellecks, dass nämlich Denkmäler vor allem dann entfernt werden, wenn man in ihnen eine Bedrohung sieht, und dort, wo unwillkommene Traditionen noch lebendig sind (ebenda: 275). In der Praxis verließen sich die Amerikaner jedoch eher auf Selektivität und Zurückhaltung – ein Ansatz, der nicht einfach aus Versehen und aus Ignoranz verfolgt wurde, sondern in der Überzeugung gründete, Rücksichtnahme auf deutsche Empfindlichkeiten würde den Interessen der Alliierten letztlich mehr nützen als das Beharren auf einer umfassenden Denkmalzerstörung. So konnte eine begrenzte Entmilitarisierung paradoxerweise den Interessen eines dauerhaften Friedens am dienlichsten sein.

Dennoch verloren die Denkmäler des Ersten Weltkriegs schon während des Begutachtungsprozesses einiges von ihrer Kraft.[51] Die Interpre-

---

50 In einem Fall jedoch erörterten die Alliierten die Funktion eines bestimmten Denkmals aus der Vergangenheit; es handelte sich dabei um die Siegessäule in Berlin, die ursprünglich zum Gedenken an den deutschen Sieg über die Franzosen im Krieg von 1870/71 errichtet worden war. 1946 verlangten die Franzosen deren Beseitigung. Während Briten, Amerikaner und Sowjets der Ansicht waren, dass die Säule wegen ihres frühen Errichtungsdatums nicht unter die Bestimmungen von Direktive Nr. 30 falle, argumentierten die Franzosen, die Nazis hätten das Denkmal modifiziert, versetzt und zum Mittelpunkt von Nazi-Versammlungen gemacht. Darum könne die Säule auch als neues Denkmal von zentraler Bedeutung für den Militarismus der Nazis betrachtet werden und müsse beseitigt werden. Bekanntlich konnten sich die Franzosen mit diesem Ansinnen nicht durchsetzen. Sogar in diesem Fall konzentrierten sich die Alliierten in ihrer Diskussion allein auf die Frage, ob Direktive Nr. 30 für das Schicksal dieses Denkmals maßgeblich sei oder nicht, anstatt einmal darüber nachzudenken, welche Rolle Denkmäler jeglicher Art im öffentlichen Leben spielen können und in welchem Sinne dies die Anwendung von Direktive Nr. 30 ganz allgemein beeinflussen könnte oder sollte. Vgl. dazu etwa DIAC/P(47)13, 1. Januar 1947, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DIAC, Box 24, F: DIAC/P(47) 1-25, und DIAC/AEC/M(47)3, 24. Januar 1947, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DIAC, Box 203, F: DIAC/AEC/M(47)(48).

51 Schon im September 1949 fiel dies einem Beamten aus Nordwürttemberg auf, der dem Oberbürgermeister von Ulm schrieb und die Stadt bat, das Denkmal eines örtlichen Regiments und die Rasenfläche in dessen Umgebung pflegen zu lassen: »Wenn auch die Denkmäler der Gefallenen aus dem ersten Weltkrieg gegenwärtig nicht hoch im Kurs stehen, so würde sich doch die Stadtverwaltung den Dank vieler alter Soldaten verdienen, wenn sie diesen bescheidenen Wunsch

tation eines Denkmals wird zwar von Parametern wie Form und Ikonographie bestimmt, doch Sinn und Bedeutung eines Denkmals bleiben am besten erhalten, wenn sie kontinuierlich aktiv unterstützt werden.[52] Nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich der soziale und kulturelle Kontext dieser materiell greifbaren Kontinuität. Die nunmehr unausweichliche Konfrontation mit Zerstörung und Tod, die demütigende Besatzungssituation und die Einführung einer neuen politischen Elite nach dem Zweiten Weltkrieg sowie viele bewusste Bemühungen, die Aufmerksamkeit auf Deutschlands militaristische Vergangenheit zu lenken und jene Faktoren zu verändern, die den Militarismus gefördert hatten – all dies veränderte die Bedeutung, die man den vorhandenen physischen Resten der Vergangenheit beimaß und aus Denkmälern ableitete.

Übersetzung: Henning Thies, Dortmund

LITERATURVERZEICHNIS

Bausch, Ulrich (1992): Die Kulturpolitik der US-amerikanischen Information Control Division in Württemberg-Baden von 1945 bis 1949, Stuttgart: Klett-Cotta.

Behrenbeck, Sabine (1992): »Heldenkult oder Friedensmahnung? Kriegerdenkmale nach beiden Weltkriegen«. In: Gottfried Neidhart/Dieter Riesenberger (Hg.), Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945, München: Beck, S. 344-364.

Behrenbeck, Sabine (1996): Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945, Vierow bei Greifswald: SH-Verlag.

Diehl, James M. (1993): The Thanks of the Fatherland. German Veterans after the Second World War, Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press.

erfüllen könnte« (Ebner to Pfizer, 14. September 1949, Stadtarchiv Ulm B 362/10 No. 26).

52 Iwona Irwin-Zarecka erörtert in *Frames of Remembrance. The Dynamics of Collective Memory* (New Brunswick, NJ 1994, S. 145-151, 175-191) nicht nur, in welchem Ausmaß »Gedächtnisstützen« (»*memory markers*«) wie Denkmäler unsere Erinnerung und Deutung der Vergangenheit bestimmen, sondern sie zeigt auch, wie Überreste der Vergangenheit von verschiedenen Zielgruppen und Deutern in ganz unterschiedliche »Rahmen« eingefügt werden können. Die Diskussionen der Alliierten über das Schicksal der Berliner Siegessäule (vgl. Anm. 50) legen den Schluss nahe, dass sie sich im Grunde, wenn auch wiederum nicht ausdrücklich, der Tatsache bewusst waren, dass die Bedeutung eines Denkmals sich verändern, dass sie umgeformt werden kann. Schließlich hatten die Franzosen nicht nur die Erlaubnis der Briten erhalten, ihre Fahne an der Siegessäule wehen zu lassen, obwohl diese im britischen Sektor Berlins lag, sondern ein britischer Delegierter sagte in einer Sitzung auch, »seiner Meinung nach sollten seine Kollegen auch berücksichtigen, dass die Säule jetzt mitten in den Ruinen Berlins stehe und dass beides zusammen ein dauerhaftes Denkmal für das deutsche Volk bilden sollte«; vgl. Wörtliches Protokoll der 53. Sitzung vom 9. Januar 194[7], NARA, RG 260, OMGUS, ACA DIAC, Box 212, F: Verbatim/DIAC/47 1-7; und DIAC/Memo(47)234, 15. August 1947, NARA, RG 260, OMGUS, ACA DIAC, Box 248, F: DIAC/Memo(47) 201-206.

Goldbach, Marie-Luise (Hg.) (1991): Dokumente zur Deutschlandpolitik, Serie I, Band 4, Amerikanische Deutschlandpolitik (1. Januar bis 31. Dezember 1943), Frankfurt/Main: Metzner.

Holborn, Hajo (1947): American Military Government. Its Organization and Policies, Washington, DC: Infantry Journal Press.

Koselleck, Reinhardt (1979): »Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden«. In: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hg.), Identität, München: Fink, S. 255-276.

Koselleck, Reinhardt (1994): »Einleitung«. In: ders./Michael Jeismann (Hg.), Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München: Fink, S. 9-20.

Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg (1982): Heidelberger Denkmäler, 1788-1981, Heidelberg: Verlag Brausdruck.

Large, David Clay (1996): Germans to the Front. West German Rearmament in the Adenauer Era, Chapel Hill/NC: University of North Carolina Press.

Lockenour, Jay (2001): Soldiers as Citizens. Former Wehrmacht Officers in the Federal Republic of Germany, 1945-1955, Lincoln/NE: University of Nebraska Press.

Lurz, Meinhold (1985): Kriegerdenkmäler in Deutschland, Bd. 4: Weimarer Republik, Heidelberg: Esprint-Verlag.

Lurz, Meinhold (1996): »Öffentliches Gedächtnis in den Jahren 1945 und 1946«. In: Jürgen C. Hess/Hartmut Lehmann/Volker Sellin (Hg.), Heidelberg 1945, Stuttgart: Steiner, S. 231-254.

Mosse, George L. (1986): »Two World Wars and the Myth of War Experience«. Journal of Contemporary History 21.4, S. 491-513.

Mosse, George L. (1990): Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars, Oxford: Oxford University Press.

Pape, Birgit (2000): Kultureller Neubeginn in Heidelberg und Mannheim 1945-1949, Heidelberg: Winter.

Rosenman, Samuel I. (Hg.) (1950): The Public Papers and Addresses of Franklin D. Roosevelt, Vol. 13, Victory and the Threshold of Peace, New York: Harper + Brothers.

Rupieper, Hermann-Josef (1993): Die Wurzeln der westdeutschen Nachkriegsdemokratie. Der amerikanische Beitrag 1945-1952, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Wettig, Gerhard (1967): Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland, 1943-1955, München: Oldenbourg.

Gesellschaftliche Einbettungen

DIE BANALITÄT DES TERRORS UND DIE VIRTUELLE WELT DES KRIEGES

JAMES DER DERIAN

Aus Angst vor Ideologieverdacht und im Namen eines methodologischen Purismus setzen akademische Forscher, auch kritisch eingestellte, oft auf sichere Distanz zu militärischen Themen, zumal zu solchen, die mit großen Strategien, Hightech und dem Kriegsspielzeug mächtiger Männer zu tun haben. Und wo »Engel« sich nicht hintrauen, springen bekanntlich nur zu gern »Experten« jeglicher Couleur ein: Offizielle aus dem Dunstkreis der Macht, Gurus aus den Denkfabriken, zweitklassige Journalisten und pensionierte Generäle. Darum ist die Einladung, bei einer Tagung über die »Banalität des Militarismus« in so ungewöhnlicher Gesellschaft wie hier in Marburg einen Vortrag zu halten, ein ungewohntes Vergnügen.

Natürlich kann weder die Wahl des Themas noch der Konferenzort unkommentiert bleiben: Gut marxistisch gesagt ist es *nicht überraschend*, dass eine Tagung über die »Banalität des Militarismus« hier – in Deutschland – stattfindet und nicht in den Vereinigten Staaten, meiner Heimat. Dafür gibt es verschiedene Gründe. So wie die in Endlosschleifen gezeigten Bilder vom Einsturz des World Trade Centers bei vielen amerikanischen Akademikern anscheinend zu einer Phase der Sprachlosigkeit führten, sorgten die Bilder von Saddam Husseins Denkmalsturz für Schweigen bei meinen politologischen Fachkollegen im Bereich der Internationalen Beziehungen. War für die erstgenannte Variante des Schweigens gewiss eine Art Traumatisierung verantwortlich, so für die zweite der Triumphalismus. Seit der Krieg jedoch eine negative Wendung genommen hat, seit keine Massenvernichtungswaffen im Irak gefunden wurden und Osama Bin Laden sich weiterhin auf freiem Fuß befindet, melden sich wieder mehr US-Gelehrte zu Wort. Überraschend wenige von ihnen tragen jedoch Analysen zum Verhältnis von Zivilgesellschaft und Militär vor, und nur wenige trauen sich, dabei den Begriff »Militarismus« in den Mund zu nehmen – dabei geht es doch um einen

Problemkomplex, der in den Irak-Krieg geführt hat. Stattdessen erleben wir wortreiche Apologien der einen, Ranküne und Vorwürfe der anderen Seite.

Darum bin ich dankbar für diese Gelegenheit, aus wissenschaftlicher Distanz das Auftreten einer neuen Form des Militarismus in den Vereinigten Staaten etwas ausführlicher und genauer unter die Lupe zu nehmen – eines Militarismus, der meiner Meinung nach durch Virtualität und Banalität charakterisiert ist. Es ist in der Tat alarmierend, wahrscheinlich aber auch symptomatisch, wie schnell und relativ widerstandslos sich, was in offiziellen Kreisen als »Globaler Krieg gegen den Terror« bezeichnet wird, zum Teufelskreis entwickelt hat – einem Teufelskreis, der in schneller Folge vom Heroischen zum Banalen und Virtuellen oszilliert.

Natürlich ist Deutschland mit seiner langen Geschichte des Militarismus *und* des Antimilitarismus der perfekte, vielleicht schon allzu perfekte Ort, um eine solche Untersuchung durchzuführen. Nach dem 11. September stürzten sich die Vereinigten Staaten in einen permanenten Ausnahmezustand, eine Art Staatsnotstand, und trotz aller offensichtlichen historischen Unterschiede sollten wir offen und besorgt zur Kenntnis nehmen, dass sich eine wachsende Ähnlichkeit zu den Zuständen in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen ergibt. Aus dieser Zeit sind wichtige Lektionen zu lernen, und ich selbst habe mich seit dem 11. September zunehmend Denkern wie Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Martin Heidegger und Carl Schmitt zugewandt, um unsere eigene amerikanische Spielart des Militarismus besser verstehen zu lernen. Will man indes wirklich begreifen, wie und warum dieser neue Militarismus einen ikonischen, virtuellen und zunehmend banalen Charakter annehmen kann, so kommen die besten Einsichten dazu weiterhin von Hannah Arendt. Man denke nur an die Antwort, die sie auf die Frage nach dem Wesen des Bösen, welches zum Kennzeichen der Nazi-Tötungsmaschinerie wurde, in einem Interview gegen Ende ihres Lebens gab.

»Ich bin jetzt wirklich der Meinung, dass das Böse niemals ›radikal‹ ist, dass es nur extrem ist und weder Tiefe noch irgendeine dämonische Dimension besitzt. Es kann die ganze Welt gerade deswegen überwuchern und zerstören, weil es sich wie ein Pilz an der Oberfläche verbreitet. Es ist ›resistent gegen das Denken‹, wie ich schon sagte, weil das Denken immer eine gewisse Tiefe erstrebt, zu den Wurzeln vordringen will; und sobald es sich mit dem Bösen beschäftigt, wird es frustriert, weil da nichts ist. Hier liegt die ›Banalität‹ des Bösen begründet. Nur das Gute hat Tiefe und kann radikal sein« (Arendt 1978: 251).

Vermittels und durch mediale Vermittlung seiner Banalität erhält der Selbstmordanschlag eines Bombenlegers, der bei seiner Suche nach dem Heil unschuldige Zivilisten mit in den Tod reißt, eine ebenso alltägliche

Qualität wie die Zerstörung einer Stadt durch Bomben, um sie zu retten. Wir rechnen immer mehr mit solchen Dingen, selbst wenn wir sie nicht vollständig akzeptieren.

Indes, der Militarismus, den man im weitesten Sinne als Ersetzung demokratischer, ziviler durch autoritäre, militärische Werte definieren kann, ist nicht mehr so sichtbar wie früher, als er noch in Gestalt von Militärstiefeln und Helmen daherkam. Zwar hat auch in den USA der Militarismus seine spektakulären, an Riefenstahl erinnernden Momente, wie sich im *außerordentlich* banalen Präsidentschaftswahlkampf zwischen Bush und Kerry zeigte, der durch eine unablässige Parade von Veteranen und Beschwörungen vergangener wie gegenwärtiger Kriege geprägt war. Doch auf dem Bildschirm wie auch hinter den Kulissen hat sich eine hinterhältigere Form des Militarismus breit gemacht, dessen Auswirkungen allmählich alle Ebenen der Gesellschaft durchdringen.

Das Arrangement der Akademiker mit dem Militarismus

Lassen Sie mich diese Behauptungen mit einem Rückblick aus meiner persönlichen Vergangenheit illustrieren. Einige Monate vor Beginn des Irak-Kriegs wurde ich gebeten, bei einer Konferenz mit dem Thema »The American Media and Wartime Challenges« (Die amerikanischen Medien und die Herausforderungen der Kriegszeit) einen Vortrag zu halten. Diese Tagung wurde von Triangle International Security Studies gesponsert, einer Studiengruppe der drei eng benachbarten Universitäten North Carolina State University, University of North Carolina und Duke University. Wie es der Zufall wollte, fand diese Konferenz genau zu Beginn der »Operation Iraqi Freedom« statt. Ich trug ein Paper vor, das sich kritisch mit der wechselseitigen Durchdringung von Militär und Medien auseinandersetzte.[1]

Nun bin ich im Laufe meiner Karriere schon von einigen der Besten angegriffen worden (aber auch von einigen der Schlechtesten) und ziehe, offen gesagt, einen guten Kampf einer Predigt unter Gleichgesinnten vor. Aber die dort versammelte Meute war derart »blutdürstig«, wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte. Die Fragen (die eigentlich eher lautstarke Kommentare waren) hatten kaum mehr als das Niveau einer Schlammschlacht, und die ganze Sache wurde sehr schnell persönlich. Ich konnte ja noch verstehen, dass die rund zwanzig mittleren Offiziersränge aus der Fort Bragg Special Operations School, die an der Konferenz teilnahmen, bei diesem Thema leidenschaftliche Gefühle entwickelten. Einer von ihnen warnte mich sogar, ich solle einen bestimmten Ausgang lieber nicht benutzen, weil sein Freund – dessen Idee einer Widerlegung meiner The-

1 Vgl. URL: <http://www.infopeace.org/911>.

sen darin bestand, dass er von mir wissen wollte, ob ich überhaupt »gedient« hätte – mit mir »noch ein Hühnchen zu rupfen« habe.

Der wohl beunruhigendste Aspekt an diesem Zusammenstoß war jedoch die Bejahung oder Hinnahme der Vorgänge bei fast allen anderen Akademikern im Saal. Viele schienen mit den Soldaten einer Meinung zu sein – manche offener als andere. Eine Professorin für Kommunikationswissenschaften, die mit mir auf dem Podium saß, warf ihren vorbereiteten Vortrag praktisch über Bord und setzte stattdessen zu einem Rundumschlag gegen alle – vor allem gegen mich – an, die auch nur auf die Idee kommen könnten, in Kriegszeiten seien feindliche oder zivile Opfer ein legitimes Thema für Presseberichte – oder gar für eine akademische Tagung. Der andere Podiumsteilnehmer, ein Ex-General (vermutlich einer der wenigen, die nicht gebeten worden waren, uns bei CNN, Fox, ABC und anderen Sendern den Krieg zu erklären), verbrachte den größten Teil seiner Zeit damit, die Notwendigkeit strategischer Bombardements zu exkulpieren (wobei seine These auf der Erfahrung von über 200 Missionen im Vietnamkrieg beruhte) – natürlich wieder ungeachtet der Opfer unter der Zivilbevölkerung.

Natürlich kamen hinterher verschiedene Akademiker aus dem Saal zu mir, um sich für das Verhalten der Masse zu entschuldigen (darunter auch ein Ausbilder aus Fort Bragg); einige sagten auch, sie seien in Wirklichkeit meiner Meinung. Doch meine Frage an sie lautete nur: Wo waren Sie, als ich attackiert wurde? Leider wohl im Felde vermisst. Zum Glück ging der Tag hoffnungsvoller zu Ende: An jenem Abend geriet ich nämlich in der Franklin Street in Durham, North Carolina, in eine spontane Mahnwache, die eine bemerkenswerte Gruppe von Schülern der High School mit ihren Müttern organisiert hatte. In den folgenden drei Stunden wirkten ihr Trommeln und Tanzen sowie das Hupen vorbeikommender Autos wie ein gutes Gegenmittel gegen den Hass und die Angst, die ich in jenem Seminarraum erlebte hatte.

Um nicht missverstanden zu werden: Die »Banalität des Militarismus« basiert auf der Konformität und Passivität der Zivilisten, besonders unter den Akademikern, deren wichtigste Aufgabe in solchen Zeiten darin bestünde, die unantastbarsten Autoritäten in Frage zu stellen und die subversivsten Gedanken zu propagieren.

Damit soll natürlich die Bedeutung der mächtigen Kräfte innerhalb und außerhalb des Militärs, die daran arbeiten den Krieg zu banalisieren, nicht heruntergespielt werden. In diesem Zusammenhang will ich drei miteinander verbundene Themen untersuchen, die meiner Meinung nach eine besonders kritische Aufmerksamkeit verdient haben: die Sprache des Spiels, die Technologie der Virtualität und die Allgegenwart der Bilder. Mit anderen Worten, ich möchte einen neuen Militarismus untersuchen, der als virtuelles Spiel geprobt wurde, der in tugendhafter Sprache daherkommt und durch einen Krieg der Bilder propagiert wurde.

DIE SPRACHE DES SPIELS

Wie ich schon zu Beginn des Irak-Krieges sagte, wurde kein Krieg je in diesem Ausmaß durch Zuschreibungen aus dem Genre ›Spiel‹ ermöglicht, durch die Sprache des Spiels definiert und nach den (oder gegen die) Regeln des Spiels gespielt wie der Krieg gegen den Terror und die Invasion im Irak (vgl. Der Derian 2003). Als sich die Geschwindigkeit der strategischen Vorwärtsbewegung durch die Unmittelbarkeit des televisuellen Moments in ihrer Kraftentfaltung multiplizierte, als sich der virtuelle Charakter des High-Tech-Krieges durch die Realität geringer Opferzahlen auf dem Schlachtfeld verstärkte, als Militär und Medien sowie Waffensysteme und Zeichensysteme sich wechselseitig »integrierten«, als auf diese Weise der Zuschauer zum Spieler wurde, da verschmolzen in der Echtzeit der besten Fernsehsendezeit Krieg und Spiel.

Weil indes, wer vom Krieg als einem Spiel spricht, stets Angriffe auf sich zieht, möchte ich, ganz im Einklang mit dem Geist der nationalen Sicherheitsstrategie der USA, mit einem Präventivschlag beginnen und klarstellen: Ich habe damals ebenfalls zu Protokoll gegeben, dass der Irak-Krieg nicht einfach ein Spiel ist – denn er war ein dummes Spiel mit eskalierenden Kosten für alle am Konflikt beteiligten Seiten.

Der Krieg als Spiel ist natürlich nicht dasselbe wie ein Kriegsspiel. Gleichwohl gäbe es die Vermengung und Verwechslung von Krieg und Spiel nicht, wenn sich in der Verteidigungs- und Außenpolitik der Vereinigten Staaten das Kriegsspiel als vorausschauendes strategisches Durchspielen eines Krieges nicht so rasch entwickelt und ausgebreitet hätte. Ein kleiner geschichtlicher Rückblick kann diesen Punkt erhellen. 1889 taten sich – unweit meiner Heimatuniversität – im Naval War College in Newport, Rhode Island, Major William Livermore vom Army Corps of Engineers, William McCarty Little und Konteradmiral Alfred Thayer Mahan zusammen, um das erste moderne System des strategischen Kriegsspiels in den USA zu etablieren. Dabei knüpften die frühen US-Kriegsspieler bei den Preußen an, die ihrerseits das vorbereitende Kriegsspiel benutzt hatten, um nacheinander Österreich (1866 bei Sadowa/Königgrätz) und Frankreich (1870/71) zu schlagen; gerechtfertigt wurden die Bestrebungen der frühen US-Kriegsspieler durch den verblüffenden Sieg der Japaner über die Russen im Jahre 1904 (der zuvor mit neu entwickelten Kriegsspielen durchgespielt worden war) und dann durch die erfolgreiche Vorwegnahme von fast allen wichtigen Aspekten des Kampfes gegen die Japaner im Pazifikraum während des Zweiten Weltkriegs (mit Ausnahme der von den Japanern gewählten Kamikaze-Taktik). 1958 machte das Naval War College seinen alten gekachelten Kriegsspielsaal dicht und ersetzte ihn durch das computergestützte Navy Electronic Warfare System (NEWS); die Kosten betrugen mehr als zehn Millionen US-Dollar, und die Rechner füllten ein dreistöckiges Gebäude aus. Heutzutage erbringt ein einfacher Tischcomputer in der auf dem

neuesten Stand der Technik befindlichen McCarty Little Hall des Naval War College mehr Leistung als die gesamte damalige NEWS-Technik. Von den raumgreifenden Bewegungen der Spielzeugsoldaten und Pappschiffe in den Sandkästen der Frühzeit bis zu den virtuellen konstruktiven Live-Simulationen von Umgebungen, in die man sich völlig hineinversetzt, hat das Kriegsspiel in puncto Wirklichkeitsnähe einen Quantensprung hinter sich. Aber diese Verbesserungen führten zu einem ironischen Resultat: Je besser die Simulation gelingt, desto mehr steigt das Risiko, Krieg und Spiel zu verwechseln und den Krieg als ein Spiel aufzufassen.

Während nicht weniger als die Zukunft der Zukunft auf dem Spiel steht, führt der virtuelle, sich selbst positiv verstärkende, moralisch stilisierte Krieg (»Virtuous War«, wie ich ihn mit einem einzigen Begriff nennen will)[2] zur Banalisierung und Hybridisierung der Kriegführung. Der »Virtuous War«, wie er vom Pentagon entwickelt und im Balkan-Krieg geprobt wurde, erlebte in Afghanistan seine Generalprobe und rückte dann bei der Irak-Invasion ins Zentrum. Wir alle wissen, wie die Neokonservativen um Paul Wolfowitz, Richard Perle, Douglas J. Feith und William Kristol sich eifrig bemühten, die Kriegsmaschinerie mittels Strauss'scher Ethik [gemeint ist der Cassirer- und Heidegger-Schüler Leo Strauss, die Herausgeber] moralisch zu rechtfertigen und durch eine militärische Revolution virtuell zu gestalten. Das Konzept des »Virtuous War« stützt sich auf eine technologische wie ethische Überlegenheit, bei der Computersimulation, Mediendissimulation, globale Überwachung und eine vernetzte Kriegführung sich mit dem Ziel vereinen, den Feind abzuschrecken, zu disziplinieren und, falls erforderlich, zu vernichten. »Virtuous War«, ein Krieg, der ethische Absichten verfolgt und virtuell ausgeführt wird, der sich, wenn möglich, auf die Doktrinen des gerechten Krieges und wenn erforderlich, auf die des heiligen Krieges beruft, ist weit mehr als ein glücklich gewähltes Oxymoron. Er steht für eine Transformation des primären Kriegszweckes, wenn das Töten distanziert und überlegt, effizient und ethisch vertretbar geschieht. Jedenfalls stellen es seine Verfechter so dar, und man sollte dabei nicht vergessen, dass es solche Propagandisten schon vor der Bush-Administration gab, wie sich im Vorlauf zum ersten Golfkrieg von 1991, zum Krieg in Bosnien und zum Kosovo-Krieg zeigte.

Doch nach dem 11. September, als sich die USA mit überwältigender Mehrheit entschieden, mit einer Begleitrhetorik vom totalen Sieg über

---

2 Die im Begriff »Virtuous War« enthaltene Vieldeutigkeit lässt sich nicht ins Deutsche übertragen; gemeint ist zum einen »virtuous« im Sinne von »tugendhaft, gerecht, moralisch gerechtfertigt«, zum anderen »virtuous« im Sinne von »virtuous circle«, dem Gegenbegriff von »vicious circle« – Aufwärtsspirale und positive Selbstverstärkung statt Abwärtsspirale und Teufelskreis. Oft schwingt auch noch »virtuell« als Nebenbedeutung mit. Am nächsten kommt dieser Bedeutungsvielfalt im Deutschen der weniger prägnante Begriff »positiv« (A.d.Ü.).

das absolut Böse einen »Virtuous War« zu führen und anstelle diplomatischer Mittel zu Gewalt und Strafaktionen zu greifen, wurde der »Virtuous War« zum letztgültigen Mittel bei der Verfolgung der Ziele der Vereinigten Staaten. Und diese Ziele heißen: die US-Grenzen wieder sicher zu machen, die US-Vorherrschaft zu festigen und die heilige Dreieinigkeit der internationalen Ordnung zu sichern – freie Märkte, Vasallenstaaten und Präventivkriege. »Virtuous War« wurde zum einzigen Spiel, das noch erlaubt war.

DAS KRIEGSSPIEL

Natürlich gibt es einen Unterschied zwischen Krieg und Spiel, denn anders als bei den meisten Spielen gehört zum Krieg die Tötung von Menschen. Doch verdrehen inzwischen die technologischen Eigenschaften und die politischen Imperative des »Virtuous War« die Relationen bei den Opferzahlen, abseits des Schlachtfelds wie auf dem Schlachtfeld. Aus Sicht der Supermacht ist dieser Trend markant: 270 Amerikaner starben im Golfkrieg von 1991, mehr als die Hälfte von ihnen durch Feuer aus den eigenen Reihen oder durch Unfälle; beim Kommandounternehmen in Mogadischu kamen 18 Amerikaner um, beim Kosovo-Einsatz der NATO-Truppen erstaunlicherweise überhaupt kein Amerikaner. In Afghanistan verloren bis zum Ende der größeren Kampfhandlungen im Januar 2002 beim Dienst fürs Vaterland in Übersee 20 amerikanische Militärangehörige ihr Leben, die Mehrzahl von ihnen wiederum bei Unfällen oder durch Feuer aus den eigenen Reihen. Nur ein einziger Soldat, Oberfeldwebel Nathan Chapman, wurde durch feindliches Feuer getötet. Wie schon beim Kosovo-Feldzug starben durch feindliches Feuer mehr Journalisten, die über den Krieg *berichteten* – bis Ende Januar 2002 waren es zehn –, als amerikanische Soldaten, die im Krieg kämpften.

Hinsichtlich der Gegenseite des »tugendhaften« Schlachtfeldes kommt man an Opferzahlen unter den Soldaten und bei der Zivilbevölkerung des Feindes stets nur unter größten Schwierigkeiten heran. Wie wir wissen, hat sich, vergleicht man die Statistiken von vor einem Jahrhundert, das Verhältnis von militärischen und zivilen Opfern umgekehrt. Im Krieg lautet es heute 1:8; auf einen getöteten Soldaten kommen acht getötete Zivilisten. Wir besitzen jedoch weiterhin keine soliden Zahlen für die getöteten Iraker, Somalis und Serben. Als sich der Krieg in Afghanistan dem Ende zuneigte, wichen die Schätzungen bezüglich der getöteten feindlichen Kombattanten markant voneinander ab. Und als Marc Herold von der University of New Hampshire kalkulierte, dass mehr als 3000 nicht am Kampf beteiligte Afghanen umgekommen seien, brach eine heftige, sich ausweitende Kontroverse aus. Nach der Schlacht von Gardez Anfang März 2002 (in der acht weitere amerikanische Soldaten fielen)

erklärte Generals Tommy Franks in aller Offenheit: »Ach, wissen Sie, wir führen keine Leichenzählungen durch«.

Diese Politik wurde auch fortgesetzt, als Franks die US-Truppen im Irak kommandierte. Nach zweiwöchiger Dauer des Irak-Kriegs gab der Sprecher des US-Zentralkommandos, Captain Frank Thorp, die Zahl von 73 gefallenen amerikanischen und britischen Soldaten bekannt. Als er von einem Reporter der *New York Times* nach der Zahl der toten Iraker gefragt wurde, sagte er: »Diese Zahlen können wir nicht wissen, außerdem wäre eine solche Zahl möglicherweise auch nicht aussagekräftig«. Eine Woche darauf, nach der Einnahme Bagdads, wurde die Gesamtzahl der getöteten Amerikaner und Briten mit 138 angegeben. Bis zum jetzigen Zeitpunkt (Oktober 2004) wurden 1064 getötete und 7730 verwundete Amerikaner gezählt. 46 Journalisten kamen ums Leben (damit war ihr statistisches Risiko, getötet zu werden, ungefähr sechzehn Mal so hoch wie das amerikanischer und britischer Soldaten); und die Zahl der in der Anfangsphase des Krieges getöteten Iraker lag nach den bei einer extensiven Google-Recherche ermittelten Zahlen unabhängiger Organisationen bei 3000 bis 10.000 (wobei rund ein Drittel der Gesamtzahl aus Nichtkombattanten bestand). Nach einem neueren Bericht der Knight Ridder-Nachrichtenagentur werden im Irak bei Operationen der US- und Koalitions-Streitkräfte sowie der Polizeikräfte doppelt so viele Iraker getötet – überwiegend Zivilisten – wie durch Angriffe der Aufständischen. Auf der Grundlage von Statistiken des irakischen Gesundheitsministeriums stellte die irakische Übergangsregierung in 15 der 18 Provinzen des Landes zwischen dem 5. April 2003, als das Ministerium mit der Datensammlung begann, und dem 19. September eine Zahl von 3487 getöteten Irakern fest. Davon waren 328 Frauen und Kinder. Weitere 13.720 Iraker wurden verwundet (vgl. Youssef 2004).

Obwohl Todesfälle durch Feuer aus den eigenen Reihen (»blue-on-blue«) vom Militär und den Medien als »unfallbedingt« oder »zufällig« hingestellt werden, sind im »Virtuous War« sowohl diese Todesfälle als auch die Zunahme von Todesfällen durch freundlichen gegenüber Todesfällen durch feindlichen Beschuss systembedingt. Darin zeigt sich zum Teil die größere Komplexität des elektronisch vernetzten Krieges, in dem Präzisionsmunition eine bedeutende Rolle spielt. Im Golfkrieg von 1991 bestanden – trotz der bei den militärischen Pressekonferenzen vorgeführten Bilder – noch weniger als 10 Prozent der eingesetzten Waffen aus »intelligenten« Waffensystemen. Im zweiten Golfkrieg lag diese Zahl inzwischen bei knapp unter 70 Prozent (wobei solche Zahlenangaben anscheinend weniger präzise bleiben als die Waffen selbst). Mit einer erhöhten Präzision dieser Waffen geht eine entsprechend höhere Tödlichkeit einher. Das wurde etwa in Afghanistan deutlich, als drei Mitglieder eines Teams der 5. Gruppe der US-Armee-Spezialeinsatzkräfte getötet und 19 verwundet wurden, nachdem sie einer satellitengesteuerten Präzisionsbombe (Joint Direct Attack Munition) versehentlich die eigenen

Geokoordinaten eingegeben hatten – und auch, als zwei US-F 16-Piloten eine intelligente Fünfzentnerbombe über kanadischen Truppen abwarfen, die gerade eine Übung abhielten; dabei kamen vier Soldaten ums Leben, acht wurden verwundet.

Die Präzisionsmunition des »Virtuous War« richtet sich allerdings noch gegen weitere Ziele, insbesondere gegen das stets in der Luft liegende »Vietnam-Syndrom« (die Erosion der öffentlichen Unterstützung, wenn in größerer Zahl Leichensäcke mit Gefallenen in der Heimat ankommen). Das zu Beginn des ersten Golfkriegs wieder an die Oberfläche gedrungene Vietnam-Syndrom wurde durch die Powell-Doktrin der überwältigenden Stärke überwunden, die in diesem Fall bedeutete, 550.000 Soldaten an den Golf zu schicken und »einen sechswöchigen Luftkrieg zu führen, bevor der eigentliche Bodenkrieg begann«. Am Ende des Krieges wurde das Vietnam-Syndrom vom ersten Präsidenten Bush offiziell für überwunden erklärt – in einer Rede, die er in der Raytheon-Rüstungsfabrik hielt, in der Patriot-Raketen gebaut wurden, jene Raketen, die laut Kongress-Bericht Nr. 102-1086 (vorgelegt während des Krieges) die Scud-Raketen zu 100 Prozent zerstörten, laut Zeugenaussagen im Kongress (nach dem Krieg) zu 96 Prozent, laut einer US-Armee-Untersuchung zu 25 Prozent und laut einer unabhängigen Untersuchung zu weniger als 9 Prozent.

Die Strategie des »Virtuous War«, die auf geringen eigenen Risiken bei hohem Ertrag beruht, hat ihre ganz eigene Logik, bei der die Rolle des Menschen zahlen- wie bedeutungsmäßig schrumpft, weil das Kampfgeschehen immer stärker von Robotern bestimmt wird. Natürlich werden Bodentruppen (»boots on the ground«) weiterhin bestehen und beim Landkrieg auch unverzichtbar bleiben. Doch zunehmend dominieren die Pixel auf dem Bildschirm: Auf der Makroebene des Kriegsspiels, bei »OPLAN 1003 Victor« (dem kontroversen Kriegsplan für die Irak-Invasion im Jahre 2003), wurden schon drei ganze Divisionen weniger angesetzt, als die Traditionalisten im Pentagon empfohlen hatten. Und auf der Mikroebene wurde der »Virtuous War« erwachsen, als eine mit Hellfire-Raketen bestückte Predator-Drohne zum ersten Mal in der jemenitischen Wüste ein Al-Qaida-Ziel aufspürte, ein so genanntes »target of opportunity«, und aus einer Entfernung von rund 10.000 Kilometern den Befehl erhielt, die tödlichen Schüsse abzufeuern.

Vom ersten bis zum zweiten Golfkrieg, vom Bosnien- bis zum Kosovo-Krieg und vom Afghanistan- bis zum Irak-Krieg hat der »Virtuous War« immer mehr die Eigenschaften eines Spiels angenommen – mit allem, was dazu gehört: hohen Produktionswerten, mythischen Erzählungen, leichten Siegen und wenigen Gefallenen. Von der Entscheidung an, Truppen in den Kriegsalltag zu schicken, verwandelt sich der Krieg immer mehr in ein Spiel – von den höchsten politischen Entscheidungsebenen bis hinab zu den untersten Ebenen von Taktik und Logistik im Felde.

Dazu tragen Kriegsspiele, Computersimulationen und Kommandoübungen das Ihre bei.

Unter Rückgriff auf meine früheren Arbeiten zu diesem Thema kann ich hier eine kurze Geschichte dieser Entwicklung nachzeichnen (vgl. Der Derian 1992: 173-202). Nach dem ersten Golfkrieg zwischen Iran und Irak (1980-1988) erfuhr General Schwarzkopf 1988, dass der Irak mit einem von einer amerikanischen Ingenieurfirma gelieferten Softwareprogramm arbeitete, um für die Invasion in Kuwait Computersimulationen und Kriegsspiele zu veranstalten. Eine der Reaktionen Schwarzkopfs bestand darin, sein eigenes Kriegsspiel vorzubereiten; und so lief im Juli 1990 beim US-Zentralkommando in Tampa, Florida, die Kommandoübung »Internal Look ’90«. Nach einer damals veröffentlichten Pressemitteilung des Central Command sollten Kommando- und Kontrolleinheiten aus allen Bereichen des Militärs damit auf Szenarien aus der realen Welt reagieren, die jenen ähneln, mit denen man sich wahrscheinlich im Verantwortungsbereich des Central Command konfrontiert sehen wird. Noch während diese Übung lief, marschierten irakische Truppen tatsächlich in Kuwait ein, und Schwarzkopf erinnert sich in seinen Memoiren, wie das Zentralkommando oft Informationen über die reale Invasion mit seinen Simulationen verwechselte. Auf dem Höhepunkt des US-Luftkriegs im Irak, als im Nachrichtensender CNN intelligente Bomben und die Technologie der Tarnkappenbomber wie des vernetzten Krieges ihr Debüt gaben, wurde Schwarzkopf in einem berühmten Interview über Satellit vom ABC-Korrespondenten Cokie Roberts befragt:

Roberts: »Man sieht hier ein Gebäude in einer Ansicht, die mehr wie ein Videospiel aussieht als wie sonst etwas. Besteht da nicht irgendwie die Gefahr, dass wir gar kein Gespür mehr für die Schrecken des Krieges haben – dass das alles nur noch ein Spiel ist?«.
Schwarzkopf: »Sie haben von mir nicht gesehen, dass ich das Ganze wie ein Spiel behandle. Und Sie haben auch nicht gesehen, dass ich dabei lache und scherze. Es gehen gerade jetzt menschliche Leben verloren, und in diesem Spielstadium [sic] besteht kein Grund zur Frivolität, für niemanden«.

So enthüllte Schwarzkopf schon in diesem einen kurzen Ausschnitt, wie wenig es dem Militär und der Öffentlichkeit im Video-Zeitalter noch gelingt, den kategorialen Unterschied zwischen Krieg und Spiel aufrechtzuerhalten.

Im zweiten Golfkrieg kehrte das Thema Spiel noch bedrohlicher wieder. Im Dezember 2002 verlegte das Zentralkommando im Vorgriff auf Kommendes seinen Einsatzort nach Qatar, um dort »Internal Look 2002« zu spielen. Diesmal waren auch die Medien eingeladen, mitzutun und beim Spiel der Bush-Administration mit diplomatischen Ultimaten und Präventivkriegsdrohungen die Rolle der Druckverstärker zu übernehmen – was sie auch bereitwillig taten. Die verschiedenen Grundsätze

der militärischen Revolution (»RMA« genannt, »revolution in military affairs«) zeigten sich im Irak-Krieg in voller Evidenz, nicht nur bei der Ausführung des OPLAN 1003 Victor, sondern auch in Hinblick auf die große Bedeutung, die Flexibilität, Tempo und Information beigemessen wurde. Der einleitende »Enthauptungsschlag«, der Informationskrieg zum Thema »Schock und Schrecken« (»shock and awe«), das Schwergewicht auf leichten Bodentruppen und Präzisionsbomben beim »Donnerschlag« der Eröffnungsoffensive – all dies spiegelt die Bemühungen von Verteidigungsminister Rumsfeld wider, eine radikale Änderung der Art und Weise durchzusetzen, wie die Vereinigten Staaten Krieg führen.

Doch wie General Schwarzkopf zwölf Jahre zuvor zeigten das Weiße Haus und das Pentagon auch diesmal eine gewisse Empfindlichkeit gegenüber dem Vorwurf, Krieg und Spiel zu verwechseln. Vor Kriegsbeginn sagte der stellvertretende Verteidigungsminister Paul D. Wolfowitz bei einem Besuch des Council for Foreign Relations in New York City wiederholt, dies sei »kein Spiel«:

»Der Irak hat jetzt zwölf Jahre Zeit gehabt, um abzurüsten, wie er es am Ende des Golfkriegs versprochen hat. Doch bislang hat er die Abrüstung nur wie ein Versteckspiel betrieben, oder, wie es Außenminister Powell genannt hat, um ›Katz und Maus in der Wüste‹ zu spielen. Doch das hier ist kein Spiel«.

Und er fuhr in ähnlichem Tonfall fort:

»Wenn man ein paar hundert Waffeninspektoren schickt, um ein Gebiet von der Größe des Staates Kalifornien abzusuchen, dann ist das so, als würde man sie in den April schicken, oder zu einem Spielchen. Und lassen Sie mich wiederholen: Das hier ist kein Spiel. […] Schon lange hat sich der Irak daran gewöhnt, dass die Folgen seines Tuns, selbst wenn er erwischt wird, kaum der Rede wert sind. Auf diese Weise kam ein neues Spiel ins Spielelexikon: ›Cheat and retreat‹ (Betrügen und davonlaufen). […] Außerdem wird das Material diesen Berichten zufolge ständig herumtransportiert, wodurch es ohne brandneue Erkenntnisse kaum noch möglich ist, es aufzuspüren oder zu finden. Das Ganze ist ein Falschspiel, welches im großen Stil mit Waffen gespielt wird, die eine tödliche Bedrohung darstellen. […] Der Zweck von Resolution 1441 bestand, ich wiederhole es, nicht darin, nochmals zwölf Jahre lang ein tödliches Versteckspiel zu spielen oder ›Cheat and retreat‹. Nein, das Ziel war eindeutig die Beseitigung der Terrorgefahr, die von den irakischen Massenvernichtungswaffen ausgeht«.[3]

Am 21. Januar kam es zu einem kurzen unvorbereiteten Wortwechsel zwischen Präsident Bush und der Presse. Dabei sagte Bush:

»Diese ganze Geschichte mit, äh, mehr Zeit – also, wie viel Zeit wir brauchen, um klar zu sehen, dass er [Saddam Hussein] nicht abrüstet. Das sieht aus wie der zwei-

3 Vgl.URL:<http://www.defenselink.mil/transcripts/2003/t01232003_t0123cfr.html>

te Aufguss eines schlechten Films, und ich habe kein Interesse, mir den anzuschauen«.[4]

Mit anderen Worten, der Irak spielt ein Spiel und dreht schlechte Filme, und darum müssen die Vereinigten Staaten Krieg führen. Wie ich eingangs schon sagte, wer den Krieg als Spiel behandelt, zieht dadurch Angriffe auf sich. So war es auch, als sich die hohen Erwartungen an einen militärischen »Spaziergang« nicht erfüllten. Verteidigungsminister Rumsfeld und der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs, General Myers, setzten sich gegen eine stetig wachsende Zahl von Kritikern zur Wehr, die kritisierten, was in Kurzform nur noch als »der Plan« bezeichnet wurde. Die meisten Kritiker waren pensioniert, wie General McCaffrey, waren hohe Offiziere, die im ersten Golfkrieg Truppen geführt hatten. Doch es kam auch Kritik aus den Reihen der Aktiven, am deutlichsten von General William Wallace, dem Kommandeur des V. Corps, der am 28. März 2003 sagte: »Der Feind, gegen den wir kämpfen, unterscheidet sich ein wenig vom dem Feind aus unseren Kriegsspielen«.[5]

Myers, der während einer Pressekonferenz mit seinen Fäusten das Podium traktierte, beschimpfte all jene, die sich gern an der »Treibjagd hier innerhalb des Beltways«[6] beteiligten und die »etwas [nämlich den ›Plan‹] kritisieren, das sie nie gesehen haben«. Und Rumsfeld setzte, nachdem er sein Markenzeichen, den Ausruf »Ach, du meine Güte!« (»goodness gracious«), vorausgeschickt hatte, zu einer seiner recht heftigen Journalistenschelten an, als ihn ein Reporter nach dem »Plan« gefragt hatte:

Frage: »Herr Minister, Sie distanzieren sich also von den Plänen? Sehen Sie, jedes Mal, wenn Sie sagen –«
Rumsfeld: »Oh, lassen Sie mich darauf antworten. Ich brenne darauf«.
Frage: »– jedes Mal, wenn Sie sagen: ›Wissen Sie, das ist nicht mein Plan; ich würde ja gern das Verdienst daran beanspruchen‹, dann sagen doch die Leute in Ihrer Umgebung: ›Seht ihr's? Er distanziert sich‹«.
Rumsfeld: »Absolut nicht. Wie ich schon sagte, ich halte ihn für einen großartigen Plan. Ich war daran beteiligt –«
Frage: »Aber – (Mikrofonausfall) – mit Ihrer Philosophie, und hatte nicht auch Ihre Philosophie viel damit zu tun, wie die ganze Sache ausgegangen ist?«
Rumsfeld: »Ach du liebe Güte! Wissen Sie, das ist doch wie in einem Prozess, der fünf oder sechs Monate dauert, bei dem viele Leute im Raum sind, Leute, die alle reden, diskutieren, Fragen stellen. Ich stelle meistens Fragen. Ich –«
Frage: »Aber Sie sind doch der Chef«.

---

4 Vgl.URL:<http://www.cbsnews.com/stories/2003/01/22/world/main537444.shtml>.
5 Vgl. URL:<http://slate.msn.com/id/2080814/>.
6 Der (Capital) Beltway ist der Autobahnring, der Washington, D.C. umschließt.

Rumsfeld: »Gut, ich bin der Chef, aber ich bin nicht derjenige, der Kriegspläne entwirft«.[7]

Aber wer war dann der Vater des »Plans«? Gewiss, nicht nur die Schnelligkeit des Sieges, sondern auch der dauerhafte Erfolg des Friedens wird letztlich darüber entscheiden, ob der »Plan« viele Väter haben oder als Waise dastehen wird.

Dennoch schien der »Plan« ein gewisses Eigenleben zu entfalten. Ähnlich dem Gefühl des großen Yogi Berra, alles schon einmal gesehen zu haben, wird die Vergangenheit zur Zukunft, zur Endlosschleife des bereits Bekannten – wie etwas Vertrautes, das keine Quelle hat. Das »Déjà vu« wird (wie die schwarze Katze, die Neo in *The Matrix* zweimal sieht) zum Symptom einer Störung im Simulacrum, zum Symptom eines Krieges ohne rationalen Ursprung – außer dem Spiel selbst. Das »Déjà vu« mag bei Schamanen große Visionen beflügeln, aber bei unseren gegenwärtigen politischen Führern führt es zu einem falschen Gefühl der Sicherheit, dem Gefühl, eine ungewisse Zukunft durch ganzheitliche Simulationen gezähmt zu haben. Der »Virtuous War« mündet in einen Teufelskreis, einen »circulus vitiosus«.

Die Banalität der Bilder

Der »Banale Militarismus« mag eine Ausgeburt des Weißen Hauses und des Pentagons gewesen sein; doch so, wie für seine Konzeption und Verbreitung Schlüsselverbündete im Inneren benötigt wurden, Verbündete wie Industrie, Medien und die Unterhaltungswelt, so erforderte seine Akzeptanz auch eine passive Öffentlichkeit. Während der öffentliche Diskurs über den Krieg zum Feedback-Kreislauf von Simulationen (Kriegsspielen, Ausbildungsübungen, Szenarienplanung, Modellbildungen) und medialen Verzerrungen (Propaganda, Desinformation, Täuschung und Lügen) wurde, erwies sich die hochgelobte Firewall zwischen Militär und Medien als genauso unüberwindlich wie die Sicherheitssysteme auf den Flughäfen vor dem 11. September. Seit dem 12. September befinden wir uns in einem ausgewachsenen Informationskrieg.

Weniger als eine Woche nach dem Beginn der Invasion im Irak, nach den »Enthauptungsschlägen« der Marschflugkörper und F 117-Bomber, vermengten sich die atemlosen Berichte der mit den Truppen durch die Wüste preschenden Journalisten mit den Pressekonferenzen des Verteidigungsministeriums zum Thema »Schock und Schrecken« über Bagdad – mit der Folge, dass man Kämpfe und Berichte des zweiten Golfkriegs

7 Vgl.URL:<http://www.iraqwatch.org/government/US/Pentagon/dod-rumsfeldmyers 040103.htm>.

immer weniger auseinanderhalten konnte. Das Ergebnis war eine konzertierte und kombinierte Informations-Operation. Die Medienkonsumenten wurden, wenn sie durch die TV-Kanäle surften und die Seiten der US-Medien überflogen, hohen grenzüberschreitenden Dosen von »High-Tech-Exhibitionismus« und »Medien-Voyeurismus« ausgesetzt. Der nach dem 11. September als Unterbrechung der Diplomatie mit anderen Mitteln entfesselte Informationskrieg fungierte als Verstärker des Drucks auf den Irak, als Waffe der Zerstörung, Überredung und Zerstreuung.

Die Trumpfkarte in diesem neuartigen Infokrieg waren die eingebetteten Journalisten. Nach den Protesten der bei den US-Invasionen in Grenada, Panama und im ersten Golfkrieg ausgesperrten Presse kam das Verteidigungsministerium nun mit der Idee, in den diversen bewaffneten Streitkräften, an Bord von Kriegsschiffen auf See und an den Fronten auf dem Schlachtfeld selektiv Journalisten zu platzieren. Das war in Anbetracht der neuen technischen Möglichkeiten der Medien und angesichts des unsicheren Ausgangs eine durchaus mutige Entscheidung des Pentagons. Doch vielleicht sah man dort später, als der so lange als schnell und unproblematisch (*virtuous*) propagierte Feldzug nicht *nach Plan* erfolgreich war – das heißt, als er nicht beendet werden konnte, bevor Bilder von Kriegsgefangenen, unerwartet hohe Gefallenenzahlen und der Nebel (und die Sandstürme) des Krieges in der Öffentlichkeit zum Thema wurden – diese Entscheidung als bedauerlich an. Überdies ging in dem ganzen Rummel um Reportagen und Bilder, die direkt aus der Wüste ins Land strömten, die Tatsache völlig unter, dass das Militär in den Fernsehstudios das Kommando übernommen hatte. Pensionierte Generäle und Marineoffiziere beherrschten das gesamte Spektrum der Sendungen im Kabelfernsehen und in den großen TV-Sendern, aber auch im kommerziellen und öffentlichen Radio. Zu den neuen für die Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Offizieren des Netzwerkes aus Militär, Industrie, Medien- und Unterhaltungskonzernen gehörten: Clark und Sheppard bei CNN, Nash und Hawley bei ABC, Kernan und Ralston bei CBS, McCaffrey und Meigs bei NBC, Olstrom und Scales bei NPR (National Public Radio). Bei Fox News allein tummelten sich so viele Ex-Militärs, dass man mit ihnen mühelos eine Parade am Veterans' Day hätte bestreiten können. Eine in Krisenzeiten schon immer enge Beziehung war nun anscheinend zum Inzest mutiert. Kommentare und Meinungsschattierungen hatten letztlich nur noch das Farbspektrum Grün (das Grün der per Bildtelefon aus der Wüste übertragenen Bilder aus den Nachtsichtgeräten) und Rot, Weiß und Blau (in den patriotisch ausgestatteten Fernsehstudios).

Neben inhaltlichen Vorurteilen – durch eine Vorauswahl dessen, was durch wen gesagt werden durfte – breitete sich in den Studios visuell eine militärische Techno-Ästhetik aus. Pünktlich zum Beginn des Krieges installierten die Fernsehstudios neue Kulissen, die militärischen Kommando- und Kontrollzentren ähnelten. Bei Fox News sprach man ohne

eine Spur von Dr. Stangelove-Ironie offen vom »War Room« statt vom »News Room«. Computergrafiken des Schlachtfelds im Irak wurden für das Fernsehen von denselben Rüstungsunternehmen (wie Evans & Sutherland, Digital Globe und Analytical Graphics) und von denselben Spezialfirmen für die grafische Umsetzung von Satellitenbildern (wie Space Imaging und Earthviewer.com) geschaffen, die auch das amerikanische Militär belieferten. Die Sender brachten eine veritable Vorstellung und Beurteilung von Waffensystemen, wie sie sonst nur in der Fachpresse (etwa in *Jane's International Defense Review*) zu finden ist; sie stellten »virtuelle Ansichten« des Iraks und militärische Hardware auf eine Weise vor, dass das Ganze von einer Rüstungsbeschaffungsmesse praktisch nicht mehr zu unterscheiden war.

Auch hier siegte das Bild über das Wort. Wenn sich herausstellte, dass Bilder nur schwer zu beschaffen waren, konnten auch berühmte Nachrichtenmoderatoren nichts anderes tun als ihre Reporter um *Ersatz*lösungen zu bitten: Im Laufe eines einzigen Tages baten Peter Jennings und Ted Koppel (beide bei ABC) ihre Reporter im Felde, »uns mit Worten ein Bild davon zu zeichnen«. »Unterstützung für die Truppen« wurde zum Mantra – und zur Methode, jeder Analyse oder Wertung auszuweichen, zum Beispiel der Frage, ob Gewaltanwendung überhaupt, unter welchen Umständen und mit welchen potenziellen Folgen, beabsichtigten wie unbeabsichtigten, gerechtfertigt sei. Am Ende der ersten Kriegswoche lautete die einzige generelle Kritik, die laut wurde, dass sich der Feldzug nicht genau an die Vorschriften des Pentagons halte; schließlich hatte man »Schock und Schrecken« ins Drehbuch geschrieben. Aber Krieg ist nun einmal unberechenbar.

Natürlich gibt es jetzt bei den Medien eine breite Vielfalt und auch ein weiteres Spektrum als das eben zitierte, doch meine Konzentration gilt den Systemveränderungen, die aus dieser Intimität zwischen Primetime-Medien (jenen, die zur besten Sendezeit komprimierte Überblicke senden), Echtzeit-Medien und Militär herrühren. Auch hier kann ein historischer Rückblick von Nutzen sein. Heutzutage dürfte es nicht mehr nötig sein, die Geschichte des Mauerfalls und die Geschichte vom Aufstieg des Internets im Einzelnen darzustellen; gleichwohl darf nicht vergessen werden, welche bedeutenden neuen Machtkonstellationen die ungefähr gleichzeitige Auflösung der Sowjetunion, aus der Russland, und des ARPANET, aus dem das Internet hervorging, zur Folge hatte. Viele auf internationale Beziehungen spezialisierte Politologen sahen das Ende des Kalten Krieges als eine Gelegenheit an, sich in Theorien über die Vorteile multipolarer Staatensysteme gegenüber unipolaren Systemen zu ergehen oder gar, wie Kenneth Waltz, voller Nostalgie über die Stabilität der bipolaren Weltordnung zu sinnieren. Diese Debatten blieben und bleiben, was die Wirkungsweise von Macht betrifft, auf die zentrale Rolle von Staaten und auf einen materialistischen Deutungsansatz fixiert. Natürlich haben sich die Vereinigten Staaten als *die* vorherrschende Mili-

tär- und Wirtschaftsmacht etabliert, und selbst in Paul Wolfowitz' schlimmsten Albträumen lässt sich am Horizont auch nicht die Spur eines potenziell ebenbürtigen Konkurrenten ausmachen. Aber in der Welt nach dem Kalten Krieg und nach dem 11. September verzeichnen wir etwas Neues, das Entstehen einer *heteropolaren Matrix*, deren Akteure sich hinsichtlich ihrer Identität und Interessenlage (Staat, Konzern, Gruppe oder Individuum) radikal voneinander unterscheiden mögen, die jedoch in ihren Fähigkeiten, globale Effekte zu produzieren, plötzlich miteinander vergleichbar werden. Solche Akteure agieren allerdings eher an Knotenpunkten in Echtzeit-Netzwerken als mittels nachbarstaatlicher Interaktionen in der Territorialpolitik. Was es mit ihnen auf sich hat, zeigt sich in ihrer mächtigen Rolle im Hintergrund des Informationskrieges, in der Schlacht der Bilder.

Wenn wir im Informationskrieg ein Ringen zwischen Intelligenz und Kraft, zwischen Zeichen und Waffen, Geist und Körper, kurz: eine Fusion von Zeichensystemen und Waffensystemen sehen, dann sind Bilder die probate Zeichen-Waffe. Der Informationskrieg baut statt auf Worte in zunehmendem Maß auf die Macht der Bilder. Von den gefälschten Satellitenbildern, auf denen angeblich aktiv tätige Labors für chemische und biologische Kampfstoffe im Irak zu sehen waren, bis zu den Digitalfotos und selbstgedrehten Videoaufnahmen amerikanischer Soldaten, wie sie im Abu-Ghraib-Gefängnis irakische Gefangene quälen – wir bekommen bei der Betrachtung solcher Bilder ein Gespür dafür, wie sie, manchmal sogar gleichzeitig, den Militarismus fördern oder zurückweisen.

Die Faszination von Kriegsbildern lässt sich nicht klinisch sauber von ihrer Banalisierung trennen. So möchte ich am Ende meines Beitrags auf zwei neuere Dokumentarfilme hinweisen, die diesen Punkt, bisweilen unabsichtlich, verdeutlichen. Den ersten dieser Filme haben Sie wahrscheinlich schon gesehen; es handelt sich um Michael Moores *Fahrenheit 9/11*. Den zweiten haben Sie höchstwahrscheinlich noch nicht gesehen; es handelt sich um »After 911«, eine Produktion des InfoTechWar-Peace-Projekts.[8]

Ich verstehe *Fahrenheit 9/11* als ein allegorisches Drama um Macht und Moral. Die US-Außenpolitik wurde schon immer von einem Ringen zwischen Macht und Moral geprägt, und wann immer die Politik zum Krieg eskaliert, bleibt, wie der isolationistische Senator Hiram Johnson schon 1917 in einer berühmten Bemerkung feststellte, als Erstes die Wahrheit auf der Strecke. *Fahrenheit 9/11* ist eine Apotheose dieses hausgemachten Ringens zwischen Moral, Wahrheit und Macht.

Moores *Fahrenheit 9/11*, explizit als Wahlkampfhilfe gegen Bushs Wiederwahl im Jahre 2004 gedacht, im Film-Trailer als »wahre Geschichte, die Sie in helle Aufregung versetzen wird« angepriesen, von Kabelfernseh-Talkshow-Moderator Bill O'Reilly prompt als »Nazi-

---

8 Vgl. URL:<http://www.watsoninstitute.org/infopeace/after911/>.

Propaganda im Stil von Leni Riefenstahl« verunglimpft und von der rechten Organisation Citizens United als Verstoß gegen das US-Bundeswahlgesetz angegriffen, befasst sich mit den Nachrichten, wurde indes auch selbst schnell zur Nachricht. In der polarisierten Debatte ging jedoch weitgehend unter, *wie* dieser Film sein Ziel erreicht, speziell Moores unheimliche Fähigkeit, durch einen bildgesättigten Medienmix mächtige moralische und emotionale Reaktionen hervorzurufen. Wie das Video von der Verprügelung Rodney Kings durch Polizisten in Los Angeles, wie die Endlosschleife der Aufnahmen vom Einsturz des World Trade Centers, wie Bin Ladens Videofilme aus seinem Versteck, wie die Digitalfotos von den Misshandlungen im Abu-Ghraib-Gefängnis, wie die Web-Shows des Computerspiel-Kritikers Richard Berg und andere süffisante Online-Übertragungen im Internet (*web-streaming*) zielt *Fahrenheit 9/11* auf das moderne Gespür dafür ab, dass unsere Führung oft möglicherweise und tatsächlich nicht die Wahrheit sagt, dass Bilder indes nicht lügen können.

Im Verlauf des Films verurteilen unwiderlegbare Bilder die vermeintlich Schuldigen (wobei als Schuldbeweis eine konstruierte Verbindung dient, *guilt by association*). Immer wieder tauchen die geschwärzten Namen in Bushs National-Guard-Unterlagen auf, wie eine Umkehrung von mit unsichtbarer Tinte Geschriebenem; der Bush-Clan verwandelt sich in die Familie Cartwright aus der Fernsehserie *Bonanza*; und wer Arabern die Hände schüttelt, beweist allein schon dadurch, dass er Verschwörerisches und Übles im Schilde führt. Darum sollte man *Fahrenheit 9/11* lieber nicht als Dokumentarfilm preisen, sondern als ein Imaginäres (im Sinne von Barthes).

Das soll allerdings keine Kritik an Moores Film sein. Wir sollten uns am besten der Worte Walter Benjamins erinnern, der in einer früheren Epoche des Terrors schrieb: »Die Geschichte, welche die Sache zeigte, ›wie sie eigentlich gewesen ist‹, war das stärkste Narkotikum des Jahrhunderts« (Benjamin 1983: 578). Er fuhr fort, jene, die sich im Griff einer falschen Realpolitik befänden, zu ermahnen, dass in »Zeiten des Terrors, wo jedermann etwas vom Konspirateur an sich hat, wird auch jedermann in die Lage kommen, den Detektiv zu spielen« (Benjamin 1974: 38 f.). Als Beweise tauchen in Moores Film zahlreiche gedruckte Berichte über frühere Fälle von Verstellung, über Gruppendenken, das zur Selbsttäuschung führt, und über klare Lügen der Bush-Regierung auf – von Behauptungen, die Iraker hätten Verbindungen zu Al-Qaida und sie besäßen Massenvernichtungswaffen, bis zur Prophezeiung eines wahrscheinlich schnellen Übergangs zu Frieden und Demokratie, wenn der Krieg zu Ende sei – solche Meldungen tauchen ständig wieder auf, verschwinden in der Versenkung, nur um dann erneut aus verschiedenen Nachrichtenquellen wieder aufzutauchen. Es herrscht Verwirrung, nicht Freiheit. Doch in *Fahrenheit 9/11* übernehmen die Bilder die Herrschaft,

sie fesseln die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und fordern eine Reaktion heraus. Warum ist das so?

»In der Fotografie«, schreibt Roland Barthes, »übersteigt die Kraft der Authentisierung die Kraft der Darstellung« (Barthes 1982: 89).[9] Was das Wort lediglich darstellen kann, kann das Bild vermeintlich beweisen. Die traditionellen Printmedien haben nur sehr langsam verstanden, wie das Internet mit seiner Echtzeit-Übermittlung und globalen Reichweite der Bilder diesen Effekt vervielfältigt und verstärkt und damit die politische wie die Medienlandschaft nachhaltig verwandelt hat. In der Tat, viele der absurdesten und verstörendsten Bilder in Moores Film – etwa Präsident Bush, wie er im Oval Office herumscherzt, unmittelbar bevor er zur besten Sendezeit im Fernsehen den Beginn des Irak-Kriegs verkündet, oder die Aufnahmen aus der am Bordgewehr eines Apache-Hubschraubers montierten Kamera, die zeigen, wie die Besatzung seelenruhig drei Iraker aufs Korn nimmt und abknallt – waren zuvor schon seit mehr als einem Jahr auf Websites zu sehen gewesen. Sie können sie auch in unserem eigenen Dokumentarfilm sehen, der bereits Monate vor Moores Film gezeigt wurde.

Allerdings beginnt man, wenn das Zeitalter des Terrors mit dem Zeitalter des Adobe Photoshops ernsthaft in Konflikt gerät, sich doch zu fragen, wie tief und bleibend diese Bild-Eindrücke wirklich sind. Das Videoband von der Verprügelung Rodney Kings durch die Polizei entfachte viel gerechten Zorn, aber es konnte bemerkenswerterweise nicht zur Verurteilung der Missetäter herangezogen werden. Ungeachtet der Fotos und Videos, die das Gegenteil bewiesen, fand ein französischer Sachbuch-Bestseller, der die These vertritt, die Vorgänge vom 11. September seien in den Medien manipuliert worden, eine leichtgläubige Leserschaft. Die Abu-Ghraib-Bilder von simuliertem Sex, von der Domina mit der Hundeleine und von der gespielten Hinrichtung im Ku-Klux-Klan-Stil haben uns zwar erschüttert, aber bislang haben sie nicht dafür gesorgt, dass Köpfe rollten (wenigsten keine, die auf Schulterklappen mit Generalssternen saßen).[10]

Wenn wir den Bildern von Gefangenen-Misshandlungen ausgesetzt sind, islamistischen Hip-Hop-Videos und jetzt auch noch Moores Filmmontagen über den Krieg gegen den Terror, dann entschwindet an ir-

9 Barthes' diverse Einsichten zur Banalität der Photographie tragen auch zur Erklärung der ephemeren Wirkung der Abu-Ghraib-Fotos bei, zumindest soweit das amerikanische Publikum betroffen ist: »Die zweite Möglichkeit, die Photographie zu zügeln«, schreibt Barthes (1982: 118), »besteht darin, sie in solchem Maße einzuebnen, zu vulgarisieren, banal zu machen, dass neben ihr kein anderes Bild mehr Bestand haben kann, gegenüber dem sie sich auszeichnen, ihre Eigentümlichkeit behaupten könnte, ihren Skandal, ihre Verrücktheit. […] Nehmen Sie die Vereinigten Staaten: alles verwandelt sich dort in Bilder: Es gibt nur Bilder, es werden nur Bilder produziert und konsumiert«.

10 Inzwischen ist die für das Gefängnis verantwortliche Generalin degradiert worden. Anm. der Herausgeber.

gendeinem Punkt (wobei dessen Dauer immer kürzer wird) allmählich die politische Signifikanz – nachdem diese Bilder (sind sie nicht geradezu unglaublich?) und die Banalisierung des Bösen in seiner medialen Wiedergabe anfänglich durchaus schockierten (sind solche Bilder nicht schon allzu vertraut geworden?). Um sie zum Verschwinden zu bringen, genügt schon das Umschalten in einen anderen Kanal oder ein Mausklick. Auf die ästhetische Erregung der schnellen Bildschnitte folgt der Crash der Synapsen, und dieser wiederum löst eine neue Suche nach noch stärkerer visueller Stimulation und moralischer Befriedigung aus.

Wie lange wird es noch dauern, bis die fotografische Immanenz ihre Kraft der Authentisierung und Stimulation verliert, bis wir endgültig nicht mehr glauben, was wir sehen, und bis die Bedeutung des Bildes selbst banalisiert ist? Wie oft kann man die Wahrheit mit Füßen treten, bis die amerikanische Öffentlichkeit einfach aufhört, noch *irgendetwas* zu glauben, das sie hört, liest und sieht? Kann es gar nicht schnell genug so weit kommen?

Es könnte durchaus sein, dass die ersten Zeitungsanzeigen mit Werbung für Moores *Fahrenheit 9/11* – auf denen Moore und Bush zur Bildunterschrift »Kontroverse? Welche Kontroverse?« gemeinsam vor dem Weißen Haus herumalbern – eine versteckte Antwort auf diese Fragen enthalten. Beide, Bush wie Moore, beziehen ihre Kraft aus einer großen allgemeinen Unsicherheit, bei der die Suche nach Authentizität untrennbar mit dem Wunsch nach moralischer Überlegenheit verbunden ist. Mit ihrer Projektion (sollte man nicht sogar von einer Simulation sprechen?) ausschließlicher Wahrheiten ergänzen sich die beiden, haben sie wechselseitig ihr Spiegelbild gefunden.

In *Götzendämmerung* ermahnt uns Nietzsche, bei der Suche nach dem Sinn zugunsten schwierigerer semiotischer Untersuchungen auf solche allzu leichten moralischen Verurteilungen zu verzichten. »Moral ist bloß Zeichenrede, bloß Symptomatologie: man muss bereits wissen, worum es sich handelt, um von ihr Nutzen zu ziehen« (Nietzsche 1969: 92).

Also, worum geht es? Ein Fingerzeig aus der Geschichte: Die »Semiotik«, die Lehre von den Zeichen, kam im 16. Jahrhundert auf, und zwar gleichzeitig in den Bereichen der Kriegskunst und der Medizin. Sie bezog sich auf neue Methoden des militärischen Manövrierens auf der Grundlage visueller Zeichen, aber auch auf neue medizinische Techniken zur Identifizierung pathologischer Symptome beim Menschen. Vom ersten Tag an hatten Zeichen also die Macht, zu töten und zu heilen. Im 21. Jahrhundert müssen wir für den »Krieg gegen den Terror« eine neue Semiotik entwickeln. Sonst werden wir dessen höchst morbide, banale

Symptome weiterhin lieber mit Kategorien und Denkweisen aus einem Drama von Gut und Böse bekämpfen, statt die nur allzu reale Krankheit der imperialen Politik zu kurieren.

Übersetzung: Henning Thies, Dortmund

LITERATURVERZEICHNIS

Arendt, Hannah (1978): The Jew as Pariah: Jewish Identity and Politics in the Modern Age, New York: Grove Press.

Barthes, Roland (1982): Camera Lucida: Reflections on Photography, New York: Vintage (Original: La chambre claire, Paris: Seuil, 1980; dt. Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985).

Benjamin, Walter (1983): »Das Passagen-Werk«. In: Rolf Tiedemann (Hg.), 2 Bde., Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Benjamin, Walter (1974): Charles Baudelaire, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Der Derian, James (1992): Antidiplomacy: Spies, Speed, Terror, and War, Cambridge/MA & Oxford: Blackwell.

Der Derian, James (2003): »War as Game«. Brown Journal of International Affairs (Summer), S. 37-48.

Nietzsche, Friedrich (1969): Götzen-Dämmerung (1889). In: Nietzsche Werke, Kritische Gesamtausgabe, Bd. 6/3, Berlin: Walter de Gruyter & Co., S. 49-154.

Youssef, Nancy A. (2004): »More Iraqi Civilians Killed by US Forces than by Insurgents, Data Shows«, Knight Ridder vom 25. September 2004, [Online-Dokument], URL: <http://www.occupationwatch.org/article.php?id=6963>.

ZUR MÖGLICHKEIT EINER SEMIOTIK DES »INFOWARS«

EUGEN JANUSCHKE

»Infowar« (Information Warfare) dient heute als umfassendes Konzept, um neuere Entwicklungen der Kriegsführung zu beschreiben.[1] Dabei fällt eine eindeutige Definition schwer.

»Notorious for its many definitions, the meaning of infowar shifts with escalating phases of violence. In its most basic and material form, infowar is an adjunct to conventional war, in which command and control of battlefield is augmented by computers, communications, and intelligence. At the next remove, infowar is a supplement of military violence, in which information technologies are used to further the defeat of foreign opponent and the support of a domestic population. In the purest, most immaterial form, infowar is warring without war, an epistemic battle for reality in which opinions, beliefs, and decisions are created and destroyed by a contest of networked information and communication systems« (Der Derian 2003: 46 f.).

Dennoch lassen sich diese verschiedenen Definitionen für den Ansatz dieses Aufsatzes verkürzen zu: »Infowar couples sign-systems and weapons-systems« (Der Derian 2003: 47).

Denkt man die Zeichenprozesse nicht nur nachgeordnet zu anderen Phänomen, bietet es sich an, mit Hilfe der Zeichenwissenschaft Semiotik diese Zeichensysteme zu untersuchen und die Effekte der Kopplung der Zeichen- und Waffensysteme auch von der Zeichenebene aus zu untersuchen. Dieser Aufsatz versucht einen diesbezüglich zweckdienlichen Ansatz zu entwickeln und bietet erste Thesen als Diskussionsgrundlage an.

Hierzu werden in einem ersten Abschnitt grundlegende Begrifflichkeiten zum Zeichen eingeführt und am Beispiel von Uniformen illustriert. Um die Grundlagen für die skizzierte Thematik zu legen, ist es

1 Diese Auffassung grenzt sich von einem Verständnis von »Infowar« ab, das diesen Begriff lediglich synonym zu »Cyberwar« versteht.

notwendig, die Anordnung von Zeichen sowohl als Systeme als auch in Texten zu verstehen. Deshalb wird in einem weiteren Abschnitt mit Hilfe von zwei Beispielen zum Verhältnis von Militär- und Zivilkleidung die semiotische Herangehensweise an Zeichensysteme verdeutlicht. Im dritten Abschnitt wird dann ein erweiterter Textbegriff eingeführt und im Vergleich von zwei Beispielen aus dem Kriegsspielbereich zur Anwendung gebracht.

Im letzten Abschnitt werden mit dem in den vorhergehenden Kapiteln eingeführten semiotischen Instrumentarium einige Phänomene untersucht, die in den Bereich des »Infowar«-Konzeptes fallen: die vorbereitende Simulation von Kriegen, militärisches Kriegshandeln und die westliche Kriegsberichterstattung. Dabei liegt der Schwerpunkt auf Hinweisen bezüglich möglicher Koppelungen der Zeichensysteme dieser Bereiche.

SEMIOTISCHE GRUNDLAGEN

Charles Sanders Peirce gibt folgende Definition: »Ein Zeichen [...] ist etwas, das für jemanden in gewisser Hinsicht oder Fähigkeit für etwas steht« (Deutsch zitiert nach Nöth 2000: 62). Nach dieser Definition ist eine Militäruniform ein Zeichen für jemanden, der diese Uniform sieht, dass die Person, die diese Uniform trägt, ein Mitglied einer Armee ist. Charles William Morris führt im Anschluss an Peirce drei Dimensionen der Semiotik ein: Syntaktik, Semantik und Pragmatik (vgl. Eco 1977: 32).[2] Die Syntaktik beschäftigt sich mit dem Zeichen im engeren Sinne, dem Zeichenträger[3], insofern es um dessen formale Relation zu anderen Zeichenträgern geht. Die Semantik fragt, für welches »etwas« der Zeichenträger steht. Außerdem geht es ihr um die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit der Zeichenträger in gewisser Hinsicht für dieses »etwas« stehen kann, sowie um die Qualitäten, die von diesem »etwas« in das Zeichen eingehen. Dieses »etwas« nennt man auch Denotat des Zeichens. Die Pragmatik fragt nach der Verbindung des Zeichenträgers mit dem »jemanden«, der diesen Zeichenträger gebraucht oder auf den dieser Zeichenträger einwirkt.[4]

Bei dem Beispiel der Militärkleidung kann im Sinne einer Syntaktik definiert werden, aus welchen Teilen sich eine korrekte Uniform zusammensetzt. Eine Uniform wird dabei als komplexes Zeichen oder als Text

2 Die Definition der Begriffe Syntaktik, Semantik und Pragmatik wurde an die Notwendigkeiten der hier behandelten Fragestellungen angepasst.

3 Im Folgenden wird der Begriff Zeichenträger für den Begriff Zeichen der Peirceschen Definition benutzt, da vielfach der Begriff Zeichen für die Verbindung von Zeichenträger, Denotat und ZeichengebraucherIn Verwendung findet.

4 Bei diesen semiotischen Fragestellungen arbeitet dieser Aufsatz weitgehend deskriptiv, wie dies in der Semiotik allgemein üblich ist (Vgl. z.B. Eco 1977).

verstanden, zusammengesetzt aus verschiedenen (Sub-)Zeichen wie Jacke, Hose, Schuhe, aber auch Rangabzeichen, Kompanieabzeichen, Waffengattungsabzeichen, Namensschild usw. Diese Reihung kann auch als syntagmatische Achse verstanden werden, die beschreibt, wie ein komplexes Zeichen oder Text syntaktisch korrekt aus verschiedenen Zeichenklassen aufgebaut wird. Hierzu korrespondieren die paradigmatischen Achsen, die jeweils eine solche Zeichenklasse umfassen und aus denen dann ausgewählt werden kann, z.B. die Achse der verschiedenen Rangabzeichen, von denen an einer Uniform nur ein Rang gewählt werden kann. Diese beiden Arten von Achsen werden zusammenfassend syntaktische Achsen genannt. Die Semantik von Militärkleidung fragt u.a. danach, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit eine UniformträgerIn als Militärangehörige/r, das Denotat des Zeichenträgers Uniform, wahrgenommen wird. Hierzu gehört die Existenz einer Armee überhaupt, denn ohne Armee keine Armeeangehörige bei noch so schönen Uniformen. Eine Pragmatik der Militärbekleidung beschäftigt sich mit den Umständen, unter denen das Zeichen Uniform gebraucht wird. So wird auf Seiten der TrägerInnen für die Wahl der konkreten Uniform z.B. die Frage, ob es sich um eine Parade oder einen Kampfeinsatz handelt, ganz entscheidend sein.

Die Unterscheidung von drei Dimensionen soll nicht heißen, dass sich ein Phänomen immer nur in einer Dimension beschreiben lässt. So definiert die Vollständigkeit der Uniform syntagmatische Achsen verschiedener korrekter Uniformen, hat aber auch eine semantische Dimension als ein mögliches Erkennungscharakteristikum für eine SoldatIn, wobei dieses aber weder notwendig noch hinreichend ist. Zusätzlich gibt es noch eine pragmatische Dimension, die danach fragen könnte, was die TrägerIn dazu bewegt, die Vollständigkeit einzuhalten.

Um die folgenden Ausführungen zu strukturieren, soll der Begriff des Kontexts eingeführt werden, wobei drei verschiedene Formen unterschieden werden. Der syntaktische Kontext beschreibt eine Zusammenstellung von Zeichenträgern, die sich in gewisser Weise in einer syntaktischen Nähe zueinander befinden, weil es Relationen zwischen ihnen gibt. Der semantische Kontext versammelt Denotate, für die z.B. ähnliche Bedingungen erfüllt sein müssen, um als Denotat zu fungieren. Im pragmatischen Kontext wird eine Gruppe von ZeichengebraucherInnen unter jeweils zeichenspezifischen Aspekten zusammengefasst, z.B. dass diese dasselbe Zeichen gebraucht bzw. auf diese einwirkt. Es sei nochmals erwähnt, dass es sich bei einem Kontext um eine Ansammlung von Objekten, je nach Art des Kontextes um Zeichenträger, Denotate oder ZeichengebraucherInnen, handelt, die mehr oder minder gut bezüglich anderer Objekte und Objektmengen abgegrenzt ist.

Der syntaktische Kontext der verschiedenen Uniformen lässt sich mit Hilfe von verschiedenen paradigmatischen Achsen beschreiben wie Rangabzeichen, verschiedene Arten von Uniformen (z.B. Paradeuniform,

Grünzeug, Tarnuniform), verschiedene Waffengattungen usw. Die Achse der Rangabzeichen verfügt über eine hierarchische Ordnung, andere Achsen wie die der verschiedenen Waffengattungen lassen sich nur mehr oder minder willkürlich anordnen. Zum semantischen Kontext des Militärangehörigen, das Denotat des Zeichenträgers Uniform, gehören beispielsweise andere militärische Objekte wie Kasernen (als Denotat des Kasernenabzeichens), militärische Fahrzeuge (mit Militärkennzeichen) usw. Für alle diese Denotationsvorgänge ist u.a. die Existenz einer entsprechenden Armee eine Bedingung. Einen pragmatischen Kontext von ZeichengebraucherInnen bezüglich Uniformen stellen die Menschen auf einem Schlachtfeld dar. Dieses umfasst sowohl diejenigen Personen, die eine Uniform tragen, möglicherweise aufgeteilt nach denjenigen der eigenen Armee, der verbündeten und der gegnerischen Armeen, aber auch verschiedene Arten von ZivilistInnen wie nichtmilitärische KriegsbeobachterInnen, Bevölkerung, Hilfsorganisationen usw.[5]

Uniformen im klassischen und heutigen Militarismus

Um nun auf semiotischer Ebene die Funktionsweise von Zeichensystemen genauer zu betrachten, wird ein Beispiel eines Zeichensystems aus dem klassischen Militarismus mit einem Beispiel verglichen, das heutigen Formen von Militarismus entnommen ist. Bei beiden Beispielen handelt es sich um das Tragen von militärischen Uniformen und Uniformteilen in nicht-militärischer Umgebung. Für den klassischen Militarismus soll hier die Zeit des preußischen Militarismus im Deutschen Kaiserreich ab 1871 gewählt werden. Betrachtet wird damit die Situation der Unterwerfung des Besitz- und gehobenen Bildungsbürgertums unter die aristokratisch-militärischen Konventionen der alten preußischen Elite (vgl. Bröckling 1997: 177). Als semiotische Ebene in diesem Prozess kann das Tragen von Paradeuniformen durch die männlichen Mitglieder der alten preußischen Elite gedeutet werden. Als Beispiel dient der pragmatische Kontext der Menschen eines Sonntagsspaziergangs auf einem Berliner Prachtboulevard. Dabei soll sich der pragmatische Kontext sowohl aus Männern in Uniformen als auch aus Menschen in Zivilkleidung zusammensetzen.[6] Im semantischen Kontext ist klar, dass es sich bei Uniformträgern um aktuelle Mitglieder der Armee oder um Reservisten handelt. Betrachtet man die Syntaktik, so kann festgestellt werden,

5 Es soll hier nicht behauptet werden, dass es bezüglich eines Zeichens jeweils nur einen Kontext in jeder semiotischen Dimension gibt. Vielmehr gibt es im Allgemeinen sehr verschiedene Kontexte je nach Blickwinkel und Fragestellung.

6 Fragen zu Polizeiuniformen, Feuerwehruniformen und Dienstuniformen für Angestellte sollen hier ausgeklammert werden. Kinderkleidung wird ebenfalls nicht betrachtet.

dass es eine klare Abgrenzung zwischen einem syntaktischen Kontext der Zivilkleidung und der Militäruniformen gibt, die sich darin ausdrückt, dass es weder gemeinsame Zeichenträger in beiden syntaktischen Kontexten gibt noch Achsen, die sich durch beide Kontexte ziehen. Außerdem muss davon ausgegangen werden, dass auch den Zivilisten, zumindest den Besitz- und gehobenen BildungsbürgerInnen, die syntaktische Struktur, z.B. die Achse der Rangabzeichen, geläufig war. Deutet man den gewählten pragmatischen Kontext des Sonntagsspaziergangs als zivilen Kontext, kann die Situation als Penetration des Zivilen durch das Militärische gedeutet werden, wobei das Militärische seine syntaktische Abgrenzung zum Zivilen und seine syntaktische Strukturiertheit behält.

Dies soll nun mit dem Tragen von Uniformteilen durch Zivilisten heute verglichen werden. Als pragmatischer Kontext werden die Menschen einer beliebigen Einkaufsstraße genommen. Es kann angenommen werden, dass den meisten Menschen durchaus bewusst ist, dass diese Uniformteile eine Verbindung zum Militär besitzen, also dem semantischen Kontext des Militärs entstammen. Außerdem soll angenommen werden, dass es eine zumindest rudimentäre Unterscheidungskompetenz zwischen aus Uniformteilen mehr oder minder willkürlich (mit-)zusammengesetzten Bekleidungen und einer korrekten Uniform gibt. Und der Umstand, dass mit wenigen Ausnahmen lediglich Teile von Kampfanzügen und Tarnuniformen getragen werden, macht deutlich, dass es immer noch ein verbreitetes Bewusstsein für die Differenz zur Paradeuniform gibt.

Dennoch ist die Form der Durchdringung des Zivilen und Militärischen im pragmatischen Kontext der Einkaufsstraße eine andere als die des wilhelminischen Sonntagsspazierganges. Wird im Beispiel des klassischen Militarismus ein klar abgegrenzter syntaktischer Kontext der Uniformen mit eindeutiger Achsenstruktur dem syntaktischen Kontext der Zivilkleidung gegenüber gestellt, sind im heutigen Beispiel die Grenzziehungen zwischen diesen beiden syntaktischen Kontexten fließend. So werden nicht nur relativ beliebig ursprünglich militärische und zivile Kleidungsstücke gemixt, sondern es werden aus modischen Gründen paradigmatische Achsen des syntaktischen Kontextes der Militärkleidung manipuliert, z.B. indem ursprünglich nur grün-braune und weiß-graue Tarnuniformen heute in allen möglichen Farben getragen werden. Dieses kann als Dynamik der Zeichenstruktur gedeutet werden. Andere Achsen verlieren an Relevanz. So werden kaum Rangabzeichen an Uniformteilen als Zivilkleidung getragen und überdies dürften viele Menschen heute kaum noch eine Vorstellung der genauen Hierarchie der Rangabzeichen besitzen.

Forschungsperspektivisch könnte gezeigt werden, dass es ein Verschwinden der syntaktischen Opposition zwischen zivilen und militärischen Kleidungsstücken im Vergleich der beiden Beispiele gibt. Der syntaktische Kontext von ziviler und militärischer Kleidung im Beispiel zur

heutigen Zeit ist nicht mehr abgrenzbar. Uniformteile und Uniformen sind Teil des syntaktischen Kontextes ziviler Kleidung geworden. Dieses Ergebnis könnte man versuchen dahingehend zu verallgemeinern, dass auf einer Zeichenebene für den klassischen Militarismus eine deutliche Grenzziehung zwischen militärischen und zivilen Zeichensystemen ausgemacht werden kann, während für die heutigen Formen des Militarismus eine Auflösung dieser Grenzziehung zu konstatieren ist.[7] Dieses Ziel soll hier allerdings nicht weiter verfolgt werden, sondern die beiden Beispiele dienen dazu aufzuzeigen, dass Zeichensysteme unterschiedlich organisiert sein können. Weiterhin kann mit diesem Material nachvollzogen werden, dass es Zusammenhänge mit der Situation ihrer Verwendung gibt, aber dass die Struktur der Zeichensysteme in dieser Koppelung mit einer Situation nicht aufgehen, sondern vielmehr eine Eigendynamik entfalten können.

KRIEGSSPIEL – SPIEL ALS KRIEG

Im vorausgegangenen Kapitel wurde vor allem der Systemcharakter von Zeichen untersucht, d.h. die Anordnung von Zeichen unter Ordnungsgesichtspunkten. Gewöhnlich treten uns Zeichen aber in Texten gegenüber, d.h. die Zeichen befinden sich in Zusammenstellungen, die zumindest auch durch Transport von Bedeutung motiviert ist. Diese Zusammenstellungen von Zeichen sollen Text genannt werden. Um zu zeigen, dass es sich bei Texten nicht immer nur um sprachliche Texte handelt[8], wird zunächst das Schachspiel betrachtet. Für das Schachspiel wäre die Aufzeichnung einer Partie in der allgemein üblichen Notation zur Dokumentation eines Spielverlaufes als Text dieser Partie zu verstehen, während der Systemcharakter in den in den vorhergehenden Kapiteln eingeführten Begrifflichkeiten darstellbar ist. So bestünde eine paradigmatische Achse in allen in einer konkreten Spielsituation möglichen Zügen. Eine syntagmatische Achse des Schachspiels besteht darin, dass die SpielerInnen immer nur einen Zug tätigen können und auch müssen, gefolgt von der anderen SpielerIn. Auf semiotischer Ebene erfüllen die Achsen dieselben Grundfunktionen wie bei den Militäruniformen. Paradigmatische und syntagmatische Regeln sind als die Gebrauchsregeln dieser Achsen zu verstehen. In Umsetzung dieser Regeln in einer konkreten Partie entsteht ein Text, der sicherlich nicht alle Aspekte dieser Partie dokumentiert. So wird im Allgemeinen nicht aufgeschrieben, wieviel Zeit für die einzelnen

---

7 Die Problematik dieser Verallgemeinerung würde sowohl in der Frage der Vergleichbarkeit der beiden gewählten Beispiele liegen als auch darin, inwieweit diese Beispiele tatsächlich repräsentativ für die jeweiligen Militarismen sind.

8 Im Vorhergehenden wurden bereits Uniformen als komplexes Zeichen bzw. Text bezeichnet. Für diesen Artikel sind diese beiden Begriffe als bedeutungsgleich zu verstehen.

Züge gebraucht wurde, welche strategischen Überlegungen der SpielerInnen es gab oder gar welche Emotionen bei diesen auftraten. Dennoch werden sich im Folgenden die Ausführungen auf diese Textebene konzentrieren, wie dies ja auch bei Textanalysen von gewöhnlichen Texten der Fall ist, in denen Zusatzinformationen zu einem Text herangezogen werden, im Allgemeinen aber der Schwerpunkt der Analyse auf dem Text selbst liegt.

Zwar enthält das Schachspiel auch semantische Züge. Vielfach wird es in Anlehnung an Kriegsvorstellungen interpretiert. Um jedoch diese außerspielischen Bezüge deutlich zu machen, sollen zwei ganz offensichtliche Kriegsspiele betrachtet werden. Ein Kriegsspiel sei hier so verstanden, dass der syntaktische Kontext des Spiels auch Zeichenträger beinhaltet, die auf reale oder imaginierte militärische Denotate verweisen. Diese Zeichenträger sollen im Folgenden abkürzend militärische Zeichenträger genannt werden. Zum einen dienen diese der erzählerischen Einbettung des Spiels in eine Rahmensituation. Die militärischen Zeichenträger können z.B. Bestandteil der Verpackungs- und Spielbrettgestaltung sein, oder Teil der Geschichte, wie sie bisweilen in Gebrauchsanleitungen als Einführung und Motivation zu finden sind. Zum anderen werden militärische Zeichenträger direkt in den Spielablauf integriert. Betrachtet man den Spielablauf als regelgeleitetes Aneinanderfügen von Zeichenträgern, so beinhaltet der so entstehende Text von Kriegsspielen militärische Zeichenträger. Die Spielregeln bestimmen bei Spielen allgemein, auf welchen paradigmatischen Achsen die Zeichen angeordnet sind und wie die syntagmatischen Regeln[9] zu deren Verknüpfung zu einem Text, dem Spielverlauf, lauten. Einige dieser Regeln versuchen bei Kriegsspielen militärische Vollzüge zu imitieren, die im Folgenden abkürzend militärische Regeln genannt werden sollen.

Als ein Beispiel für ein Kriegsspiel sei das Brettspiel *Risiko*[10] gewählt, das sich selbst als klassisches Strategiespiel beschreibt, wobei es laut Spielbeschreibung darum geht, Besatzungsmächte zu vertreiben und die Welt zu befreien. Die Verpackung zeigt ein Schlachtbild im Stil des 18./19. Jahrhunderts. Die Spielfiguren sind stilisierte Miniaturen von Soldaten verschiedener Waffengattungen. Wichtiges syntaktisches Element des Spiels ist die »Abwicklung einer Befreiungsaktion«. Die Schlacht zwischen Armeen wird in den Spielregeln durch das Würfeln bestimmt. Damit kann ein Zufallselement simuliert werden, wie es sicherlich auch in Kriegshandlungen vorkommt, bei gleichzeitiger Wahrung von statistischen Effekten: Wenn es eine Übermacht der Angreifer gibt, so werden diese wahrscheinlich gewinnen; je größer die Übermacht, desto höher die Wahrscheinlichkeit. Dennoch erinnern diese militäri-

---

9 Die Begriffe Achsen und Regeln werden im Folgenden synonym verwendet.

10 Hasbro Deutschland GmbH, Dietzenbach. Siehe auch URL: <http://www.hasbro.com>.

schen Regeln der Zeichenkomposition stark an andere Brettspiele wie *Monopoly*[11] und nur sehr abstrakt vermittelt an diejenigen eines Kampffeldes. Insbesondere sind eindeutige nicht-militärisch motivierte Zeichenträger (im Folgenden zivile Zeichenträger genannt, z.B. die Würfelzahlen) im Spiel-Text vorhanden, die die Folge von militärischen Zeichenträgern immer wieder unterbrechen. Außerdem gibt es Regeln, wie etwa die strikte Reihenfolge der SpielerInnen, denen keine militärische Motivation unterlegt werden kann. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es beim *Risiko*-Spiel keine Phasen im Verlauf gibt, in denen militärische Zeichenträger und militärische Regeln der Verknüpfung den Text des Spieles dominieren. Deshalb kann geschlussfolgert werden, dass bei *Risiko* das Spiel sich lediglich der militärischen Zeichen und Regeln bedient.[12]

Bei modernen Computerkriegsspielen[13] verändert sich die Situation qualitativ. Es gibt ganze Spielsequenzen, in denen der Text des Spieles mit denen eines realen militärischen Geschehens eine mehr oder minder große Ähnlichkeit besitzt. Um zu präzisieren, was mit dieser Ähnlichkeit gemeint ist, wird hier entsprechend des bereits eingeführten Textbegriffs angenommen, dass auf semiotischer Ebene einem Geschehen ein Text entspricht. Dies soll so verstanden werden, dass die Wahrnehmung und das Handeln eines Menschen zumindest auch Zeichenträger enthält. Diese lassen sich zu einem Text fassen. Die Komposition dieses Textes unterliegt gewissen Regeln, die sicherlich nicht immer so formalisierbar wie die eines Spieles sind. Trotzdem lassen sich für viele Situationen syntaktische Regeln herausarbeiten. Es soll hier allerdings weder die Diskussion geführt werden, inwieweit Wahrnehmung und Handeln vollständig zeichenvermittelt sind, noch soll behauptet werden, dass mit dieser semiotischen Methode der Vertextlichung ein Geschehen in all seinen Qualitäten erfassbar ist. Die oben angesprochene Ähnlichkeit betrifft sowohl die Zeichenträger selbst als auch die Regeln zu deren Komposition. Sicherlich werden diese Sequenzen immer wieder unterbrochen durch Zeichenfolgen, die eindeutigen Spielcharakter haben. Aber es ist anzunehmen, dass der SpielerIn sowieso bewusst bleibt, dass sie sich in einem Spiel befindet. Wichtig ist aber, dass bei der SpielerIn die Überzeugung entstehen kann, dass es Sequenzen im Spielverlauf gibt, die eine Ähnlichkeit zu militärischen Abläufen besitzen, so dass ein Übertrag vom Spiel auf reale militärische Gegebenheiten und umgekehrt möglich scheint.

---

11 Hasbro Deutschland GmbH, Dietzenbach. Siehe auch URL: <http://www.hasbro.com>.

12 Oder man kann auch andersherum aus der Perspektive des Militarismus sagen, dass sich dieser der Form des Spiels bedient.

13 Kriegsspiele am PC lassen sich in drei wichtige Kategorien unterteilen: Militärsimulationen, Echtzeitstrategiespiele und First-Person-Shooter (vgl. Gieselmann 2002). Mit einem Beispiel aus letzterem Bereich befassen sich die folgenden Ausführungen.

Als Beispiel sei hier das Computerkriegsspiel *America's Army*[14] gewählt, und zwar der *EGO-Shooter*. Dieses Spiel wird im Wesentlichen online mit anderen gegen andere gespielt. Die SpielerIn macht eine ganze Militärkarriere durch, die auf die jeweiligen einzelnen Spielsituationen auch Einfluss nimmt. So startet das Spiel mit einer Grundausbildung, die mit der Ausrüstung, insbesondere den Waffen, vertraut macht. Außerdem gibt es ein physisches Training zur Beherrschung der Waffen, der anderen Ausrüstungsgegenstände und zur Bewegung im Gelände. Wird beim Schießtraining die Bescheinigung »Scharfschütze« erteilt, erscheint diese online auf der Uniform der eigenen Spielfigur. Nach diesem Einzeltraining erfolgt ein Teamtraining, das mit Laseraufsatz und Platzpatronen graphisch dargestellt wird. Als Getroffener in diesem Spielabschnitt muss man sich (das heißt seine Spielfigur) hinsetzen und den Helm abnehmen. Erst bei im Sinne des Spieles echten Missionen kann man als Spielfigur sterben. Die Kampfeinsätze beginnt man als einfacher Rekrut, dem keine vollständigen Auftragspläne zur Verfügung stehen und der den Vorgesetzten (MitspielerInnen) unterstellt bleibt und Befehle empfängt, bis man im Laufe seiner militärischen Karriere selbst Vorgesetzter werden kann.

Im Vergleich zum Risiko-Spiel ergeben sich wichtige Unterschiede. Die militärischen Spielregeln zur Aneinanderreihung von Zeichenträgern und die Zeichenträger selbst sind näher an (den Regeln und Zeichenträgern) der militärischen Realität und die mit diesen erzeugten Sequenzen sind wesentlich länger. Beispielhaft sei hier der oben erwähnte Schlagabtausch zwischen zwei Armeen mittels Würfeln mit der Tötung eines Gegners bei *America's Army* verglichen: So wird beim Gewehr über Kimme und Korn gezielt, wobei der eigene Atem (will heißen, der der eigenen Spielfigur) zu hören ist. Für einen möglichst exakten Treffer muss kurz nach dem Ausatmen geschossen werden. Ausschlaggebend ist hier nicht, dass das Geschehen in allen Aspekten völlig identisch ist zu einer realen Schießsituation. Es muß nicht mal zu völlig identischen Zeichenketten im Computerspiel mit der Realität kommen, auch wenn sich dies für manche Fälle konstruieren ließe. Aber die SpielerInnen können sich streckenweise vorstellen, dass sie Erfahrungen machen, die eine gewisse Äquivalenz, die in dem Ansatz dieses Aufsatzes als Textähnlichkeit gedeutet wird, zu realem militärischem Geschehen haben[15], was beim *Risiko*-Spielen nur schwer zu meinen ist.

Hiermit ist bereits der semantische Kontext angesprochen. In Spielen wie Dame, Halma usw. gibt es keine Semantik im eigentlichen Sinne. So verweisen die Figuren in diesen Spielen über ihre Funktion hinaus auf kein Denotat und können durch einfache Übereinkunft der SpielerInnen

14 Deutsche Internet-Plattform unter URL: <http://www.americasarmy.de>.

15 Vgl. hierzu Gieselmann (2002: 87f), der bezüglich einer vergleichbaren Situation über eine Diskussion in einem *Counter-Strike*-Forum zu den »41 Schüssen von New York« berichtet.

einer Partie durch andere beliebige Gegenstände und Bezeichnungen ersetzt werden. Kriegsspiele wie *Risiko* sind zwar mit einer Semantik unterfüttert, aber diese bleibt dem Spiel mehr oder minder äußerlich. So könnte man *Risiko* ohne weiteres auch seiner Semantik entkleiden und als bloßes Würfel-Strategiespiel durchführen, wobei nicht behauptet werden soll, dass diese Semantik für manche Leute keinen Reiz von *Risiko* darstellt. Dennoch fällt es schwer, eine Ähnlichkeit zu einer realen Kampfsituation zwischen zwei Armeen herzustellen, wenn diese durch Würfeln simuliert wird. Zunächst scheint die Situation bei Computerkriegsspielen eine völlig andere zu sein. Die Simulation von (einer fiktiven) Wirklichkeit ist wichtiger Bestandteil des Spieles. Dies betrifft sowohl die optische Darstellung als auch die Spielregeln. So lässt sich schwer vorstellen, wie die reaktionsschnelle Bewegung der Spielfigur, aber auch die schnelle Zielerfassung und Auslösung von Waffen durch etwas anderes Äquivalentes ersetzbar wären. Dennoch ließe sich auch ein militärischer Hintergrund in eine Phantasie-Welt überführen oder Menschen durch Roboter oder Monster ersetzen. An den syntaktischen Regeln ändert dies allerdings wenig, wenn lediglich einzelne Elemente ausgetauscht werden. Deshalb darf bei dem Konzept der Ähnlichkeiten von Texten die Ähnlichkeit der syntaktischen Regeln zur Textkomposition nicht vernachlässigt werden.

Der pragmatische Kontext beim *Risiko*-Spiel sind die MitspielerInnen, die wie bei den allermeisten klassischen Spielen anwesend sind. Im Allgemeinen dürfte es sich um aus anderen Zusammenhängen bekannte Personen handeln. Bei Computerkriegsspielen, die online gespielt werden, sind die MitspielerInnen in der Regel nur medial vermittelt präsent, indem ihre Figuren in die graphische Benutzeroberfläche integriert sind, falls sie nicht ohnehin lediglich der Computer generiert. Ein Kontakt außerhalb dieser Spielsituation ist nicht notwendig, so dass sich die Kenntnis über die Mitspieler bisweilen lediglich durch die im Spiel dargestellten mehr oder minder spielrelevanten Daten ergibt. *America's Army* manipuliert diese Daten z.B. dahingehend, dass jede SpielerIn in ihrer Eigensicht Mitglied der amerikanischen Armee ist. Die gegnerischen SpielerInnen sehen sich selbst aber auch als amerikanische Armeeangehörige.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich sowohl im syntaktischen, semantischen als auch pragmatischen Kontext zum Teil deutliche Veränderungen zwischen dem Brettspiel *Risiko* und dem Computerkriegsspiel *America's Army* ausmachen lassen. Zentral für diesen semiotischen Ansatz sind allerdings die Veränderungen im syntaktischen Kontext. Bei dem Computerkriegsspiel *America's Army* kommt es zu einer Überwindung der syntaktischen Grenze von Spiel und Krieg, die es der SpielerIn ermöglicht, Erfahrungen zu sammeln, von denen angenommen werden kann, dass sie in gewisser Hinsicht mit einer realen militärischen Gegebenheit eine hinlängliche Ähnlichkeit besitzen. Diese Ähnlichkeit kann in der oben erklärten Textebene aufgewiesen werden. Damit ist es

der Semiotik möglich, eine Ebene der Wirkmächtigkeit von Zeichenprozessen freizulegen, die sich einem nicht-semiotischen Blick so nicht offen legt.

KRIEG ALS SPIEL

Nachdem nun die semiotische Begrifflichkeit eingeführt und insbesondere die Begriffe Zeichensystem und Text mit Beispielen verdeutlicht wurden, kann das analytische Potenzial der semiotischen Untersuchungsmethode auf das Phänomen »Infowar« vorbereitend angewendet und ein mögliches empirisches semiotisches Forschungsprojekt skizziert werden. Hierzu sollen zusätzlich zum Computerkriegsspiel drei Bereiche betrachtet werden, die unter das in der Einleitung beschriebene Konzept von »Infowar« fallen[16]: die vorbereitende Simulation von Kriegen,[17] militärisches Kriegshandeln und die westliche Kriegsberichterstattung.

Simulationen unterscheiden sich von Spielen. Vorbereitende Simulationen von Kriegen dienen politischen wie militärischen Führungen zur Einschätzung von Risiken und Chancen, erlauben die Entwicklung verschiedener Szenarien und vorbereitende Planung für diese Fälle. Dennoch lassen sich Gemeinsamkeiten mit Spielen ausmachen. Auf syntaktischer Ebene muss die Simulation ein Modell einer angedachten Kriegssituation bilden, d.h. es müssen geeignete Elemente ausgesucht und Regeln zu deren Verknüpfung aufgestellt werden. Sicherlich ist der Korpus an Elementen und Regeln nicht starr, denn der Sinn der Simulation liegt gerade darin, diese beiden so zu manipulieren, dass sie die mögliche Realität gut vorwegnehmen. Aber dennoch gibt es Ähnlichkeiten zum Spiel, indem ein wesentlicher Vorgang der Simulation in dem Durchspielen der zusammengestellten Elemente und Regeln besteht. Im Sinne des hier verfolgten Ansatzes lassen sich diese Elemente und Regeln als Zeichensystem und syntaktische Achsen interpretieren. Die Semantik ist bei der Simulation im Gegensatz zum Spiel essentiell. Der Zeichenträger soll gerade in gewisser Hinsicht für das Denotat stehen. Dazu müssen die Zeichenträger und die zugehörigen syntaktischen Regeln bestimmte Eigenschaften der Denotatsebene (ausreichend näherungsweise) widerspiegeln. Damit übernimmt die Syntaktik einen Teil der Semantik. Die Pragmatik ist bei der Simulation zwiespältig. Es gibt Gegenspieler, die aber nicht wirklich mitspielen, sondern deren Verhaltensweisen man selbst prognostizieren muss. Diese sind auf eine Art im pragmatischen Kontext der

16 Bei der Auswahl der Bereiche wurde keine Vollständigkeit angestrebt, sondern auf allgemeine Bekanntheit der Bereiche und leicht erkennbare Verbindungen zwischen diesen geachtet.

17 Die vorbereitende Simulation von Kriegen soll hier unterschieden werden von den Simulationskriegsspielen als Computerspiele, auch wenn sich prinzipiell Übergänge zwischen diesen beiden Phänomenen denken lassen.

Simulation präsent, ohne wirklich zu ihm zu gehören, wie dies im Spiel der Fall war.

Als nächstes geht es um die tatsächliche Durchführung des Krieges. Hierbei können bezüglich des »Infowars« neue technologische Entwicklungen wie die Digitalisierung der Kriegsführung, intelligente und unbemannte Waffen, rechnergestützte Gefechtsleitsysteme, Informations- und Befehlsübermittlung in Echtzeit ausgemacht werden. Im syntaktischen Kontext führt diese technologische Entwicklung zu einer Veränderung der verwendeten Zeichenträger und deren Verknüpfung. Die zunehmende technische Vermitteltheit der Kriegsrealität hat zur Folge, dass die Zeichenträger nach informationstechnologischen Notwendigkeiten gewählt werden. Dennoch ist für die Kriegssituation entscheidend, dass es für viele Zeichenträger eine eindeutige Beziehung zu einem Denotat gibt, wobei jedoch im semantischen Kontext des Krieges für viele KämpferInnen eine Virtualisierung von Denotaten konstatiert werden muss, indem die Zeichenträger oftmals per Computer(bearbeitung) vermittelt sind. Im pragmatischen Kontext des Schlachtfeldes tritt mit dem Verlust der Bedeutung der körperlichen Präsenz der SoldatInnen im Schlachtfeld ebenfalls eine Virtualisierung ein. Der Computer erscheint bisweilen als Gegenüber, als Zeichengebraucher, und nicht nur als Zeichenvermittler.

Bei der Betrachtung von Medienberichterstattung über Kriege geht es um die veränderte mediale Aufarbeitung einer bestimmten Art von Krieg. Dabei handelt es sich um Kriege, an denen westliche Länder direkt beteiligt sind und die für die westliche Öffentlichkeit von hohem Interesse sind. Diese Konstellation führt dazu, dass westliche Medienvertreter für die Berichterstattung mehr oder weniger eng mit militärischen Institutionen kooperieren. Vielfach wird deshalb eine Beeinflussung der Medien durch das Militär konstatiert. Robin Andersen stellt nun aber gerade die umgekehrte Wirkrichtung fest. »Information strategies are now part of the planning for any war effort and can no longer be separated from military strategies« (Andersen 2005). Und so wäre auch auf einer Zeichenebene nicht nur zu fragen, ob Zeichenträger und syntaktische Regeln der Militärs die zivile Berichterstattung, verstanden als Text, mitprägen[18], sondern ob es auch eine umgekehrte Richtung der Diffusion gibt.[19] Diffusion sei hier so zu verstehen, dass nicht nur einzelne Zeichenträger, sondern Teile ganzer Zeichensysteme und dazugehörige syntaktische Regeln sich in einen anderen Bereich der Textproduktion integ-

18 Beispielhaft wäre hier die Einrichtung eines »War Rooms« beim Fernsehsender FOX während des Irak-Krieges genannt. »Computer-generated graphics of the Iraq battlespace were created by the same defense industries [...] that supply the U.S. military« (Der Derian 2003: 45).

19 Dabei soll im Folgenden nicht behauptet werden, dass beide Richtungen der Einwirkung auf die Textproduktion in allen Aspekten als symmetrisch gedacht werden können. Dies betrifft im obigen Beispiel insbesondere die Perspektive politischer Machtfragen, welche aber im Ansatz dieses Aufsatzes keine zentrale Rolle spielt.

rieren können, ohne dort lediglich als Fremdkörper wahrgenommen zu werden. Insbesondere betrifft dies in diesem Beispiel die mögliche Anpassung der Kriegsstrategie an die (Fernseh-)Regeln der Unterhaltung.

Mag die vorangegangene Überlegung zunächst als sehr abstrakt erscheinen, so lässt sie sich vermittelt durch Diffusionsprozesse zwischen medialer Kriegsberichterstattung und Computerkriegsspiel verdeutlichen. Leicht einzusehen ist die Übertragung von Zeichenketten aus dem medialen Bereich in Computerkriegsspiele, indem z.B. fiktive Medienclips als Motivation in Computerspielen dienen.[20] Umgekehrt läßt sich aber auch fragen, ob es Diffusionen auf der Zeichenebene aus dem Computerkriegsspiel in die Kriegsberichterstattung gibt. So erzeugen Berichte aus dem und über das Kriegsgebiet subjektiv bisweilen den Eindruck von Computerkriegsspielen. Dies betrifft unterschiedliche Phänomene. Live-Berichte von Einsätzen an der Front erinnern zum Teil in der Perspektive und Bildfolge an Computerkriegsspiele, obwohl diese Aufnahmen in ihrer Qualität meist kaum dem photorealistischen Anspruch von Computerspielen gerecht werden.[21] Zum einen gibt es sicherlich den Wunsch, diese Bilder so zu sehen. Zum anderen besitzen sie aber auch eine Textähnlichkeit zu Sequenzen von Computerkriegsspielen. Die Medien verwenden zur Vermittlung des Krieges solche Bilder-Texte, die Ähnlichkeiten zu anderen Texten z.B. eben des Computerkriegsspieles besitzen. Die Frage wäre, in wie weit Militärstrategien angepasst werden müssen, damit solche Bilder zustande kommen.

Einfacher festzustellen ist die Diffusion von Zeichenträgern und syntaktischen Regeln zwischen Kriegseinsatz und Computerkriegsspiel. So gibt es einerseits viele Computerkriegsspiele, die mehr oder minder genau reale militärische Situationen nachspielen. Aber auch hier gibt es Anzeichen für Diffusionsprozesse in umgekehrter Richtung. Vereinfacht wird dieser Diffusionsprozess durch die oben beschriebene Mittelstellung der Simulation zwischen Computerkriegsspiel und Kriegsführung.[22] Als ein Anzeichen könnte folgendes Fernsehinterview mit US-General Schwarzkopf während der Luftangriffe auf Irak gewertet werden:

»Roberts: You see a building in a sight, it looks more like a video game than anything else. Is there any sort of danger that we don’t have any sense of the horrors of war – that it’s all a game?

---

20 Wobei sie bei schlechter Verknüpfung mit dem Spielgeschehen durchaus auch als Fremdkörper im Text des Spiels wahrgenommen werden können.

21 »Die Liveübertragung von der Front, vor allem die unscharfen und gepixelten Bilder der Reporter via Videophone, erinnern in ihrer Ästhetik stark an Computerspiele« (*Spiegel Online*, zitiert nach Lischka 2003).

22 »Iraq invaded Kuwait while the exercise [gemeint ist hier die Simulationsübung >Internal Look ‘90< der US-Armee; Anmerkung des Autors] was still running, and Schwarzkopf recounts in his memoirs how Central Command often confused communication from the real invasion with the simulated event« (Der Derian 2003: 42).

Schwarzkopf: You didn't see me treating it like a game. And you don't see me laughing and joking while it was going on. There are human lives being lost, and at this stage of the game [sic] this is not a time for frivolity on the part of anybody« (zitiert nach Der Derian 2003: 42).

Der Derian kommentiert diese Interviewstelle wie folgt: »In the space of a single sound-bite Schwarzkopf revealed the inability of the military and the public to maintain the distinction between warring and gaming [...]« (Der Derian 2003: 42).

So stellt sich die Frage, ob man diese Unfähigkeit, die Unterscheidung zwischen Kriegführung und Spielen aufrecht zu erhalten, auch als Auswirkung einer Diffusion von Zeichenträgern und syntaktischen Regeln aus dem Bereich der Computerkriegsspiele und vorbereitenden Simulationen in den Bereich der Kriegsführung gedeutet werden kann. Es scheint eine gewisse Kohäsion zwischen Elementen eines Zeichensystems und dessen syntaktischen Regeln zu geben, die sich bisweilen gegen die eigentliche inhaltliche Absicht der TextproduzentIn durchsetzen kann, indem diese Zeichenträger und Regeln sich in der Textproduktion gegenseitig begünstigen. Wäre das relativ freie Zirkulieren der Zeichenträger zwischen den Bereichen Kriegsführung und Computerkriegsspiele noch als relativ ungefährlich anzusehen, ist dagegen das Übertragen der syntaktischen Regeln äußert bedenklich, da es in den verschiedenen Bereichen unterschiedliche Anforderungen an einen Text gibt, die in der obigen Analyse zumindest zum Teil ihren Niederschlag in der Semantik und Pragmatik der Zeichensysteme finden.

Zusammenfassend können die obigen Beispiele als erste Belege für einen Austausch von Zeichenträgern und syntaktischen Regeln bei der Textproduktion in den vier Bereichen Computerkriegsspiel, Simulation, Kriegshandlungen und Kriegsberichterstattung gelten. Für ein empirisches Vorgehen zu einer so verstandenen Semiotik des »Infowars« müssten zuerst Texte in den verschiedenen Bereichen, die den »Infowar« betreffen, herausgearbeitet, die zugehörigen Zeichensysteme und syntaktischen Regeln beschrieben und dann in Vergleichen die Koppelungen nachvollzogen werden. Das so entstehende Bild der Diffusionsprozesse auf der Zeichenebene könnte aufzeigen, welche Kohäsionen von Zeichenträgern und syntaktischen Regeln von einem Bereich auf den anderen übergehen, ohne immer Ausdruck einer Intention noch direkte Folge einer technischen Entwicklung zu sein.

Besonders interessant wäre eine solche Untersuchung auch für ein Konzept des »Banalen Militarismus«, verstanden als eine Theorie, abgeleitet aus der des banalen Nationalismus. Wie die kleinen, alltäglichen Nationalismen als Bestandteil der Reproduktion von Nationen interpretiert werden müssen, indem sie jederzeit Anknüpfungspunkte für radikalere Formen des Nationalismus bieten, so stellt sich die Frage, ob sich auf semiotischer Ebene »Banaler Militarismus« auch verstehen lässt als

Erscheinung von Kohäsionen militärischer Zeichenträger und den zugehörigen syntaktischen Regeln, die in den Bereich der zivilen Textproduktion diffundiert sind.

LITERATURVERZEICHNIS

Andersen, Robin (2005): War and Media. Censorship, Propaganda, and the Myth in the Information Age, Text für die Vorankündigung des gleichnamigen Buchprojektes, [Online-Dokument], URL: <http://www.robinandersen.info/OutlineWarAndMedia Book.htm>.

Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München: Fink.

Der Derian, James (2003): »War as Game«. The Brown Journal of World Affairs 10, S. 37-48.

Eco, Umberto (1977): Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Gieselmann, Hartmut (2002): Der virtuelle Krieg. Zwischen Schein und Wirklichkeit im Computerspiel, Hannover: Offizin.

Lischka, Konrad (2003): Die Playstation im Pentagon hat versagt, [Online-Dokument], URL: <http://www.konrad-lischka.de>.

Nöth, Winfried (2000): Handbuch der Semiotik, Stuttgart, Weimar: Metzler.

Das Zeremoniell der Bundeswehr: Banalisierung von Staatsgewalt durch Militärrituale

Markus Euskirchen

Wenn der moderne Staat sein »Gesicht« zeigt, geschieht dies regelmäßig in Form oder unter Beteiligung von Formen des Militärischen. Die bekanntesten Anlässe derartiger Selbstdarstellung sind die Staatsbesuche. Hier wird nicht nur gegenseitiger Respekt gezeigt, sondern auch die jeweilige staatliche Souveränität dargestellt – symbolisch durch »Ehrenkompanien« und militärische Musikkapellen, die die Nationalhymnen abspielen (vgl. Euskirchen 1998b: 35 ff.). Aber auch andere Gelegenheiten staatlicher Selbstdarstellung bleiben selten ohne militärisches Ritual an prominenter Stelle: Bei Staatsbegräbnissen dient der Tod eines verdienten Staatsdieners als Anlass für den Militäraufmarsch. Kranzniederlegungen bilden eine weitere Unterart der Militärrituale: bei Staatsbesuchen am »Grab des unbekannten Soldaten«, neuerdings an der Neuen Wache in Berlin, am »Volkstrauertag« oder an anderen geschichtspolitisch ausgesuchten Jahrestagen. Hinzu kommen die in der Bundesrepublik seit einigen Jahren wieder praktizierten »Großen Zapfenstreiche« im Fackelschein und die vielen öffentlichen Rekrutengelöbnisse in Berlin und anderswo.

Sozialwissenschaftliche Ritualbegriffe liefern viele Anregungen, um die grundlegenden Mechanismen dieser Veranstaltungen zu verstehen, die ich unter dem Begriff Militärrituale zusammenfasse.[1] Rituale sind zunächst standardisierte, immer wiederkehrende Handlungen (vgl. Belliger/Krieger 1998: 30 f.). Darüber hinaus − und hier werden Rituale politisch interessant − stellen sie Systeme sozialer Kontrolle dar. Rituale liefern standardisierte Umgangsweisen zwischen Menschen, die sich nicht persönlich kennen. Dabei mobilisieren Rituale durch die Verwendung

1 Die Verwendung des Ritualbegriffs in den Sozialwissenschaften geht auf die durkheimsche Theorie von Religion und Ritual zurück (vgl. Durkheim 1981; Edelman 1964).

bestimmter Symbole. Diese symbolische Mobilisierung fördert die Verbindung der Einzelnen mit der Gemeinschaft.[2]

Militärrituale haben einen hohen Öffentlichkeitswert, sind auf die Teilnahme der Zuschauer und auf die große, erhebende Geste angelegt, sprechen zum Gefühl und zum Auge. Allzu leicht lässt die Feierlichkeit der Zeremonie vergessen, dass anlässlich derartiger Militärrituale der Staat seinen Bürgerinnen und Bürgern als die bewaffnete Macht entgegentritt, aus der er sich ursprünglich begründet hatte.[3] Aber die emotional erhebende, das Nationalbewusstsein stärkende Geste einer bewaffnet und formiert aufmarschierenden (vgl. Mosher Flesher 1997) Armee enthält immer auch die implizite Drohgebärde des Einsatzes dieser bewaffneten Macht – zur Not auch gegen die eigenen Bürger, wie die Debatten um Notstandsgesetze und Militäreinsätze »im Inneren« andeuten. Gleichzeitig soll demonstriert werden, wie das Militär der politischen Kontrolle unterworfen, mithin »zivilisiert« funktioniert. Der moderne Nationalstaat präsentiert sich, indem er sein Gewaltpotenzial rituell zur Schau trägt.

Beiträge zur Diskussion und Analyse von Militärritualen

Die deutsche Militärgeschichtsschreibung hat sich in drei detailreichen Studien (Harder/Wiggershaus 1985; Caspar/Marwitz/Ottmer 1986; Stein 1986) Mitte der 1980er Jahre mit der historischen Aufarbeitung der Traditionspflege der deutschen Militärs beschäftigt und dabei eine Darstellung des Zeremoniell- und Formenbestandes der Bundeswehr geliefert. Außerdem gibt es seit 2003 eine Aufarbeitung der Geschichte des deutschen Soldateneides, entstanden als Dissertation an der Universität der Bundeswehr in Hamburg (Lange 2003). Vogel (1997) schaut sich Militärfeste um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert in Deutschland und Frankreich an. Koselleck (1998; 1994) untersucht Kriegerdenkmäler. Beide arbeiten mit einem »Kult«-Begriff, wobei ihnen ebenfalls nicht das militärische Ritual als Form staatlicher Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung in den Blick gerät. Hinzu kommen Studien, die sich mit der nationalsozialistisch-totalen Inszenierung von Volk und Bewegung (vgl. Freitag 1997) im Sinne der »Ästhetisierung der Politik« durch den Faschismus (Benjamin 1996: 42 ff.) beschäftigen. Zum Militär als »Schule der Nation« (vgl. u.a. Opitz/Rödiger 1994) und seiner Rolle bei der Nationalstaatsbildung (vgl. u.a. Messerschmidt 1988) gibt es wichtige Beiträge, ebenso wie feministische Ansätze (u.a. Albrecht-Heide 1990; Rom-

2 Vgl. besonders die aus 13 »Dimensionen« (Eigenschaften bzw. Funktionen) von Ritualen entwickelte Ritualdefinition bei Jennings Jr. (1998: 187).

3 Moderner Staat, Kapitalismus und modernes Militär haben sich in ihrer Entstehung im 17. Jahrhundert gegenseitig ergänzt und bedingt. Diesen Zusammenhang kann ich hier nur andeuten, ausführlicher dazu Euskirchen (2005).

melspacher 1995; vgl. auch Theweleit 1977/78), die die Produktion von Männlichkeit als Ergebnis performativen Handelns erfassen (vgl. u.a. Butler 1991) und die Hypermännlichkeit von Militär und die Geschlechtskonstrukte in Militärsymbolik und -ritual untersuchen (vgl. Hicks Stiehm 1989; Frevert 1996). Stellt sich jedoch einmal die Frage, welches die gesellschaftliche Funktion von Militär über seinen »Verteidigungsauftrag« hinaus sei, so wird die Antwort in den Militärstrukturen, in der psychologischen Abrichtung des Soldaten für dessen Funktion als Gewaltausübendem, gefunden (vgl. Erdheim 1982; Bendele 1984; Bröckling 1997), und eben nicht in seiner öffentlichen, den zivilen mit dem militärischen Bereich durchdringenden Rolle als nach außen gewendetes Gesicht des Staates (vgl. Lebuhn 2002; Euskirchen 1998a; 2005).

Militärrituale und »Banale Militarisierung«

Mit dem modernen (europäischen) Staat als einer eigenständigen Herrschaftsformation (Weber 1971: 506; ähnlich auch Elias 1989; Foucault 1981; Narr 1980) entstand das moderne Militär und umgekehrt (vgl. Krippendorff 1985). Seitdem hat staatliche Herrschaftsausübung nicht nur ihre administrativen Strukturen und ihre politischen Institutionen, sondern eben auch ihre besonderen Legitimierungsstrategien ausgebildet, um Akzeptanz für die Existenz staatlicher Militärapparate und damit auch die Vorbereitung und Anwendung militärischer Gewalt zu schaffen. Der Begriff des »Banalen Militarismus«, wie ihn analog zu Billigs »Banalem Nationalismus« (Billig 1995) Virchow/Thomas prägten (Virchow/Thomas 2003), umfasst all die Formen und militärischen Aktivitäten, die dazu *geeignet sind, militärischen und kriegerischen Habitus gewöhnlich zu machen*.[4] Banalisierung und Veralltäglichung gehen Hand in Hand. Die Bevölkerung gewöhnt sich nicht nur daran, dass ihren politischen Führern das Mittel Militär zur Verfügung steht, sondern dass diese auch davon Gebrauch machen. Banalisierung über öffentliche, militärische Rituale war und ist eine dieser Legitimierungsstrategien. In diesem Sinne bedeuten zeremonielle Auftritte der Bundeswehr wie z.B. das Gelöbnis »Banale Militarisierung«. Allen Militärritualen gemein ist der Verweis auf die so genannte Ultima Ratio staatlich-politischer Logik. Banalisierung einerseits und Überhöhung des Militärischen andererseits schufen nicht nur in der frühmodernen, sondern schaffen auch in der sich als aufgeklärt betrachtenden, bürgerlichen Gesellschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts Akzeptanz für die Existenz von Militär und die Anwendung militärisch organisierter Gewalt.

4 Mir scheint das Prozessuale der Banalisierung betonenswert. Daher schreibe ich im Folgenden lieber von der »Banalen Militaris*ierung«*.

Wirkung und Funktion »Banaler Militarisierung« am Beispiel Gelöbnis

Seit 1996 werden in Berlin sogenannte feierliche Gelöbnisse veranstaltet – zuletzt jährlich am 20. Juli am Bendlerblock, dem Sitz des Verteidigungsministeriums. Auf den ersten Blick scheint das alles ein »unzeitgemäßes Brimborium« (Scherf 2005: 30). Wer jedoch die Gelöbnisse als veraltet abtut, der verkennt die unterschwellig wirksamen Mechanismen der Identitätsbildung, der Stiftung eines kollektiven Unbewussten zur Verankerung einer grundsätzlichen Selbstverständlichkeit des Militärischen. Die Gelöbnisveranstaltungen offenbaren sehr deutlich ein Wechselspiel zwischen dem militärischen Symbolsystem und dem Erlebnis der Teilnehmer und Zuschauer. Die Selbstverständlichkeit der Inszenierung mit ihren Militärsymbolen produziert die Selbstverständlichkeit der gesamten Militärlogik. Konkret leisten Gelöbnisse also zwei Dinge: Erstens versenken sie mit Hilfe nationalstaatlicher Verdichtungssymbole (Fahne, Hymne, Eisernes Kreuz, Gelöbnis, Zapfenstreich) das Militärische in die Gesellschaft. Zweitens führen sie die (überwiegend männlichen) Bürger ins Militär ein. Vor diesem Hintergrund lässt sich das Gelöbnis als militärisches Initiationsritual fassen, das zur Banalisierung des Militärischen beiträgt.

Das maßgebliche Regelwerk der Bundeswehr selbst – die *Zentrale Dienstvorschrift* (ZDv) – gibt über *Wesen und Funktion* von Eid und Gelöbnis nur knapp Auskunft: »Diensteid und Feierliches Gelöbnis sind öffentliche Treuebekenntnisse zur Bundesrepublik Deutschland« (ZDv 10/8, Nr. 101). Die Ableistung in der Öffentlichkeit mache die sittliche und rechtliche Verpflichtung, die der Soldat gegenüber »seinem« Staat habe, besonders deutlich und unterstreiche die Integration der Streitkräfte in Staat und Gesellschaft. Der Hauptzweck der ZDv ist eher die Festlegung des formalen Ablaufs der Veranstaltung. Hinsichtlich Wesen und Funktion konkreter werden Veröffentlichungen in den Truppenorganen und die »Argumentationshilfen zur Öffentlichkeitsarbeit und Truppeninformation«. Dort werden übereinstimmend fünf Hauptfunktionen beschrieben: Eine Kontrollfunktion durch die Anwesenheit und Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, eine Integrationsfunktion für den einzelnen Rekruten in die soldatische Gemeinschaft, eine Sicherungsfunktion durch die emotionale Bindewirkung des Zeremoniells, eine Bewusstmachungsfunktion auf Grund der rationalen Auseinandersetzung mit der soldatischen Rolle im Staat schon im Vorfeld der Veranstaltung und eine ethisch-religiöse Funktion mit zusätzlicher Erhöhung der Bindungskraft des Eides (Flink 1998: 17 f.). Aber auch zur Wirkung der Gelöbniszeremonie nach außen auf die Öffentlichkeit, auf das Publikum und letztendlich die gesamte restliche Gesellschaft finden sich recht ausführliche Aussagen:

»Wenn der Soldat sein feierliches Gelöbnis ablegt, hat er damit die Öffentlichkeit zum Zeugen, dass er sich zum treuen Dienst an seinem Land verpflichtet: Die Anteilnahme der Bevölkerung an den feierlichen Gelöbnissen ist dabei sichtbarer Beweis für die Integration der Bundeswehr in die Gesellschaft. Die Öffentlichkeit dieser Veranstaltungen entspricht auch dem Verständnis vom ›Staatsbürger in Uniform‹ und bringt deutlich zum Ausdruck: Wenn wir Soldaten werden, legen wir den Staatsbürger nicht ab.« (BMVg/Informations- und Pressestab − Referat Öffentlichkeitsarbeit 1993: 6. [Hervorhebung. im Original])

KONTROLLFUNKTION VS. STAATSREPRÄSENTATION

Bei den neun sogenannten öffentlichen Gelöbnissen der Bundeswehr in Berlin seit 1996 waren Grundvoraussetzungen von Öffentlichkeit nicht erfüllt: freier Zugang etwa auch für Menschen mit abweichender Meinung bzgl. der Militärpolitik oder nicht-polizeilich-repressiver Umgang mit dissidenten Äußerungen in Form gesprochenen oder geschriebenen (Flugblätter, Transparente) Wortes. Derartige Beiträge sind vielmehr bewusst verhindert worden. Mit großem Polizeiaufwand wurden jeweils die gesamten Umgebungen weiträumig abgesperrt. Nach den massiven Protesten 1996 und dem Eklat 1999 – Demonstrierende hatten nackt die Feierlichkeiten unterbrochen – werden seit 2000 die Besucher und Teilnehmer aus der Kaserne in einem anderen Stadtteil per Bustransfer zum von Polizei, BGS und Feldjägern hermetisch abgeriegelten Veranstaltungsort gebracht. Laut Bundesverwaltungsgericht müsste die Bundeswehr jedoch,

»wenn sie sich bewusst nicht auf ein Kasernengelände beschränkt, sondern in die Öffentlichkeit und den dort geführten Meinungskampf begibt, kritische Äußerungen der Zuschauer so lange ertragen, wie hierdurch nicht der Ablauf der Veranstaltung konkret beeinträchtigt wird. Dies gilt selbst dann, wenn die Würde der Veranstaltung schaden nimmt« (Heinen 1995, BVerwGE 84, 247-257 (12.1.1990); Klang 1989).

Dem entgegen wurden nicht nur die militärkritische Öffentlichkeit ihres Demonstrationsrechtes, sondern auch interessierte Bürger, Anwohner, Geschäftsleute oder auch nur zufällige Passanten und Durchgangsverkehr ihrer Bewegungsfreiheit beraubt. Öffentlichkeit bestand unter diesen Umständen zu keinem Zeitpunkt. Damit konnte auch keine Kontrolle der Bundeswehr durch die Öffentlichkeit im Sinne der behaupteten Kontrollfunktion stattfinden. Stattdessen waren die Persönlichkeiten der »gefälligen«, gewissermaßen politisch-korrekten, Öffentlichkeit gezielt namentlich eingeladen: Repräsentanten aus Staat und Politik auf der Ehrentribüne und einige Eltern von Rekruten.

Breitere Öffentlichkeit fand allenfalls medial vermittelt über Fernsehübertragung statt: als Dirigierter und kommentierter Aus- und Zusammenschnitt des Militärzeremoniells. Eben jene Kontrolle einer per-

sönlich teilnehmenden, erfahrenden, begreifenden, ihre Perspektive frei wählenden und ihre Erfahrungen kommunizierenden, »freien« und damit demokratischen Öffentlichkeit fehlte. Das illusionäre Fenster zur Wirklichkeit und der Live-Charakter der Sendung verschleierten die oberflächliche Moderation und die beschränkte Perspektive des audiovisuellen Mediums. Gehorsames Publikum auf der Tribüne und fragmentiertes Publikum vor den Fernsehapparaten wurden Teil der militärischen Inszenierung. So wird das Gelöbnis in den vergangen Jahren im Bendlerblock am 20. Juli als »öffentliches« inszeniert, der Exerzierplatz hinter dem Gebäudekomplex weiträumig abgesperrt durch ein Großaufgebot von Feldjägern und Polizei. Die massenmediale Öffentlichkeit vereinzelter Fernsehzuschauer verunmöglicht Proteste von vorn herein – alleine die Einschaltquote bleibt messbar (wird jedoch nicht veröffentlicht). Die massenmediale Öffentlichkeit scheint die Banalisierungstendenzen zumindest nicht zu unterlaufen.[5]

> »Bleibt kaum zu fragen, wer durch solch eine Inszenierung repräsentiert wird. Sicherlich nicht diejenigen, die auf eine plurale Gesellschaft mit emanzipativen und demokratischen Formen der Auseinandersetzung setzen und daher den öffentlichen Raum als Medium miteinander konkurrierender, aber gleichwertiger Lebensentwürfe nutzen (wollen)« (Binder 1998).

Die jährlichen Gelöbnisse in der Bundeshauptstadt werden selbst zum Symbol: Sie stehen für die Verbindung zwischen den Bemühungen um »Innere Sicherheit« mit polizeilich-ordnungsstaatlichen Mitteln und der Ausgestaltung von hauptstädtischer Öffentlichkeit mit Symbolmaterial aus dem militärisch-obrigkeitsstaatlichen Arsenal. Beides ergänzt sich zum gegenwärtigen Umbau der Stadt (und des Staates) nach Kriterien der Trennung, Spaltung, Ausgrenzung.

Initiation in die Männlichkeitsmaschine

Über Männerbündisches im Militär und dessen Funktionalität bei der Überwindung der individuellen Tötungshemmung ist ausführlich geschrieben worden (vgl. Theweleit 1977/78: 235 ff.; mit ausführlichen Literaturhinweisen Albrecht-Heide 1990: 21 ff.). Zwei Aspekte treten im Zusammenhang mit der Banalisierungswirkung der Gelöbniszeremonie

5 Erwägungen zu Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen haben – solange sie nicht z.B. durch quantitativ oder qualitativ empirische Untersuchungen geprüft sind – immer hypothetischen Charakter. Solange es solche Untersuchungen wie im Falle von Militärritualen aber nicht gibt, haben begründete Plausibilitätserwägungen dennoch ihre Berechtigung – z.B. zur Anregung weiterer Forschung. Wenn ich im Folgenden von Wirkungen schreibe, dann in diesem plausibel-hypothetischen Sinne. Umfangreichere Erwägungen zu den Wirkungen von Militärritualen finden sich in Euskirchen (2005).

vor allem in den Vordergrund: Initiationsritual und Totenkult. Die Gelöbniszeremonie soll die jungen Rekruten in die soldatische Gemeinschaft der Kameraden des Standortes einführen. Die Treue zum Kameraden ist vielleicht gerade für den einfachen Soldaten die unmittelbar am einleuchtendsten erfahrbare Motivation der Eingliederung in den Militärapparat: Die moralisch verpflichtende Kameradschaft zur »armen Sau« neben dir, in der du vielleicht am ehesten noch dich selbst siehst. Soweit trifft die Funktionsbestimmung »Integrationsfunktion« durchaus zu. Bleibt ihre Beschreibung jedoch hier stehen, dann greift sie bei weitem zu kurz.

Hinzu kommen die Widersprüche im Zusammenhang mit der militärischen Sozialisation[6], dieser »Fall von Travestie, vielleicht sogar von einem doppelten Fall von Travestie« (Albrecht-Heide 1996): Zunächst wird der junge Mann – während der Grundausbildung – teildestruiert, umstrukturiert und umgebaut – ohne es unbedingt merken zu müssen (vgl. Miller 1981). Die Restrukturierung der jungen Männer findet unter der Verheißung von kollektiv zu erwerbender Super-Männlichkeit statt. Dafür ist die Unterordnung im durch Befehl und Gehorsam vermittelten hierarchischen System Militär notwendig – womit dem Rekruten/Soldaten mit der Unterordnung wiederum ein weiblich codiertes Verhaltensmuster auferlegt wird.[7] Zur Kompensation dieser notwendigen Weiblichkeit dienen dann Phallussymbole wie im einfachsten Falle das Gewehr – und werden in dieser Funktion durch das Ritual wiederum unterlaufen: So präsentiert der Soldat das Gewehr, um zu zeigen, dass es nicht geladen ist. (Der Verschluss der Waffe ist offen und der vorbeiparadierende Inspektor kann sich von der Sauberkeit der entladenen Waffe überzeugen.) Im Spannungsverhältnis zwischen instabiler Männlichkeit und Männlichkeitswahn wird der Rekrut im Gelöbniszeremoniell nach innen und außen sinnlich erfahrbar zum »Soldaten« und damit zum Teil der entindividualisierten Männlichkeitsmaschine.[8]

6 Militärische Sozialisation ist dabei nicht nur als Gegensatz zur so genannten zivilen Sozialisation zu verstehen, sondern auch als deren Vorbild, Vollendung und Radikalisierung (vgl. Koneffke 1986).

7 Diese Codierung ist gültig innerhalb unseres sozio-kulturellen Zusammenhangs, der mit dem Militär wesenhaft verbunden ist und der sich mit dem Militär auch weltweit ausbreitet (vgl. Erdheim 1982: 59 ff.).

8 Als weiblicher Gegenpart des soldatisch konstituierten Mannes ist die »friedfertige Frau« konstruiert. Im Hinblick auf die zunehmende Integration von Frauen in die Militärapparate ist nicht etwa die pazifizierende Wirkung der Frauen auf das Militär zu erhoffen, sondern mit der Unterordnung der Frau unter das Militärische ist die verstärkte »Kolonisation der Frau« durch die patriarchale Herrschaftsinstitution zu befürchten (vgl. Maltry 1994; ohne besonderen Bezug auf das Militär: Morgan 1975).

Soweit funktioniert das Gelöbniszeremoniell als Initiationsritual des militärischen Männerbundes.[9] Der fundamentale Unterschied zu vergleichbaren Ritualen aus zivilen Zusammenhängen tritt ebenso deutlich hervor wie er erfolgreich verdrängt ist. Gerade bei den christlichen Initiationen (Taufe, Konfirmation/Kommunion) handelt es sich um Übergänge in einen neuen Lebensabschnitt innerhalb eines Lebenskults, der im Rahmen eines Glaubenssystems auf das ewige Leben gerichtet ist. Dem steht die Verheißung mit dem militärischen Initiationsritual gegenüber. Indem die Rekruten sich beim Gelöbnis einreihen, werden sie darauf vorbereitet zu töten und getötet zu werden. In den älteren Eidesformeln wird das Todesrisiko noch ausdrücklich ausgesprochen. Heute ist ein sonderbares Spannungsfeld wirksam: Einerseits tritt der Tod ins Bewusstsein als mögliche Konsequenz der Pflichterfüllung und wird als Heldentod überhöht. Andererseits geht der einzelne Kriegstote in der Masse der »Unbekannten Soldaten« unter: Tod im Einsatz ist popkulturell als »missing in action« banalisiert. Die Rekruten begehen mit ihrem Schwur, Eid, Gelöbnis einen Totenkult. In letzter Konsequenz versprechen sie, ihr Blut und ihr Leben zu geben – auf Befehl für Militär und Staat.

Definitionsmacht von militärischen Gnaden

Indem die Soldaten öffentlich ihre Bereitschaft zur Erfüllung der soldatischen Pflichten bekunden, erzeugen sie eine selbsterzieherische Wirkung, erfüllen sie eine »Bewusstmachungsfunktion«. Staatsempfänge »mit militärischen Ehren« hingegen funktionieren auf eine andere Weise: Dem Besuch aus dem Ausland, aus einem fremden Staat, wird die eigene bewaffnete Macht gegenübergestellt. Regelmäßig dient das Motiv des militärischen Staatsempfanges in verschiedenen Varianten in der Regel unkommentiert zur Bebilderung der Berichterstattung über die Begegnung von Staatsmännern (in der Regel sind es tatsächlich nur Männer) in Tageszeitungen und Fernsehnachrichten.[10] Die Anordnung solcher Staatsbesuche lässt sich lesen: Staatliche Souveränität und ihr militärischer Rückhalt finden ihren sichtbaren Ausdruck – gegenüber dem fremden Gast und gegenüber den massenmedial partizipierenden Teilen der Bevölkerung.

Allgemein wirken solche Veranstaltungen mit massenhaft synchronen Menschenformationen emotional ergreifend und ästhetisieren – gerade dadurch, dass die Inszenierung »in bundesrepublikanischer Traditi-

---

9 Auch Frauen werden als weibliche Soldaten zu Teilen der Männlichkeitsmaschine, weshalb militärische Gleichberechtigung von Frauen ein mehr als fragwürdiges Emanzipationsmodell darstellt.

10 Gerade auch bei den Auftritten des Militärs bei Staatsbesuchen gibt es kaum eine Öffentlichkeit vor Ort. Die Ereignisse werden jedoch medial vermittelt. Diese Vermittlung durch Medien müsste als eigenständiger Faktor untersucht werden.

on« so »schlicht« gehalten ist, wirkt das Zeremoniell nicht pompös sondern banal – und banalisierend. Vor dem Hintergrund des Militärzeremoniells bringen Reden gegensätzliche Gegenstände wie z.B. »Militäreinsatz« und »Friedensdienst« begrifflich in Verbindung zueinander, füllen sie inhaltlich neu und reformulieren sie damit. Die Rekruten treten symbolisch zur Verteidigung von Freiheit und Demokratie oder neuerdings der Menschenrechte überall in der Welt an. In einer Situation der emotionalen Geladenheit erhöht die quasi-rationale Argumentation die Legitimität staatlich organisierter Tötungsausbildung und Gewaltanwendung zum moralisch unanfechtbaren Wert und verdrängt alle Vorstellungen von alternativen Formen der Konfliktaustragung.

Exkurs: Militärritual, Diskussionskultur, Regierungsfähigkeit

Die »Salamitaktik«[11] zur Herstellung einer deutschen Interventions- d.h. Kriegsführungsfähigkeit nach 1989 schon unter Verteidigungsminister Rühe (CDU) war begleitet von einer Ausweitung der feierlichen Gelöbnisse auf öffentlichen Plätzen. Die VertreterInnen der politischen Klasse nutzen die Gelöbnisse als Bühne für die Banalisierung deutscher Militäreinsätze. Über die Werteverknüpfung »Bundeswehr = Freiheit und Sicherheit in der Demokratie« – zunehmend: »Sicherheit vor bzw. Kampf gegen Terror« – wird zudem über die herrschende staatliche Ordnung, deren konstitutiven Bestandteil das Militär darstellt, ein »Konsens der Demokraten« mit Bekenntniszwang konstruiert, der auch zu Wahlkampfzeiten nicht zur Disposition steht.

»Regierungsfähigkeit« bezeichnet die Fähigkeit, sich mit dem Konsens einer politischen Klasse und ihren politischen Projekten so zu arrangieren, dass sich auch unter veränderter Parteienzusammenstellung an der Regierung strukturell nichts Entscheidendes verändert – euphemistisch: Kontinuität und Stabilität werden gewahrt. Diese Art der Regierungsfähigkeit musste die Partei Bündnis90/Die Grünen, die ehemaligen »parlamentarischen Schmuddelkinder«, gerade in der militärpolitischen Diskussion beweisen. Militärkritik bleibt in der BRD auch nach dem Regierungsantritt einer Partei mit Wurzeln in der Friedensbewegung ein au-

11 Den Begriff der »Salamitaktik« schöpfte ironischerweise noch in kritischer Absicht derjenige Politiker, der wie kein anderer dazu beigetragen hat, diese Salamitaktik zu ihrer Vollendung und das deutsche Militär zur Beteiligung an seinem ersten Angriffskrieg nach 1945 zu bringen: »Für die Zukunft sehe ich die erhebliche Gefahr, dass die Bundesregierung, Koalition und Generalität nach den Gesetzen der Salamitaktik Anlässe suchen und Anlässe schaffen werden, um die Barrieren abzuräumen, die es gegenüber der Außenpolitik des vereinigten Deutschland noch gibt«, so Joseph Fischer noch 1994 in der Wochenzeitung *Die Woche* vom 30. Dezember.

ßerparlamentarisches oder wenigstens außer-gouvernementales Phänomen. Aber dem zivilgesellschaftlich-politischen Dogma von der Notwendigkeit der Fähigkeit zur militärischen Verteidigung ist beizukommen: 1. durch den Hinweis auf die Lächerlichkeit von militärischer Landesverteidigung an Landesgrenzen, die nicht einmal mehr der Zoll und der Grenzschutz besetzt hält und 2. durch den Verweis auf Möglichkeiten »Sozialer Verteidigung« statt militärischer (Bund für Soziale Verteidigung 1995; Jochheim 1988).

Dass Menschenrechtsverletzungen und Völkermorde noch nie vom Himmel gefallen sind, scheint eine zu platte Binsenweisheit – oder eine zu folgenschwere, verpflichtete sie doch zu weitsichtigerem, frühzeitigerem Einschreiten mit nicht-kriegerischen Mitteln, zu deren Entwicklung und zur Bildung und Unterhaltung der dazu notwendigen Institutionen. Verlagerte sie doch u.U. Konfliktbearbeitungskompetenz von Militär und militärisch-staatlicher Diplomatie (Machtpolitik) auf zivile Strategien und wahrscheinlich sogar (hauptsächlich) nicht-staatliche Akteure. Nicht Außenpolitik, sondern globale Ökologie- und Sozialpolitik stünden auf der Tagesordnung. Mit den glatt funktionierenden militärischen Aufmärschen demonstrieren Militärrituale jedoch die Selbstverständlichkeit von Sicherheit und Menschenrechtsschutz durch Militär. Militärische Konfliktbearbeitung wird zum gewöhnlichen Weg. Militär als Mittel der Außenpolitik wird *banal*.

Loyalität und Legitimität

Die Zertrümmerung individuellen Eigensinnes durch physische und psychische Gewalt ermöglichte die Institutionalisierung von Disziplin und Gehorsam in der militärischen Ordnung (vgl. Bröckling 1997). Für die Aufrechterhaltung dieser direkten und strukturellen Gewaltverhältnisse bedarf es kultureller Gewalt, also kultureller Praxen, die dazu dienen, direkte oder strukturelle Gewalt zu rechtfertigen oder zu legitimieren.[12] Bei Militärritualen geht es ihrem eigenen Anspruch gemäß aber um mehr als bloße Legitimation. So liest man in den *Informationen für die Truppe*, einem der Bundeswehr-Magazine:

> »Das öffentliche Gelöbnis ist eine würdevolle Veranstaltung und nur mit einem schlichten militärischen Zeremoniell verbunden. Die Symbolkraft hoheitlicher Elemente (z.B. Eides- u. Gelöbnisformel, Feststellung des Kommandeurs, Truppenfahne, Nationalhymne) soll die Soldaten auch emotional an ihre soldatischen Pflichten binden« (Flink 1998: 17 f.).

12 Galtung führt den Begriff der Kulturellen Gewalt ein als die »Aspekte der Kultur, der symbolischen Sphäre unserer Welt [...], die dazu benutzt werden können, direkte oder strukturelle Gewalt zu rechtfertigen oder zu legitimieren« (Galtung 1998: 341).

Im Effekt geht das noch über bloße Rechtfertigung hinaus. Mit diesen Ritualen wird die innere Bindung von Rekruten an den Staat gezielt gefördert. Damit werden die Soldaten dienstwillig und verfügbar gemacht. Nach Missalla sei das der entscheidende Punkt: Menschen verfügbar zu machen, die fraglos parieren (vgl. Missalla 1996: 5). Nationalstaatliche Symboliken verpflichten zur Loyalität und weisen ihr den Weg: Zur Ausübung direkter Gewalt im Kriegsfall, der heute meist Interventionsfall heißt. Hinzu kommt der Übergriff auf die religiös-kulturelle Sphäre. In den *Informationen für die Truppe* heißt es weiter:

»Die religiöse Beteuerungsformel stellt für Angehörige einer christlichen Religion und entsprechend auch für Mitglieder anderer Religionsgemeinschaften eine zusätzliche Bindungsbekräftigung dar« (Flink 1998: 17 f.).

Loyalität wird mit der Verwendung religiöser Kulturelemente aus dem metaphysischen Sicherheitsbedürfnis der Einzelnen abgeleitet. Der Alltagsglauben an die Heiligkeit »schon immer« geltender Traditionen begründet die Loyalität (vgl. Weber 1972: 159).

Der Loyalitätsproduktion innerhalb des Militärs dient die Legitimitätsproduktion nach außen hin. Die zentralen Ideologeme der Bundeswehr sind dabei die »Innere Führung«, der »Staatsbürger in Uniform« und die »Integration der Bundeswehr in die Gesellschaft« (vgl. Borkenhagen 1986). Auf den Widerspruch zwischen dem Konzept des »Staatsbürgers in Uniform« und der Wirklichkeit des Trends vom »Diplomaten in Uniform« zum »Soldat im Feuer«, dem wiederbelebten Soldatenbild des Kriegers, sei nur nebenbei hingewiesen. Wichtig ist, dass im Zusammenhang mit der »Integration der Bundeswehr in die Gesellschaft« immer nur auf die zivilisierende, kontrollierende Wirkung der Gesellschaft auf das Militär hingewiesen wird.

Die Bundeswehr mit demokratischem Anspruch und durchaus auch mit demokratischeren Formen im historischen Vergleich mit anderen deutschen Armeen oder im internationalen Vergleich mit anderen Militärapparaten steht im Vordergrund bundesrepublikanischer Selbstwahrnehmung. Die militarisierende Wirkung in der umgekehrten Richtung wird fast durchweg übersehen oder unterschlagen (vgl. Lebuhn 2003). Organisations- und Produktionsmechanismen sind militärisch geprägt: So existieren autoritäre Sozialisationsmuster in Schule und Ausbildung sowie hierarchisch-patriarchale Vergesellschaftungsformen in fast allen Lebensbereichen − von der Familie über die Arbeitswelt bis in den Freizeitbereich (vgl. Birckenbach 1981).

Hier – in der Grauzone zwischen Militärischem und Zivilem, wo das konventionelle Militarismustheorem mit seiner eindeutigen Spaltung der beiden Sphären analytisch nicht mehr weiterführt und daher Theoreme wie das der »Banalen Militarisierung« richtigerweise versuchen anzusetzen – liegen Militär und Gesellschaft in einem unauflösbaren Wechsel-

verhältnis gegenseitiger Prägung. Indem die militarisierende Wirkung jedes in einer zivilen Gesellschaft öffentlich oder verdeckt operierenden Militärapparats verschwiegen, gar geleugnet wird, indem ausdrücklich nur die zivilisierende Wirkung der »Integration der Bundeswehr in die Gesellschaft« hervorgehoben wird, werden die militärischen Mittel und deren Einsatz banalisiert.

Banalisierung durch Militärrituale: einige Verallgemeinerungsversuche zum Schluss

Die »eigentliche« Bedeutung von Militärritualen, wie z.B. dem Gelöbnis (aber auch Zapfenstreichen, Staatsempfängen, Paraden etc.), liegt in deren Funktion für die staatliche Selbstdarstellung und deren gesellschaftlicher Wahrnehmung. Sie stellen eine Art der öffentlichen Zeremonie dar, mit der sich der Staat über die Codierung seiner Funktionalität als bürokratischer Anstalt bildlich-sinnlich darstellt und dabei seine Gewaltmittel und deren Einsatz banalisiert, gewöhnlich macht. Dabei ist vor allem die Eigentümlichkeit des Gelöbnisrituals – Verbindung von spiritueller Ebene (Ritual, Eid und Selbstverfluchung, symbolgeladene Überhöhung des Ereignisses) und rationalisierender Thematisierung der Verpflichtungsleistung (Redebeiträge wichtiger Autoritäten, mediale Darstellung) wichtig. Sie bietet eine letztinstanzlich abgeleitete und abgesicherte und somit überzeugende Legitimation für die Eingliederung des Einzelnen in das Militär und des Militärs selbst in die Gesellschaft. In der Herstellung von Kriegsbereitschaft durch Banalisierung liegt neben der Vorbereitung und Führung von Kriegen die zentrale Funktion von Militär.

Die Wirkmechanismen von Militärritualen lassen sich nach ihren Zielgruppen zusammenfassen: 1. Effekte, die auf die direkt an den Ritualen beteiligten Individuen wirken: physische Überlastung im Drill, psychische Überlastung und Normen-Falle, Vermittlung von Tötungstechniken und Techniken der Gewissens-Suspendierung. 2. Effekte, die auf der Ebene der Institution Militär wirksam werden und deren inneren Zusammenhalt reproduzieren: »Gemeinsames Durchmachen« der unter 1. skizzierten individuellen Effekte von Drill stiftet und reproduziert die funktionierende Hierarchie, das Befehlssystem und den Korpsgeist. 3. Effekte, die aus dem Militär in die Gesellschaft wirken: Anlässlich aktueller Fragen (im staatsbürgerlichen Unterricht, in den Reden, in der unkritischen Berichterstattung) werden bestimmte Geschichtskonstruktionen hegemonialisiert, die Notwendigkeit der Institutionen des staatlichen Gewaltmonopols anthropologisiert und damit naturalisiert. Selbstverständlich wird die Tatsache, dass das Militär in den Soldaten Menschen zu Mitteln für politische Zwecke reduziert. Das Axiom »Jeder Staat braucht ein einsatzfähiges Militär« steht nicht zur Diskussion. Damit

werden die politischen Zwecke letztlich beliebig. Die Selbstverständlichkeit, mit der das geschieht, erlaubt es Militärrituale als Phänomene »Banaler Militarisierung« zu fassen.

Verschiedene Theoriezugänge erklären anhand unterschiedlicher Perspektiven auf ihre Kontexte und Gegenstände verschiedene Funktionen von Militärritualen. Einen Überblick darüber gibt folgende schematische Auflistung:

Theoriezugang	**Kontext/Gegenstand**	**Funktion von Militärritualen**
Marx Anderson	Einzelne in der Konkurrenz, Klassenwidersprüche	Symbolische, nationale Integration; Überhöhung
Weber Galtung Narr	Differenzierter Gewaltbegriff, legitimes Monopol physischer Gewaltausübung	Verweis auf die letztinstanzlich gewaltsame Herstellung/ Aufrechterhaltung von Marktbedingungen
Foucault (Deleuze) Bröckling	Zwang nach Staats-Innen, Krieg nach Staats-Außen	Militärsozialisation: Integration & Erziehung/Ausbildung hauptsächlich der männlichen Bevölkerungsteile
Luxemburg, Negri/Hardt	Nationalstaaten in der globalen Konkurrenz	Formalisierte Umgangsform für internationalen Umgang (Diplomatie); gleichzeitig latente Drohung mit der eigenen militärischen Handlungsfähigkeit

Abbildung 1: Funktionen von Militärritualen im Spiegel sozialwissenschaftlicher Theoriezugänge

Auffallend sind die Wechselwirkungen der zeremoniellen, militärischen Inszenierung mit der Gesellschaft. Die Wirkung der einzelnen Zeichen und Musiken, die Art und Weise der Diskussion um den Stil und die Mittel staatlicher Selbstinszenierung und die dort nachzuweisenden bewussten und unbewussten Denkbarrieren, gebrochen an ihrem eigenen »zivil«-gesellschaftlichen Anspruch, enthüllen die mit Hilfe des banalisierenden Militärrituals subtil durchmilitarisierten gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Tatsache, dass es keinem Staat bislang gelungen ist, seine Militärrituale durch nicht-militärische Formen öffentlicher, zeremonieller Selbst-Darstellung und Selbst-Vergewisserung ersetzt zu haben − sofern dies überhaupt jemals versucht worden ist − verweist auf die ungebrochene Bedeutung der Militärrituale in diesem Zusammenhang.

LITERATURVERZEICHNIS

Albrecht-Heide, Astrid (1990): »Patriarchat, Militär und der moderne Nationalstaat«. antimilitarismus information 20.6, S. 21-36.
Albrecht-Heide, Astrid (1996): »Laßt uns Männer machen. Über das militärische Gelöbnis als Initiationsritual«. GelöbNIX-Leporello, Berlin.
Belliger, Andréa/Krieger, David J. (Hg.) (1998): Ritualtheorien: Ein einführendes Handbuch, Opladen: Westdeutscher Verlag.
Bendele, U. (1984): Krieg, Kopf und Körper. Lernen für das Leben − Erziehung zum Tod, Frankfurt/Main: Ullstein.
Benjamin, Walter (Hg.) (1996): Nachwort. Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Billig, Michael (1995): Banal Nationalism, London: Sage.
Binder, Beate (1998): »Hauptstadtrituale«. Gelöbnix, Beilage der taz vom 8. Juni 1998.
Birckenbach, Hanne (1981): »Wehrdienst als Verlust und Befreiung von der zivilen Lebensweise«. In: Reiner Steinweg (Hg.), Unsere Bundeswehr? Zum 25jährigen Bestehen einer umstrittenen Institution, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 197-233.
Borkenhagen, F.H.U. (1986): »Innere Führung als Ideologie? Zur technokratischen Verkürzung eines Reformkonzeptes im Truppenalltag«. In: W.R. Vogt (Hg.), Militär als Gegenkultur? Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 273-282.
Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München: Fink.
Bundesministerium der Verteidigung/Informations- und Pressestab − Referat Öffentlichkeitsarbeit (1993): Eid und Feierliches Gelöbnis, Bonn.
Bund für Soziale Verteidigung (1995): Soziale Verteidigung: Konflikte gewaltfrei austragen − Militär und Rüstung abschaffen; Rundbrief des Bundes für Soziale Verteidigung e.V., Minden.
Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Caspar, G.-A./Marwitz, U./Ottmer, H.-M. (1986): Tradition in deutschen Streitkräften bis 1945, Herford: Mittler.
Durkheim, Émile (1981): Die elementaren Formen des religiösen Lebens [1912, fr.: Les formes élémentaires de la vie religieuse: Le systeme totémique en Australie], Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Edelman, Murray (1964): The Symbolic Uses of Politics, Urbana: University of Illinois Press.
Elias, Norbert (1989): Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Erdheim, Mario (1982): »›Heiße Gesellschaften‹ und ›Kaltes Militär‹«. Kursbuch 67 (März), S. 59-70.
Euskirchen, Markus (1998a): Das öffentliche Gelöbnis der Bundeswehr in der Diskussion, Berlin: Diplomarbeit Otto-Suhr-Institut für Politische Wissenschaften der Freien Universität Berlin.
Euskirchen, Markus (1998b): »Das Wachbataillon beim BMVg. Die Spezialisten für militärische Staatsrepräsentation«. antimilitarismus information 28.1-2, S. 35-41.
Euskirchen, Markus (2005): Militärrituale. Analyse und Kritik eines Herrschaftsinstruments, Köln: Papyrossa.
Flink, Thomas (1998): »Notwendiger Rückhalt. Eid und feierliches Gelöbnis«. Information für die Truppe (3/1998), S. 16-19.
Foucault, Michel (1981): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Freitag, W. (1997): »Das Dritte Reich im Fest«. Führermythos, Feierlaune und Verweigerung in Westfalen 1933-1945, Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte.
Frevert, Ute (1996): »Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit«. In: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlech-

tergeschichte: Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt/Main: Campus, S. 69-87.

Galtung, Johan (1998): Frieden mit friedlichen Mitteln: Friede und Konflikt, Entwicklung und Kultur, Opladen: Leske + Budrich.

Harder, Hans-Joachim/Wiggershaus, Norbert (1985): Tradition und Reform in den Aufbaujahren der Bundeswehr, Herford: Mittler.

Heinen, J. (1995): »Auf das richtige Maß kommt es an – die Absicherung von Veranstaltungen der Bundeswehr in der Öffentlichkeit: Weder kleckern, noch klotzen«. Truppenpraxis/Wehrausbildung (9/1995), S. 643-645.

Hicks Stiehm, Judith (1989): Arms and the Enlisted Woman, Philadelphia: Temple University Press.

Jennings Jr., Theodore W. (1998): »Rituelles Wissen«. In: Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.), Ritualtheorien: Ein einführendes Handbuch, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 157-190.

Jochheim, Gernot (1988): Soziale Verteidigung − Verteidigung mit einem menschlichen Gesicht: Eine Handreichung, Düsseldorf: Patmos.

Klang, K.A. (1989): »Zur Rechtmäßigkeit militärpolizeilicher Maßnahmen bei öffentlichen Veranstaltungen der Bundeswehr«. NZWehrr (1/1989), S. 25-44.

Koneffke, Gernot (1986): »Militärische Sozialisation und pädagogische Kritik«. In: Hans-Jochen Gamm (Hg.), Militärische Sozialisation, Darmstadt: Technische Hochschule Darmstadt, S. 109-125.

Koselleck, Reinhart (1998): Zur politischen Ikonologie des gewaltsamen Todes, Basel: Schwabe.

Koselleck, Reinhart/Jeismann, M. (1994): Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München: Fink.

Krippendorff, Ekkehart (1985): Staat und Krieg. Die historische Logik politischer Unvernunft, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Lange, Sven (2003): Der Fahneneid. Die Geschichte der Schwurverpflichtung im deutschen Militär, Bremen: Edition Temmen.

Lebuhn, Henrik (2002): Das öffentliche Rekrutengelöbnis der Bundeswehr: Zur Herrschaftsreproduktion im Staats- und Militärritual, Berlin: Diplomarbeit Otto-Suhr-Institut für Politische Wissenschaften der Freien Universität Berlin.

Lebuhn, Henrik (2003): »Militär macht Schule«. Erziehung und Wissenschaft (12/2003), S. 26.

Maltry, K. (1994): »Die friedfertige Frau – ein patriarchaler Mythos«. antimilitarismus information 24.6, S. 46-52.

Messerschmidt, Manfred (1988): Militärgeschichtliche Aspekte der Entwicklung des deutschen Nationalstaates, Düsseldorf: Droste.

Miller, Alice (1981): Du sollst nicht merken: Variationen über das Paradies-Thema, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Missalla, Heinrich (1996): »Militär und Katholizismus«. GelöbNIX-Leporello, Berlin.

Morgan, Elaine (1975): Der Mythos vom schwachen Geschlecht: Wie die Frauen wurden, was sie sind, Frankfurt/Main: Fischer.

Mosher Flesher, M. (1997): »Repetitive Order and the Human Walking Apparatus: Prussian Military Science Versus the Webers' Locomotion Research«. Annals of Science 62.5 (September), S. 463-487.

Narr, Wolf-Dieter (1980): »Physische Gewaltsamkeit, ihre Eigentümlichkeit und das Monopol des Staates«. Leviathan (4/1980), S. 541-573.

Opitz, E./Rödiger, F. S. (1994): Allgemeine Wehrpflicht. Geschichte − Probleme − Perspektiven, Bremen: Edition Temmen.

Rommelspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur: Texte zu Fremdheit und Macht, Berlin: Orlanda.

Scherf, Henning (2005): »Krawalle am Weserstadion. Das Bremer Gelöbnis vom 6. Mai 1980«. Militärgeschichte. Zeitschrift für historische Bildung (1+2/2005), S. 30-31.

Stein, Hans-Peter (1986): Symbole und Zeremoniell in deutschen Streitkräften vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Herford: Mittler + Sohn.

Theweleit, Klaus (1977/78): Männerphantasien, 2 Bde., Frankfurt/Main: Verlag Roter Stern.
Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2003): »Banaler Militarismus«. Ossietzky (20/2003), S. 690-691.
Vogel, Jakob (1997): Nationen im Gleichschritt. Der Kult der »Nation in Waffen« in Deutschland und Frankreich, 1871-1914, Göttingen: David J. David J. Vandenhoeck + Ruprecht.
Weber, Max (1971; 1921): Gesammelte politische Schriften, Tübingen: Mohr.
Weber, Max (1972; 1921): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen: Mohr.

Militär und Sport: Symbiotische Beziehungen um Nation, Leistung und Disziplin

Fabian Virchow

»Sport« – diesen schlichten Titel trägt ein Holzschnitt von Gerd Arntz aus dem Jahre 1938. Die Arbeit zeigt drei Figuren, die in einer Diagonalen von links oben nach rechts unten angeordnet sind: in der Mitte einen Hürdenläufer im Sport-Dress beim Überspringen einer Hürde, fast die gesamte rechte Bildhälfte einnehmend einen in Gefechtsqualm gehüllten Soldaten beim Überspringen eines Stacheldrahtverhaus und in der linken oberen Bildecke eine Frau, die Beifall klatscht. Den beiden Männern ist ihre Körperhaltung gemeinsam, allerdings hält der Soldat in seiner vorgestreckten rechten Hand eine Handgranate.

Diese Darstellung des Zusammenhangs von ›Sport‹ und ›Krieg‹ mag nicht nur daran erinnern, dass sich Beziehungen von Leibesübungen zur Militär- und Kampfausbildung historisch in vielfältiger Form verfolgen lassen (vgl. Mandell 1984; Mangan 2003), sondern kann in Deutschland angesichts der Ausrichtung der Sportinstitutionen und der Ausgestaltung sportlicher Praxis an den Interessen des kaiserlichen Militärs (vgl. Cachay 1988: 200-232), der Bedeutung des ›Wehrsports‹ in der Weimarer Republik (vgl. Bach 1981; Bernett 1981; Krüger 1993) und der Militarisierung des Sports im deutschen Faschismus (vgl. Pfeiffer 1987; Leis 2000: 45-67) nicht verwundern. Aber gilt die Botschaft des Holzschnitts, der zufolge Sport der Vorbereitung auf den Kriegseinsatz junger Männer dient und den Beifall der – hier ausschließlich weiblichen dargestellten – Zivilbevölkerung erhält, auch für bürgerlich-demokratisch verfasste Gesellschaften, in denen der klassische Militarismus seine Bedeutung verloren hat?

Dass Sport wie andere Bereiche sozialen Handelns auch sozial und kulturspezifisch durchformt ist und gesellschaftliche Verhältnisse in ihm ebenso zum Ausdruck gebracht wie durch ihn reproduziert werden, lässt sich – hier mit Blick auf das Militär/ische und den Krieg – historiogra-

phisch wie kultursoziologisch anhand zahlreicher Spuren in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern nachvollziehen. Zur Vermessung des in seiner Komplexität schwierig zu bestimmenden Verhältnisses von Militär, Krieg und Sport gehört nicht nur der Verweis darauf, dass militärtechnologische Innovationen, die die Möglichkeiten des Kampfes auf Distanz erweitert haben (z.B. Schießpulver, Artillerie), den Raum für andere, ebenfalls auf körperliche Fitness bauende Formen des Wettstreits geöffnet haben, sondern auch die zahlreichen Militär- und Kriegsmetaphern, die im politischen Sprachgebrauch wie in der Sportberichterstattung Verwendung finden (vgl. Shapiro 1989; Musolff 1990; Sherrard 1993) sowie die mediale Darstellung und Kommunikation von Krieg mit Begriffen aus dem Sport, welche das Geschehen in geografisch entlegenen Teilen der Erde möglicherweise etwas vertrauter erscheinen lässt (vgl. Aulich 1992; Rosenberg 1993). Zu den Spielen, in denen sich Dimensionen kriegerischen Verhaltens wiederfinden, gehört etwa das amerikanische Football-Spiel:

»Der Zweck dieses verkleinerten Kunstkriegs ist nicht der Tod des Feindes, sondern die Eroberung seines Territoriums. [...] Eine Analogie mit dem Krieg kann man auch in den Stangen sehen, die die Position des Balles zwischen einzelnen Aktionen markieren; die Stangen, die man *flags* nennt, sind das Äquivalent der Stecknadeln und Fähnchen auf einer militärischen Operationskarte: ›Hier sind wir, dort sind die Feinde.‹« (Guttmann 1979: 116 f.).

Literarisch ist dies besonders eindrucksvoll in Don DeLillos Football-Roman *End zone* zum Ausdruck gebracht worden (vgl. DeLillo 1972).

Schließlich existieren auch unmittelbare Interaktionen zwischen militärischen und sportlichen Akteuren, denen jedoch auch in der investigativen Sportsoziologie (vgl. Sugden/Tomlinson 1999) bisher wenig Beachtung geschenkt wurde, die jedoch am Beispiel der Bundeswehr im Mittelpunkt dieses Beitrages stehen sollen. Zu den mit dieser Untersuchungsperspektive verbundenen Facetten sportlicher Wirklichkeit gehören die Entwicklung des inzwischen symbiotisch mit den Sportverbänden verbundenen Systems der Spitzensportförderung der Bundeswehr, das Sport-Verständnis in der Bundeswehr und seine Nutzung zur Nachwuchsgewinnung für die Streitkräfte sowie als Integrationsmittel in bzw. für die Streitkräfte sowie die Bedeutung von Leistung und Disziplin im (spitzen-)sportlichen und militärischen Kontext.

SPITZENSPORT – AUSHÄNGESCHILD FÜR DAS MILITÄR

Am 15. November 1974 hielt der damalige Präsident des Deutschen Sportbundes (DSB), Willi Weyer, anlässlich der Grundsteinlegung für die Sportschule der Bundeswehr in Warendorf eine Rede. Darin äußerte er Dankbarkeit gegenüber der Bundeswehr und lobte das Bundesministerium der Verteidigung für die Offenheit gegenüber den Wünschen und Vorstellungen des DSB (vgl. Weyer 1974). Mit Blick auf die nur zwei Jahre zurückliegenden Olympischen Spiele in München erinnerte er daran, dass »in unseren Olympia-Mannschaften 1972 doppelt so viele Soldaten gestanden haben wie in denen des Jahres 1968«. Die von der Bundeswehr und dem DSB ergriffenen Maßnahmen seien demnach erfolgreich gewesen.

Bereits in der Konstituierungsphase der Bundeswehr suchten Repräsentanten der deutschen Sportverbände und -institutionen, unter denen es beispielsweise mit Carl Diem, Guido von Mengden oder Karl Ritter von Halt zahlreiche Funktionäre gab, die der NS-Diktatur in Spitzenpositionen treu gedient hatten (vgl. Weiß 1998: 85-86; 175), nach Absprachen mit der im öffentlichen Sprachgebrauch noch bis in die späten 1950er Jahre als Wehrmacht bezeichneten ›neuen deutschen Armee‹. Bei der 1954 in Düsseldorf stattfindenden Jahrestagung des DSB wurde die Erwartung formuliert, dass ein erneuter ›Missbrauch‹ des Sports durch das Militär ausgeschlossen wird.[1] In einer 1956 zwischen Vertretern der westdeutschen Sportführung und des Bundesverteidigungsministeriums getroffenen Vereinbarung hieß es folglich, dass es in der Bundeswehr keinen ›Knobelbechersport‹ geben werde (gemeint war u.a. die Durchführung von Sportübungen in Uniform und mit Ausrüstungsgegenständen) und dass die Bedingungen zum Erwerb des Deutschen Sportabzeichens auch als Leistungsmaßstab für den Sport in der Bundeswehr gelten würden; schließlich wurde die Bildung von Militärsportvereinen in der Weise geregelt, dass deren Gründung nur dort sinnvoll sei, wo es keine zivilen Sportvereine gebe (vgl. DSB 1956). Mit dieser Vereinbarung wollte sich der DSB nicht nur der Gründung von rivalisierenden Sportvereinen, wie es sie im Nationalsozialismus beispielsweise als Luftwaffen-Sportvereine gegeben hatte, erwehren; mit der Zurückweisung des ›Militarismus‹, der im ›Knobelbechersport‹ versinnbildlicht war, wurde die Propagierung eines ›unpolitischen‹ Sports verbunden. Dies bedeutete freilich nicht, dass sich führende Sportfunktionäre nicht positiv zur erneuten Aufstellung einer Armee und zur Wiederbewaffnung geäußert hätten.[2]

---

1 In den Jahren unmittelbar nach Kriegsende war der Entmilitarisierung des Sports in Deutschland auch von den Alliierten Aufmerksamkeit geschenkt worden (Glaser 1992: 75 ff.).

2 Diese Parteinahme zeigte sich auch Anfang der 1980er Jahre, als sich eine breite Protestbewegung gegen die NATO-Rüstungspolitik gebildet hatte. Im

Die Zurückweisung des zuletzt mit dem deutschen Faschismus verbundenen Militarismus, aber nicht des Militärs als solchem bildete in der Folgezeit die Grundlage einer engen Kooperation zwischen der Bundeswehr und dem DSB. Zu ihr gehörten logistische Unterstützungsleistungen bei sportlichen Großveranstaltungen, so etwa 1963 beim *Turnfest* in Essen, sowie die gezielte Förderung des Spitzensports im Kontext der Systemkonkurrenz. In der DDR hatte es bereits früh eine entsprechende systematische Förderung gegeben, in der die *Nationale Volksarmee* eine tragende Rolle spielte. Bereits 1956 war die *Armeesportvereinigung Vorwärts* gegründet worden, der zahlreiche Armeesportklubs folgten, deren Trainingsmöglichkeiten auch von Jugendlichen rege genutzt wurden (vgl. Balbier 2003). Diese Konstellation trug dazu bei, dass AthletInnen der DDR vergleichsweise gut bei den Olympischen Spielen abschnitten. Zwar hatte es in der Bundesrepublik Deutschland auch in den 1960er Jahren Unterstützung für Spitzensportler gegeben, die in den Streitkräften Dienst taten, und im Vorfeld der Olympischen Spiele in Mexiko im Jahr 1968 wurden spezielle Trainings in Berglagen durchgeführt, doch den Durchbruch in diesem Bereich stellten die nahenden Olympischen Spiele in München 1972 dar. Am 8. Mai 1968 eröffnete der Deutsche Bundestag der Bundeswehr per Beschluss die Option zur Einrichtung von *Sportfördergruppen* – eine Entscheidung, die die Integration der Sportförderung der Bundeswehr in das System des organisierten Hochleistungssports im DSB markiert (vgl. Sportschule 1993: 53). Die Verlagerung der 1957 gegründeten Sportschule der Bundeswehr vom bayerischen Sonthofen in das nordrhein-westfälische Warendorf im Jahr 1978, wo sich auf dem Gelände auch ein Olympiastützpunkt befindet, hat zur weiteren Vertiefung der Kooperation beigetragen (vgl. Karteusch 2003).

Die systematische militärische Sportförderung, die es auch in Armeen anderer Staaten gibt[3], hat bei der Bundeswehr Anfang des 21. Jahrhunderts den Umfang von insgesamt 25 Sportfördergruppen erreicht, denen etwa 740 SportlerInnen aus 67 Sportarten zugerechnet wurden (vgl. Biewald 2003: 106). Zu den geförderten Sportarten zählten u.a. Fußball, Rudern, Schwimmen, Boxen, Schießen, Kanu fahren, Rugby, Minigolf, Schach und Billard. Zu den zentralen Voraussetzungen zur Aufnahme in die Sportförderung der Bundeswehr gehört ein entsprechendes Votum des jeweiligen bundesweiten Sportverbandes sowie die Bereitschaft, SoldatIn zu werden (vgl. Sportfördergruppe Neubiberg). Gehören die so ausgewählten SportlerInnen ohnehin bereits zu den Besten ihrer Diszip-

Rahmen einer Ansprache des damaligen DSB-Präsidenten Willi Weyer bei der Kommandeurstagung der Bundeswehr verwies dieser nicht nur darauf, dass Sport ein geeignetes Mittel sei, um junge Männer für die Bundeswehr zu interessieren, sondern betonte auch, dass sich der DSB nicht an Tendenzen beteiligen werde, die Bundeswehr zu ›verstecken‹ (vgl. Weyer 1983).

3 Vgl. für die USA z.B. das *Army's World Class Athlete Program* unter URL: <http.//www.dod.mil/ armedforcessports/>, [20.08.2005].

lin, so führt das Nichterreichen der im Rahmen des Sportförderprogramms gesetzten Ziele zur Rückversetzung in die militärische Einheit und den Verlust der mit dem Status SportsoldatIn verbundenen privilegierten Trainings- und Wettkampfmöglichkeiten.

Die militärische Sportförderung, deren Finanzetat sich auf jährlich 27 Mio. Euro beläuft (vgl. Hartmann 2004)[4], trägt maßgeblich zu den von deutschen Athleten erkämpften Olympischen Medaillen bei. Bei den Winterspielen im japanischen Nagano wurden 16 von 29 Medaillen von SportsoldatInnen gewonnen, d.h. knapp 55 %; vier Jahre später in Salt Lake City waren es 71 % (vgl. Bundesministerium der Verteidigung 1998: 6; Buse 2004). Bei den Sommerspielen 2000 in Sydney waren von den 428 aus Deutschland entsandten AthletInnen 113 SportsoldatInnen, die 24 von 56 Medaillen errangen. Bei den Spielen in Athen 2004 wurde ein gutes Drittel der SportlerInnen von SportsoldatInnen gestellt, die die Hälfte (24) aller Medaillen (48) gewannen (vgl. Gliem 2004). Das Team der Gewichtheber setzte sich ausschließlich aus Sportlern zusammen, die im Rahmen der Sportförderung der Bundeswehr trainieren. In einigen Disziplinen, wie etwa dem Bobfahren, gehören die Sportsoldaten seit Jahren zur Weltspitze.[5]

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich so eine enge Symbiose zwischen der Bundeswehr und den Sportverbänden im Bereich der Sportförderung entwickelt. Grieswelle hat bereits 1978 darauf hingewiesen, dass wegen der mit dem Trainingsaufwand gestiegenen Kosten nicht mehr die Vereine, sondern »Bundes- und Landesleistungszentren, überregionale Stützpunkte, überörtliche Wettkampf- und Trainingsgemeinschaften und die Fördergruppen der Bundeswehr zunehmend die ganze oder teilweise Betreuung der Spitzenathleten« übernehmen (vgl. Grieswelle 1978: 73). Diese Entwicklung hat sich weiter verfestigt und inzwischen zu einer signifikanten Abhängigkeit des Spitzensports und zahlreicher SpitzensportlerInnen von der Sportförderung der Bundeswehr geführt; entsprechend betonen Vertreter der Sportverbände deren herausragende Bedeutung. Hinsichtlich der Nordischen Ski-Weltmeisterschaften hieß es beispielsweise: »Ohne die Bundeswehrsoldaten wäre die Weltmeisterschaft im eigenen Lande zum Nullsummenspiel geworden« (Kebschull 2005: 92).

Obwohl die Sportförderung nach Aussagen des Sport-Dezernatsleiters im Bundesministerium der Verteidigung, Josef Nehren, »ursäch-

4 Reinsch spricht hingegen von 11,5 Millionen Euro (Reinsch 2004b).

5 Nach den Olympischen Spielen 2004 hat sich die Diskussion um eine Neuorganisation der Sportförderung intensiviert, insbesondere mit Blick auf den Sparkassen- und Giroverband, der mit einem Etat von 53 Millionen Euro der größte nichtstaatliche Sportförderer in Deutschland ist und eng mit der Bundeswehr und der Polizei kooperiert. Bezüglich der Sportförderung der Bundeswehr war Anfang 2005 an eine Reduzierung der Stellen von 744 auf 644 und der Zahl der Sportfördergruppen von 25 auf 15 gedacht (vgl. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 03.11.2004 sowie 06.11.2004).

lich nicht zu den Kernaufgaben der Bundeswehr« (zit. nach DTTB 2004) gehört, so hat sie dennoch

»einen hohen Stellenwert, der auch daran abzuschätzen ist, dass Spitzensportlerinnen und Spitzensportler das Bundeswehr-Logo abhängig von den entsprechenden Regelungen in ihrem jeweiligen Sport tragen oder im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit und Nachwuchsgewinnung der Bundeswehr eingesetzt werden« (DTTB 2004).

Solche »dienstliche[n] Einsätze« im Bundeswehr-Trikot sind auch geförderten SportlerInnen selbstverständlich: »Wir bestreiten Schaukämpfe und versuchen damit auch, den Menschen die Bundeswehr näher zu bringen« (Torben Wosik, Tischtennis-EM-Zweiter und Mannschafts-Vizeweltmeister sowie Hauptgefreiter).

Diese Zielsetzung hat bereits Anfang der 1980er Jahre der damalige Präsident des DSB, Willi Weyer, betont, als er in einem Interview mit der Zeitschrift *Truppenpraxis* dazu aufforderte, mit den sportlichen Erfolgen der Sportsoldaten offensiver für die Institution Bundeswehr Werbung zu machen (vgl. Weyer 1984: 10). In Richtung der Sportverbände formulierte der Ende 2005 aus dem Amt geschiedene Bundesminister der Verteidigung Peter Struck die Erwartung, dass diese in der Öffentlichkeit viel deutlicher machen müssten, dass viele ihrer erfolgreichsten SportlerInnen Dienst bei der Bundeswehr tun (vgl. Reinsch 2004b).

Sport als Integrationsofferte in Militär und Nation

Die Leistungen der SportsoldatInnen werden innerhalb der Bundeswehr umfangreich kommuniziert. Berichte von größeren Sportereignissen, an denen SportsoldatInnen teilnehmen, wie etwa die Biathlon-Weltmeisterschaften im thüringischen Oberhof, werden vom Militärsender *Radio Andernach* für die im Ausland eingesetzten Einheiten der Bundeswehr ausgestrahlt. Auf den Internet-Seiten der deutschen Streitkräfte nimmt das Thema Sport einen prominenten Platz ein, die wöchentliche Bundeswehrpublikation *aktuell* widmet mindestens eine ihrer wöchentlich meist zwölf Seiten dem Thema SportsoldatInnen, und zum Informationsangebot der Bundeswehr gehört auch eine Broschüre, die sich ausschließlich diesem Aspekt widme (vgl. Bundesministerium 1998).

Dienen die SportsoldatInnen der Bundeswehr nach außen als Werbeträger und Rekrutierungsmedium, so zielt ihre Unterstützung – soziologisch bedeutsam – auch auf die Motivation und Kohäsion der Truppe. In diesem Sinne wies der frühere Verteidigungsminister Manfred Wörner darauf hin, dass die SpitzensportlerInnen nicht nur die Jugend zu sportlichen Aktivitäten animierten, sondern zudem als »[s]portliche Vorbilder [...] das Gefühl der Zusammengehörigkeit« förderten. Denn wie die

»Frankfurter [...] stolz auf ›ihren‹ Olympiasieger« seien, so sind die »Soldaten der Bundeswehr [...] stolz auf die Siege und Erfolge, die ihre Kameraden erringen«; und schließlich seien, so Wörner, in vergemeinschaftlichendem Sprachgebrauch, auch »[w]ir Deutschen stolz auf die Leistungen unserer Mitbürger, der Sportler, die unser Land bei internationalen Wettkämpfen vertreten«, woraus sich ein »Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Stolzes auf die Leistungen unserer Kameraden« (Wörner 1984) ergebe. Eine Hauptfunktion der Anteilnahme an sportlichem Geschehen besteht in »der Integrationsleistung des Sports, indem ein gruppenspezifisches Zusammengehörigkeitsgefühl erweckt wird. Die Großgruppen des Staates und der Nation [hier sei ergänzt: des Militärs, F.V.] bedürfen solcher Erlebnisse, weil sie für den einzelnen nur schwer real und konkret erfahrbar sind« (Grieswelle 1978: 91). Diesem Verständnis folgte auch zwanzig Jahre später ein Kommentator in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der die Erfolge der SportsoldatInnen als Beitrag zum ›nation-building‹ in einem Land anpries, das über Jahrzehnte geteilt gewesen sei (vgl. Reinsch 2004a).

Dass Sport als paradigmatisches Feld der Rekonstruktion von (Staats-)Nationen gelten kann, lässt sich an sogenannten ›Nationalsportarten‹ (Horak/Spitaler 2003) und (internationalen) Großveranstaltungen (vgl. Geyer 1972: 80-84). So stellen etwa die Eröffnungszeremonien der Olympischen Spiele solche »elaborately staged and commercialized narratives of nation« (Hogan 2003: 102) dar. Die im Rahmen der Inszenierung angebotenen Erzählungen

> »dramatize national myths, experiences, and values, focusing on such themes as the antiquity of the nation and the struggles, triumphs, courage, and character of its people« (ebd.: 104).

In die Eröffnungszeremonie der Olympischen Winterspiele in Salt Lake City, nur wenige Monate nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001, wurden mit dem Auftritt des Kapitäns der Eishockey-Mannschaft, die zur Hochzeit des Rüstungswettlaufs zwischen der USA und der Sowjetunion das favorisierte Team der UdSSR im Kampf um die Goldmedaille 1980 bezwungen hatte, Inszenierungselemente eingewoben, deren außen- und militär(politisch)e Konnotation im aktuellen Kontext unübersehbar war. So wurde die Eröffnungszeremonie als »another front in the U.S. ›war on terror‹« (ebd.: 117) bezeichnet.

Das Abschneiden der jeweiligen ›Nationalmannschaften‹, welches regelmäßig an der Zahl der gewonnenen Medaillen gemessen und in tabellarischen Rankings rasch erfass- und interpretierbar gemacht wird, gilt auch als Indikator für das ›nationale Prestige‹ eines Landes. Staatsoberhäupter interpretieren das schlechte Abschneiden der Olympiateams als ›Nachlassen unserer einst bewunderten nationalen Stärke‹ (John F. Kennedy) bzw. ›nationale Schande‹ (Charles de Gaulle) (vgl. Binder 1972:

87); entsprechend ist die Teilnahme an Endspielen und mehr noch deren Gewinn eine häufig genutzte Gelegenheit für die Repräsentanten der Staatsnation, sich und das nationale Kollektiv in Szene zu setzen.

Die gesellschaftliche Reichweite des Sports als massenkulturelles Phänomen, insbesondere bei Großereignissen wie Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen, ist enorm. Die Erinnerung an sie trägt – wie die Erinnerung an Kriege – beträchtlich zur Konstruktion ›nationaler Identität‹ bei. Der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft im Jahre 1954, mythologisiert als der ›Triumph von Bern‹, wurde zeitgenössisch von vielen Sportfunktionären in Deutschland als Ausdruck ›wahren Deutschtums‹ gefeiert und in zahlreichen Medien und großen Teilen der Bevölkerung als wichtiger Schritt der Überwindung des Pariah-Status im System der internationalen Beziehungen gewertet (vgl. Heinrich 2003). Zahlreiche Länderspielbegegnungen von Fußballnationalmannschaften, etwa England gegen Deutschland (Maguire/Poulton/Passamai 1999), England gegen Argentinien (Alabarces/Tomlinson/Young 2001; Bishop/Jaworski 2003) oder USA gegen Iran (Delgado 2003), bieten medial vermittelte Gelegenheiten, ›sleeping memories‹ zwischenstaatlicher Konflikte und national(istisch)e Untertöne aufzurufen (Sack/Suster 2000). Sport

»reinforce[s] antagonisms bred on battlefields, keep[s] alive memories of ›battles long ago‹, defeats deep in the past and victories recorded in history books, and as such exacerbate[s] antipathy, fuel[s] hostility and extend[s] dislike« (Mangan 2003: 4).

Findet sich aufgrund des erfolgreichen Abschneidens des Radrennfahrers Jens Voigt bei der ›Tour de France‹ 2005 auf der Titelseite der *BILD*-Zeitung die Schlagzeile »Endlich wieder ein deutscher Held!«[6], so ist dies lediglich ein aktuelles Beispiel für die Bedeutung, die dem Sport als »nationalistische Sprache« (Morgan 1997: 11)[7] bei der (Re-)Konstruktion ›nationaler Identität‹ zukommt. Bedürfen Nationen als »symbolische Konstruktionen« (Balibar/Wallerstein 1990: 96) der fortwährenden Reproduktion in unzähligen, meist unspektakulären Interaktionen des Alltags (vgl. Billig 1995; Miller 1995; Thomas 2003), so eignet sich Sport hierzu besonders gut, da an den mit ihm – in den Wettkampfarenen wie

6 *Bild*-Zeitung vom 11.07.2005, S. 1.

7 »Sports are themselves a kind of language (where language is broadly understood to include not just the words we speak and write but the various gestures, movements, actions, rituals, and symbols we use to communicate with our peers), which, in telegraphing the values and beliefs that are most dear to the (national) communities we belong to, provide us narrative glimpses into the moral character of our communities. They are able to do this by constantly reminding us who we are and who we might yet hope to become by spinning yarns that convey an image of the people we claim to be now and aspire to be in the future.« (Morgan 1999: 51).

in seiner medial vermittelten Präsenz – verknüpften und sozial gelebten sowie interaktiv hergestellten Praxen einerseits eine große Zahl von Menschen partizipieren, andererseits in seinen »narrative contributions« (Morgan 1999: 51) offener als andernorts kulturelle und nationale Stereotypisierungen vorgenommen werden können (vgl. O'Donnell 1994) bzw. das Ausleben nationalistischer Gefühle mindestens toleriert wird (vgl. Horak/Marschik 1996). »The sportsfield and battlefield are linked as locations for the demonstration of legitimate patriotic aggression« (Mangan 1999: xii).

Angesichts des breiten Interesses des Publikums am Spitzensport, der als bedeutender Teil der Populärkultur insbesondere bei männlichen Jugendlichen und Erwachsenen zu den häufigsten Themen der Alltagsgespräche gehört, sowie der Bedeutung von Sportheroen als Bezugspunkte eines ›nationalen Wir‹ (vgl. bspw. für Österreich: Marschik 1998) lässt sich begründet vermuten, dass dort, wo der Sportler als ›nationale Figur‹ mit dem Soldaten, der historisch ebenfalls als ›nationale Figur‹ bzw. als ›Vertreter des nationalen Interesses‹ konstruiert wurde (vgl. Seifert 1997: 45), zusammenfällt – eben in der Figur des Sportsoldaten –, nicht nur die alltägliche Rekonstruktion der Nation, sondern auch des Militärs in besonderer Weise stattfindet.[8]

Nicht immer aber bleiben die verschiedenen Formen solchen ›Dienstes am Vaterland‹ widerspruchsfrei. Neben der Vereinigung in einer Person (SportsoldatIn) und der harmonischen Kombination der ›Stellvertreter der Nation‹ (SoldatIn *und* SportlerIn), die anlässlich eines Besuchs von Spielern der deutschen Fußballnationalmannschaft bei Bundeswehrsoldaten im Einsatz von der *BILD*-Zeitung auf die paradigmatische Schlagzeile: »Unsere Jungs bei unseren Soldaten«[9] gebracht wurde, gibt es auf der individuellen Ebene auch die Möglichkeit der Dissoziation (Sport *oder* Soldat). Hierfür mag als spektakuläres Beispiel die Entscheidung eines hoch-dotierten Football-Spielers der US-amerikanischen *National Football League* (NFL), Pat Tillmann, gelten. Dieser lehnte einen mit 3,6 Millionen Dollar dotierten Vertrag ab und meldete sich – beeinflusst durch 9/11 – stattdessen im Mai 2002 freiwillig zum Dienst bei den *US Special Forces*. Diese Entscheidung wurde in zahlreichen Stellungnahmen und Medienberichten in den USA als heldenhaft und vorbildlich bezeichnet. Als Tillman im April 2004 bei einem Einsatz in Afghanistan ums Leben kam, wurde ihm posthum nicht nur der *Silver Star* verliehen, sondern seine Beisetzung auch landesweit im Fernsehen übertragen. Die Nachrufe, z.B. des früheren Trainers der *Arizona Cardinals*, Dave

---

8 In einer Pressemitteilung des CDU-Bundestagsabgeordneten Klaus Riegert vom 3. September 2004 hieß es entsprechend: »Es ist in hohem Maße ein Verdienst der Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr, dass Deutschland beim Sport immer noch zu den führenden Nationen der Welt gehört«.

9 *BILD* vom 11. November 2002.

McGinnis, oder des NFL-Ausschussmitglieds Paul Tagliabue sahen in seinem Wechsel zum Militär eine ›Berufung‹ und stellten insbesondere heraus, dass er ›sein Land‹ über die persönlichen Interessen gestellt habe.[10] Allerdings hatte sich Tillman einer Instrumentalisierung seiner Entscheidung für (partei)politische Interessen bereits zu Lebzeiten zu verweigern versucht, indem er mehrere Anfragen des Pentagon ablehnte, das ihn gerne als Werbeträger auf Rekrutierungsplakaten der US Army abgebildet hätte. Eine extensive Instrumentalisierung seines Todes durch die US-Regierung wurde durch die Kritik seiner Eltern gestört, die der US Army vorwarfen, den Tod ihres Sohnes, der im sog. ›friendly fire‹ umgekommen war, nicht ernsthaft untersucht, stattdessen jedoch propagandistisch ausgenutzt zu haben (White 2005).

Jenseits solcher Ereignisdynamiken bietet die Konstruktion der Nation durch die Inszenierung der ›Stellvertreter der Nation‹ zahlreiche Möglichkeiten zur Reproduktion einer kollektiven Wir-Gemeinschaft. Internationaler Sport wie Militär greifen dabei auf eine Reihe lebendiger und artifizieller Repräsentationen zurück, die von Funktionsträgern des Staates über Wappen, Flaggen und Hymnen bis hin zu Auszeichnungen (Orden/Medaillen) reichen.

»Die Symbolik nationaler Überlegenheit auf Grund früheren Überschreitens einer Ziellinie versteht zudem ein Kind schon in relativ frühem Alter. Seit uns Rundfunk und Fernsehen zur Verfügung stehen, bedarf es nicht einmal mehr der Lesefähigkeit, um an diesem Erlebnis beteiligt sein zu können. Ist die Teilhabe an den Wir-Erlebnissen des Sports wegen seiner Allgemeinverständlichkeit nicht an intellektuelle Fähigkeiten gebunden, ist also insoweit die Integration umfassend, so ist sie es zusätzlich für die Angehörigen der Nation auch deswegen, weil der Sport für alle als eine Sache der Physis gleichsam wertneutral ist. Integration durch den Sport findet also auch bei nationalen Gruppen statt, die politisch, sozial oder ideologisch desintegriert sein mögen« (Geyer 1972: 79).

Sport als Rekrutierungsmedium

Hinsichtlich der Erfüllung der ihr gestellten Aufgaben und im Vergleich mit anderen gesellschaftlichen Akteuren wie beispielsweise politischen Parteien oder Medien genießt die Bundeswehr in der Bevölkerung ein vergleichsweise hohes Ansehen (vgl. Becker 2001: 134 ff., Biehl 2005). Dies korrespondiert jedoch nicht mit einer entsprechenden Bereitschaft junger Menschen, der Wehrpflicht bei der Bundeswehr nachzukommen oder sich für einen längeren Zeitraum zu verpflichten. Angesichts des einfachen Verfahrens, mit dem in der Bundesrepublik Deutschland heute der Kriegsdienst verweigert werden kann, und der gestiegenen Wahrscheinlichkeit, als Soldat in Auslands- bzw. Kriegseinsätze mit den damit

10 *USA today* vom 23. April 2004.

verbundenen Belastungen und Risiken geschickt zu werden, hat die Bundeswehr die Palette ihrer Informations-, Werbe- und Rekrutierungsmaßnahmen beträchtlich erweitert und modernisiert, um einen qualifizierten Personalbestand sichern zu können. Zusätzlich zu den traditionellen und medialen Präsentationen der Streitkräfte in der Öffentlichkeit, etwa in Gestalt der Ausstellung »Unser Heer«, von »Open-Ship«-Veranstaltungen oder der Quartalszeitschrift *Info-Post*, die sich an ein jugendliches Publikum richtet, organisiert die Bundeswehr inzwischen Events, bei denen Werbung für die Bundeswehr mit Musik- und Sportwettbewerben verbunden wird. Auf diese Weise soll von dem großen Stellenwert profitiert werden, die die beiden Aspekte Sport und Musik im Leben vieler Jugendlicher einnehmen.

Im Jahr 2002 organisierte die Bundeswehr erstmalig die *BW-Olympics*. Dabei wurden etwa eintausend junge Menschen im Alter von 16 und 17 Jahren für ein Wochenende in die Sportschule der Bundeswehr in Warendorf eingeladen, um sich bei Spaß und Musik neben der Teilnahme an Sportwettbewerben auch »über die attraktiven Karrierechancen zu informieren, die die Bundeswehr als Arbeitgeber bietet«.[11] Wer sich für derartige Veranstaltungen, bei denen Unterkunft, Verpflegung und Anreise von der Bundeswehr gezahlt werden, interessiert, kann sich via Internet in einen e-mail-Verteiler eintragen. Die etwa 800 sportbegeisterten Jugendlichen, darunter etwa 25 % junge Frauen, die im Jahr 2004 an den *BW-Olympics* teilnahmen, wurden mit Bussen auf das Kasernengelände gebracht, wo sie sich – wie Soldaten – gruppen- und zugweise aufstellen mussten, da es auch darum ging, die Bundeswehr kennen zu lernen bzw. – so eine Publikation der Bundeswehr – »die Bundeswehr als attraktiven Arbeitgeber zu präsentieren« (Bongaerts 2004: 8). Der erste Tag endete mit einer Party, die jedoch durch die für 23 Uhr angeordnete Bettruhe zeitlich begrenzt wurde. Während des Wochenendes fanden Wettkämpfe in den Disziplinen Fußball, Schwimmen, Beach-Volleyball, Leichtathletik und Orientierungslauf statt. Da sich die Bundeswehr auf dem Gelände nicht nur mit Informationsständen präsentierte, sondern auch Waffensysteme zeigte, konnten die Jugendlichen neben einem Hubschrauber auch »eine Fliegerfaust bestaunen« (Meier 2004: 38). Die Zielsetzung, Jugendlichen Einblicke in das soldatische Berufsbild zu geben, sie ansatzweise mit militärischen Gepflogenheiten vertraut zu machen und für den ›Dienst an der Waffe‹ zu gewinnen, schlägt sich auch in den bei den *BW-Olympics* ausgelobten Preisen nieder: Die SiegerInnen im Schwimmwettbewerb konnten eine Fahrt auf einem Schiff der Marine gewinnen; ein Besuch bei den Gebirgsjägern winkte den SiegerInnen im Fußballspielen, und in der mit militärischen Anforderungen am unmittelbarsten korrespondierenden Disziplin, dem Orientierungslauf, wurde den

11 »Rückblick 2002«. URL: <http://www.bw-olympix.de/kap_1_4.htm>, [20.08. 2005].

Erstplatzierten ein Flug zu Einheiten der Bundesluftwaffe auf der italienischen Insel Sardinien versprochen.

Macht dieses »jugendgerechte Angebot«, das einer »Punktlandung« (Otto 2004) gleichkomme, mit einigen Gepflogenheiten des militärischen Alltags vertraut (z.B. Antreten in Formation, verordnete Bettruhe), so bleiben andere Dimensionen, insbesondere die Realität des Krieges, Zerstörung, Verwundung und (möglicher) Tod unthematisiert. Eine solche Banalisierung von Militär und Krieg stellt auch die Kampagne *BW-Beachen `05* dar, bei der der staatliche Gewaltapparat im Sommer 2005 in Urlaubsorten als Veranstalter eines Beach-Volleyball-Wettbewerbes mit dazugehörigem Musikprogramm und Strandparty auftrat. Nach vier Vorausscheidungen fand das Finale in Warnemünde statt; zu den ersten drei Preisen gehörte ein Besuch der Beachvolleyball-WM 2005 in Berlin, ein Flug mit der Luftwaffe nach Sardinien sowie ein fünftägiges Sommercamp bei der Marine in Eckernförde. Da, so der Beauftragte für militärische Nachwuchsgewinnung, Generalmajor Wolfgang Otto, die Bundeswehr »in manchen Regionen nicht mehr vertreten« sei, habe sie nur »bei solchen Veranstaltungen [...] die Möglichkeit ihrer Zielgruppe zu zeigen, dass wir mehr sind als über den Kasernenhof marschierende Soldaten« (zit. nach Poulheim/Wilkens 2005). Auch im Rahmen dieser Veranstaltung wurde das Sportprogramm von Informationsangeboten über Laufbahnen und Verwendungen in der Bundeswehr begleitet und die teilnehmenden Jugendlichen erhielten zahlreiche Einblicke in militärische Abläufe und Aufgabenstellungen.

Leistung und Disziplin

Spricht man von Sport als kultureller Institution, die von festen Regeln gesteuert wird, die »Zeit, Raum, ›Spielzeug‹ und Handlungsführung der Tätigkeit normieren« (Grieswelle 1978: 33), so ist offensichtlich, dass die Stärke und Dichte der Normierung sozialen Handelns nicht in allen Bereichen des Sports gleich groß ist, sondern nach verschiedenen Variablen zu differenzieren ist. Die Bereiche des Spitzen- bzw. Hochleistungssports sind hoch normiert und teilen dies mit der Institution Militär. Betrachtet man den Leistungssport, so ist seit mehreren Jahrzehnten unübersehbar, dass SpitzensportlerInnen einer restriktiven Situation unterworfen sind, die durch Verwissenschaftlichung des Trainings, harte Disziplin und partielle Isolierung von der sozialen Umwelt sowie ein umfassendes Eingebundensein in einen Apparat von Betreuern und Funktionären gekennzeichnet ist. Diese Situation weist manche Parallele zur soldatischen Existenz auf, betont doch auch sie die große Bedeutung der Verbesserung der physischen Fähigkeiten in Verbindung mit der Kompetenz, unter Druck effektive Entscheidungen treffen zu können.

Zwar haben waffentechnische Innovationen die Bedeutung von Turnen und Gymnastik, in denen »die einfachen Bewegungen der Maschinenbedienung und die unkomplizierten Übungen des Kasernendrills in der damaligen Militärausbildung« (Wohl 1981: 126 f.) nachgebildet wurden und die so Teil der gesellschaftlichen Macht-Maschinerie jener Zeit waren, obsolet werden lassen; das mit der Ausübung des (Leistungs-)Sports verbundene disziplinierende Körper- und Bewusstseinsmodell und die »Abtrennung der sportlichen Bewegung von anderen sozialen und kulturellen Kontexten, ihre Institutionalisierung in Sonderräumen« (Gebauer/ Alkemeyer 2001: 125), schränkt jedoch auch heute individuelle Handlungsspielräume ein.

Diese Sonderräume sind jedoch nicht alleine – wie von Gebauer und Alkemeyer gezeigt – als Hallen und Stadien zu verstehen, die »Körperbewegungen aus anderen, alltäglichen Lebenszusammenhängen heraus[schneiden]« (ebd.); soziologisch bedeutsam ist die *Präsentation* des Sports als interessenfreie, Politik und Ökonomie antithetisch gegenüberstehende gesellschaftliche Sphäre. Trotz der Kenntnis der ökonomischen Prämissen des Sports, wie sie nahezu täglich in der Boulevardpresse anhand der Diskussion um Transferverhandlungen und Ablösesummen von Fußballspielern zu erkennen sind, wird der Sport in den Medien auch mittels der Platzierung (gesonderte Sportseiten, Sportblock in den Nachrichtensendungen durch eigene SprecherIn) als herausgehoben gegenüber bzw. unabhängig von den politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen dargestellt. Diese Neutralisierung des Sports – der Sport als ›leerer Signifikant‹ (Meier 2004) – ist Voraussetzung dafür, zentrale Werte und Normen der bürgerlichen Gesellschaft zu vermitteln, wie z.B. Leistungsbereitschaft und Disziplin.

Die Neutralisierung des Sportgeschehens erlaubt es, »den Sport als spezifischen Aspekt kultureller Praktiken zu positionieren« und »der Gesellschaft oder einzelnen Subgruppen via Sport Normen und Werte anzubieten und zu vermitteln« (ebd.). Für die Bundeswehr ist dabei bedeutsam, dass sie die Relevanz des Sportes auch darin sieht, dass durch ihn »das in Gesellschaft und Bundeswehr vorhandene Verständnis von Konkurrenz, Leistungsfähigkeit, Hierarchie, Disziplin und der Zusammenhalt in der Gruppe zum Ausdruck gebracht werden« (Keck 2003: 52) kann. Die Utilität der hier genannten Dimensionen sowohl für den Militärdienst wie für den Leistungssport sind unübersehbar; insbesondere gilt dies für Leistung(sbereitschaft) und Disziplin im Sinne einer als Internalisierung von Zwängen verstandenen Leistungsbereitschaft und Selbstdisziplin(ierung) (Seifert 1996: 159 ff.). Letztere mag von SpitzensportlerInnen – im Unterschied zu anderen Formen existenzsichernder Arbeit – nicht grundsätzlich als fremdbestimmter Druck erlebt und von einer gegen eigene Interessen und Fähigkeiten erzwungenen Routinearbeit geschieden werden, doch erfordern die sportlichen Höchstleistungen

»eine rigorose physische und psychische Disziplinierung der Spitzensportler [...] Sport als Spitzensport verlangt die Einstellung der ganzen Person auf die sportlichen Ziele; der Athlet muß seine Verhaltensweisen, auch in der Berufssphäre, auf diese Ziele und die damit verbundene Selbstdisziplinierung ausrichten. [...] Vielfach führt dies bei den Athleten zu Konflikten zwischen den Ansprüchen in Schule, Elternhaus, Beruf und Familie und den sportlichen Anforderungen; es ist zumeist schwierig, sportliche und außersportliche Rollen gleichzeitig und gleichermaßen auszufüllen, fordern doch alle hohe Investitionen in Zeit.« (Grieswelle 1978: 39).[12]

Die Disziplinierung richtet sich auch gegen den eigenen Körper, der als Gegner wahrgenommen wird und bezwungen werden soll (vgl. Steinbach 2004). Das gilt für SpitzensportlerInnen, die ihren Körpern immer neue Höchstleistungen abverlangen. Das gilt auch für SoldatInnen, von denen – etwa beim Zurücklegen langer Marschstrecken im Gelände – erwartet wird, den ›inneren Schweinehund‹ zu überwinden. Eine solche, der Körperformung in Militär und Sport inhärente »Disziplin und Härte gegen sich selbst« (Wörner 1984) hat mit dem der menschlichen Natur entsprechenden Bedürfnis, den Körper zu betätigen und sich dabei wohl zu fühlen, so wenig zu tun wie die normierten und normierenden Bewegungsabläufe, die im Militär antrainiert werden (Bröckling 1997).

Im Bereich der in den normalen Dienstbetrieb integrierten Sportausbildung in der Bundeswehr (›Breitensport‹)[13] verbindet sich der Gedanke des Aufbaus eines kameradschaftlichen Verhältnisses zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaftsdienstgraden mit der Zielsetzung, die SoldatInnen für die Erfüllung ihres Auftrages fit zu machen:

»Sport in der Bundeswehr dient [...] der Steigerung von Kraft und Ausdauer, der körperlichen und geistigen Beweglichkeit, der Gesundheit und der Entspannung. [...] Sport in der Bundeswehr ist [...] am Auftrag der Streitkräfte orientiert. Der Pilot in der Kanzel, der Kommandant eines Panzers, der Radarspezialist wie der Bordmechaniker, der Grenadier wie der Pionier, der Wehrpflichtige wie der Unteroffizier und jeder Offizier – sie alle müssen wissen, daß ihr körperliches Leistungsvermögen ein wesentlicher Beitrag dazu ist, daß unsere Abschreckung funktioniert« (Wörner 1984).

---

12 Entsprechend betonte bspw. Stabsunteroffizier Jörg Dallmann mit Blick auf den Eisschnelllauf, dass das Training viel Disziplin erfordere: »Wir haben keine Feiertage, die meiste Zeit geht für Training drauf«. (zit. nach Plischke 2004: 13).

13 Die reinen Vergleichwettkämpfe militärischer Teams, etwa im Rahmen des internationalen Verbandes *Conseil International du Sport Militaire* (CISM), bleiben in dieser Betrachtung unberücksichtigt. Bei den von den Reservistenorganisationen *Conféderation interalliée des Officer de Réserve* (CIOR) oder *Association Européenne des Sous-Officiers de Réserve* (AESOR) durchgeführten Militärsportveranstaltungen bilden Disziplinen wie Schlauchbootfahren, Schießen, Geländelauf, Handgranatenwurf und Hindernislauf das Wettkampfprogramm. Bei den Offizieren kommen Kenntnisse in Erster Hilfe und über internationale Abkommen wie die Genfer Konvention hinzu.

Dieser Breitensport in der Bundeswehr verstand sich seit Gründung der Bundeswehr in einem Sinne als nicht-militarisiert, dass er nicht »reine[r] Zubringerdienst für die Gefechtsausbildung« (Geermann 1984: 67) sein sollte, sondern zu den allgemeinen Ausbildungs- und Erziehungsmaßnahmen bzw. Dienstaufgaben gehörte. Wurde die Waffen- und Gefechtsausbildung laut Sportvorschrift der Bundeswehr (ZDv 3/10) auch dann nicht zur Sportausbildung gezählt, wenn sie wettkampfmäßig betrieben wurde, so wurde die Unterscheidung zugleich auf die konkreten Umstände und die Ausgestaltung dieser beiden Bereiche bezogen:

»Auch der Sportler wird zugeben müssen, daß es ein Unterschied ist, ob eine längere Strecke auf ebener Bahn in optimal bequemer Sportkleidung, deren Zweckmäßigkeit durch die Laufleistung bestimmt wird, zurückzulegen ist oder ob eine gleichlange Strecke im Gelände mit Kampfausrüstung und in Stiefeln im Rahmen eines Kampfauftrages bewältigt werden muß [...] letzteres ist eben kein Sport, sondern Gefechtsausbildung« (Geermann 1984: 68).

Aufgrund der im Laufe der 1990er Jahre politisch durchgesetzten Orientierung der Bundeswehr zu einer ›Armee im Einsatz‹ haben sich freilich auch die Ausbildungsrichtlinien und -maßnahmen der deutschen Streitkräfte verändert. Dies gilt auch für die Sportausbildung aktiver SoldatInnen, deren veränderte Ausrichtung in einer Weisung des Inspekteurs des Heeres festgehalten wurde. Ihr zufolge ist die Sportausbildung zu ergänzen um ein gesondertes militärisches Fitness-Programm, das ›militärische Konditionstraining‹ (MilKo). Zu den darin genannten Trainingseinheiten, die in Uniform durchzuführen sind, gehört bspw. eine Art militärischer Staffellauf von drei bis fünf SoldatInnen, bei dem Gegenstände wie ein Rucksack, ein Gewehr oder eine Munitionskiste als Staffelstab fungieren (Inspekteur des Heeres 1994: 16). Damit wird nicht die groteske Situation hergestellt, dass Soldaten in feldmarschmäßiger Uniform eine Riesenwelle am Reck exerzieren[14]; die in der Frühphase der Bundeswehr bedeutsame Abgrenzung vom ›Knobelbechersport‹, die schließlich dazu geführt hatte, dass der DSB in seiner Satzung den Passus ›Den Missbrauch des Sports zu militärischen Zwecken lehnt er ab‹ zu streichen und sich mit der Gründung von Bundeswehr-Sportvereinen zu arrangieren, scheint jedoch aufgeweicht.

Auch wenn die von Fischer (2002: 17) angeführte Unterscheidung »Being a lover of sport differs from being a lover of war« evident erscheinen mag, weil Sport als spielerische Imitation von Krieg um des Siegens willens und nicht wie der Krieg wegen ökonomischer und/oder politischer Zielsetzungen betrieben werde, so ist damit das Verhältnis von Sport und Militär in den jeweils historisch, sozial und kulturell situ-

14 Vgl. die Abbildung in *Truppenpraxis – Sonderheft: Sport in der Bundeswehr* 1984, S. 34.

ierten Kontexten selbstverständlich nicht erschlossen. Der vorliegende Beitrag hatte zum Ziel, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte zu symbiotischer Reife gelangte Kooperation der Bundeswehr und der Sportverbände zu verdeutlichen, bei der das Militär den Sport als Werbe- und Integrationsfaktor sieht, die Sportverbände hingegen die materiellen und personellen Ressourcen des staatlichen Gewaltapparates zur Ausbildung einer ›Leistungselite‹ nutzt, die nicht nur für sich selbst und die jeweilige Disziplin, sondern auch für die ›Nation‹ Ehre und Anerkennung zu erringen sucht. Diese Kooperation basiert nicht zuletzt auf der wie selbstverständlich vorausgesetzten, gelegentlich auch explizit positiv beschiedenen Existenz eines solchen staatlichen Gewaltapparats sowie auf der in beiden Feldern konstitutiven Praxis des Einschleifens von Körperhaltungen, die sich an Parametern wie Leistungsstreben, Ausdauerbereitschaft, Disziplin, Planmäßigkeit des Tuns, Regelmäßigkeit des Bemühens und Risikobereitschaft orientieren.

Werden soziale Ordnungen auch im Medium körperlicher Praktiken erzeugt und dem Sport über die Formierung des Körpers persönlichkeitsbildende Merkmale zugeschrieben, zu denen häufig neben Leistungsbereitschaft und Leistungswillen auch ›Fairness‹ und ›Achtung des anderen‹ gezählt werden, so kann doch nicht übersehen werden, dass – jenseits aller Beteuerungen – insbesondere im erfolgsorientierten Leistungssport, also dort, wo die ›Leistungsfähigkeit der Nation‹ im internationalen Wettbewerb dargestellt werden soll, Betrug und Unfairness keine Seltenheit sind und die Regelcodes durchbrochen werden. Ob diese dialektische Verschränkung von Verregelung und Regelverletzung auch für das Militär und seine Aufgabenstellungen konstituierend ist und in diesem Sinne einer weiteren Homologie von Sport und Militär nachzuspüren wäre, soll hier nicht diskutiert und entschieden werden. Es bleibt gleichwohl festzuhalten, dass jenseits des alltäglichen Verständnisses, wonach Sport der Vervollkommnung und Stärkung des Körpers und der Bildung der Persönlichkeit diene, dieser auch für politische und militärische Zwecke in Dienst genommen wird. In diesem Sinne wäre die von Luckham (1984) definierte ›armament culture‹ mit ihren weit gefächerten ›Produzenten‹ und ›Formen‹ um gesellschaftliche Felder zu ergänzen, in denen es ebenfalls zu einem symbiotischen Verhältnis zum Militär kommt.

LITERATURVERZEICHNIS

Alabarces, Pablo/Tomlinson, Alan/Young, Christopher (2001): »Argentina versus England at the France ’98 World Cup: narratives of nation and the mythologizing of the popular«. Media, Culture & Society 23, S. 547-566.

Aulich, James (1992): »Wildlife in the South Atlantic:graphic satire, patriotism and the Fourth Estate«. In: ders. (Hg.), Framing the Falklands war: nationhood, culture and identity, Milton Keynes & Philadelphia: Open University Press.

Bach, Hermann (1981): »Volks- und Wehrsport in der Weimarer Republik«. Sportwissenschaft 11.3, S. 273-294.
Balbier, Uta Andrea (2003): »Kampf um Gold. Spitzensportförderung in der Nationalen Volksarmee und in der Bundeswehr«. Militärgeschichte 13.4, S. 16-21.
Balibar, Etienne/Wallerstein, Immanuel (1990): Rasse Klasse Nation. Ambivalente Identitäten, Hamburg: Argument.
Becker, Johannes M. (2001): »Aspekte psychologischer Kriegsvorbereitung – Der Wandel der Legitimationsbasis für Militär in der Bundesrepublik Deutschland«. In: Ralph-M. Luedtke/Peter Strutynski (Hg.), Dem Krieg widerstehen. Beiträge zur Zivilisierung der Politik, Kassel: Jenior, S. 118-138.
Bernett, Hajo (1981): »Wehrsport – ein Pseudosport. Stellungnahme zu Hermann Bach«. Sportwissenschaft 11.3, S. 295-308
Biehl, Heiko (2005): »Armee im Einsatz. Meinungsbild der Bevölkerung zu Aufgaben und Einsätzen der Bundeswehr«. Information für die Truppe 49.1, S. 47-49.
Biewald, Nicole (2003): »Weit hinaus«. Y. Magazin der Bundeswehr 12/2003, S. 106-107.
Billig, Michael (1995): Banal nationalism, Thousand Oaks & London: Sage.
Binder, Sepp (1972): »Nun siegt man schön. Sportpolitik zwischen Milliarden und Medaillen«. In: Jörg Richter (Hg.), Die vertrimmte Nation oder Sport in rechter Gesellschaft, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, S. 87-100.
Bishop, Hywel/Jaworski, Adam (2003): »›We beat ’em‹: nationalism and the hegemony of homogeneity in the British press reportage of Germany versus England during Euro 2000«. Discourse & Society 14.3, S. 243-271.
Bongaerts, Nicolaas (2004): »›Wir haben gezeigt, was wir können‹«. BW-aktuell 39.24, S. 8-9.
Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München: Fink.
Bundesministerium der Verteidigung (1998): Sport, Bonn: BMVg.
Buse, Dietmar (2004): »Konzentration«. BW-aktuell 39.8, S. 3.
Cachay, Klaus (1988): Sport und Gesellschaft, Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.
Delgado, Fernando (2003): »The Fusing of Sport and Politics. Media Constructions of U.S. Versus Iran at France ’98«. Journal of Sport and Social Issues 27.3, S. 293-307.
DeLillo, Don (1972): End zone, Boston: Houghton Mifflin.
DSB – Deutscher Sportbund (1956): Mitglieder-Rundschreiben des DSB Nr. 9 vom 7. August 1956.
DTTB-Plätze beim ›Bund‹ auf dem Prüfstand (2004) [Online-Dokument], URL: http://tischtennis-weekly.de/archiv/20040415S3.html, [15.08.2005].
Fischer, Norman (2002): »Competitive Sport’s Imitation of War: Imaging the Completeness of Virtue«. Journal of the Philosophy of Sport 29, S. 16-37.
Gebauer, Gunter/Alkemeyer, Thomas (2001): »Das Performative in Sport und neuen Spielen«. Paragrana 10.1., S. 117-136.
Geermann, Reinhardt (1984): »›Knobelbechersport‹ im Heer?«. Truppenpraxis – Sonderheft: Sport in der Bundeswehr, 1984, S. 67-68.
Geyer, Horst (1972): »Stellvertreter der Nation. Repräsentation und Integration durch Sport«. In: Jörg Richter (Hg.), Die vertrimmte Nation oder Sport in rechter Gesellschaft, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, S. 75-87.
Glaser, Matthias (1992): Das Militärische Sicherheitsamt der Westalliierten von 1949-1955, Witterschlick/Bonn: Verlag M. Wehle.
Gliem, Sandra (2004): »Schaffen Vorbilder«. aktuell 41/2004 (11.10.2004), S. 1.
Grieswelle, Detlef (1978): Sportsoziologie, Stuttgart: Kohlhammer.
Guttmann, Allen (1979): Vom Ritual zum Rekord. Das Wesen des modernen Sports, Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.
Hartmann, Ulrich (2004): »Wasserski fürs Vaterland«. Süddeutsche Zeitung vom 28/29.08.2004.
Heinrich, Arthur (2003): »The 1954 Soccer World Cup and the Federal Republic of Germany’s Self-Discovery«. American Behavorial Scientist 46.11, S. 1491-1505.

Hogan, Jackie (2003): »Staging the Nation. Gendered and Ethnicized Discourses of National Identity in Olympic Opening Ceremonies«. Journal of Sport and Social Issues 27.2, S. 100-123.

Horak, Roman/Marschik, Matthias (1996): »›If you let them, they behave like the Mafia.‹ Football, Racism and Xenophobia in Austria«. In: Udo Merkel/Walter Tokarski (Hg.), Racism and Xenophobia in European Football, Aachen: Meyer & Meyer, S. 41-56.

Horak, Roman/Spitaler, Georg (2003): »Sport Space and National Identity. Soccer and Skiing as Formative Forces: On the Austrian Example«. American Behavorial Scientist 46.11, S. 1506-1518.

Inspekteur des Heeres (1994): »Kommandeurbrief 1/94 – Weisung zur Erhaltung und Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit im deutschen Heer«, Bonn 18.02.1994.

Karteusch, Klaus (2003): »Der Hardthöhenkurier berichtet hautnah über Sport in der Bundeswehr«. Hardthöhenkurier 19.2, S. 48-49.

Kebschull, Gerd (2005): »Heimspiel alpin«. Y 4/2005, S. 90-92.

Keck, Jörg Udo (2003): »Die Sportschule der Bundeswehr in Warendorf«. Hardthöhenkurier 2/2003, S. 50-54.

Krüger, Michael (1993): »›Das Turnen als reaktionäres Mittel‹ – Wilhelm Angerstein und die Disziplinierung des Turnens«. Sportwissenschaft 23.1, S. 9-34.

Leis, Mario (2000): Sport in der Literatur: Einblicke in das 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main & New York: Lang.

Luckham, Robin (1984): »Of Arms and Culture«. Current Research on Peace and Violence 7.1, S. 1-64.

Maguire, Joseph/Poulton, Emma/Possamai, Catherine (1999): »Weltkrieg III. Media Coverage of England Versus Germany in Euro 96«. Journal of Sport and Social Issues 23.4, S. 439-454.

Mandell, Richard (1984): Sport: A Cultural History, New York: Columbia University Press.

Mangan, J.A. (1999): »Foreward«. In: ders. (Hg.), Shaping the Superman: Fascist Body as Political Icon – Aryan Fascism, London & Portland, OR: Frank Cass, S. xi-xiii.

Mangan, J.A. (Hg.) (2003): Militarism, Sport, Europe. War Without Weapons, London & Portland, OR: Frank Cass.

Marschik, Matthias (1998): »Österreich und Europa – Österreich im Sport. Anmerkungen zum Beitrag des Sportes zur nationalen Identität«. Medienimpulse 6 (Nr. 24), S. 19-26.

Meier, Andreas (2004): »Die Bw-Olympix 2004«. Hardthöhenkurier 20.3, S. 38-39.

Meier, Jörg (2004): »Sport als ›leerer Signifikant‹: Die Neutralisierung des Sportes als Bedingung seiner kulturellen Bedeutungen«, [Online-Dokument], URL: <http://www.linksnet. de/drucksicht.php?id=1261>, [11.06.2005].

Miller, David (1995): On Nationality, Oxford & New York: Clarendon Press.

Morgan, William J. (1997): »Sports and the Making of National Identities: A Moral View«. Journal of the Philosophy of Sport 24, S. 1-20.

Morgan, William J. (1999): »Patriotic Sports and the Moral Making of Nations«. Journal of the Philosophy of Sport 26, S. 50-67.

Musolff, Andreas (1990): »Zur Analyse von Kriegsmetaphorik im öffentlichen Sprachgebrauch«. Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 21.2 (Nr. 66), S. 62-80.

O'Donnell, Hugh (1994): »Mapping the Mythical: A Geopolitics of National Sporting Stereotypes«. Discourse & Soceity 5, S. 345-380.

Otto, Wolfgang (Generalmajor) (2004) [Online-Dokument], URL: <http://www. bundeswehr.de/jugend/ 040607_olympix_2004.php>, [09.06.2004].

Pfeiffer, Lorenz (1987): Turnunterricht im Dritten Reich. Erziehung für den Krieg?, Köln: Pahl-Rugenstein.

Plischke, Sascha (2004): »Agenda 2010«. BW-aktuell 39.48, S. 13.

Poulheim, Nathalie/Wilkens, Holger (2005): »Die Jugend im Blick«. BW-aktuell 40.24, S. 6.

Regan, Patrick M. (1994): Organizing Societies for War. The Process and Consequences of Societal Militarization, Westport, CT & London: Praeger.

Reinsch, Michael (2004 a): »Medaillen auf Befehl«. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 14.01.2004.

Reinsch, Michael (2004 b): »Förderung des Spitzensports bleibt, Bundeswehr möchte das Logo sehen«. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 14.01.2004.

Rigauer, Bero (1982): Sportsoziologie. Grundlagen, Methoden, Analysen, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.

Rosenberg, Stanley D. (1993): »The threshold of thrill: life stories in the skies over South-East Asia«. In: Miriam Cooke/Angela Woollacott (Hg.), Gendering war talk, Princeton: Princeton University Press, S. 43-66.

Sack, Allen L./Suster, Seljan (2000): »Soccer and Croatian Nationalism. A Prelude to War«. Journal of Sport and Social Issues 24.3, S. 305-320.

Seifert, Ruth (1996): Militär – Kultur – Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten, Bremen: Edition Temmen.

Seifert, Ruth (1997): »Militär, Nation und Geschlecht: Analyse einer kulturellen Konstruktion«. In: Wiener Philosophinnen Club (Hg.), Krieg/War. Eine philosophische Auseinandersetzung aus feministischer Sicht, München: Fink, S. 41-49.

Shapiro, Michael J. (1989): »Representing World Politics: the sport/war intertext«. In: James der Derian/Michael J. Shapiro (Hg.), International/Intertextual Relations, Lexington: Lexington Books, S. 69-96.

Sherrard, C. (1993): »Gender and aesthetic response: sports reporting«. Paper presented at the conference of the British Psychological Society, London.

Sportfördergruppe Neubiberg (o.J.): Spitzensportförderung [Online-Dokument], URL: <http://www.unibw-muenchen.de/campus/SportFGrp/s_1_spispofoerd.htm>, [15. 08.2005].

Sportschule der Bundeswehr (Hg.) (1993): Sportschule der Bundeswehr. Porträt einer Schule, Koblenz: Mönch.

Steinbach, Dirk (2004): »Der Körper als Gegner«. BW-aktuell 39.24, S. 13.

Sugden, John/Tomlinson, Alan (1999): »Digging the Dirt and Staying Clean. Retrieving the Investigative Tradition for a Critical Sociology of Sport«. International Review for the Sociology of Sport 34.4, S. 385-397.

Thomas, Tanja (2003): Deutsch-Stunden. Zur Konstruktion nationaler Identität im Fernsehtalk, Frankfurt/Main & New York: Campus.

Weiß, Hermann (Hg.) (1998): Biographisches Lexikon zum Dritten Reich, Frankfurt/ Main: Fischer.

Weyer, Willi (1974): »Rede anlässlich der Grundsteinlegung für die Sportschule der Bundeswehr am 15. November 1974 in Warendorf« (Auszug). In: Sportschule der Bundeswehr (Hg.) (1993), Sportschule der Bundeswehr. Porträt einer Schule, Koblenz: Mönch, S. 32.

Weyer, Willi (1983): »Sport in der Verantwortlichkeit der Kommandeure«. In: Bundesministerium der Verteidigung, Führungsstab der Streitkräfte I 3 (Hg.), 26. Kommandeurtagung der Bundeswehr, Bonn: BMVg, S. 72-81.

Weyer, Willi (1984): »Interview mit DSB-Präsident Willi Weyer«. Truppenpraxis – Sonderheft: Sport in der Bundeswehr, Herford: Mittler & Sohn, S. 10-13.

White, Josh (2005): »Tillman's Parents Are Critical of Army«. Washington Post vom 23. Mai 2005, A 01.

Wörner, Manfred (1984): »Breite mit Spitzen«. Truppenpraxis – Sonderheft: Sport in der Bundeswehr, 1984, S. 1.

Wohl, Andrzej (1981): Soziologie des Sports, Köln: Pahl-Rugenstein.

MEDIALE DEUTUNGSANGEBOTE

»MILITAINMENT«: DER IRAK-KRIEG ALS »REALITY«-SHOW UND UNTERHALTUNGS-VIDEOSPIEL

ROBIN ANDERSEN

Die »Kampfhandlungen« – so die gegenwärtige Bezeichnung für die Invasionsphase im Irak-Krieg – wurden am 1. Mai 2003 mit der dramatischen, eigens für das Fernsehen inszenierten Landung des 43. Präsidenten der USA auf dem US-Flugzeugträger *Abraham Lincoln* für »weitgehend beendet« erklärt. Die Bildsequenz mit den Schlussszenen der Invasion zeigte einen triumphierenden George W. Bush in Kampfpilotenuniform, der im Cockpit eines Kampfjets auf dem vom Irak-Einsatz zurückkehrenden Flugzeugträger landete. Ein prachtvolles Banner verkündete vom Oberdeck in großen Lettern: »Mission Accomplished«, Mission erfüllt. Dabei hatte der Flugzeugträger extra wenden müssen, damit die Fernsehkameras nicht die Küste von San Diego im Hintergrund einfingen. Schließlich hatten doch die Offiziellen des Weißen Hauses erklärt, der Einsatz eines Kampfjets sei erforderlich gewesen, weil der Flugzeugträger sich noch zu weit draußen auf hoher See befunden habe, um für einen Hubschrauber erreichbar zu sein.[1]

In einer Kultur, die bis zum Überdruss mit Unterhaltungssendungen gefüttert wird, welche sich als unmittelbares Abbild der Realität ausgeben (»Reality-TV«), werden derartige Medienspektakel kaum noch als solche wahrgenommen, aber sorgfältige Analysen durch unabhängige Medienexperten ergaben, dass diese dramatische Landung fast identisch war mit Bildsequenzen aus dem populären Tom-Cruise-Film *Top Gun – Sie fürchten weder Tod noch Teufel* (1986) (vgl. dazu *Hollywood Victory*, eine Filmproduktion der Paper Tiger Television: New York City). Mit seiner filmreifen Landung griff der amerikanische Präsident auf filmische Erzählungen vom Glanz des Krieges und männlichen Triumphen

1 Jim Hightower schrieb dazu in *Alternet* vom 20.5.03: »Stellen Sie sich doch einmal vor, Eisenhower, Kennedy oder auch Vater George Bush – alles wirkliche Kriegshelden – hätten ihr Heil in einem solchen politischen Stunt gesucht.«

zurück. Die Berichterstatter aus dem kommerziellen Mainstream-Fernsehen enthielten sich weitestgehend kritischer Kommentare, hätten diese doch die einer solchen Produktion zu Grunde liegenden Werte und das fiktionale Koordinatensystem offen gelegt. Vielmehr verwiesen viele Fernsehleute, statt die Legitimität einer solchen Inszenierung in Frage zu stellen, lieber darauf, wie gut dem Präsidenten die Fliegeruniform stehe. Hätten sie nämlich die offensichtlichen Anleihen bei fiktionalen Vorbildern als Public-Relations-Gag diskreditiert, so hätten sie die Aufmerksamkeit damit auch auf die Unterhaltungsstrategien und -techniken der kommerziellen Medien gelenkt – und damit ausgerechnet auf die Problematik und die Methoden ihrer eigenen Berichterstattung über die Irak-Invasion.

In einer von den Medien bestimmten Kultur sind Präsidenten und Filmprominenz inzwischen austauschbar geworden: Präsidenten treten als Schauspieler auf und Schauspieler werden in politische Ämter gewählt. Die neue Kulturgeographie, in der die Grenzen zwischen Realität und Fiktion, Präsident und Schauspieler fließend geworden sind, ist eben jenes Biotop, das – sozusagen als Teil einer Verwertungskette – auch ein Produkt namens George W. Bush hervorbrachte, den ersten US-Präsidenten der Geschichte, der zum Action- und Abenteuerhelden wurde. In dieser Kultur lässt sich ein realer Krieg in Unterhaltung verwandeln, denn solche kulturellen Bilder sind inzwischen Teil des Arsenals von Beeinflussungsmöglichkeiten, wenn politische Führer in den Krieg ziehen. Die Inszenierung von Ereignissen ist Bestandteil eines ganzen Komplexes von Medienmanagement, Unterhaltungsstrategien und Kommunikationssteuerung, dem für die Kriegsführung im 21. Jahrhundert zentrale Bedeutung zukommt.

Der vorliegende Beitrag untersucht solche Querverbindungen zwischen Medienkultur, Kriegsberichterstattung und Militär aus unterschiedlichen Perspektiven. Bei unserer Erkundung dieser neuen Landschaft aus Krieg und Unterhaltung, für die sich inzwischen die Bezeichnung »Militainment« eingebürgert hat, soll versucht werden, Parameter, Ziele und Funktionen zu bestimmen. Unsere These lautet, dass sich die Berichterstattung über den zweiten Irak-Krieg am besten als »Militainment« verstehen lässt. Als das US-amerikanische Fernsehen sich auf die Berichterstattung über die Invasion im Irak vorbereitete, sicherten sich die Produzenten Satellitenverbindungen, Bildtelefone und Zugang zu den Schlachtfeldern, denn man plante – zum ersten Mal in der Geschichte – eine Live-Übertragung der Kämpfe in Echtzeit-Bildern. Dabei griff der neue Video-Krieg das neueste populäre Fernsehgenre auf – die »Reality-Show«, bestehend aus fortlaufenden narrativen Sequenzen, inszenierten Ereignissen und ikonischen Bildern. Auf diese Weise konnte die Berichterstattung über den Irak-Krieg auf zuvor nie gekannte Weise zur visuellen Unterhaltung werden.

Als kommerzielles Unternehmen trug Hollywood dazu bei, den »Krieg gegen den Terrorismus« als Produkt zu gestalten und zu vermarkten – so, wie Produktwerbung inzwischen regelmäßiger Bestandteil von Unterhaltungssendungen geworden ist. Bei ihrer Umsetzung im Fernsehen verwandte die Irak-Berichterstattung dramatische und unterhaltende Formen; mit ihrer Kombination unterschiedlicher Elemente aus kommerziellen Medien, insbesondere aus Spielfilmen, Videospielen und populären Fernsehshows, war und blieb sie ein hybrides Genre. Die ständige Verwendung von Begriffen wie »Top Gun« und »Profiles of Courage« im Fernsehen stellt implizite wie explizite Bezüge zu den Helden alter und neuer Kriegsfilme her. Wie wir noch sehen werden, spielt der Hollywood-Produzent Jerry Bruckheimer bei Produktion und Gestaltung des »Militainment« eine entscheidende Rolle. Diese Verschmelzung unterschiedlicher Bereiche hat jedoch auch strukturelle und ökonomische Gründe; als Schrittmacher fungiert die hochprofitable Entwicklung computergestützter Digitaltechnologien, an der sich Unterhaltungsindustrie und militärische Rüstungsindustrie gleichermaßen beteiligen. Die auffällig positive TV-Berichterstattung über fortschrittliche Waffensysteme, zum Beispiel computergesteuerte »intelligente« Bomben und unbemannte, ferngesteuerte Drohnen, die im High-Tech-Krieg zum Einsatz kommen, spiegelt letztlich nur die grafische Attraktivität interaktiver Videospiele, bei denen es vorzugsweise um das Kämpfen und Schießen geht. Vom Militär entwickelte und verbreitete populäre Videospiele dienen nicht nur der Unterhaltung, sondern sie kommen auch als Ausbildungs- und Rekrutierungsmittel zum Einsatz. Der für interaktive Videospiele typische visuelle Stil von Flugsimulationen und von Schießspielen aus der Ich-Perspektive wird nun auch verwendet, wenn in den TV-Abendnachrichten über den Krieg berichtet wird. Dieses neue audiovisuelle kulturelle Milieu gehört zum Militär-, Unterhaltungs- und Nachrichten-Komplex, der sich in nachhaltiger Form erst nach dem ersten Golfkrieg[2] herausbildete; damals waren wesentliche Weiterentwicklungen bei High-Tech-Waffensystemen erstmals in grafischer Form auf TV-Bildschirmen zu sehen gewesen. Die enge Verbindung zwischen Medienunterhaltung, Nachrichten-Berichterstattung und militärischer Hardware schreitet weiterhin schnell voran; sie soll hier im Einzelnen untersucht werden.

Es wird sich zeigen, dass »Militainment« in vielerlei Hinsicht Teil einer Kultur des »Banal Militarism« ist, in der das Drama, die Bilder, die Waffen und die Abläufe des Krieges als Bestandteil der Alltagserfahrung kultureller Zeichen und visueller Strategien akzeptiert werden. Unsere Untersuchung dieser neuen kulturellen Formation beginnt mit einem detaillierten Blick auf die Medienberichterstattung über die Irak-Invasion.

2 In der US-amerikanischen Sichtweise dominiert eine Zählweise, in die der Krieg zwischen Iran und Irak (1980-1988) nicht als erster Golfkrieg eingeht (Die Herausgeber).

DAS WARTEN AUF DEN KRIEG

Die Berichterstattung begann schon lange vor dem Anfang der eigentlichen Kampfhandlungen. Zwar demonstrierten am 15. Februar 2003, kurz vor der Invasion, Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten, in den europäischen Hauptstädten und auf der ganzen Welt erstmals in der Geschichte gegen einen Krieg, der noch gar nicht begonnen hatte, doch die Moderatoren von US-Fernsehnachrichtensendungen, wie Dan Rather von CBS und Tom Brokaw von NBC, standen bereits in Khaki-Uniformen in der Wüste, fuhren Militärlastwagen, sendeten Soldatenporträts, flogen in Helikoptern mit und berichteten im Voraus über High-Tech-Waffen und deren Möglichkeiten. »Wie lange lassen sich angesichts solcher Feuerkraft und angesichts all dieser Truppen, die in Stellung gebracht wurden und jetzt einsatzbereit sind, die Streitkräfte noch in Topverfassung halten?«, fragte sich Brokaw in einer NBC-Reportage am 18. Februar 2003, als er an der Nordgrenze Kuwaits über eine »Band of Brothers« berichtete.[3]

In der medialen Kriegsvorbereitung wurde ein militärischer Angriff auf den Irak als überwältigende Naturgewalt dargestellt, deren Urgewalt nicht zu stoppen sei. »Die Uhr tickt«, hieß es am 8. März im National Public Radio (NPR)[4]; die Soldaten in Kuwait würden sich bereits über »zu viel Herumwarterei« beschweren. Die militärischen Vorbereitungen seien wie ein »riesiges Gewehr, dessen Abzug von Tag zu Tag etwas stärker gespannt« werde.

Die Geschichten vom »Warten auf den Krieg«, die die Berichterstattung beherrschten, waren das erste Ergebnis eines groß angekündigten neuen Zeitalters militärischer Offenheit. Das Pentagon versprach einen seit dem Vietnamkrieg nie dagewesenen freien Zugang zu den Schlachtfeldern. Das Konzept der »Einbettung« von Reportern in militärische Einheiten stammte von der für die Pressearbeit zuständigen stellvertretenden Verteidigungsministerin Victoria Clarke. Zu Clarkes Expertise auf dem Gebiet der Public Relations gehörte nicht zuletzt ihre Tätigkeit für die Agentur Hill & Knowlton, die im ersten Golfkrieg für die Verbreitung des Horrormärchens von den Brutkästen in kuwaitischen Krankenhäusern gesorgt hatte, aus denen Saddam Husseins Soldaten die Babys herausgerissen und auf den Boden geworfen hätten, um sich mit den Kästen auf und davon zu machen. »Wir wollen eine robuste Berichterstattung«, sagte Clarke dem Moderator der Nachrichtensendung *Capital Report* des Kabelsenders CNBC, als sie die Idee von den »eingebetteten«

---

3 Titel einer für den Kabelkanal HBO (Home Box Office) produzierten gleichnamigen US-Fernsehserie aus dem Jahre 2001 über Soldaten im Zweiten Weltkrieg (dt. *Wir waren wie Brüder*).

4 NPR ist die erste nationale Senderkette des öffentlichen Rundfunks und Fernsehens.

Journalisten propagierte (19.2.03).[5] Diesem Angebot folgten Hunderte von Journalisten, um das Kampfgeschehen aus nächster Nähe verfolgen zu können. Es folgte ein ganzer Schwall von Geschichten über »Eingebettete«, die in Medien-Ausbildungslagern eine Grundausbildung absolvierten und dabei lernten, wie man mit Gasmasken umgeht und wie man mit schwerem Gepäck auf dem Rücken im Laufschritt die Kamera auf Soldaten richtet.

Viele Journalisten brachten hinsichtlich der Versprechungen des Pentagons, man dürfe die Truppen beim Einmarsch in den Irak begleiten, »hoffnungsvolle Skepsis« zum Ausdruck. Die Nachrichtenmoderatoren der großen Senderketten bereiteten ihr Publikum auf einen, wie sie sagten, unzensierten Krieg vor. Peter Jennings von ABC sagte den Zuschauern am 11. März, das Militär wolle, dass die Amerikaner »den Krieg sehen, wie er wirklich ist«. Eine derart gute PR hatte das Pentagon schon seit Jahrzehnten nicht mehr gehabt.[6] Andere Aspekte des Krieges, etwa die potenzielle humanitäre Katastrophe und anderes mehr, kamen in den Nachrichtensendungen nur sehr selten zur Sprache (vgl. Coen & Hart, 2003), denn im Vordergrund standen Front-Beiträge wie *Profiles of Courage* (CBS).

»Ein Mitglied des Teams«

Obwohl das Pentagon versprach, es werde keine »flächendeckende Zensur« geben, verheimlichte es seinen Wunsch nach einer gesteuerten positiven Berichterstattung nicht. Das Militär scheute keine Kosten, um einen medienfreundlichen Krieg zu produzieren. Für die offiziellen Pressekonferenzen in Qatar wurde als Hintergrund eigens ein Hollywood-Set aufgebaut. Presserestriktionen hatten jahrelang eine – für das Militär – positive Berichterstattung blockiert; es hatte nur überwiegend negative Berichte gegeben. So gab denn auch General Wesley Clark als CNN-Kommentator zu, die Restriktionen für Journalisten im Golfkrieg von 1991 seien ein »Riesenfehler« gewesen (vgl. Carol Brightman in *Alternet* vom 20.2.03): Es habe sich um »vielleicht die größte Panzerschlacht« gehandelt, »die es je gab, und doch wurde kein einziges Bild übermittelt oder dokumentiert«. Überdies war den Militärs nun die Notwendigkeit bewusst, sich bei der extensiven »Produktvermarktungskampagne« des Krieges (so der Stabschef des Weißen Hauses, Andrew Card, in der *New York Times* vom 23.3.03) die enormen Ressourcen der Medien zu Nutze zu machen.

5 CNBC ist ein reiner Nachrichtensender.

6 Die positive Berichterstattung war tatsächlich vorherzusehen, weil das Pentagon im ersten Golfkrieg gemerkt hatte, dass Journalisten ihre Aussichten, in Zukunft direkten Zugang zum Kampfgeschehen zu erhalten, wohl kaum durch kritische Berichte über die Militäroperation würden gefährden wollen.

Vielen Analytikern und Journalisten war von Anfang an klar, dass sich bei der »Einbettung« eine ganz andere Dynamik als in früheren Kriegen entfalten würde. In Vietnam bewegten sich Fotojournalisten und »Renegaten« bei der Kriegsberichterstattung frei im Gelände; sie suchten sich ihre eigenen Einheiten und verbrüderten sich mit Soldaten wie mit Offizieren. Die »Eingebetteten« im Irak dagegen besaßen keine Unabhängigkeit, keine Fahrzeuge und mussten für die gesamte Kriegsdauer bei den ihnen zugeteilten Einheiten verbleiben. Im Felde sollte es keine »kleinen Geschäfte auf Gegenseitigkeit« geben. In den alternativen Medien nahmen die Diskussionen über die Einbettung der Journalisten eine andere, kritischere Färbung an als in den Mainstream-Medien. Der altgediente Kriegskorrespondent Chris Hedges war einer der deutlichsten Kritiker der ganzen Idee.[7] In einem Interview mit Amy Goodman am 27.2.03 nannte Hedges das ganze Konzept »hinterhältig«; er sagte voraus, dass sich dabei ein »weiterer Mangel an Distanz« und ein »falsches Loyalitätsgefühl« ergeben würden.[8] Eine akkurate Berichterstattung erfordert journalistische Unabhängigkeit. Doch die Journalisten, die aus dem Irak berichteten, waren vom Militär vollkommen abhängig, nicht nur hinsichtlich ihrer Zugangsmöglichkeiten zum Kriegsgeschehen, sondern auch hinsichtlich ihrer medizinischen Versorgung und ihres eigenen Schutzes. Bei Pressekonferenzen in Kuwait City sagte man den Journalisten: »Wenn Sie Bestandteil der Einheit werden, so lautet der Grundgedanke, dann werden Sie auch Mitglied des Teams sein« (*Washington Post* vom 7.3.03). Militärische Aufpasser machten potenziellen »Eingebetteten« klar, dass normale journalistische Praktiken als illoyal gelten würden: »Reporter sollten nicht […] unabhängig Fakten recherchieren«, sagte Oberstleutnant Rick Long der *Washington Post* (7.3.03). »Wenn etwas Schlimmes passiert, dann ist es Aufgabe des Militärs, entsprechende Untersuchungen anzustellen.«

Die Pressestrategien des Pentagons waren insofern erfolgreich, als sie die Voraussetzungen für eine positive Berichterstattung schufen. Loyalität zu den Truppen sollte an die Stelle journalistischer Unabhängigkeit treten. Natürlich erleichterte die nach dem 11. September herrschende patriotische Grundeinstellung die Schaffung dieser positiven Be-ziehungen zwischen Presse und Militär. Einige Journalisten standen den militärischen Bemühungen von Beginn an sehr positiv gegenüber und zeigten dies auch. So sagte ein Reporter von *US News and World Report*, der

7 Hedges trat am 27. Februar 2003 bei Bill Moyers in *Now* (einer landesweit ausgestrahlten Fernsehsendung im öffentlichen Fernsehen PBS) und im Radioprogramm *Democracy Now!* auf (ausgestrahlt von Pacifica Networks, einer Kette unabhängiger Community-Sender, zu empfangen über Satellit und im Internet).

8 Hedges bezog sich auf eine weit verbreitete Haltung zum angemessenen Verhältnis von Reportern und Offiziellen. In vielen Lehrbüchern zum Journalismus (vgl. etwa Bennett 2001) finden sich warnende Beispiele mit der Mahnung, Journalisten sollten niemals die berufliche und emotionale Distanz zu ihren Quellen aufgeben.

seine Rolle mit den Bedürfnissen des US-Militärs identifizierte, am 19. 02.03 bei CNBC, da die Taliban über die Zahl der zivilen Opfer in Afghanistan Lügen verbreiteten, »werden wir als eine Art Wahrheitsbrigade« für das amerikanische Militär im Irak fungieren.

Als es dann am 19. März 2003 soweit war, als die »Final Hour« gekommen war, gab der Krieg ein perfektes Bild ab. Die Berichterstattung der ersten Tage verband Aufregung und Vorfreude mit der Begeisterung über die Feuerkraft und mit fotogenen Bildern von der Bombardierung Bagdads. Als am 21. März 300 Marschflugkörper in wenigen Minuten zwei Dutzend Gebäude in Schutt und Asche legten, hatten die Bilder unglaublicher Zerstörung das Erscheinungsbild malerischer pinkfarbener Wolken. Peter Arnett, erneut in Bagdad, rief aus: »Ein erstaunlicher Anblick, genau wie in einem Action-Film, aber das hier ist real.« Wie schon der erste Golfkrieg wurde auch dieser zweite totale Luftkrieg gegen den Irak als erregendes, erhebendes Ereignis gefeiert.

KRIEG OHNE VERANTWORTLICHKEIT

Nur wenige unschöne Bilder, aber natürlich nichts Erschreckendes, Scheußliches oder »Geschmackloses«, unterbrachen die kämpferische Erregung – der Krieg als Adrenalinstoß ohne Verantwortlichkeit. Opfer unter der Zivilbevölkerung passen einfach nicht in die Gefühlswelt des »Militainment« und so wurden sie in den amerikanischen Medien weitgehend ignoriert – in verblüffendem Kontrast zu den Berichten in der internationalen Presse. Amerikaner, die sich für die Auswirkungen auf die irakische Bevölkerung interessierten, scharten sich um Websites, um dort entsprechende Nachrichten und Bilder von verwundeten Zivilisten zu bekommen.[9] Im US-Fernsehen war der Tod zufällig, nie eine logische Folge des Krieges. So berichtete etwa der NBC-Korrespondent Jim Miklaszewski am 9. Februar 2003, das Pentagon mache sich wegen möglicherweise »tausender« irakischer Zivilisten große Sorgen, die »bei einer intensiven Bombenkampagne rein zufällig getötet werden könnten«. Doch später, am 21. März, benutzte derselbe Miklaszewski in einem Bericht die Phrase »chirurgischer Präzisionsschlag«. Jede Waffe sei »präzisionsgelenkt – tödlich genau darauf gerichtet, nur die Ziele zu zerstören, aber keine unschuldigen Zivilisten zu töten.« Wie Coen und Hart (2003: 17) zeigen, lässt sich die »Ansicht, alle US-Waffen seien ›präzise‹«, nur schwer mit der Auffassung vereinbaren, »dass alle zivilen Todesopfer der US-Angriffe ›Unglücksfälle‹ seien; doch in der US-Presse waren

9 Im Tagebuch eines jungen Mannes aus Bagdad, der unter dem Pseudonym Salam Pax schrieb, hieß es: »Womit hat Bagdad das verdient? Als eines der Gebäude, die ich wirklich liebe, bei einer riesigen Explosion in die Luft flog, war ich den Tränen nahe.«

beide Behauptungen gleichermaßen populär«. Die Weigerung, die logischen Konsequenzen der modernen Kriegswaffen anzuerkennen, zeigt einmal mehr, dass Kriegspropaganda im Spiel war.

Die wenigen Vorfälle, die in der Berichterstattung vorkamen, wurden auf eine Art und Weise kontextualisiert, dass das Einfühlungsvermögen blockiert und die emotionalen Auswirkungen minimiert wurden. Phil Ittner von CBS zum Beispiel, einer der »eingebetteten« Journalisten, zeigte am 24. März Bilder von verwundeten Kindern, allerdings nicht ohne den akzeptablen Kontext, dass dieser Krieg letztlich durch höhere Ziele gerechtfertigt sei. In seiner Bildtelefon-Geschichte aus dem südlichen Zentralirak zeigte er einen Soldaten, der ein kleines Mädchen in seinen Armen wiegte, und einen anderen, der das Gesicht streichelte. Sie seien

»herbeigeströmt, um zu helfen, wo sie konnten. Sie sind hier, um die Führung in Bagdad zu stürzen, in der sie eine Bedrohung ihrer eigenen Familien in der Heimat sehen. […] Es wäre ihnen auch lieber, sie hätten das nicht zu tun.«

DIE KRIEGSOPFER

Bei aller Erregung und bei all den patriotischen, in den Landesfarben rotweiß-blau gehaltenen Grafiken, die den heraufziehenden Krieg darstellten, geriet allzu leicht in Vergessenheit, dass Krieg mit Tod zu tun hat. Wenn Bomben ihr Ziel erreichen, dann kommen Menschen zu Tode, zumal in dicht besiedelten urbanen Zentren wie Bagdad. So sagte Chris Hedges zu Bill Moyers: »Wir haben kein Gespür mehr für das Wesen des Krieges. Und dessen Quintessenz heißt Tod« (*Now* vom 7.3.03). Und der Bestsellerautor und Aufklärungsjournalist Greg Palast (*The Best Democracy Money Can Buy* u.a.) sagte: »Wir haben die Iraker vergessen. Wer wird die Auswirkungen der Bombardements dokumentieren?«[10] Als ein anderer Journalist, der sich bald darauf vom US-Militär »einbetten« ließ, gefragt wurde, ob es erlaubt sei, Bilder von zivilen Opfern unter den Irakern aufzunehmen, lautete seine Antwort: »Wir erzählen nur die Story des US-Militärs; das müssen schon andere Journalisten übernehmen.«[11] Nachdem sich über 600 Journalisten beim Militär für die »Einbettung« hatten registrieren lassen, sagte Hedges voraus, dass die nicht eingebetteten oder »unilateralen« Journalisten, wie sie genannt wurden, es bei ihren Versuchen, unabhängig aus Bagdad zu berichten, sehr schwer haben würden. Sie würden »unter großen Druck geraten« (*Democracy Now!* vom 27.2.03).[12]

---

10 Persönliche Mitteilung an die Verfasserin.

11 Persönliche Mitteilung an die Verfasserin.

12 Unter solchen Umständen bleibt die Tötung einiger nicht »eingebetteter« Reporter durch amerikanische Truppen suspekt. So wurden am 8. April bei zwei ge-

Am Nachmittag des 23. März zerstörten ungefilterte Bilder aus dem irakischen Staatsfernsehen die große Illusion. Es waren tote Amerikaner zu sehen. Während die ganze Welt zuschaute, sendete Al-Jazeera Videoaufnahmen von blutigen Körpern gefallener amerikanischer Soldaten, die achtlos auf einem Steinfußboden verstreut waren. Iraker verhörten amerikanische Kriegsgefangene. Der Krieg, den man kaum noch erwarten konnte, hatte sich zum Problemfall entwickelt. Alternative Informationen machen den Krieg doch noch real und schrecklich. Fast über Nacht veränderte sich der Ton der Berichterstattung in den Medien – von einer, wie Aaron Brown von CNN zugab (*New York Times* vom 25.3.03), »draufgängerischen« Einstellung zu einer maßvollen Sorge über »eine weitere blutige, frustrierende Kampfsituation« (CNN, 24.3.03). Die Mischung aus Sentimentalität und visueller Sensationsberichterstattung war nur so lange äußerst erfolgreich, wie sie nicht in Frage gestellt wurde. Am Dienstag, dem 24. März, waren, wie die *New York Times* vermerkte, »an die Stelle eines Bildes furchteinflößender amerikanischer Feuerkraft Bilder der Verwundbarkeit getreten«. Das Spannungsmoment des Irak-Krieges als »Reality-Show« schlug um in ein anderes kulturelles Bezugssystem, in dem bestimmte Erinnerungen dominierten: Ein überwältigter Feind nahm Zuflucht zur Guerillataktik – mit dem Ergebnis, dass es amerikanische Gefallene, Hinterhalte, Gefallenenzählungen und Leichensäcke gab.

YellowTimes.org, eine Website, die Bilder von zivilen irakischen Opfern zeigte, wurde am 24. März vom Netz genommen. Im Bemühen, seinen nunmehr unberechenbaren Krieg unter Kontrolle zu bekommen, beseitigte das Pentagon die Empfangsmöglichkeiten für irakische Fernsehsignale. »Der Krieg, wie er wirklich ist« schien dem Pentagon nun viel zu heftig zu sein. An jenem Dienstag verkündete Dan Rather mit ausdrücklicher Billigung, das amerikanische Militär habe Saddams »Propaganda-Kanal« (so CBS) den »Stecker herausgezogen«.

Eine Schar mythischer Krieger

Eine Möglichkeit der Militärstrategen, für eine positive Ausrichtung der Berichterstattung über den ersten Golfkrieg zu sorgen, bestand darin, Fernsehteams von Sendern lokaler Reichweite den Vorzug gegenüber Teams der nationalen Sender und Printmedien zu geben. Die Lokaljournalisten (»Hometowners«) erhielten wesentlich freieren Zutritt zum Schlachtfeld, weil der Leiter des US-Informationsbüros in Saudi-Arabien, wie er selbst zugab, Human-Interest-Storys bevorzugte (vgl. Nathan 1991: 26). Lokale Fernsehsender waren für Reportagen zur Stützung der

trennten US-Angriffen auf nicht »eingebettete« Kriegsberichterstatter drei Journalisten getötet.

Moral besonders gut geeignet, weil sie den Angehörigen daheim Botschaften und Bilder ihrer Jungen im Feld übermitteln konnten. Die Nachrichtenmoderatoren der großen TV-Networks lernten ihre Lektion und taten es zwölf Jahre später den Lokalsendern gleich, indem sie große Teile der nationalen Nachrichtensendungen mit Features über Soldaten und deren Familien füllten. Tom Brokaw von NBC versprach seinen Fernsehzuschauern in der Nachrichtensendung vom 18.2.03: »Später in der Sendung bringe ich noch einen bewegenden Beitrag über einen Sergeanten der 3. Infanteriedivision, der hier [in Kuwait] ist, während seine Familie in Amerika bleiben musste, und wie wir es geschafft haben, per Videoband einen Kontakt zwischen ihnen herzustellen.« Später durfte also Sgt. Charles Weaver seiner Frau und seinen Kindern zuwinken, während diese ihn über den Bildschirm von Brokaws digitaler Videokamera anstarrten – und alles zum Wohle des nationalen Fernsehpublikums.

CBS führte eine eigene Nachrichtenrubrik ein, die Soldatenporträts gewidmet war: *Profile of Courage*. So sagte Dan Rather in der Sendung vom 18.2.03:

»Später in der Sendung bringe ich noch ein Profile of Courage, die Geschichte eines amerikanischen Soldaten, der sein Leben schon mehrfach für sein Land riskiert hat, und warum er das freiwillig tut.«

Solche »Profiles« waren außerordentlich unkritisch und grenzten an Heldenverehrung. Indem sie Individuen, die ihr Leben riskierten, feierten, boten sie eine einzigartig positive Einstellung zum Krieg. Auf diese Weise wurden unabhängige Wertungen bewusst blockiert. Entsprechende Einsichten bieten von einem ganz anderen Standpunkt aus die Kriegsmemoiren von Soldaten. Man vergleiche etwa die Worte des bei NBC am 18.2.03 interviewten Sgt. Weaver (»Ich möchte den Test auf dem Schlachtfeld bestehen, aber der Gedanke, hinzugehen und die Familie eines anderen zu zerstören […] daran ist nichts Gutes«) mit den Berichten von Anthony Swofford, dem »Wüstensturm«-Veteranen, der *Jarhead* schrieb (erschienen 2003, der Buchtitel bezieht sich auf die kahl geschorenen Köpfe der US-Marines). Swofford und seine Einheit aus Marines-Scharfschützen feierten den unmittelbar bevorstehenden Kampfeinsatz mit einem Besäufnis und dem Anschauen von Kriegsfilmen. Solche Filme waren deshalb so beliebt, weil sie den Soldaten »magische Brutalität« boten und die »schreckliche, scheußliche Schönheit ihrer kämpferischen Fähigkeiten« feierten. Wie Swofford schreibt, sind »filmische Bilder von Tod und Gemetzel für die Männer beim Militär wie Pornographie«. Überdies enthüllte Swofford auch die Struktur der Beziehungen zwischen den von ihren Vorgesetzten präparierten Soldaten und Journalisten: Als Letztere Swoffords Einheit in der saudischen Wüste einen Besuch abstatteten, instruierte sein Unteroffizier die Truppen und wies sie an, ihre Hemden auszuziehen, ihre Muskeln zu zeigen und zu sagen, dass

sie an ihre Mission glaubten. Ähnlich routinemäßig verkündeten 2003 in vielen *Profiles of Courage* in den abendlichen Nachrichtensendungen die ausgewählten Soldaten, sie seien zum Militär gegangen, um ihre Familien und ihr Land zu schützen.

Bei der heutigen Freiwilligen-Armee spielen als Anreiz, in die Armee zu gehen, natürlich auch ökonomische Motive eine große Rolle. Swofford indes enthüllt auch weniger noble Motive. Der Anwerber für die Marines

> »machte mir mit Berichten über käuflichen Sex auf den Philippinen den Mund wässrig. […] Er garantierte mir, in Olongapo gebe es einen flotten Dreier schon für 40 US-Dollar. […] Ich war geködert.«

Solche Informationen könne seine »Mutter in den Broschüren natürlich niemals zu Gesicht bekommen«. Beim Vergleich mit einem breiteren Motivationsspektrum, das die ganze Bandbreite menschlicher Erfahrungen, Ausdrücke und Emotionen berücksichtigt, wird also schnell deutlich, dass das Fernsehen nur ein mythisches Stereotyp der im Irak kämpfenden Soldaten bot – eines, das Soldaten wie Fernsehzuschauern gleichermaßen schadet. Problemthemen wie Ungerechtigkeiten bei der Besoldung, das Golfkriegssyndrom oder die Kontroverse über den Einsatz von abgereichertem Uran in High-Tech-Munition, um nur einige zu nennen, sind nämlich viel zu kompliziert und herausfordernd, um neben der Gattung »Berichte über Kriegshelden« bestehen zu können, die in der Populärkultur so überaus beliebt ist. Zur Hebung der Moral an der Heimatfront geeignete Storys mit kameratauglichen Soldaten schufen jene inszenierten Helden, die das mythische Stereotyp im Gattungszentrum des »Militainment« bildeten.

Die Rettung der Gefreiten Lynch

Die dramatischste Geschichte des Krieges war eine Produktion des Pentagons für die Medien. Als die Invasionstruppen auf harten Widerstand trafen und mit starken Sandstürmen zu kämpfen hatten, sollte diese Geschichte die Moral des Landes wieder heben. Denn was der Krieg zu diesem Zeitpunkt benötigte, war eine verblüffende Wendung, die die Handlung vorantrieb – und eine solche wurde nun mit militäreigenen Kameras am Schauplatz aufgezeichnet. In den frühen Morgenstunden des 2. April zeigte das Militär auf einer Pressekonferenz im Zentralkommando in Qatar nächtliche Filmaufnahmen von der Rettung der Gefreiten Jessica Lynch. Die junge Soldatin war in einer Nacht-und-Nebel-Aktion von einem Spezialkommando aus einem Hospital in Nassirija befreit und in Sicherheit gebracht worden. Diese packende Story wurde einhellig als »kühnes Kommandounternehmen« bezeichnet (z.B. bei CNN am 8.4.03,

NBC am 6.4.03, ABC am 7.4.03). Für CBS (11.4.03) war es eine »Story fürs Geschichtsbuch – Jessica kehrt heim« und CNN erklärte am selben Tag: »Das tat ja so gut.« Das Nachrichtenmagazin *Time* schrieb am 14. April, diese Geschichte habe »einer Nation wieder Auftrieb gegeben, die sich fragte, was denn auf einmal aus der kurzen, sauberen Befreiung des Irak geworden sei«. »Hollywood«, schrieb das Blatt, »hätte sich eine so einzigartige Geschichte nicht besser erträumen können«.

Zweifel an der Authentizität dieser Geschichte wurden erstmals in der Londoner *Times* geäußert (16.4.03): Lynchs Rettung sei

»nicht die heroische Hollywood-Geschichte, die das US-Militär erzählt, sondern eine inszenierte Operation, die Patienten verschreckte und Ärzte, die um ihr (Jessica Lynchs) Leben gekämpft hatten, zu Opfern machte«.

Der *Times*-Bericht, basierend auf Interviews mit dem Krankenhauspersonal einschließlich des Arztes, der Lynch behandelt hatte, schilderte einen erschreckenden Angriff, bei dem Ärzte und Patienten in Handschellen gelegt und von den Soldaten verhört wurden – sogar ein gelähmter Patient, der am Tropf hing.

Bis Mitte Mai hatte die BBC den ganzen Vorfall gründlich recherchiert (vgl. BBC 2 vom 18.5.03). Man kam zu dem Schluss, dass Lynchs Story »einer der dreistesten Fälle von Nachrichtenmanipulation« sei, die »je erdacht wurden«. Obwohl der US-Angriff auf keinerlei Widerstand stieß, weil die Truppen der Iraker und der Baath-Führung am Vortag aus der Stadt geflohen waren, inszenierten die US-Truppen eine Befreiungsaktion im großen Stil:

»Es war wie in einem Hollywood-Film. Sie schrien ›Los, los, vorwärts‹, mit nicht geladenen Gewehren und mit Übungsmunition und Explosionsgeräuschen. Sie machten eine richtige Show aus dem amerikanischen Angriff auf das Krankenhaus – wie in Action-Filmen bei Sylvester Stallone und Jackie Chan« (BBC 2, 18.5.03).

Und Robert Scheer (vgl. *Alternet* vom 20.5.03) stellte fest: »Das Video war, vom Pentagon kunstvoll redigiert, als Beweis dafür in Umlauf gebracht worden, dass es bei der Befreiung Lynchs zu Kampfhandlungen gekommen war – was jedoch nicht der Wahrheit entsprach.«

Als das Filmmaterial der Rettung in Doha vorgeführt wurde, klangen die Worte von General Vincent Brooks irgendwie vertraut, nämlich ganz ähnlich wie ein Ausspruch aus dem Film *Black Hawk Down*:

»Einige tapfere Seelen haben ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um dies zu ermöglichen – getreu dem Credo, dass sie wissen, sie werden einen gefallenen Kameraden niemals im Stich lassen.«

Dieser kaum zu überhörende fiktionale Bezugspunkt brachte die BBC in ihrem Bericht vom 18.5.03 zu der Aussage:

»Das Pentagon stand unter dem Einfluss der Hollywood-Produzenten von Reality-TV und Action-Filmen, besonders unter dem des Mannes hinter *Black Hawk Down*, Jerry Bruckheimer.«

Ein im Nachrichtenmagazin *Time* (vom 14.4.03) zitierter Militärsprecher bezog sich sogar ausdrücklich auf den Film, als er sagte, die Rettungsaktion habe »perfekt funktioniert. Es war wie in *Black Hawk Down*, nur dass überhaupt nichts schief ging.«

Nach der *CentCom*-Pressekonferenz brachte die *Washington Post* am 3.4.03 die Schlagzeile »Sie kämpfte um ihr Leben«; Lynch habe mehrere Schussverletzungen davongetragen. Anschließend seien Jessica Lynch durch irakische Truppen auch noch Stichverletzungen zugefügt worden. Später, am 20. Mai, hieß es dann in der *Los Angeles Times*:

»Seither hat sich herausgestellt, dass Lynch weder Schuss- noch Stichverletzungen davontrug, sondern dass ihre Verletzungen von einem Unfall herrührten, als ihr Lastwagen sich überschlug. Eine medizinische Untersuchung durch amerikanische Ärzte bestätigte die Aussagen der irakischen Ärzte, die angaben, sie hätten ihre (Lynchs) Verletzungen sorgfältig versorgt, einen gebrochenen Arm und Oberschenkel sowie einen verrenkten Knöchel – in deutlichem Widerspruch zu US-Medienberichten, wonach die Ärzte Lynch ignoriert hätten.«

Auch wurde Jessica Lynch nicht vergewaltigt, wie es die *New York Post* in einem Aufmacher groß berichtet hatte.

Dieser Vorfall belegt, wie für die Kriege des 21. Jahrhunderts Kriegspropaganda im Gewande des »Militainment« neu erfunden wurde. Als der Irak-Krieg problematisch wurde, sah es für kurze Zeit so aus, als könnten die brutalen Realitäten die Oberhand über die Fiktionen gewinnen. Wies die Rettung Jessica Lynchs als klassische Schauergeschichte von der aus Gefahr befreiten Jungfrau für sich genommen bereits mythische Dimensionen auf, so stützte sie mit ihrer zusätzlichen Dimension neuer Kriegshelden-Texte und mit ihrem professionellen Timing erst recht die große Kriegserzählung. Jessica Lynchs Story enthielt mit Heldentum, Patriotismus und Empörung die für die Stützung der Moral an der Heimatfront erforderlichen Elemente. So konnte der Krieg in der amerikanischen Öffentlichkeit neue Unterstützung gewinnen.

Der Krieg ging weiter, wie geschaffen für das »Reality-Fernsehen«, und konnte nun seine nächste und letzte Handlungssequenz ansteuern: Es fehlte nur noch der Augenblick des siegreichen Triumphes.

»Weder choreographiert noch inszeniert«

Wenn Jessica Lynchs Errettung das Symbol für Amerikas Opferbereitschaft und Heldentum war, so wurde der Sturz des Saddam-Hussein-Denkmals auf dem Bagdader Firdos-Platz zur Ikone des Sieges über den

Irak. Und was noch wichtiger war, dieser Denkmalsturz konnte beweisen, dass die Iraker die amerikanischen Truppen willkommen hießen. Schon vor Kriegsbeginn hatte der Verleger und Autor John MacArthur in einem Interview behauptet, das Militär lege wie bei den triumphalen Bildern von der Befreiung Kuwaits im ersten Golfkrieg vor allem wegen »der Bilder des Sieges, des Fahnenschwenkens und der jubelnden Iraker« so großen Wert auf »eingebettete« Korrespondenten.[13]

Es sollte mehr als ein Jahr dauern, bevor die Wahrheit über die wankende Statue ans Licht kam. Zunächst wurde der Denkmalsturz in endlosen Wiederholungen im Fernsehen gezeigt; er wurde zum Bezugspunkt für einige der überschwänglichsten Medienkommentare im ganzen Krieg. Fast allen war die Bedeutung unmittelbar klar:

»Es ist eine Zeit zum Jubeln, vor allem weil die Fernsehkameras eines klar gezeigt haben – dass viele Iraker die Mission der Koalition unterstützen und in den USA und ihren Alliierten keine Feinde sehen, sondern Freunde und Befreier«,

hieß es im *Indianapolis Star* vom 10.4.03. »Dieses Bild sagt etwas über uns als Amerikaner aus«, verkündete *USA Today* am selben Tag, »über unseren pragmatischen Geist, unseren Glauben an die helfende Hand«. Und Ceci Conelly von der *Washington Post*, die am 9.4.03 im Fox News Channel interviewt wurde, war nur eine von vielen, die dieses Ereignis mit dem Fall der Berliner Mauer verglichen:

»Einfach diese Art purer emotionaler Freude, weder choreographiert noch inszeniert, so wie anscheinend vieles heutzutage abläuft. Wirklich atemberaubend.«

Die *Chicago Tribune* vom 10.4.03 beschrieb »eine Menge aus hunderten von Irakern« und fuhr fort: »Dies war der Tag, an dem sich der Nebel des Krieges lichtete. Und die ganze Welt konnte die Wahrheit sehen.«

Einige Reporter wiesen jedoch darauf hin, dass dieses Ereignis nicht ganz so eindeutig gewesen sei, wie es in den US-Medien meistens dargestellt wurde. »Wann immer die Kameras ein wenig zurücktraten, gaben sie den Blick auf eine relativ kleine Menge an der Statue frei«, hieß es etwa im *Boston Globe* vom 10.4.03. Im Juli 2004, mehr als ein Jahr später, zitierte die *Los Angeles Times* dann aus einer internen Armeeuntersuchung, die ergeben hatte, dass der Denkmalsturz nur eine der vielen psychologischen Operationen war, zu denen das Militär Zuflucht genommen hatte (vgl. Jackson 2004). Nachdem ein Oberst der Marines beschlossen hatte, dass das Denkmal gestürzt werden solle, war es nämlich »ein schnell schaltendes Army-Spezialteam für psychologische Operationen

13 Persönliches Gespräch mit der Verfasserin.

gewesen, das den Anschein erweckte, als handele es sich hier um eine spontane Aktion der Iraker«.[14]

Der Einsatz der Macht der Bilder zur Steuerung der Wahrnehmung des Irak-Geschehens war verblüffend erfolgreich und stand, wie wir gesehen haben, oft im Gegensatz zum tatsächlichen Geschehen. Dazu schrieb Ron Martz, Ex-Marine und Journalist bei der Druckausgabe des *Atlanta Journal-Constitution*, im Online-Dienst von *Editor and Publisher* (15.5.03): »Als ich eine Reportage über ›blutige Straßenkämpfe in Bagdad‹ schrieb, erschien sie gerade an jenem Morgen, als die Fernsehzuschauer jubelnde Marines und irakische Zivilisten zu sehen bekamen, die östlich des Tigris Saddam-Hussein-Statuen niederrissen. Einige Leser, die der Meinung waren, so sehe es jetzt überall in Bagdad aus, waren außer sich vor Wut. Sie kapierten einfach nicht, dass westlich des Tigris immer noch heftige Kämpfe stattfanden. Und weil sie die nicht im Fernsehen zu sehen bekamen, gab es sie eben auch nicht. Sie passten einfach nicht in ihr Bild vom Kriegsgeschehen.«

PROFILES FROM THE FRONT LINE

Vieles in der Medienberichterstattung über die Invasion im Irak wurde bereits durch *Profiles from the Front Line* vorweggenommen – eine in Afghanistan gedrehte Serie, die später, während der Mobilmachung für den Irak-Krieg, von ABC ausgestrahlt wurde. Während Presseanträge auf Zugang zum Kampfgeschehen in Afghanistan abgelehnt wurden, drehte Jerry Bruckheimer seine *Profiles* in enger Zusammenarbeit mit den US-Streitkräften und der Unterhaltungsabteilung der Senderkette ABC. Schon Bruckheimers Film *Black Hawk Down* (über den Abschuss eines US-Hubschraubers im Somalia-Krieg, Regie: Ridley Scott), der 2001, während der Bombardierung Afghanistans, theatralisch in die Kinos gekommen war, war in enger Zusammenarbeit mit dem Militär produziert worden. *Profiles* bot eine erbauliche, gereinigte Version des Krieges. Die überproportional große Zahl pflegender Frauen, die in *Profiles* auftraten, machte aus dem Krieg familientaugliche Unterhaltung – zum Beispiel trat eine Krankenschwester auf, die sich darüber freute, dass man anstelle ihres Ehemannes sie einberufen hatte.[15]

Durch Fernsehkameras sind die Zuschauer in *Profiles* mit bärtigen Spezialeinsatzkräften unterwegs, die dabei gezeigt werden, wie sie Af-

---

14 Im Zeichen eines überwältigenden Drangs der Medien, dem Bild der fallenden Saddam-Statue ikonischen Status zu verleihen, wurde die Realität abermals offen ignoriert. »Am Ende des Tages«, vermerkte Steve Johnson, der Fernsehkritiker der *Chicago Tribune*, »hatte Symbolik die harten Fakten in den Hintergrund gedrängt« (10.4.03).

15 Diese Krankenschwester sagte auch, Afghanistan sei gar nicht so schlecht, wenn man abnehmen wolle.

ghanen, angebliche Mitglieder der Al-Qaida, drangsalieren. Aber diese Männer sehen genauso aus wie andere Dorfbewohner, und so hat der Zuschauer keinerlei Möglichkeit zu erfahren, ob sich solche Behauptungen bei dieser Gelegenheit oder wenigstens später verifizieren ließen. In der Tat enthielt dieses Programm kaum aktuelle Informationen. Bei einem Auftritt am 28 März 2003 in *Extra*, das Nachrichten aus der Unterhaltungsbranche bringt, gab Jerry Bruckheimer überdies zu, dass er Patriot sei und die Kriegsbemühungen unterstützen wolle. Es handelte sich bei *Profiles* also um Unterhaltung, die die Zuschauer mittels überwältigender Produktionsqualität, Filmmontagen und erregender Soundtracks für die Botschaften des Krieges empfänglich machen sollte.

Ein amerikanischer Soldat stirbt, aber wir sehen nur grobkörnige, grüne Nachtsichtaufnahmen (wiederholt und in Zeitlupe) von einer Bahre, die ins Feldlazarett getragen wird, und später dann lange Sequenzen mit der Ehefrau und der Mutter des Gefallenen, die nobel in die Kamera lächeln. Ähnlich trauernde Familienmitglieder von toten oder gefangenen Kämpfern wurden auch während der Irak-Invasion zu vertrauten Fernsehbildern. Eine solche Behandlung in den Medien verleiht dem Krieg einen würdigen Anstrich, sie lässt ihn ehren- und tugendhaft erscheinen. Sie rechtfertigt den Verlust des Lebens im Zeichen des Krieges. Über getötete Zivilisten zu berichten, die der Bombardierung Afghanistans zum Opfer gefallen waren, wurde erst gar nicht versucht; auch entsprechende Fotos gab es natürlich nicht.

»Militainment« als Propaganda

In jeder Phase wurde die Bedeutung des Irak-Krieges systematisch durch fiktionale Bezugsrahmen gestaltet und verstanden – Bezugsrahmen, die die Bilder überzeugender und packender machten als die unerfreulichen Realitäten des Krieges. Diese Kriegsberichterstattung, so erfolgreich sie als Unterhaltung auch sein mochte, hatte einen entscheidenden Nachteil: Das Publikum war auf die vielen noch zu beklagenden Toten nicht vorbereitet. Der Präsident mag einen »Top-Gun«-Ruhmesaugenblick erlebt haben, doch mit etwas Abstand wird die Geschichte weder über die Manipulation der Story von der Gefreiten Lynch noch über das »Militainment« im Allgemeinen ein freundliches Urteil fällen. Allerdings ist das Weiße Haus unter George W. Bush nicht allein dafür verantwortlich, dass man aus dem Krieg ein Unterhaltungsspektakel machte; der Trend als solcher kam ihm jedoch entgegen. Das »Militainment« ist nämlich nicht nur als kulturelle Manifestation zu sehen, sondern dahinter steht auch eine wachsende grenzüberschreitende Verschmelzung zwischen Medien und Militär, Medien- und Rüstungsindustrie – eine Fusion von

Forschung, Finanzen und Ressourcen, die Amerika auf den Weg des Krieges gebracht hat.

An dieser Stelle ist es vielleicht ganz nützlich, daran zu erinnern, dass die großen Fernsehsender, als die Operation »Wüstensturm« am 16. Januar 1991 begann, den »donnernden Luftkrieg« als »atemberaubend« und »fantastisch« beschrieben. Der »elektronische Krieg« wurde als etwas ästhetisch Schönes geschildert, und »Feuerwerk« wurde zum bildlichen Ausdruck für die Zerstörung der Stadt. Im weiteren Verlauf der Bombardements verwendete man Animations-Filmmaterial der Army, um den Krieg im visuellen Gewand eines Videospiels zu zeigen. Ansichten aus dem Cockpit zeigten direkte Treffer auf imaginäre Ziele. Das Pentagon gab auch Echtzeit-Infrarot-Filmmaterial aus Kameras frei, die vorne an Kampfbombern angebracht waren; dieses Material war vom Animationsmaterial jedoch kaum zu unterscheiden. Die Medien sendeten diese Grafiken wiederholt und beschrieben sie als »packende Bilder«, die die »erstaunliche Genauigkeit intelligenter Waffensysteme« mit ihren »Computerhirnen« belegten.

Die grafische Anschaulichkeit des Krieges als Videospiel ist inzwischen Bestandteil der amerikanischen Unterhaltungskultur geworden. Videospiele sind heute beim US-Militär fest in der Ausbildung und Werbung eingeplant. Das erste vom Militär geschaffene Videospiel wurde am 4. Juli 2002 herausgebracht; Kinder und Jugendliche konnten es kostenlos aus dem Internet herunterladen. Dieses Spiel, *America's Army*, ist heute das Online-Action-Spiel Nummer 1 im Lande und zählt mehr als drei Millionen registrierte Spieler. Die Rolle der Spieler ist die des Schützen in Ich-Perspektive und nach einer Grundausbildung sind die fortgeschrittenen Schießübungen (»marksmanship«) so realitätsnah, dass sich der Computerbildschirm im Einklang mit der Atemfrequenz des unter Beschuss stehenden digitalen Soldaten bewegt. Die Online-Akteure sind nach den Handlungen realer Soldaten gestaltet. Die Waffen, grafischen Darstellungen und Schauplätze sind zwar äußerst realistisch gehalten, aber die gewaltsamen Folgen des Tötens werden heruntergespielt. Der Feind ist gesichtslos, er wird mit einer Maske dargestellt und sondert, wenn er getroffen ist, nur eine rote Rauchwolke ab und fällt zu Boden. Es gibt weder Blut noch Verstümmelungen, auch jeglicher Ausdruck von Schmerz oder Leid fehlt. In einem Bericht von *CNN/money.com* (3.6.02) heißt es: »Unter Propagandagesichtspunkten hat die Army hier anscheinend einen großen Coup gelandet. (Und die Army gibt auch bereitwillig zu, dass die Spiele ein Propagandawerkzeug sind.)« Am 1. Juni 2004 kam *America's Army: Special Forces* heraus, das neueste Spieleprodukt, das sich laut Army-Website »auf die entscheidende Sonderrolle der Armee-Spezialeinsatzkräfte […] im globalen Krieg gegen den Terrorismus konzentriert«.

Videospiel und Realityshow

Als die US-Truppen bei der Operation »Iraqi Freedom« in den Süden des Irak vordrangen, verschmolzen in den Fernsehbildern Kinofilm-Anspielungen und Kameraperspektiven des »Reality-Genres«. Dieses Filmmaterial aus dem Krieg imitierte die neuesten Formate der populären Fernsehunterhaltung, »Reality-Shows« aus vertrauter Alltagsumgebung, und wurde so für die Zuschauer als populäre Unterhaltung erkennbar. Aus dem Inneren von Armeefahrzeugen starrten die Zuschauer, als Panzer und gepanzerte Konvois »praktisch ohne Widerstand tief in die irakische Wüste« vorstießen (CNN, 21.3.03), wie bei einem Fantasy-Ausritt mit den Wüstenkriegern auf den Wüstensand, der vor ihnen lag.

Kameraperspektiven und journalistische Perspektiven verschmolzen mit dem militärischen Anliegen zu einem einzigen Standpunkt. Im Machtrausch an der Seite der Soldaten mit ihren Gewehren konnten die Journalisten ihre Erregung kaum noch unter Kontrolle halten. Sie trugen Schutzbrillen, kugelsichere Westen und sprachen ihre Reportagen sogar durch Gasmasken, wobei sie sich des Militärjargons bedienten, etwa »There are boots on the ground« für »Bodentruppen«. Sie interviewten Elitepiloten und robbten bei Gewehrfeuer in der Ferne auf dem Boden; sie hielten Soldaten, die ihre Gewehre im Anschlag hatten, Mikrofone vor das Gesicht. Das ganze Kriegserlebnis war so surreal, dass Nachrichtenmoderatoren sich zu dem Hinweis an ihre Zuschauer genötigt sahen, die Bilder, die sie hier zu sehen bekämen, seien keine Film-, sondern Live-Aufnahmen.

Tom Brokaw, der NBC-Nachrichtenmoderator, war sich der Auswirkungen derartiger visueller wie narrativer Unterhaltungsstrategien auf die Schilderung des realen Kriegsgeschehens bewusst: »Die schier brutale Kraft des Krieges, den Schlachtenlärm und die äußerste Gewalt kann das Fernsehen natürlich niemals angemessen wiedergeben« (*New York Times* vom 23.3.03). Und das gilt besonders, wenn auch noch Gewalt und Brutalität herausredigiert werden, während Erregung und Heroik in die Nähe von Videospielen gerückt werden. Brokaw indes schob die Schuld dem Medium selbst in die Schuhe: Die Gewalt werde »durch den TV-Bildschirm irgendwie herausgefiltert, und das ist vielleicht auch ganz gut so«.

Der militärische Unterhaltungskomplex

Das in Fernsehnachrichten, Kinofilmen und Videospielen gefeierte, weitgehend positive und stilisierte Bild des High-Tech-Krieges ist nur das sichtbarste Zeichen einer grundlegenden Verschmelzung, die sich derzeit zwischen Rüstungs- und Medienindustrie vollzieht. In den 1990er

Jahren arbeiteten Militär und Medien bei der Erforschung und Entwicklung computergestützter Digitaltechnologien zusammen. In einer ganzen Reihe von Zentren, Instituten und Konferenzen kamen und kommen Designer, Künstler und Manager aus der Unterhaltungsindustrie mit Analytikern und Ingenieuren aus dem Verteidigungsministerium zum Erfahrungsaustausch zusammen. Dabei geht es um die Fortschritte bei Digitalgrafiken und virtuellen 3D-Welten, die für die Anwendungsbereiche Unterhaltung, Nachrichten, Videospiele und Kriegführung programmiert werden. Die digitalen Technologien hinter dem profitabelsten Sektor der Unterhaltungsindustrie, den Computerspielen, sind zugleich auch die für fortschrittliche Waffensysteme zentralen Technologien. Computerspiele, besonders *America's Army*, dienen auch dem Militär als zentrale Trainings- und Rekrutierungsmittel. Die Gestalten, die die Welt virtueller Spiele bevölkern und sich in endlosen Kämpfen zwischen Gut und Böse aufreiben, haben bei der militärischen Ausbildung ihre Doppelgänger in virtuellen Kriegern und Zielscheiben.

In einem Bericht des National Research Council wurden die Ergebnisse einer Konferenz veröffentlicht, bei der Vertreter des Verteidigungsministeriums und der Medienindustrie1996 im kalifornischen Irvine zusammenkamen. Der Bericht beginnt mit folgenden Worten:

»Die Modell- und Simulationstechnologie hat für die Unterhaltungsindustrie wie für das US-Verteidigungsministerium (VM) zunehmend an Bedeutung gewonnen. In der Unterhaltungsindustrie spielt diese Technologie eine zentrale Rolle bei Videospielen, bei Attraktionen in Vergnügungsparks und Unterhaltungszentren sowie bei Spezialeffekten in der Filmproduktion. Für das VM bietet die Modell- und Simulationstechnologie eine kostengünstige Möglichkeit, in der Ausbildung Verbundübungen durchzuführen, neue Doktrinen und Taktiken zu erproben und zu bewerten sowie die Wirksamkeit neuer Waffensysteme zu untersuchen. […] Diese gemeinsamen Interessen legen den Gedanken nahe, dass sowohl die Unterhaltungsindustrie als auch das VM ihre individuellen Ziele möglicherweise effizienter erreichen können, wenn sie bei der Weiterentwicklung der technischen Grundlagen für Modellbildung und Simulation zusammenarbeiten« (zitiert bei Burston 2003).

Dieser Vorschlag wurde auch in die Praxis umgesetzt. In Irvine trafen sich aus dem Verteidigungsministerium Mitglieder des Defense Modeling and Simulations Office (DMSO) und der für die Weiterentwicklung des Internets zuständigen Defense Advanced Research Projects Agency (DARPA) sowie weitere Repräsentanten von Navy und Air Force mit Leuten aus der Unterhaltungsindustrie: Vertretern von Pixar, Disney, Paramount und von George Lucas' Industrial Light and Magic. Zu dieser Gruppe stießen, wie Burston (2003: 164) berichtet, noch andere

»Manager aus der Computerindustrie sowie akademische Forscher aus den Bereichen Informatik und Computerkunst und -design. Ihre kollektive Mission: die Sondierung potenzieller Vorteile einer Zusammenarbeit bei der Verfolgung ›der technischen

Fortschritte, auf denen die Unterhaltungs- und Verteidigungssysteme der Zukunft aufbauen werden‹.«

Die computergestützte Flugsimulation war ein Dreh- und Angelpunkt in der Geschichte der Computerisierung und der interaktiven elektronischen Spiele. Bei der Entwicklung dieser Technologie ging das Militär voran – einer Technologie, die aus der gesamten Medienlandschaft nicht mehr wegzudenken ist, wann immer es um die Erzeugung von Bildern des Krieges geht. Wie James Davis in *Aerospace America* (1993) schreibt, ist der Bildgenerator, eine Computer-Komponente, die ursprünglich für die militärische Flugsimulation modellhaft entwickelt wurde, heute das Herzstück eines jeden computergestützten visuellen Systems. Die Flugsimulation wurde eines der Grundmodelle für interaktive Medien. Wie Patrick Crogan (2003: 276) zeigt, sind populäre Spiele wie Microsofts *Combat Flight Simulator 2: World War II Pacific Theater* (2000) direkte Abkömmlinge der militärischen Forschung; sie stehen für »den Übergang der vom Militär vorangetriebenen technologischen Innovationen ins Herz der heutigen Computer-Bildgebungsverfahren und der Computersimulation«.

Die Medienindustrie brillierte bei der Umwandlung militärischer Computerforschungsergebnisse in populäre Unterhaltung und erzielte dabei hübsche Gewinne. In den 1990er Jahren dämmerte es dem Militär jedoch, dass »es, wollte man die nächste Stufe erreichen, an der Zeit war, sich von Hollywood ein wenig unter die Arme greifen zu lassen« (Burston 2003: 164). Dieses Anzapfen der Hollywood-Ressourcen markierte eine neue Phase in der Entwicklung fortgeschrittener Digitaltechnologien. Als immer klarer wurde, dass Videospiele zu einer »Revolution im Unterhaltungsbereich« führten (vgl. Poole 2000), beschleunigte die Medienindustrie Forschung und Entwicklung und unternahm – mit höchst profitablen Ergebnissen – die nächsten großen Schritte in der Computerspiel-Forschung.[16] Bei Netzwerk- und Softwareinnovationen zog die Unterhaltungsindustrie allmählich mit der militärischen Forschung gleich, und in manchen Fällen kehrten sich die alten Verhältnisse sogar um. Wichtige Fortschritte, die kommerzielle Forscher in der Unterhaltungsindustrie erzielten, wurden vom Militär übernommen (vgl. Richard 1999). *Creatures 2.0* von Cyberlife Technology vollzog den entscheidenden Schritt bei der Simulation künstlichen Lebens und half so auch bei der Realisierung des Traums von intelligenten Waffensystemen, zum Beispiel von unbemannten Kampfflugzeugen. Ein anderer wesentlicher technischer Fortschritt, der dem Militär speziell bei der Rekrutierung und Ausbildung zugute kommt, ist die interaktive Technologie für

16 Zur Verdeutlichung der Produktionsdimensionen sei angemerkt, dass eine der größten Firmen auf diesem Gebiet, Electronic Arts, die jedes vierte Videospiel herstellt, dafür »doppelt so viele Spielentwickler im Hause beschäftigt, wie bei Disney als Zeichentrickgestalter arbeiten« (Burston 2003:164).

Schießübungen aus der Ich-Perspektive, die 1994 von Id Software für ihr Spiel *Doom 1.9* entwickelt wurde. »Das Modeling Simulation Management Office des US Marine Corps hat *Doom 1.9* für Übungen zum taktischen Kampftraining übernommen« (Crogan 2003: 279). Wenn ein Kämpfer hinter seinem Gewehr liegt, in einem Kampfjet sitzt oder aus der Perspektive eines Zielfernrohrs auf einen digitalisierten Feind schaut – immer ist es dieselbe Kameraperspektive, die oft in den Fernsehnachrichten vorkommt. Die Zuschauer werden dabei durch Verwendung von Filmmaterial oder durch vom Militär bereitgestellte Computergrafiken aus tatsächlich im Krieg eingesetzten Waffensystemen aufgefordert, Sichtweise und Rolle des Kämpfers einzunehmen.

Videospiele haben den Krieg ins Zentrum der High-Tech-Digitalkultur gebracht, und der dem »Neuen« stets anhaftende Image- und Popularitätsgewinn kommt auf diese Weise auch dem Krieg zugute. Da sich simulierte Kampfszenarien in den virtuellen Welten geradezu vervielfachen, lassen sich Kriegsspiele von den neuesten Entwicklungen in der Unterhaltungstechnologie überhaupt nicht mehr trennen. Neue Arten der Kriegsdarstellung verwandeln die kulturelle Praxis auf der individuellen wie auf der gesellschaftlichen Ebene. Kriegsschilderungen beschränken sich nämlich nicht mehr auf die zweidimensionalen Räume von Film und Fernsehen mit passiven Zuschauern, die vorgezeichneten Handlungsabläufen folgen. Vielmehr schaffen Videospiele von Aktion und Kampf geprägte virtuelle Welten, in die die Spieler als Teilnehmer eingebunden sind (vgl. Frasca 2003).

Betrachten wir einmal die dynamische Interaktion, die im Videospiel *Doom* geschaffen wird, wenn der Spieler

> »in der virtuellen Welt des Spieles eine Ich-Perspektive übernimmt und versucht, den wiederholten tödlichen Angriffsversuchen verschiedener Monster zu entkommen, wobei er in einer labyrinthischen Umgebung mit zunehmenden Graden an Komplexität und Schwierigkeit zu navigieren hat« (Crogan 2003).

Dann wird klar, warum die Marines dieses Spiel in ihrer Ausbildung verwenden. Das gleichzeitige Erledigen mehrerer kognitiver Aufgaben beim Spielvorgang entspricht im Wesentlichen der Einstimmung menschlicher Wahrnehmungsfähigkeiten auf die Erfordernisse des Krieges. Wer im Kampf erfolgreich sein will, im virtuellen wie im realen Kampf, der muss unbedingt unerwartete Wendungen des Geschehens antizipieren können, ein hohes Fertigkeitsniveau und eine gesteigerte Leistungsfähigkeit erreichen – alles mit dem Ziel, durch Kontrolle des Schauplatzes und durch Vernichtung oder anderweitige Neutralisierung des Feindes den Kampf zu überleben. Wer sich in Raum und Zeit des Spieles engagiert und Lernerfolge erreicht, erlangt ein Gefühl der Macht und der Kontrolle über ein simuliertes Schlachtfeld. Dieser Prozess unterscheidet sich fundamental vom Anschauen eines Kinofilms mit konventioneller

Handlungsstruktur, also mit einer Bewegung vom Anfang zum Ende. Die Abwendung von der bloßen Rezeption fiktionaler oder dokumentarischer Erzählstrukturen hin zur Interaktivität der Computerspiele hat dem Krieg neue Räume geschaffen.

Der hier skizzierte neue Komplex aus Militärtraining und Unterhaltung hat beträchtliche Konsequenzen. Wie wir gesehen haben, verlieren die Grenzen zwischen Krieg und Frieden in einem Zeitalter, in dem so viele Ressourcen, Technologien, schöpferische Talente und kulturelle Praktiken der Vorwegnahme, Vorbereitung, Planung und bildlichen Vorstellung des Krieges dienen, allmählich an Klarheit und Bedeutung. Diesen Sachverhalt umreißt auch Paul Virilios These vom »reinen« Krieg: Räumliche, zeitliche und logistische Unterscheidungen, die einst die Sphären von Krieg und Frieden trennten, haben ihre bestimmende Kraft verloren (vgl. Virilio/Lotringer 1997). Die »Logistik« des Krieges, der breite Nexus militärischer Planung zur Vorbereitung eines bewaffneten Konflikts, einschließlich des Transport- und Ausbildungswesens, greift auf die Zivilgesellschaft über und wird zum integralen Bestandteil der amerikanischen Gesellschaft.

Der Krieg und das neue elektronisch vermittelte kulturelle Milieu

Dass die Konvergenz zwischen Medien und Militär, wobei zum wechselseitigen Vorteil beide Seiten gemeinsame Ziele verfolgen, auch alarmierende Folgen hat, sollte uns nicht überraschen. Unter diesen Umständen drängt sich zum Beispiel die Frage auf, wie die Medien überhaupt noch einen unabhängigen Standpunkt gegenüber einem Unternehmen einnehmen können, mit dem sie so eng verbunden sind. Wenn wir die Medienlandschaft des Digitalspektakels vermessen, stoßen wir – egal ob es um Presseberichte oder Fernsehsendungen, Filme oder Videospiele geht – stets auf tiefgreifende Verbindungen zwischen Management, militärischen und medialen Koordinaten. Mit Hilfe des Pentagons konstruierten die Medien die Irak-Invasion als aufregendes Drama mit fortlaufender Handlung. Es begann mit den High-Tech-Sequenzen der Bombardements, die an den »Nintendo-Krieg« aus dem ersten Golfkrieg erinnerten, ging weiter mit dem Machtrausch der Kämpfe, dann dem Rückschlag der Sandstürme, worauf mit der inszenierten wagemutigen Rettungsaktion eine dramatische Wendung der Handlung folgte, ehe der Denkmalsturz das Dénouement brachte.

Ein neues audiovisuelles Milieu hat entscheidende Veränderungen bei den Seh- und Gefühlsgewohnheiten im Zusammenhang mit Kriegsgeschichten herbeigeführt. Im Fernsehen wird der Krieg zur virtuellen Veranstaltung, zum Nervenkitzel, zum spannenden Ausritt, zum Macht

und Selbstbewusstsein verleihenden Spiel, bei dem das Publikum eingeladen ist, ehrfürchtig dem fantastischen Schauspiel beizuwohnen, wie High-Tech-Waffen die Lösung globaler Probleme herbeiführen. Die Verschmelzung der Kriegsberichterstattung mit der Schaffung und Vermarktung von High-Tech-Kriegstechnologie führt dazu, dass die außergewöhnlichen und unerfreulichen Realitäten des Krieges – wie Tod, Zerstörung und Leid – ignoriert und verborgen werden (können). Es liegt in der medialen Natur virtuellen Erlebens, dass der High-Tech-Nervenkitzel ohne unmittelbare Konsequenzen bleibt. Wir besiegen eine bestimmte Anzahl von Feinden und dann ist das Spiel zu Ende. Es handelt sich um ein Erleben, aus dem Einfühlung, Mitleid und Verantwortlichkeit konsequent getilgt wurden. Infolge der Wahrnehmungsverlagerung vom besorgten Beobachter zum stellvertretenden Teilnehmer kann diese Kultur den realen Tod darstellen, ohne dass die Spieler/Zuschauer davor zurückschrecken. Da wir auf diese Weise in einen militärischen Unterhaltungskomplex hineingezogen werden, sollten wir kritisch hinterfragen, ob die großen Medien- und Nachrichtenkonzerne als legitime, unabhängige Informationsquellen noch tauglich sind – als Quelle von Informationen, die eine aufbauende, sachkundige oder humanitäre Politik ermöglichen.

Im Zentrum der Querverbindungen von Rüstungsindustrie, Nachrichtensendungen und Unterhaltungstechnologien wird der Krieg zum Bestandteil der vertrauten Medienkulturlandschaft gemacht. Solche Transformationspraktiken machen gewalttätige Konflikte zu einem fundamentalen Aspekt der Populärkultur und zu einem Teil des Gesellschaftsgefüges. Es handelt sich um einen Prozess, der zum Komplex »Banaler Militarismus« Erhellendes beiträgt.

Übersetzung: Henning Thies, Dortmund

LITERATURVERZEICHNIS

Bennett, W. Lance (2001): News: The Politics of Illusion, New York: Longman.

Burston, Jonathan (2003): »War and the Entertainment Industries: New Research Priorities in an Era of Cyber-Patriotism«. In: Daya Kishan Thussu/Des Freedman (Hg.), War and the Media, Thousand Oaks, CA: Sage, S. 163-175.

Coen, Rachel/Hart, Peter (2003): »Brushing Aside the Pentagon's Accidents«: U.S. Media Minimized, Sanitized Iraq War's Civilian Toll. EXTRA! (Mai/Juni), S. 17-18.

Crogan, Patrick (2003): »Gametime: History, Narrative, and Temporality in Combat Flight Simulator 2«. In: Mark J. P. Wolf/Bernard Perron (Hg.), The Videogame Theory Reader, New York: Routledge, S. 276-301.

Davis, James (1993): »Virtual Systems: Generating a New Reality«. Aerospace America 31 (August), S. 33.

Der Derian, James (2001): Virtuous War: Mapping the Military-Industrial Media-Entertainment Network, Boulder, CO: Westview Press.

Frasca, Gonzalo (2003): »Simulation Versus Narrative: Introduction to Ludology«. In: Mark J.P. Wolf/Bernard Perron (Hg.), The Videogame Theory Reader, New York: Routledge, S. 221-235.
Jackson, Janine (2004): »War's Iconic Image a PSYOPS Creation«. EXTRA! Update (August), S. 3.
Martz, Ron (2003): »Embed Catches Heat: TV Sanitized the Iraq Conflict, But a Paper Gets the Hate Mail«. [Online-Dokument], URL: <http://www. editorand publisher.com/eandp/news/article_display.jsp?vnu_content_id=1886508>, [15.5.2003].
Nathan, Debbie (1991): »Just the Good News, Please«. The Progressive (März), S. 26.
Poole, Steven (2000): Trigger Happy: Video Games and the Entertainment Revolution, New York: Arcade Publishing.
Richard, Birgit (1999): »Norm Attacks and Marine Doom«. In: Timothy Druckrey (Hg.), Ars Electronica: Facing the Future. A Survey of Two Decades, Cambridge, MA: MIT Press, S. 336-343.
Swofford, Anthony (2003): Jarhead: A Marine's Chronicle of the Gulf War and Other Battles, New York: Scribner.
Virilio, Paul/Lotringer, Sylvere (1997): Pure War, New York: Semiotext(e).

Banal Militarism und die Kultur des Krieges im zeitgenössischen US-amerikanischen Kino

Carsten Hennig

Die neuere wissenschaftliche Forschung nimmt Historien zunehmend auch als Konstruktionen bzw. Übereinkünfte in Prozessen gesellschaftlicher Kommunikation wahr, denen die Mediation von Moral- und Wertvorstellungen innewohnt. Im Hinblick auf die Einstellungen gegenüber Militär und Krieg spielt auch das Kino eine Rolle; eine Analyse der narrativen Strukturen von Kriegsfilmen wird daher Einsichten in das Phänomen des »Banal Militarism« liefern (vgl. Virchow/Thomas 2004).

Eine Veränderung dieser narrativen Strukturen in Bezug auf Militär, Patriotismus und Krieg zeigt die Analyse der Entwicklung amerikanischer Kriegsfilme seit den Ereignissen des 11. September 2001. Als Schlüsselfigur eines Films liefern der Filmheld sowie die von ihm im Rahmen des Handlungskonflikts eingeschlagenen Lösungswege die Interpretationsgrundlage, um die moralischen Haltungen, die sich unter der filmischen Oberfläche verbergen, zu erkennen und einzuordnen. Zentral hierbei ist die filmische Darstellung des Kriegshelden, der sich als Handlungsträger innerhalb des jeweiligen Konflikts bewegt und durch seine Erlebnisse, Taten und Haltungen den Wertehorizont skizziert, vor dem sich die Filmhandlung entfaltet. Anhand dieser Werte lassen sich Rückschlüsse ziehen auf die gesellschaftlichen Auffassungen von Krieg, die innerhalb des jeweiligen Films propagiert werden. Eine filmische Rückbesinnung auf Kriegshelden, die bereitwillig ihr Leben geben, insbesondere in Verbindung mit sowohl individuell wie auch kollektiv traumatisch besetzten Situationen, Darstellungen von Krieg als Symbol konstanter zivilisatorischer Selbsterneuerung, implizierte Schicksalhaftigkeit zwischenstaatlicher Gewaltanwendung und ein Wiederaufleben des Bürgerkriegsfilms, welcher schon immer für die Überwindung der inneren Spaltung als dem amerikanischen Kriegs-trauma per se steht, liefern in Prozessen einer Veralltäglichung des Mili-tärischen Schablonen für eine

verstärkte Identifikation mit dem kriege-rischen Habitus. Der Beitrag skizziert zunächst die Entwicklung des Kriegsfilmgenres, um sich dann einer medientheoretischen Argu-mentation über die Rolle von Film für die Verbreitung von Geschichts-wahrnehmungen zuzuwenden.

DER AMERIKANISCHE KRIEGSFILM

In den USA war die Bedeutung von Kriegsfilmen schon früh wichtigen Akteuren in Politik und Militär bewusst: Als ein besonderer amerikanischer Ausdruck von Geschichtsbewusstsein liefert das Kino mit dem Kriegsfilm seit jeher einen Teil des Materials, aus dem Amerikaner ihre Auffassungen über Kriege formen konnten (vgl. Basinger 2003; Suid 2002; Rother 1998). Gleichzeitig entsprang den filmischen Bearbeitungen zwischenstaatlicher Gewalt stets auch ein politischer Kommentar, wie er generell in jeder Form von Stellungnahme zu einem gesellschaftlichen Status Quo implizit enthalten ist. Bereits vor 1920 lässt sich eine Zusammenarbeit der Streitkräfte mit den Produzenten von Filmen nachweisen, in denen das Militär dargestellt wurde (vgl. Suid 2002: 12-23). Mit dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg begann Hollywood, motiviert durch politischen Druck und Profitinteresse, seine kultur- und informationspolitischen Aufgaben deutlicher wahr zu nehmen. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat das Fernsehen seinen Siegeszug an, und mit Vietnam bzw. Somalia wurde die Zweischneidigkeit der Kriegsberichterstattung deutlich: Alle konfliktbeteiligten Akteure hatten gelernt, die Medien – und mit ihnen die gesamte zivile Infrastruktur – zu instrumentalisieren, um die öffentliche Meinung und die Politik zu beein-flussen. Dies führte zu einem Ringen um den Zugriff auf sämtliche Mittel struktureller Aneignung (insbesondere in den Bereichen Informations- und Transportwesen), und dieser Kampf wird mit Ideen, Bildern und Vorstellungen ausgetragen, die mit Hilfe von Erzählungen verbreitet und herausgefordert werden. Er dreht sich folglich um die Kontrolle medialer Erzählformen und Verbreitungsmöglichkeiten. Während dem Fernsehen dabei die unmittelbare Präsentation von Kriegsereignissen entgegen kommt, entspricht deren mittelbare Repräsentation durch Kriegsfilme dem Charakter des Kinos.

Nachdem in den frühen 1990er Jahren die Entwicklung des Kriegsfilms zu einem Stillstand gekommen war (vgl. Basinger 2003: 332-341; Suid 2002: 645-673), schnellte die Produktion von amerikanischen Filmen, in denen kriegerische Auseinandersetzungen thematisiert werden, nach dem 11. September 2001 in beträchtlichem Ausmaß nach oben und erlebt eine wahre Renaissance (ebd.). Dabei ist nicht nur die Art von Filmen, die unter die klassische Bezeichnung »Kriegsfilm« fallen, wie etwa *Black Hawk Down* (Ridley Scott, USA 2001), *Hart's War* (Gregory

Hoblit, USA 2002), *We were Soldiers* (Randall Wallace, USA/D 2002), *Windtalkers* (John Woo, USA 2002), *Tears of the Sun* (Antoine Fuqua, USA 2003), *Master and Commander* (Peter Weir, USA 2003), *Saints and Soldiers* (Ryan Little, USA 2003), *The Last Samurai* (Edward Zwick, USA/NZ/J 2003) oder *The Alamo* (John Lee Hancock, USA 2004), wieder verstärkt in Produktion gegangen, sondern das Thema »Krieg« hat auch auf andere Genres ausgestrahlt. Der Fantas-tische Film eignet es sich an durch *King Arthur* (Antoine Fuqua, USA/IRL 2004), *The Manchurian Candidate* (Jonathan Demme, USA 2004) oder die *The Lord of the Rings* Trilogy (Peter Jackson, USA/NZ/D 2001-2003), das Monumentalkino erwacht mit ihm in *Troy* (Wolfgang Petersen, USA/M/UK 2004), *Alexander* (Oliver Stone, USA/NL/D/UK 2004) und *Kingdom of Heaven* (Ridley Scott, USA 2005) zu neuem Leben, Dokumentarfilmer wie Paul Alexander mit *Brothers in Arms* (USA 2003), Errol Morris mit *The Fog of War* (USA 2003), Michael Moore mit *Fahrenheit 9/11* (USA 2004) sowie George Butler mit *Going Upriver – The Long War of John Kerry* (USA 2004) entdecken es für sich, und als eine Welle von »Civil-War-Filmen« kommen *Wicked Spring* (Kevin Hershberger, USA 2002), *Gods and Generals* (Ronald F. Maxwell, USA 2003) und *Cold Mountain* (Anthony Minghella, USA 2003) sowie *Strike the Tent* (A. Blaine Miller, USA 2005) auf den ameri-kanischen Markt. Die Spannbreite der hinter den Kriegsdarstellungen liegenden potenziellen Thematiken reicht von Golfkriegs-Paranoia über rückwirkende Einbettungen nationaler Mythen und epischen Schlachten zwischen Gut und Böse bis zum Verschwimmen der Grenze zwischen intelligenter Dokumentation und plumper Propaganda. Um die neuen Strömungen des amerikanischen Kriegskinos im Rahmen einer Unter-suchung von »Banalem Militarismus« handhabbar zu machen, kon-zentriert sich vorliegende Untersuchung auf Spielfilme aus Produktionen mit maßgeblicher US-amerikanischer Beteiligung, die nach dem 11. September 2001 in den USA in die Kinos kamen, und in denen militärische Kampfhandlungen (vorzugsweise des US-Militärs) vor dem Hintergrund realer oder fiktiver Kriegsschauplätze dargestellt werden.

Die sozio-historische Funktion von Kriegskino

Die Analyse der zeitgenössischen US-amerikanischen Kriegsfilme erschließt deren sich in verschiedenen Kontexten wiederholende Repräsentationstrategien, mit deren Hilfe kriegerische Auseinandersetzung als zentraler Teil des nationalen und individuellen amerikanischen Selbstverständnisses präsentiert wird. Das Kino stellt sich so in den Dienst eines gesellschaftlichen Mechanismus' nationaler Besinnung, mit dessen Hilfe sich das Trauma von New York verarbeiten lässt. Im Rahmen dieser Form von »Banal Nationalism« (vgl. Billig 1995) stellen die

jüngsten filmischen Auflagen militärischer Kampfhandlungen eine Neubearbeitung amerikanischer Kriegstraumata dar, die sich auf den verschiedenen Bedeutungsebenen der Filme materialisieren. Weil das Wiederaufleben des »Civil-War-Films« eine bedeutende Funktion innerhalb dieser komplexen Entwicklung des amerikanischen Kriegskinos hat, habe ich diese Entwicklung »Rebirth of a Nation« genannt (vgl. Hennig 2004). Der im Folgenden zu Grunde liegende filmanalytische Ansatz geht davon aus, dass mediale Repräsentationen von Krieg als Narrative in die gesellschaftlichen Prozesse kollektiver Konsensbildung eingebettet sind. Auf diese Weise lassen sich die im Phänomen »Rebirth of a Nation« enthaltenen Anteile von banalem Militarismus identifizieren. Das *Schichtenmodell des narrativen Films* (vgl. Schleicher 1991) eignet sich im Rahmen dieses Ansatzes als Analysemodell, denn es beschreibt die Tiefenstrukturen filmisch repräsentierter Narrative, wobei die unterschiedlichen Schichten jeweils verschiedene Stadien der Konstruktion bzw. Rezeption der betreffenden filmischen Sujets beschreiben, die ineinander verschachtelt sind. Während die oberste Schicht als Ebene der Präsentation die konkreten Mittel filmischer Darbietung beschreibt (Bildgestaltung, Montage etc., vgl. Bordwell 1985), verweist die unterste Schicht, im Lichte des konzeptionellen Rahmens, auf den jeweiligen »Weltentwurf« eines Films, sowie auf die damit verbundenen Selektionsprozesse, welche auf die Gesamtmenge realer Geschehnisse zurück verweisen. Diese »Rückanbindung« ist im Fall von Kriegsfilmen besonders ausgeprägt, denn es liegt in der Natur ihres Gegenstandes, Fiktion und Wirklichkeit durch die Konstruktion einer dramatischen Handlung vor einem historischen Hintergrund auf direkte Weise zu ver-binden. Auch wenn die akkurate Darstellung von Geschichte noch nie eine der Stärken Hollywoods gewesen ist, bietet gerade das klassische Erzählkino mit seiner assoziativ-emotionalen Wirkweise eine intensive Art der Anteilnahme an seiner Form von Geschichte(n). Auf der unters-ten Ebene des Schichtenmodells findet daher die Einbettung der im Film dargestellten Thematiken und ihrer spezifischen Konstruktion als Narra-tive in den gesellschaftlichen Kontext statt. Deren Analyse verdeutlicht die Sinngebung, mit deren Hilfe das Kino die Konstruktion kollektiver nationaler Identität unterstützt; es muss daher als Medium zur Ver-breitung von Geschichtswahrnehmungen gesehen werden (zum Zu-sammenhang von kollektiver Identität und Geschichtswahrnehmung vgl. Straub 1998).

Film als wohlgeformte Erzählung

Während filmische Geschichte immer eine Dramatisierung darstellt und damit teilweise fiktiv bleiben muss, ist ihre emotionale Wirkung, das Erleben der Geschichte, stets eine reale Erfahrung, die in einen narrativen Kontext eingebettet ist. Nach David Carr formen Narrative die

Basis menschlicher Identität, stellen sie doch die grundlegende Organisationsform dar, nach der Menschen ihre Erfahrungen strukturieren. Das gilt sowohl für die individuelle Ebene als auch für die gemeinschaftliche Ebene, welche die Individuen einbindet. Folglich stellen Narrative ein Hauptmerkmal unserer historischen Existenz dar (vgl. Carr 1991). Gleichzeitig müssen »Historien« stets als Konstruktionen begriffen werden, die aus Übereinkünften resultieren, die in Prozessen sozialer Kommunikation verhandelt wurden, und die durch einen kreati-ven Akt eine technologische oder materielle Form und damit einen ge-wissen Grad an Objektivität erlangt haben (vgl. Straub 1998: 84-85), sei es z.B. als Text, als Monument oder als Film. Damit können Filme, die ein historisches Sujet behandeln, tatsächlich einen Einfluss auf die Selbstwahrnehmung einer Gesellschaft haben. Um unser Verhältnis zu solchen Repräsentationen dramatisierter Geschichte zu verstehen, ist es notwendig zu analysieren, wie die Struktur von Narrativen zur Kon-struktion von Geschichte beiträgt, indem sie die Kluft aufhebt zwischen der Chronik von Geschehnissen und deren Dramatisierung. Die Identi-fikation der Merkmale einer »wohlgeformten Erzählung«, deren Funk-tion die Produktion kultureller Werte ist (Gergen 1998: 199), liefert hierfür notwendige Anhaltspunkte:

> »Mit der Festlegung eines bestimmten Endpunkts und seiner Ausstattung mit einem bestimmten Wert, mit der Bevölkerung der Erzählung mit ganz bestimmten Akteuren und Gegebenheiten tritt der Erzähler in ein Reich der moralischen und politischen Bewertung ein. Als wertvoll gelten bestimmte Ziele (wie ›gewinnen‹ im Gegensatz zum Handeln ohne Wettbewerbsgeist), bestimmte Individuen (wie Helden und Schurken im Unterschied zu Gemeinschaften) und besondere Formen der Beschreibung (beispielsweise der Welt als ›materiell‹ im Gegensatz zu ›spirituell‹)« (Gergen 1998: 187).

Eine glaubhafte Erzählung berücksichtigt außerdem spezifische kulturelle und subkulturelle Errungenschaften, die als soziale Formen »objektiver« Bewertung verstanden werden müssen, d.h. eine »wahre Geschichte« stellt nicht zwingend eine Erzählung von tatsächlichen Geschehnissen dar, sondern registriert vielmehr einen bestimmten Zustand im Bezug auf eine spezielle Gemeinschaft (vgl. Gergen 1998: 184). Narrative schaffen aber nicht nur kommunikative Welten, sondern sind selbst oft Bestandteile institutionalisierter Muster gesellschaftlichen Verhaltens und helfen in diesem Sinne bei der Erhaltung (bzw. bei der Veränderung) kultureller Tradition. Damit muss aber die Fähigkeit von Geschichte, »Wahrheiten« zu erschaffen, als kulturell definiert verstanden werden, wobei die Messbarkeit dieser Wahrheiten direkt mit bestimmten Gemeinschaften verbunden ist, und deren Aufrechterhaltung von der Fähigkeit dieser Gemeinschaften abhängt, kollektive Realitäten kontinuierlich (neu) zu verhandeln. Da auf diese Weise Historien und

ihre Narrative untrennbar mit kulturellen Werten und moralischen Standards verbunden sind, impliziert das Ausdrücken bestimmter Traditionen stets Zustimmung für die jeweilige Vorstellung über das Gute, das sie verkörpern. Repräsentationen von Geschichte handeln dementsprechend nur teilweise von der Vergangenheit, deren Bedeutung in Bezug auf das kulturelle Leben und dessen Wertespektrum aus einer jeweiligen Gegenwart heraus (re-)konstruiert wird, um aktuelle Auffassungen darüber zu erhalten, was »richtig« ist und was »falsch«. Im öffentlichen Diskurs entsteht »Konsens« (bzw. eine als geltend und als mehrheitlich anerkannt präsentierte Übereinkunft) über eine gemeinsame Geschichte in Bezug auf geteilte kulturelle Identität, wodurch in verschiedenen Gemeinschaften unterschiedliche Vorstellungen darüber entstehen können, auf welche Weise gemeinsame Vergangenheit gebildet wird und was sie beinhalten sollte. Auf diese Weise gewinnt der öffentliche Diskurs über kollektive Geschichte eine immense politische Bedeutung, und da es eine Frage kommunikativer und medialer Verhandlungen ist, welche Version die Oberhand gewinnt, beinhaltet der öffentliche Diskurs über Vergangeheit stets strategische Anteile struktureller Aneignung. Die Medien, als Vermittler des gesellschaftlichen Diskurses über kollektive Vergangenheiten und ihrer Repräsentationen, nehmen eine zentrale Stellung ein bei der Definition kultureller Identität, und im Hinblick auf das Kino liefert uns die Analyse der narrativen Strukturen von Kriegsfilmen Einsichten in dessen Beitrag zum Phänomen des »Banalen Militarismus«. Auf diese Weise kann die sozialpsychologische Funktion der Narrative, die im Mittelpunkt der dynamischen Prozesse zwischen Erinnerungskulturen und Mediationen von Moral- und Wertvorstellungen stehen, im zeitgenössischen populären Kino identifiziert werden als Mittel zur Konstruktion von gesellschaftlichem »Konsens«, in dessen Rahmen gemeinsame Geschichte(n), kollektive Erinnerung(en), soziale Mythen und ideologische Werte impliziert sind. Mit Hilfe der Analyse werden diese Haltungen offensichtlich gemacht und verdeutlicht, wie sehr das Kino eine spezielle (amerikanische) Form von Geschichts- und Politikbewusstsein darstellt – im vorliegenden Fall mit besonderem Augenmerk auf die Rolle des Militärs und des Krieges innerhalb dieses Diskurses.

AKTUELLE REPRÄSENTATIONEN VON KRIEG UND IHRE BEDEUTUNGEN

Black Hawk Down und der Wendepunkt eines Genres

Mit Unterstützung des Militärs und der Regierung konnten der Regisseur Ridley Scott und der Produzent Jerry Bruckheimer ihren Film *Black Hawk Down* noch im Dezember 2001 in die amerikanischen Kinos bringen (vgl. Suid 2002: 670; Virchow/Thomas 2005: 301). Der Beginn des Films – untertitelt als »Hungersnot biblischen Ausmaßes« – verweist durch ästhetisierte Bilder im Stil der Nachrichten- und Hilfskampagnen, mit denen im Jahre 1992 der gesellschaftliche Konsens für ein militärisches Eingreifen der USA in Somalia mobilisiert wurde (vgl. Livingston 1997), auf Zeit, Ort und Motiv des sich in den folgenden zwei Filmstunden abspielenden Häuserkampfes. Der Film belebt die Schlacht von Mogadischu mit einer Akkuratheit wieder, wie man sie sich von einem Kriegsdrama mit historischem Hintergrund nur wünschen kann (vgl. Suid 2002: 670), gleichzeitig legen die einseitige Sichtweise der Filmhandlung und die Beschränkung auf die Kampfhandlungen der den Somalis militärisch weit überlegenen amerikanischen Elite-Soldaten dem Rezipienten Gefühle von Heldenmut, Stolz und Patriotismus nahe. Mit Hilfe einiger markanter Analysebeispiele wird die Dynamik der Konstruktion dieser Gefühle deutlich sowie die metaphorische Tragweite der durch sie implizierten Werthaltungen. Mit einem Dialog zwischen dem amerikanischen General und einem gefangenen somalischen Waffenhändler verweist der Film schon früh auf die blutige Eskalation des Mogadischu-Einsatzes am 3. Oktober 1993: Im Laufe dieses Verhörs etabliert die Kameraarbeit durch dezente Aufnahmeperspektiven die Unterlegenheit des Generals gegenüber dem Geschäftsmann. Der Dialog untermauert die Position der USA als fragwürdig, indem der Somali einen Vergleich zieht mit dem Revolverduell am O.K. Corral in Tombstone, bei dem 1881 Wyatt Earp, seine Brüder und Doc Holliday die Clanton- und die McLaury-Brüder konfrontierten. Die in *Black Hawk Down* von dem afrikanischen Gefangenen zu »K.O.« verdrehte Abkürzung deutet auf eine Umkehrung, denn in Mogadischu werden nicht die Kräfte von Recht und Gesetz siegen, und damit wird der Ausgang der Schlacht alles andere sein als »O.K.«. Außerdem steht der Verweis auf das wohl berühmteste Duell des Wilden Westens als Methapher für die »schießwütige« Haltung der amerikanischen Soldaten (die Ehrenhaftigkeit der Helden von Tombstone ist deutlich umstrittener als im modernen Western dargestellt), die an weiteren Stellen im Film aufgegriffen wird. Zum Beispiel wird einer der amerikanischen Soldaten im Basislager von einem Vorgesetzten zurechtgewiesen, weil er seine geladene Waffe ungesichert mit sich trägt. Der Soldat krümmt seinen Zeigefinger vor dem

Gesicht des Vorgesetzten, während er antwortet, dass dieser Finger seine Sicherung sei. Damit impliziert er, die Fähigkeit und die Autorität zu besitzen, sich über die allgemein gültigen militärischen Regeln hinweg zu setzen, während ihn die Geste selbst als »trigger-happy« bezeichnet. Später entgegnet der gleiche Soldat, während er sich darauf vorbereitet, sich erneut in das Kampfgebiet zu begeben, einem Kameraden, der Anstalten macht, ihn zu begleiten, dass er selbst besser kämpfe, wenn er auf sich allein gestellt sei. Diese Szene spielt sich kurz vor Ende des Films ab und kann im Rahmen weiterer politischer Implikationen des Films als Aussage gegen die Unterordnung amerikanischer Streitkräfte unter die Militärdoktrin der Vereinten Nationen gelesen werden, in der sich das Selbstverständnis der Vereinigten Staaten als »schießfreudiger Primus inter Pares« widerspiegelt. Diese Tendenz im Hegemonialstreben der Vereinigten Staaten von Amerika zieht sich durch die gesamte Erfolgsgeschichte des Medienprodukts »Schlacht von Mogadischu«, angefangen bei der an den Nachrichtenwerten des »violence journalism« (Sparre 2000: 254) orientierten Berichterstattung in den frühen 1990er Jahren über Film- und Zeitungsdokumentationen Mitte des vergangenen Jahrzehnts bis zu dem Bestseller (vgl. Bowden 2001), durch welchen die Schlacht von Mogadischu ihr besser bekanntes alias *Black Hawk Down* erhielt, sowie dessen gleichnamiger Adaption für die Leinwand (inkl. DVD- und Computerspiel-Vermarktung). Die Mechanismen des »Banalen Militarismus« innerhalb der filmischen (Re-)Konstruktion von Geschichte treten in der Gesamtentwicklung des Produkts deutlich hervor und zwar unabhängig von den Ereignissen des 11. Septembers, durch welche die Wahrnehmung von *Black Hawk Down* allgemein verzerrt wurde. Zunächst ist Scotts Film nämlich prinzipiell ein patriotisch aufgeladener Kriegsfilm wie jeder andere durchschnittliche Vertreter seines Genres auch. Er ist nicht mehr oder weniger rassistisch aufgeladen als die meisten anderen Filme, in denen der Gegner aus einem islamisch bzw. arabisch beeinflussten Kulturkreis stammt (vgl. Michalek 1989), und auch wenn die Darstellung der Somalis eher oberflächlich bleibt, so lässt sich das Gleiche über die Darstellung der amerikanischen Soldaten sagen. Zusätzlich übersahen Kritiker in der durch 9/11 beeinflussten Stimmung sogar das kritische Potenzial des Films, das sich zum Beispiel in den glorifizierenden Hubschrauberszenen in Verbindung mit einem rockigen Soundtrack zeigt, einer Referenz an den Hubschrauberangriff in Francis Ford Coppolas *Apocalypse Now* (USA 1979), eine der prominentesten Szenen innerhalb des Geschichte des Kriegsfilmgenres überhaupt. Ein Regisseur wie Ridley Scott muss sich im Klaren darüber gewesen sein, dass ein Verweis auf diesen Vietnam-Kriegsfilm das implizite kritische Potenzial mit sich bringt, das diesem Filmklassiker innewohnt. In diesem Sinne argumentiert auch Suid:

»After September 11, the cinematic images [in Black Hawk Down], however much blood flowed and however many men died, had the power to reinforce the patriotism that swept the United States« (Suid 2002: 673).

Viel signifikanter für die Analyse von Verschiebungen in Prozessen eines »Banalen Militarismus« nach dem 11. September ist die Rolle des Films als Einschnitt innerhalb der Entwicklungsgeschichte des Kriegsfilms: Zunächst ein Film in klassischer Combat-Tradition, stürzen mit den beiden Hubschraubern auch die Genrekonventionen ab. Scott dekonstruiert auf intelligente Weise die Regeln des Kampfes für das Publikum und für die Charaktere des Films, indem er auf unbekannte Ikonographie setzt (vgl. Basinger 2003: 339): Das Schlachtfeld in den Straßen ist unübersichtlich, die Kämpfer der Gegenseite tragen keine eindeutigen Erkennungsmerkmale, die Grenzen zwischen Zivilisten und Kombattanten sind fließend, die Strategien der Kampfparteien nicht vorhersehbar bzw. außer Kontrolle. Während die Mission der Soldaten im Chaos versinkt, verlieren auch die Rezipienten mehr und mehr die Orientierung, was auf der Ebene filmischer Umsetzung mit der Art von Kriegen korreliert, mit der sich demokratische Nationen in Szenarien nach Ende des Kalten Krieges mehr und mehr konfrontiert sehen (vgl. Münkler 2002).

Der neue Stil von Trauma und Heldenmythos

Die Entwicklung eines der traditionsreichsten amerikanischen Filmgenres hat durch *Black Hawk Down* mit den modernen Aspekten bzw. mit der Repräsentation heutiger Kriege gleich gezogen. Genau diese Entwicklung aber wurde mit der durch den 11. September 2001 ausgelösten neuen Welle von Patriotismus abgeschnitten und in traditionellere Bahnen zurückgeführt. So ist z.B. das kritische Potenzial eines Filmhelden gegenüber dem Krieg, das von ihm im Laufe der Evolution des Genres, insbesondere seit Vietnam, entwickelt wurde, quasi vollständig getilgt worden. Der von Randall Wallace gedrehte Film *We were Soldiers* beispielsweise gibt sich auf eine Weise visuell und emotional, als sei die Entwicklung der letzten 30 Jahre innerhalb der Filme über den Vietnam-Krieg niemals geschehen (vgl. Basinger 2003: 340), vielmehr bietet *We were Soldiers* eine siegreiche Perspektive auf das kollektive amerikanische Kriegstrauma des letzten Jahrhunderts, indem er die erste Auseinandersetzung im Rahmen des amerikanischen Engagements als militärischen Erfolg eines Himmelfahrtskommandos portraitiert, wunderbar hervorgehoben durch Parallelen zu General Custers Heldenmythos. Der Film beschreibt Ausbildung und Einsatz der ersten amerikanischen Mission im Vietnam-Krieg nach klassischem Erzählschema: Unter Lt. Col. Hal Moore (Mel Gibson) wird die Air-Cavalry neu zusammengestellt, parallel dazu präsentiert der Film das Privatleben der Soldaten,

deren Familien, Ehefrauen und Kinder. Dabei verknüpft die Darstellungsweise mit der Figur des Helden vielfältige Eigenschaften, z.B. seinen bis zur Waghalsigkeit reichenden Mut bei gleichzeitiger Dienstergebenheit (er testete vor diesem Einsatz Fallschirm-Prototypen). Er wird als liebevoller Familienvater dargestellt, seinen Männern gegenüber beweist er Führungsqualitäten, wobei auch die soldatische Männerbande als Familie dargestellt wird (dazu dient ein Gleichnis der Sioux-Indianer, in dem alle Krieger von allen Frauen des Stammes gesäugt wurden und alle Männer zu allen Frauen Mutter sagen, alle also Brüder sind). Seinem Land ist Lt. Col. Moore treu ergeben, und den Gefahren seines Berufs blickt er ins Auge, sogar als seinem Regiment die Nummer Sieben zugeteilt wird und der Film, unter Rückgriff auf General Custer, dem scheinbar unabwendbarem Massaker damit durch ein schlechtes Omen voraus greift (*The Last Samurai* bedient sich ebenfalls des Custer-Mythos', wenn auch in anderem Zusammenhang). In seiner Abschiedsansprache beteuert Moore/Gibson, dass er persönlich den ersten Fuß auf das Schlachtfeld setzen wird und sein Fuß auch der letzte sein wird, der es verlässt. Später demonstriert uns die Kamera aufdringlich, wie er sein Versprechen einlöst. Die vietnamesischen Soldaten in *We were Soldiers* werden nicht – wie in vielen anderen Filmen – vollkommen entpersonalisiert dargestellt: Sie haben ebenfalls Familien und erfüllen genauso ihre soldatischen Pflichten. In der Gebetsszene wird ihnen sogar das gleiche Anrecht zugesprochen, unter den Augen des Herrn zu kämpfen. Doch schon wenig später entpuppt sich diese Aussage als ironisch, denn es folgt die Bitte, die heidnischen Gebete der Gegner nicht zu erhören und die USA gewinnen zu lassen. Insgesamt erscheint die personalisierte Inszenierung des Gegners gestelzt, und gegen Ende des Films wird die Funktion dieser Darstellung deutlich: Die Lebensgefährtin eines gefallenen vietnamesischen Soldaten bekommt dessen Kriegstagebuch, welches während der Schlacht in amerikanische Hände fiel, von Moore/Gibson zugeschickt. Der Film benutzt den personalisierten Gegner, um an ihm die Tugenden des amerikanischen Soldaten kontrastieren zu können. Das Ende des Films zeigt das Vietnam-Kriegsdenkmal, abschließend werden die Soldaten, die in der im Film dargestellten Schlacht gefallenen sind, mit Namen genannt. Der Film ist ein Heldenepos zum Gedenken an die Gefallenen, die Botschaft des in ihm enthaltenen »Banal Militarism« ist klar: Der taktische Sieg im Rahmen der strategischen Niederlage wird herausgehoben, um eine positive Identifikationsfläche für das hier transportierte Wertesystem und dessen Bedeutung für das kollektive Selbstverständnis einer kriegerischen Nation zu bieten. Mit Mel Gibsons Heldenhaftigkeit stellt *We were Soldiers* eine abstrakte Repräsentationsform von konstruktiv aufgearbeiteten Kriegstraumata dar. Andere Helden des zeitgenössischen US-amerikanischen Kriegsfilms streben ebenfalls nach Läuterung eines Kriegstraumas, wie etwa Nicholas Cage in *Windtalkers* oder Tom Cruise in *The Last Samu-*

rai, die durch erneutes Durchleben der traumatisierenden Situation versuchen, ihr persönliches Scheitern durch Erfolg bzw. durch Martyrium wieder gut zu machen. Die innere Reise des Helden, seine Selbstreflexion zur Überwindung des Krieges, wurde eingetauscht gegen die soldatische Pflicht zu sterben. Hier wird offensichtlich, wie sehr eine kritische Haltung gegenüber Krieg in den Hintergrund getreten ist, während die bewaffneten Konflikte aus Amerikas Vergangenheit sich zu stilisierten Darstellungen nationaler Mythen von Heldentum und Erlösung gewandelt haben (vgl. Hochgeschwender 2003).

Krieg als Wesenmerkmal der Natur

Auch der mit Oscars prämierte *Master and Commander* von Peter Weir bietet heldenhafte Tugenden im Überfluss, während mit kritischer Reflexion derselben gegeizt wird: Russel Crowe alias Capt. »Lucky Jack« Aubrey gibt sich zur Zeit der napoleonischen Kriege als erfahrener Draufgänger mit stolzer Autorität, je nach Situation gönnerhaft, energisch, bestimmt oder fürsorglich und immer pflichtbewusst. Um der Autorität von Capt. Aubrey Gewicht zu verleihen, setzt Weir als Symbol im Rahmen seiner Erzählstrategie das Bild von Admiral Nelson ein, unter dem der Kapitän gedient hat. Wichtig ist hierbei besonders die Geste des Kapitäns, der einem jungen Offiziersanwärter, der durch ein Gefecht einen Arm verlor, ein Buch aber Admiral Nelson schenkt. Der Innenband des Buches zeigt den Admiral ebenfalls mit fehlendem Arm: Die Botschaft der Szene ist die Ermutigung der Jugend, die Verdeutlichung der Kraft der Hoffnung und des Selbstvertrauens, inspiriert durch Vorbilder und Idole, und eine Aufforderung, mutig in den Kampf zu ziehen, was der Junge in der Endschlacht des Films dann auch mit großem Erfolg tut und damit selbst zum potenziellen Kriegshelden wird. Opfer müssen ebenfalls gebracht werden: Der beste Freund des Jungen stirbt im Kampf, und neben den zahlreichen Toten, die der Krieg fordert, stechen der Verlust eines Kameraden am Kap Horn und der Selbstmord eines Offiziersanwärters, der dem Druck der Führungsrolle nicht Stand hielt, hervor. In den Opfern und Schicksalsschlägen spiegelt sich immer wieder ein Grundthema der Darstellung, nämlich die Abhängigkeit des Menschen von höheren Mächten, Schicksal und Natur, die auch auf dem Schiff in der Person des Naturforschers präsent ist. Als Alter Ego der Heldenfigur wagt Dr. Stephen Maturin/Paul Bettany, Schiffsarzt, Biologe und Freund des Kapitäns, dessen ehrgeizige Haltung zu kritisieren. In bezeichnender Weise wird der Arzt dafür bei einem Unfall angeschossen, quasi eine Sanktionierung der Haltung, die sich gegen Obrigkeit und Bestimmung auflehnt. Auch biblischen Motiven trägt der Film Rechnung, wenn beim Gedenkgottesdienst für den Selbstmörder endlich der lang ersehnte Wind die lange Flaute beendet – ganz so, wie es zuvor das

Orakel, der schweigende alte Seebär, voraus gesagt hatte, der nur noch zusammenhangslos aus der Bibel zitiert, nachdem sein Kopfschuss in einer spektakulären Operation durch den Doktor behandelt wurde (er setzte ihm eine Münze aus Edelmetall ein). Die Schiffe stehen explizit für die jeweiligen am Konflikt beteiligten Akteure und sind damit stark national aufgeladen, was in den Äußerungen im Film so weit geht, den Anderen kulturell (als barbarisch) abzulehnen und zu bekämpfen. Dieser indirekte Hinweis auf die Gerechtigkeit des Krieges und das offene Ende des Films verweisen, in Zusammenhang mit den Darstellungen der Kämpfe auf dem Ozean als ewiges Katz und Maus Spiel, das hin und her wogt zwischen Kriegsglück und -list sowie zwischen Strategie und Material, auf einen Kreislauf der Natur, dem auch der Krieg angehört und unterliegt. Hier zeigt sich ein weiterer Aspekt von »Banalem Militarismus«, denn Krieg ist damit nicht mehr nur ein potenzieller Initiationsritus auf dem Weg in eine männlich dominierte Gesellschaft, sondern vielmehr ein allgemeines Symbol für eine grundlegendere Dyna-mik konstanter zivilisatorischer Selbsterneuerungsprozesse: Die Kriegshelden in *Master and Commander* und *The Last Samurai* sehen sich einer evolutionären Entwicklung von Technologie ausgeliefert, die sich als die Natur des Krieges deuten lässt bzw. mit welcher deutlich wird, wie sehr Krieg als ein zur Natur gehöriges Phänomen aufgefasst wird – ein Wandel, mit dem der kriegerische Habitus zum notwendigen Bestandteil des Menschen wird. Im Rahmen dieser filmischen Form von »Banalem Militarismus« liefern Helden, denen keine Wahl bleibt, als die Leiden des Krieges zu durchleben, ihrem Publikum Bewältigungsstrategien, um die dunklen Stunden der Geschichte erfolgreich in die kollektive Psyche zu integrieren, denn man kämpft und stirbt wieder für »das Gute«. Besonders deutlich wird diese Haltung innerhalb des neuen amerikanischen Kriegskinos in dem Film *The Alamo*, dessen Inhalt einer Metapher trotzigen Aufbegehrens amerikanischen Stolzes im Angesicht direkter Bedrohung des eigenen Territoriums gleicht, verkleidet als texanischer Mythos von Heldenmut und Martyrium für die Werte der Freiheit und Inbegriff des schießfreudigen Primus inter Pares innerhalb des amerikanischen Selbstverständnisses – stand doch Texas mit seinem Sonderweg als einziger Bundesstaat, der auf eine Vergangenheit als selbstständige Republik zurückblicken kann, stets als Sinnbild für den freiheitsliebenden (und Waffen tragenden) und unabhängigen Einzelgänger: texanischer Cowboy – amerikanischer Held (vgl. McEnteer 2004).

Die Renaissance des Bürgerkrieges

Im Rahmen der Wiedergeburt von Kriegsdarstellungen aus Hollywood nach dem 11.September 2001 materialisert sich, in Europa tendenziell

unbemerkt, auch eine neue Welle von Filmen über den amerikanischen Bürgerkrieg. Der »Civil-War-Film« stand schon immer für die Überwindung eines kollektiven Traumas (vgl. Chadwick 2002), für die innere Heilung der nationalen Psyche der Vereinigten Staaten von Amerika. Dementsprechend beschränken sich diese Filme tendenziell auf die klassische Combat-Tradition ohne eine der beiden Konfliktparteien vollständig zu denunzieren, was einer endgültigen Wiedervereinigung im Wege stünde. Im »Civil-War-Combat-Film« sind es also weniger die unmittelbaren Inhalte der jeweiligen Filme selbst, als die Tatsache des auflebenden Phänomens als solchem, welche die These unterstreicht, das neue Hollywoodkino integriere mit seinen spezifischen Formen von »Banal Militarism« den Mythos von Krieg als evolutionärer und schicksalhaft gegebener Erscheinung der Natur in die Heilung der amerikanischen Psyche nach dem 11. September 2001. Auch *Cold Mountain* (Regie: Anthony Minghella), der wohl in Europa am stärksten rezipierte »Civil-War-Film« der neuen Welle, nimmt sich hier nicht aus, obwohl er vermeintlich starke Anti-Kriegstendenzen aufweist. Es stehen nämlich nicht die Schrecken des Kampfes an sich, sondern die üblen internen Zustände im Inneren das Landes, hervorgerufen durch die selbstgefälligen Aktionen der »Home Guard«, im Vordergrund der Darstellung von Kriegsereignissen. Mehr noch als in *We were Soldiers* und *Master and Commander* dominieren christliche Motive die Einbindung der Charaktere in die Wirren des Krieges. *Cold Mountain* untermauert damit ebenfalls den Subtext von Kriegen als schicksalshaft bestimmten Ereignissen: Wenn die letzte Einstellung von Inmans (Jude Law) Tod einer auf dem Kopf stehenden Kreuzigungsszene gleicht, dann wird deutlich, dass zwar der Kampf gegen die innere Zerissenheit der Nation kein sinnloser ist, dass Inman aber sanktioniert wird, weil er ein Deserteur ist.

Die filmische Vermittlung des kriegerischen Habitus

Filme dokumentieren die Situation ihrer Zeit, im Medium Kino manifestiert sich eine populäre Form des Diskurses kollektiver Gedächtnisbildung und dank Hollywood finden geschichtliche Stoffe ein Massenpublikum. Erfolgreiche Spielfilme setzen sich mit gesellschaftlichen Fragen von allgemeiner Bedeutung auseinander, in ihrem Zugriff auf historische Stoffe vermitteln sie Facetten nationaler Identität und beleben die entsprechenden Mythen als neue Muster wieder (vgl. Rother 1998). Ein Blick auf weitere aktuelle Kriegsdarstellungen bestätigt die Verbreitung des »Banalen Militarismus« im Rahmen der neuen Repräsentationsstrategien. Die neueren Kriegsfilme aus Hollywood zeigen unerschrockene Soldaten, die mit allen Mitteln für ihre Ideale einstehen und

notfalls das eigene Leben für die Freiheit geben, bevor das Filmende uns die Werte veranschaulicht, für die sich zu sterben gelohnt hat: Freie Menschen, geeint in bescheidenem Wohlstand und eingebettet in eine befriedete Nation. Der Wertewandel im neueren Kriegsfilm vermittelt, dass eine kritische Haltung gegenüber Krieg in den Hintergrund getreten ist. Die innere Reise des Kriegers zur Überwindung vorzivilisatorischen Konfliktmanagements (vgl. Simon 2002: 29) wurde abgelöst vom Sterben als notwendigem Teil von Krieg und gesellschaftlicher Erneuerung und Modernisierung. Der Kriegsheld hat seine lang erarbeitete kritische Grundeinstellung zurückgetauscht gegen die vollständige Identifikation mit kriegerischer Ideologie. Hinter dem Versuch, das Trauma durch erneute Kampfhandlungen zu tilgen, verbirgt sich eine Rachevorstellung. Die Idee, eine Krise durch erfolgreiche Re-Inszenierung zu überwinden, bejaht deren Gesamtumstände und stellt damit eine grundsätzliche Re-Identifikation mit Sinn und Mitteln des Krieges dar. Das neue Ver-ständnis von Krieg in Hollywood spiegelt den gesellschaftlichen Einstellungswandel, der das traumatische Unglück von New York und die militärischen Auseinandersetzungen, die in diesem Zusammenhang von den Vereinigten Staaten geführt worden sind, in nationale Identifika-tionsangebote überführt und unter Rückgriff auf die Mechanismen des »Banal Militarism« den Krieg als notwendigen Bestandteil menschlichen Lebens symbolisiert.

LITERATURVERZEICHNIS

Basinger, Jeanine (2003): The World War II combat film: anatomy of a genre. Updated filmography by Jeremy Arnold, Middletown/CT: Wesleyan University Press.

Billig, Michael (1995): Banal Nationalism, London: Sage Publications.

Bordwell, David (1985): Narration in the Fiction Film, Madison/WI: University of Wisconsin Press.

Bowden, Marc (2001): Black Hawk Down. A story of modern War, New York/NY: Signet.

Carr, David (1991): Time, Narrative, and History, Bloomington/IN: Indiana University Press.

Chadwick, Bruce (2002): The Reel Civil War. Mythmaking in American film, New York/NY: Vintage.

Gergen, Kenneth J. (1998): »Erzählung, moralische Identität und historisches Bewußtsein. Eine sozialkonstruktionistische Darstellung«. In: Jürgen Straub (Hg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 170-202.

Hennig, Carsten (2004): »Rebirth of a Nation. Das Kino im amerikanischen Kriegsdiskurs«. Newsletter Arbeitskreis Militärgeschichte 23.2, S. 37-40.

Hochgeschwender, Michael (2003): »›Gods own Nation‹: Der gerechte Krieg im Selbstbild der USA«. In: Nikolaus Buschmann/Dieter Langewiesche (Hg.), Der Krieg in den Gründungsmythen europäischer Nationen und der USA, Frankfurt/Main: Campus, S. 286-319.

Livingston, Steven (1997): Clarifying the CNN Effect. An Examination of Media Effects according to Type of Military Intervention, Cambridge/MA: The Joan Shorenstein Center.

McEnteer, James (2004): Deep in the Heart. The Texas Tendency in American Politics. Westport/CT: Praeger.

Michalek, Laurence (1989): »The Arab in American Cinema: A Century of Otherness«. Mar'a: a magazine dedicated to Mideastern cinema. In: Cineaste 17.1, S. 3-9.

Münkler, Herfried (2002): Die neuen Kriege, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Rother, Rainer (Hg.) (1998): Mythen der Nationen – Völker im Film, München: Koehler und Amelang.

Schleicher, Harald (1991): Film-Reflexionen. Autothematische Filme von Wim Wenders, Jean-Luc Godard und Federico Fellini, Tübingen: Niemeyer.

Simon, Fritz B. (2002): »Was ist Terrorismus? Versuch einer Definition«. In: Dierk Baecker et al. (Hg.), Terror im System. Der 11. September und die Folgen, Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Sparre, Kirsten (2000): »Conceptualising Changes in War Reporting«. S+F. Vierteljahresschrift für Sicherheit und Frieden 18.3, S. 252-258.

Straub, Jürgen (1998): »Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung«. In: ders. (Hg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Suid, Lawrence H. (2002): Guts & Glory. The Making of the American Military Image in Film, Lexington/KT: University Press of Kentucky.

Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2004): »Militainment als ›banaler‹ Militarismus. Auf dem Weg zu einer Militarisierung der politischen Kultur?«. In: Martin Löffelholz (Hg.), Krieg als Medienereignis II: Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 297-325.

»DOMESTISCHE FRAMES IN NARRATIVEM GEWAND. DIE BANALISIERUNG DES IRAK-KONFLIKTES IN DER INTERNATIONALEN ›QUALITÄTSPRESSE‹«

UNA DIRKS

Als Reaktion auf die Terroranschläge am 11. September 2001 verkündete der US-Präsident George W. Bush: »We're at war« (Aitchison 2003: 194); eine Situationsdefinition, die er fortan nicht müde wurde, in vielen Variationen in die Öffentlichkeit zu tragen, so auch am 06.03.2003 anlässlich der »first formal East Room news conference in nearly a year and a half«, in der er das Feindbild »›the Iraqi dictator and his weapons‹« beschwor und den 11. September als Beleg für seine Bewertung heranzieht: »›We're now a battlefield‹« (u.a. NYT, 07.03.2003, S. 1). Wenngleich auch andere Interpretationen der Terrorattacken denkbar gewesen wären, verselbstständigte sich die dem Kriegs-Frame eigene Logik und Dynamik nicht nur in der Rhetorik von US-Politikern, sondern selbst in Stellungnahmen bundesdeutscher Politiker (vgl. Weller 2004). Die mit der konzeptuellen Metapher (s.u.) ARGUMENT IS WAR verbundenen Denk- und Handlungsmuster nahmen die Gestalt eines sowohl symbolisch vorbereiteten als auch schließlich faktisch beschrittenen Kriegspfades an: Im Anschluss an den mit einem UNO-Mandat sanktionierten Einmarsch in Afghanistan folgte im Frühjahr 2003 der Krieg gegen die irakische Regierung, ohne dass sich die kriegführenden USA und ihre »Koalition der Willigen« auf eine völkerrechtliche Legitimation berufen konnten. Die v.a. von den USA und Großbritannien vorgebrachten Kriegsgründe, insbesondere mit Bezug auf den angeblichen irakischen Besitz von Massenvernichtungswaffen sowie auf eine terroristische Verbindung zwischen der al-Qaida und Saddam Hussein, gelten heute als widerlegt (vgl. z.B. CEIP 2004).[1]

1 Nach einem Bericht der *Los Angeles Times* vom 01.02.2005 hat sich mittlerweile selbst der US-Amerikanische Geheimdienst CIA am 18.01.2005 in ei-

Wie hat die internationale so genannte Qualitätspresse auf die offenkundig gewordenen persuasiven Zwecke der vermeintlichen Kriegsgründe reagiert? Von den in meinem Datensample enthaltenen Zeitungen (USA: *New York Times*, *Washington Post*; CA: *Toronto Star*, *National Post*; GB: *The Times*, *The Independent*; BRD: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Süddeutsche Zeitung*) entschuldigten sich – soweit mir bekannt – lediglich die *New York Times* (NYT, 26.05.2004, S. A 10) und die *Washington Post* (WP, 12.08.2004, S. 1, Kurtz 2004) bei ihren LeserInnen für unzureichend recherchierte Berichte über die angebliche Existenz von Massenvernichtungswaffen im Irak. Die Selbstkritik der Zeitungsredakteure bezieht sich u.a. auf ihre Gutgläubigkeit im Umgang mit Erzählungen irakischer Deserteure sowie auf die Vernachlässigung regierungskritischer Dokumente – ausgenommen die gelegentlichen Hinweise auf den Innenseiten des Politikteils. Darüber hinaus diagnostiziert der leitende Zeitungsredakteur der WP, Bob Woodward, eine Art «groupthink«, das ihn und die Redaktion damals erfasst habe (vgl. Kurtz 2004).

Am Beispiel der Berichterstattung über o.e. Pressekonferenz möchte ich im Folgenden herausarbeiten, wie Aufmacher der internationalen »Qualitätspresse« im Hinblick auf den von der US-Regierung verbreiteten *Spin* im Vorfeld des Irak-Krieges gestaltet wurden. Es hat den Anschein, dass die Banalisierung von politischen Sachverhalten dabei eine zentrale Rolle spielt:[2] »Banalisierung« stellt sich hier als eine weitgehend bruchlose Adaptation bestimmter öffentlicher politischer Positionierungen bei Ausschluss vermeintlich »devianter« Sichtweisen dar, wodurch ein vertieftes Verstehen und Erklären des jeweiligen Sachverhaltes weitgehend verhindert[3] und durch diverse Fehlschlüsse ersetzt wird. Pragmalinguistisch gewendet, manifestiert sich die Banalisierung politischer Sachverhalte v.a. in domestischen Framings sowie in narrativen Form- und Inhaltsaspekten. Bevor ich diesbezügliche Darstellungspraktiken jedoch ausführlicher detailliere, sollen zunächst die methodologischen und methodischen Prämissen des Forschungsverfahrens näher erläutert werden.

---

nem geheimen internen Papier von seiner bisherigen Behauptung distanziert, der Irak verfüge über chemische Massenvernichtungswaffen; deren Produktion sei vielmehr bereits im Jahre 1991 eingestellt worden (vgl. Miller 2005).

2 Die Analysen wurden im Rahmen eines von der Deutschen Stiftung Friedensforschung seit 2004 geförderten Drittmittelprojektes zur »De-/Konstruktion des Irak-Krieges in der internationalen meinungsführenden Presse« durchgeführt (vgl. URL:<http://www.bundesstiftung-friedensforschung.de/html/dirks.html>).

3 Die von Tanja Thomas und Fabian Virchow (2004) beschriebenen Beispiele für einen »Banalen Militarismus« scheinen gleichermaßen das Strukturprinzip einseitiger Perspektivenbildung zulasten eines umfassenden Verstehens und Erklärens zu bestätigen.

NARRATIVITÄT, FRAMES/FRAMING UND KONZEPTUELLE METAPHERN

Presseartikel umfassen i.d.R. sowohl narrative als auch deskriptive und argumentative Kommunikationsschemata, allerdings in unterschiedlicher Gewichtung.[4] So variieren architektonische und inhaltliche Dimensionen dieser Schemata in Relation zur jeweiligen Textgattung: In Pressekommentaren dominieren argumentative Darstellungspraktiken, in Reportagen narrative und deskriptive. Worin unterscheiden sich die einzelnen Kommunikationsschemata? Während in Beschreibungen »der Vollzugscharakter der dargestellten Sachverhalte ›eingefroren‹« wird, so dass diese als Routinen und Zustände bzw. Eigenschaften erscheinen (Kallmeyer/Schütze 1977: 201 ff.), zeichnen sich Erzählungen durch die Fokussierung konkreter Akteure und ihrer Beziehung zu anderen Akteuren sowie der von ihnen vollzogenen Handlungsabläufe in bestimmten Situationen zu bestimmten Zeitpunkten aus (vgl. Schütze 1984: 81). Basale prototypische Dimensionen narrativer Textmuster sind demnach: »a setting, a time, a place and characters«, die mit spezifischen Ereignissen und dynamischen Prozesshandlungen verwoben (vgl. Nash 1990: 17; Toolan 1988) sowie i.d.R. mit affektiven Attributen des unmittelbaren Erlebens versehen sind. Argumentative Darstellungspraktiken erfüllen demgegenüber eher evaluierende Funktionen, die zum Erzählraum eine Distanz aufbauen, diesen eher schließen und meist durch einzelne Interpretationen ersetzen.

Je nachdem, welchem Kommunikationsschema im Presseartikel der Vorzug gegeben wird, subsumiere ich die angewandten Darstellungspraktiken einem überwiegend narrativen, deskriptiven oder argumentativen Framing des jeweiligen Sachverhaltes bzw. der jeweiligen Nachricht. Unter »Framing« verstehe ich – in Analogie bspw. zum »episodic framing« nach Iyengar (1991) – einen textstrukturellen Verarbeitungsmodus, der eine Situation[5] in einem bestimmten Rahmen erscheinen lässt. In enger Verknüpfung mit dem textstrukturellen Framing geben sachverhaltsbezogene Framings u.a. eine Antwort auf die Frage: »What is it that's going on here?« (Goffman 1974: 8). Sie sind Ausdruck für journalistische Praktiken, die – mehr oder weniger un-/bewusst – nach einer angemessenen Passung zwischen den situationsspezifischen äußeren Bedingungen (materielle Ressourcen, institutionelle Regeln, kulturelle Fra-

4 Die Untergliederung jeglicher sprachlicher Entäußerungsformen in narrative, deskriptive und argumentative Sachverhaltsschemata geht auf Kallmeyer/Schütze (1977) zurück.

5 Im Anschluss an die Theorie des Alltagshandelns und der Lebenswelt von Alfred Schütz (1972) stellt sich eine Situation über eine temporär stabilisierte »gegenseitige Konstitution der äußeren und der inneren Bedingungen [...], von ›Akteur und Struktur‹, von ›personalen‹ und ›sozialen Systemen‹, des subjektiven und des sozialen Sinns« her (Esser 1999: 169).

mes) und den inneren Bedingungen (berufs-/biographische Frames und Scripts) der jeweils interessierenden Politakteure streben.[6] Mit der Passung steht und fällt die Plausibilität des durch die Presseberichte beförderten Verstehens sowie der in den Berichten enthaltenen Erklärungen für das jeweilige politische Handeln und die damit verbundenen Effekte. Das mediale Framing bietet MediennutzerInnen somit ein gedankliches Modell an, das ihnen eine bestimmte Orientierung einschließlich passender Praktiken (vgl. Esser 2001: 261 ff.) i.S. der *accessibility*-These (Price/Tewksbury/Powers 1997: 486) nahe legt. Wenn das Framing auf Akzeptanz stoßen soll, muss es mit den Frames der Adressaten soweit wie möglich übereinstimmen – ein Vorgang, den Snow/Benford (1988: 208 ff.) am Beispiel verschiedener Friedensinitiativen gegen die nukleare Bedrohung nachgewiesen haben und der entsprechend alltagskommunikativer Dominanzen überwiegend narrativ mediatisiert wird: »The framing strikes a responsive chord in that it rings true with existing cultural narrations« (ebenda: 210).[7] Kernbestandteile der Framings sind Frames und konzeptuelle Metaphern, die in den nächsten Abschnitten kurz erläutert werden.

Im Anschluss an die weit gefasste Rahmen-Definition von Goffman (1974: 21) und Minsky (1980) bezieht sich ein Frame nicht nur auf Wahrnehmungsstrukturen und lexikalische Semantiken im engeren Sinne, sondern auch auf pragmatische Erfahrungszusammenhänge und die damit assoziierten Interpretationsmuster. Die kognitiven und pragmatischen Merkmale eines Frame sind i.d.R. hierarchisch angeordnet. Im Wesentlichen beinhalten sie prototypische Informationen zu Funktionen und konstitutiven Bestandteilen, zu Akteuren und den für steoreotype Situationen charakteristischen Handlungssequenzen, den Scripts (vgl. Abelson 1981; Schank/Abelson 1977), sowie diesbezüglichen Erwartungsstrukturen und Bewertungen.[8] Medien-Frames[9] von Pressetexten lassen sich nach meinen rekonstruktiv interpretativen Analysen (vgl. Dirks 2005a-c) in die folgenden Dimensionen untergliedern:

---

6 Das journalistische Framing korrespondiert systematisch mit den institutionell definierten, stets materiell begrenzten Oberzielen der sozialen Produktionsfunktionen, d.h. mit den primären Zwischengütern. Die dem Framing inhärenten Frames bilden den Code des subjektiv wie sozial sinnhaften Handelns bei der Presseproduktion (vgl. Esser 2001: 9 ff.).

7 Vgl. auch die von Gouldner (1970: 29-36) beschriebenen »domain assumptions«.

8 Für einen ausführlicheren Forschungsüberblick über kommunikationswissenschaftlich erprobte Frame-Konzepte vgl. Matthes/Koring (2004) und Scheufele (2004).

9 Pressetexte stützen sich auf Medien-Frames, die nach meinen derzeitigen Erkenntnissen nur sehr fragmentarisch mit journalistischen Frames korrelieren: Zum einen unterliegen Aufmacher der internationalen Qualitätspresse umfassenden Redigierschritten; zum anderen sind sie allzu oft aus mehreren Texten verschiedener Auslandskorrespondenten entstanden.

- Situationsdefinition,
- Erklärung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen,
- Bewertung bzw. emotional-affektive Wertungen,
- Handlungsempfehlungen.[10]

Dass die jeweils rekonstruierbaren Frames i.d.R. unvollständig sind, tut ihrer Nachweisbarkeit keinen Abbruch; geht es doch im wesentlichen um die Entschlüsselung der von den Presseakteuren für relevant befundenen, entsprechend selektierten und gewichteten symbolischen Wissensordnungen. Dabei liegt der Analysefokus also nicht auf (manifesten) Wissensinhalten (»knowing that« nach Ryle 1990; 1949) oder wissensbasierten Repräsentationseinheiten der Pressetexte, sondern auf kollektiv geteilten Wissensordnungen (vgl. Mannheim 1952; 1929: 13 ff.) – hier den sog. Frames und konzeptuellen Metaphern – die den textuellen (einschließlich bildlich-graphischen) Darstellungspraktiken vorgelagert bzw. inhärent sind. Die durch Frames und Metaphern re-/produzierten pragmatisch-kognitiven Sinnhorizonte verleihen den jeweiligen Nachrichten eine Bedeutung, die wiederum erst die Genese von Wissen, Wahrnehmen, Handeln und Verstehen ermöglicht (vgl. Reckwitz 2000: 163).

Konzeptuelle Metaphern unterscheiden sich von Frames insofern, als sie zwischen zwei oder mehreren Frames einen Interaktionsbezug herstellen (vgl. Dirks 1991: 24 ff.). Dieses Frame-Mapping umfasst – in Analogie zu den von Lakoff/Johnson (1980) entwickelten Konzepten – im Wesentlichen drei Grundformen: Ontologische Metaphern fassen abstrakte, physikalisch nicht greifbare Phänomene als konkrete Einheiten oder Substanzen (z.B. SECURITY IS A CONTAINER, Dirks 1991: 25 ff.); für strukturelle Metaphern ist die partielle Strukturierung eines komplexen Konzeptes durch ein anderes charakteristisch (z.B. ARGUMENT IS WAR, ebenda: 14); Orientierungsmetaphern verleihen bestimmten Phänomenen eine räumliche Orientierung, die meist linear strukturiert und positiv (Bewegung nach oben/vorne) oder negativ (Bewegung nach unten/hinten) konnotiert ist (z.B. DIPLOMACY IS A JOURNEY, ebenda: 14 ff.). Sprache bzw. Texte werden demnach als Träger von Sinn im Kontext überindividueller kommunikativer bzw. diskursiver Handlungsvollzüge identifiziert.

Das bedeutungsorientierte Frame- und Metaphernkonzept ist zugleich Bestandteil einer kulturtheoretischen Analyseheuristik: Demnach werden die kulturellen Sinnmuster von Presseakteuren und nachrichtenbezogenen Selektions-, Redigier- und Schreibpraktiken als eine – wie auch immer fragmentierte – Einheit betrachtet. Infolgedessen sind die

10 Hier ergeben sich zweifelsohne Übereinstimmungen mit der ebenfalls empirisch erprobten Ausdifferenzierung von Frames nach Entman (1993) sowie jener nach Snow/Benford (1988). Letztere unterscheiden am Beispiel von sozialen Bewegungen u.a. zwischen einem »diagnostic framing« und einem »prognostic framing« (ebenda: 200 f.).

von JournalistInnen angewandten Frames und Metaphern zugleich Ausdruck für kulturelle Praktiken der textuellen Strukturierung von politischen Wirklichkeiten. In dem Maße, wie das journalistische Handeln zur Reproduktion oder »neuen« Konstruktion dieser Wirklichkeiten einen Beitrag leistet (zur Dualität von Struktur und Handeln vgl. Giddens 1984: 332 f.), ermöglichen diachrone Analysen auch den Nachweis von Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten im Verlauf von Frame- und Metaphernkarrieren.

Ein rekonstruktiv interpretatives Forschungsverfahren

Entsprechend der Analyseregeln der »Grounded Theory« (vgl. Glaser/Strauss 1967; Strauss/Corbin 1998) lassen sich kommunikationsschematisch dominante Framings einzelner Pressetexte nicht auf der Basis isolierter Sätze oder gar Teilsätze rekonstruieren, sondern lediglich im Rahmen einzelner Sequenzen. Diese werden im Hinblick auf die ihnen zugrundeliegenden symbolischen Sinneinheiten systematisch untersucht und zu Frames verdichtet. Textübergreifende, phasenspezifische Frame-Kondensate bezeichne ich als Matrix-Frames. Bei der Frame-Analyse re-/konstruiere ich im Anschluss an den von Peirce (1998; 1931-58) beschriebenen, abduktiv, deduktiv und induktiv vollzogenen Prozess der Erkenntnisgenerierung (vgl. Reichertz 2003) die den Sequenzen zugrundeliegenden konzeptuellen Metaphern und Frames. Ob es sich dabei um presse- oder länderspezifisch typische Framings handelt, wird im Zuge textspezifischer und presseübergreifender Kontrastierungen auf der Grundlage eines theoretischen *Samplings* geklärt (vgl. Strauss 1987: 49; Glaser/Strauss 1967: 45 ff.). Hier geht es weniger um die »Messbarkeit« von Frames (z.B. ein Qualitätskriterium nach Matthes/Koring 2004), als vielmehr um die systematische Operationalisierung eines soweit wie möglich methodisch kontrollierten Verfahrens, das den für eine sozialwissenschaftlich interpretative, rekonstruktive Forschungslogik angemessenen Qualitätsstandards auch hinreichend gerecht wird (vgl. Steinke 2000). Angestrebt wird ein theoretisch repräsentatives Modell mittlerer Reichweite (vgl. Merton 1967; Esser 2002).

Dass Frames per se »fuzzy concepts« symbolisieren, lässt sich kaum durch nomologische Ansätze »bereinigen«, handelt es sich doch um Sinngebilde, die erst entsprechend eines bedeutungsorientierten analytischen Zugriffs und der wissenschaftstheoretischen Rahmung empirisch »fassbar« werden und nur unter diesen Prämissen auch erkenntnisgenerierende Erträge über akteurs-/pressespezifisch unterschiedliche Bedeutungszuschreibungen hervorbringen. Die Analyse solcher Praxis-/ Wissenskomplexe soll verdeutlichen, inwieweit die jeweiligen Frames

und Metaphern einem *deutenden Verstehen* oder *ursächlichen Erklären* verpflichtet sind. Damit rekurriere ich auf zwei von Max Weber (1988; 1922) entwickelte Forschungsstrategien, die den hier interessierenden Gegenstand in folgender Weise untersuchen sollen:

1. Das *deutende Verstehen* bezieht sich auf die Rekonstruktion der journalisten- bzw. printmedienspezifischen Situationsdefinitionen; d.h. es wird aus doppelt hermeneutischer Perspektive (Giddens 1984: 284) rekonstruiert, wie JournalistInnen Ereignisse als eine – in bestimmter Weise »gerahmte« – Nachricht zu definieren versuchen. In der Kategorie »Situationsdefinition« befasst sich dieser Frame-Bereich mit der von den Presseakteuren konstruierten Passung zwischen »inneren« und »äußeren» Bedingungen, die den LeserInnen bestimmte Deutungsoptionen nahelegt.
2. Das *ursächliche Erklären* bezieht sich auf die Rekonstruktion der von den JournalistInnen konstruierten kausal-funktionalen Wechselwirkungen zwischen dem situationsspezifischen Handeln einzelner Politiker und den aus ihrem Handeln abgeleiteten Struktureffekten (vgl. Weber 1988; 1922: 427 f.). Dieser Frame-Bereich ist der Kategorie »Erklärungen« zugeordnet.

Die Banalität domestischer Frames der US-amerikanischen Irakpolitik

Analysieren wir nun die Aufmacher[11] in der internationalen Presse nach dem oben beschriebenen Verfahren, treffen wir v.a. auf narrative und deskriptive sowie auf verdeckte argumentative Framings des hier interessierenden Irak-Konfliktes und der in diesem Zusammenhang wiedergegebenen *Soundbites*[12] von Politakteuren. Ein nahezu durchgehendes narratives Prinzip der Vorkriegsberichterstattung manifestiert sich in der systematischen, durchaus multiperspektivischen, aber unterschiedlich gewichteten Personalisierung des Irak-Konfliktes zu lasten einer sachlich fundierten Auseinandersetzung über die angeblich vom irakischen Präsidenten und seinem Waffenarsenal ausgehende Bedrohung. Dabei operieren die meinem Datensample zugrunde liegenden Zeitungen relativ will-

11 Zum besseren Nachvollzug der durch die Presse vorgenommenen Relevanzsetzungen werden jeweils nur die Artikel auf den Titelseiten berücksichtigt, nicht deren Fortsetzung im Inneren des Politikteils.

12 Gemeint sind Zitate, die meist längeren Texten aus öffentlichen Reden o.ä. entnommen sind und aufgrund ihrer Kürze und Griffigkeit vergleichsweise leicht in das kollektive Wissen »der« Öffentlichkeit Eingang finden können (vgl. Cook 1994: 112; Hils 2002). Da Printmedien ebenfalls mit einer Vielzahl von Soundbite-Arrangements operieren, benutze ich diesen Begriff auch für die Analyse von Kurzzitaten in Presseartikeln.

kürlich mit *blaming*-Vorwürfen,[13] sei es gegenüber der irakischen Regierung, deren Abrüstungsbestrebungen im Misstrauens-Frame verfolgt und für die Spaltung der UNO verantwortlich gemacht werden, wenn nicht gar der Chefwaffeninspekteur Hans Blix aufgrund seiner Berichte über Abrüstungsfortschritte als Schuldiger identifiziert wird, z.B.:

»American officials said the discovery [of rockets for illicit purposes] showed that Iraq could not be trusted to cooperate with the inspectors. [...] Secretary of State Colin L. Powell said today that the chief inspector for chemical and biological weapons, Hans Blix, should have made more of the evidence in that report when he appeared before the Security Council last week« (NYT, John H. Cushman Jr. with Steven R. Weisman, 10.03.03).

»Iraq has made great headway in splintering the Security Council, making it less likely it will approve a U.S.-backed resolution authorizing military action« (WP, Glenn Kessler, 06.03.03).

»Blix's Iraq Report Deepens U.N. Rift« (WP, Hauptschlagzeile, Glenn Kessler/ Colum Lynch, 08.03.03; [alle Hervorhebungen/UD]).

Kriegsvorbereitung im Weißen Haus: Nur ein Märchen?

Ein Extrem persuasiver Vorkriegsberichterstattung,[14] das zugleich die größte Vielfalt banalisierender Darstellungspraktiken aufweist, lässt sich im Anschluss an die o.e. Kontrastierungsverfahren v.a. am Beispiel der Aufmacher der NYT nachweisen. Gaben diese bis zur Pressekonferenz des US-Präsidenten George Bush am 06.03.2003 eher regierungskritischen Perspektiven den Vorzug, kommt es seit diesem Zeitpunkt zu der hier interessierenden nahezu vollständigen Umkehr von Platzierungen und Wertungen und erst unmittelbar vor Kriegsbeginn, ab dem 17.03. 2003, wiederum zum Einschwenken auf eine um Kriegsverhinderung bemühte Darstellungspraxis. Der Höhepunkt regierungskonformer »Frame-Alignments« (Snow/Rochford 1986) der NYT kulminiert in einem Aufmacher, der sich erstmalig nicht auf ein Ereignis vom Vortag bezieht, sondern nochmals auf die o.e. Pressekonferenz, als diese bereits drei Tage zurückliegt. Aus diesem Anlass hat die Journalistin Elisabeth Bumil-

13 Iyengar und Simon (1993) bezeichnen dieses Phänomen auch als ein »punitives« Framing. Mit Bezug auf die von der US-Regierung gegen den Irak lancierten Schuldzuschreibungen im zweiten Golfkrieg 1991 haben sie vielfältige Belege zusammen getragen.

14 Diese Phase der Vorkriegsberichterstattung umfasst sämtliche Aufmacher und Leitartikel zum Irak-Konflikt, die seit der Rede des US-Präsidenten zur Lage der Nation am 28.01.2003 bis zum Kriegsbeginn erschienen sind.

ler den folgenden Artikel in Form eines narrativen, tendenziell märchenhaften »Nachklapps« verfasst, der hier analysiert werden soll:[15]

Titel: »Aides Say Bush Girds for War – In Solitude, but Not in Doubt«

»Verfasserin: »By ELISABETH BUMILLER«

Body text: »Washington; March 8 – It was another night at a White House nearly at war. The Atlantic alliance was splintering, some 250,000 American troops were within striking distance of Iraq and the pope had sent an envoy pleading for peace.

Upstairs the first lady was entertaining a group of friends for dinner; downstairs 100 reporters were waiting. President Bush, his face already made up for his first prime-time news conference in 18 months, turned to his chief of staff.

»He said, ›Why don't you just leave me alone for a little bit?‹« the chief of staff, Andrew H. Card Jr., said in an interview on Friday. Mr. Card, taken aback, quickly left, he said, and the president quietly closed the door of his study.

For the next 10 minutes, the president of the United States, a man under inconceivable pressures, sat in solitude, undisturbed.

Moments later, Mr. Bush strode up to his lectern in the bright television glare, presenting himself in a nearly hourlong news conference on Thursday as a leader impervious to doubt.

At a time when the world is arguing about what the United States should do in Iraq, while even his own advisers are still debating options, Mr. Bush's aides say that he has come to realize that making the decision to go to war is the loneliest moment that presidents face.

Whether war is a last resort that has been thrust upon him, as he sometimes says, or whether it is his choice to wage it, no one can fill the space that he alone occupies – not his closest aides, not the great array of expert advisers, not his wife or even his father, who made a similar decision when he was president.

Presidents handle pressure differently – Richard M. Nixon retreated, Bill Clinton got on the phone in the middle of the night – but historians say that almost all display certitude in public and more uncertainty in private. Friends and advisers of Mr. Bush insist that this president, in contrast, is much the same in private as he is in public.

While Iraq weighs on him heavily, they say, a president who sees the world as a biblical struggle of good versus evil has never expressed any misgivings, or personal vulnerabilities, about going to war against Saddam Hussein.

›He's very determined, I would say‹, said Cardinal Pio Laghi, a Vatican peace emissary and long-time Bush family friend who last week hand-delivered a letter to Mr. Bush from Pope John Paul II asking the president to avoid an […]« (NYT, 9.3.2003, S. 1; Continued on Page 22)

15 Dabei beschränke ich mich auf den zweispaltigen Artikel in der oberen linken Hälfte der Titelseite unter Vernachlässigung der auf S. 22 abgedruckten Fortsetzung (vgl. Anm. 11).

Am Beginn steht die für Märchen typische Eröffnung »It was [...]«, die das domestische Setting im Weißen Haus beschreibt (Z. 3-6). Die Hinweise auf den unmittelbar bevorstehenden Krieg im Irak, auf das gespaltene Westbündnis und den Friedensappell des Papstes können zugleich als knappe Einführung in die Situationsgeschichte und als Erklärung für die Notwendigkeit einer Pressekonferenz gelesen werden.[16] Entsprechend des *orbital structure-Prinzips* von Pressenachrichten, das sich durch ein fortwährendes Hin- und Herpendeln zwischen einer Haupthandlung und der Hinzufügung weiterer Erläuterungen zur Situation auszeichnet,[17] folgt erst im sechsten Abschnitt des Aufmachers ein verkürztes Resümee des weltweit und im Besonderen für die Bush-Regierung prinzipiell ungeklärten Umgangs mit dem Irak: »At a time when the world is arguing about what the United States should do in Iraq, while even his [Mr. Bush's] own advisers are still debating options [...]« (Z. 20 f.).

Die globale politische Situationsbeschreibung wird durch ein narratives Eintauchen in vergleichsweise »banale« häusliche Handlungsabläufe wie jenen der leichten Konversation (»entertaining«, Z. 7) und des gemeinsamen Speisens (»dinner«, Z. 7) abgelöst. Angesichts der Brisanz der US-amerikanischen Irak-Politik erscheinen diese Alltagspraktiken unbekümmerter Sozialität völlig deplaziert.

Als einzige »äußere Bedingungen« der konkreten Situation unmittelbar vor der Pressekonferenz werden materielle Ressourcen wie das Weiße Haus mit seinen verschiedenen Stockwerken und personelle Ressourcen wie die First Lady (Z. 7) bzw. »his wife« (Z. 27), »a group of friends« (Z. 7) und die Berater des US-Präsidenten (Z. 10-14, 21 f., 26 f.) sowie selbst sein Vater erwähnt (Z. 27). Zweifelsohne wäre für ZeitungsleserInnen auch von Interesse, mit welchen Anforderungen und institutionellen Regeln Politiker insbesondere im Vorfeld eines Krieges konfrontiert werden; darüber erhalten sie aber keinerlei Informationen.

Stattdessen erfahren sie, dass Bush seine Berater gebeten haben soll, ihn für einige Minuten allein zu lassen (Z. 11 ff.). Aus diesem Umstand scheint die Journalistin den – vergleichsweise absurd anmutenden – ökologischen Fehlschluss[18] abzuleiten, Bush habe seine Entscheidung, den Irak-Krieg zu beginnen, unmittelbar vor der Pressekonferenz getroffen

16 Vergleichsweise deutlicher hatten bereits am 07.03.2003 die NYT-Journalisten David E. Sanger und Felicity Barringer konstatiert:: »Mr. Bush's 50-minute news conference came in the midst of the deepest diplomatic crisis of his presidency [...].«

17 »[...] the key relationship is between some central textual nucleus (the headline/lead, in the case of the news item) and a set of dependent satellites which act to specify that nucleus« (White 2000: 388; vgl. Dirks 2005c).

18 Gemeint ist das unzulässige Schließen von Aggregatdaten auf individuelle Zusammenhänge, welches die Kontextbedingungen und -effekte auf der Individualebene nicht hinreichend berücksichtigt (vgl. Robinson 1950; Esser 1999: 436, 441).

(Z. 22 ff.). Als Beleg für diese Behauptung stellt sie eine Analogie zu verschiedenen US-Präsidenten her, die in der Vergangenheit ihre Kriegsentscheidungen stets im Alleingang getroffen hätten (Z. 29 ff.). Kontextinformationen, die auf eine sehr viel frühere Kriegsentscheidung schließen lassen, bleiben ausgespart. Der durch die Analogiebildung bedingte kollektivistische Individuationsfehlschluss[19] ist zum einen Ausdruck für eine naive Adaptation von Situationseinschätzungen, die anscheinend von Bushs Beraterstab gestreut wurden (»Mr. Bush's aides say that [...]«, Z. 22 f.), aber zum anderen auch für unzureichende Kenntnisse bzw. Recherchen über jene institutionellen Regeln, die Kriegspläne und -entscheidungen begleiten und steuern. So ist es laut Verfassung der USA (Artikel I, Sektion 8, Satz 11) bspw. keineswegs Aufgabe des Präsidenten, sondern vielmehr des Kongresses, einem Land den Krieg zu erklären. Wenngleich die Geschichte zeigt, dass auch frühere US-Präsiden-ten diese Regel missachtet haben, wäre die Suche nach diesbezüglichen Gründen doch sicherlich von weitaus größerem Interesse als das bloße Konstatieren einer nicht-fundierten Beobachtung.

Unter Ausklammerung jeglicher Reflexion über nationale und internationale Abstimmungsnotwendigkeiten für den Kriegsfall gelangt die Journalistin Bumiller zu der Einschätzung:

»[…] no one can fill the space that he [Mr. Bush] alone occupies – not his closest aides, not the great array of expert advisers, not his wife or even his father, who made a similar decision when he was president« (Z. 25-28).

Diese Beschreibung eines für ›Außenstehende‹ angeblich unzugänglichen Entscheidungsspielraums unterliegt anscheinend folgender Handlungsregel: Wenn noch nicht einmal die engsten Vertrauten des US-Präsidenten bei der Entscheidung für einen Krieg behilflich sein können, verbietet es sich zwangsläufig für jeden anderen, darauf Einfluss nehmen zu wollen. Das dem Weißen HAUS, seinen BEWOHNER/INNEN und deren Handlungen zugrunde liegende Metaphernkonzept NATION-AS-FAMILY, das bereits von George Lakoff (1996: 154 f.) anhand ganz unterschiedlicher Textsorten aus US-amerikanischen Alltags- und Wissenschaftsdiskursen belegt worden ist, erfährt hier offensichtlich eine Eng-

19 Analog zum individualistischen Populationsfehlschluss, in dem »alleine von den Eigenschaften der Individuen auf die Eigenschaften der jeweiligen sozialen Gebilde« geschlossen wird (Esser 1999: 421 mit Bezug auf Scheuch 1969: 135), verstehe ich unter einem »kollektivistischen Individuationsfehlschluss« eine quasi umgekehrte Konklusion, in der von einem Kollektiv auf das Individuum geschlossen wird. Beide Fehlschlüsse zeichnen sich durch eine mangelnde Differenzierung zwischen vermeintlichen Gruppenmitgliedern bzw. Sample-Gruppen und eine unzureichende Kenntnis der jeweils relevanten sozialen Umgebung aus. Aufgrund einer Überfokussierung der Akteursebene erfolgen meist unzulässige Verknüpfungen zwischen Akteuren und den ihnen zugeschriebenen Kausalwirkungen (vgl. Esser 1999: 436 f., 440).

führung auf den »STRICT FATHER«-Frame (ebenda: 386): Während die Nation als GROSSFAMILIE konzeptualisiert wird, erscheint die Regierung als das – per Status und weniger per Kompetenz – mit Autorität ausgestattete FAMILIENOBERHAUPT, das den eigentlichen Souverän, seine BürgerInnen, auf die Rolle unmündiger KINDER reduziert.

Anstelle einer sachlich fundierten Auseinandersetzung mit den »äußeren Bedingungen« der Vorkriegssituation elaboriert die Journalistin Bumiller nunmehr eine auf Bushs Befindlichkeit (»innere Bedingungen«) fokussierte Erzählperspektive: Der Hausherr des Weißen Hauses stehe »under inconceivable pressures«. Das Leitmotiv des Aufmachers, das in Form evaluativer Beobachtungen der Journalistin und von *Soundbites* verschiedener Autoritäten mehrfach wiederholt wird und bereits im Titel enthalten ist, lautet: »In Solitude, but Not in Doubt« (vgl. »a leader impervious to doubt« Z. 19, »the loneliest moment« Z. 23, »›very determined‹« Z. 38). Diese verdiktiven Sprechakte (vgl. Austin 1980) bzw. essentialistischen Zuschreibungen werden durch eine Kontrastierung der Handlungspraktiken früherer US-Präsidenten im Umgang mit Drucksituationen vergleichsweise positiv konnotiert: Anders als seine Vorgänger, die nach Einschätzung nicht näher benannter »Historiker« »display certitude in public and more uncertainty in private«, sei George W. Bush »much the same in private as he is in public« (Z. 33). Auf diese Weise wird dem US-Präsidenten authentisches Verhalten unterstellt, das in Verbindung mit der ihm zugeschriebenen Entschiedenheit die für den *American Dream* prototypischen Werte von Führungsstärke und Durchsetzungsfähigkeit (vgl. Dirks 1991: 89) zu implizieren scheint. Mit Verweis auf »Freunde und Berater« des Präsidenten folgt eine Erklärung für sein Verhalten in Form einer subjektiven Theorie, die zugleich als strukturelle Metapher firmiert: POLITICS AS A RELIGIOUS WAR BETWEEN GOOD AND EVIL: »[…] a president who sees the world as a biblical struggle of good versus evil has never expressed any misgivings, or personal vulnerabilities, about going to war against Saddam Hussein« (Z. 34-37). Diese Evaluierung vom Weltbild des US-Präsidenten unterstreicht seine Irritationsresistenz, die zum Ende des Aufmachers auf einer der Folgeseiten angeblich sogar von einem Senatsmitglied der Demokraten als notwendige Standhaftigkeit bewertet wird und die Relevanz des »STRICT FATHER«-Frames nochmals bestätigt.

Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass der am 09.03.2003 in der NYT erschienene Artikel ein Dokument für die narrative Banalisierung irritationsresistenter Kriegsabsichten der Bush-Regierung auf dem Hintergrund einer regierungsloyalen, exklusiven domestischen Wir-Gruppenformation mit familialen Strukturen darstellt. Der Artikel wirbt ganz offensichtlich um Verständnis für die schwierige Situation, in der sich der US-Präsident aufgrund seiner Irak-Politik befindet. In Verkennung der ureigensten Aufgaben des Kongresses bieten die ihm zuerkannten persönlichen Handlungs- und Entscheidungsspielräume keinen Raum für

Reflexionen über die ggf. weltpolitische Bedeutung seiner kriegerischen Absichten. Dementsprechend bleiben auch Handlungsalternativen im Hinblick auf »angemessene«, völkerrechtlich begründete, internationale Abstimmungsprozesse im Umgang mit dem Irak-Konflikt entthematisiert. Die somit hergestellte Simplifizierung eines per se hochkomplexen Sachverhalts ermöglicht LeserInnen ein nur sehr lückenhaftes Verstehen, das weder der Vielfalt äußerer Bedingungen in der damaligen Situation gerecht wird, noch zur Aufdeckung US-regierungsspezifischer Interventionsinteressen einen Beitrag leistet, ausgenommen den Hinweis auf religiös begründete Motive.

Ein domestischer Matrixframe

Die um Regierungsloyalität bemühte Vorkriegsberichterstattung der NYT soll nun auf der Basis aller für diese Zwischenphase relevanten Aufmacher zu einem Matrix-Frame verdichtet werden. Der Frame umfasst im wesentlichen domestische Merkmalsausprägungen.

Situationsdefinition:
Vermittels »gleichgeschalteter« regierungskonformer Stellvertreterdiskurse konstruiert die NYT eine homogene Wir-Gruppe. Perspektiven, die von der Irak-Politik der Bush-Regierung abweichen, werden durch relativierende Situationsbeschreibungen entkräftet. Diese Eindimensionalität findet in folgenden Definitionsversuchen ihren Niederschlag:

- Die NYT adaptiert das religiöse Framing des US-Präsidenten mit Bezug auf seinen »Solemn Effort« bzw. auf seine »mission to fight terrorism« (vgl. »innere Bedingungen«).
- Die Zeitung übernimmt seine Umdeutung der UN-Resolution 1441 als »last-chance resolution« (vgl. »institutionelle Regel«) – obwohl zu diesem Zweck doch eine Zweite Resolution vereinbart werden sollte.
- Diplomatische Abdämpfungsstrategien des US-Präsidenten werden von der NYT als »hint of compromise« gewürdigt und anhand des strukturellen, euphemisierenden Metaphernkonzeptes DIPLOMACY AS A JOURNEY banalisiert. Das Konzept impliziert eine an nationalen *und* internationalen, völkerrechtlich legitimierten Interessen ausgerichtete Verhandlungskultur (vgl. »kulturelle Frames«).
- Die Relevanz einer entsprechenden Verhandlungsrationalität wird jedoch durch die Dominanz der Orientierungsmetapher NATIONAL POWER POLITICS IS UP/GOOD ad absurdum geführt: Demnach stützt die Zeitung nationale, irritationsresistente Prioritätensetzungen des US-Präsidenten zulasten einer internationalen Abwägung unterschiedlicher Interessen (vgl. »kulturelle Frames«, »institutionelle Regeln«).

Erklärungen:

- Der US-Präsident sehe die Welt als einen »biblical struggle of good versus evil« (POLITICS AS A RELIGIOUS WAR BETWEEN GOOD AND EVIL). Dieser binären – in persönlichen Frames begründeten – Partikularisierung von Welt schließt sich die NYT insofern an, als sie die von Bush vorgebrachte Culpabilisierung von Hussein u.a. als Vertragsbrecher (angebliche Verletzung der UN-Resolution 1441) und das damit verknüpfte Misstrauens-Framing blindlings übernimmt.
- Mithilfe veralltäglichender Generalisierungen und »fuzzy concepts« (z.B. »just about everyone«, »a train of miscalculations and misunderstandings«, »mixed messages« über das eigentliche Kriegsziel) konstruiert die NYT vermeintliche Erklärungen für die desolate diplomatische Situation der USA. Auf diese Weise erfolgt eine Wir-Gruppen solidarisierende De-Culpabilisierung der US-amerikanischen Kriegspolitik sowie eine Transformation des US-amerikanischen Agens zum Patiens (z.B. »›victim to a different reading from many of our friends about the necessity of dealing with the problem of Iraq‹«).

Bewertungen:

Der als homogen konstruierten Ingroup regierungsloyaler US-Amerikaner (NATION-AS-FAMILY) wird die Legitimation zuerkannt, *blame stories* über Mitglieder von Outgroups zu verbreiten, insbesondere mit Bezug auf den irakischen Präsidenten sowie auf Frankreich und Russland, die im UN-Sicherheitsrat ihr Veto gegen eine zweite Resolution angekündigt hatten. (Sichtweisen der innenpolitischen Opposition ebenso wie Berichten über Antikriegsdemonstrationen wird dagegen eine geringere Bedeutung beigemessen. Sie erscheinen überwiegend im Inneren des Politikteils.) Die dichotome Bewertung von Akteurshandlungen zeigt sich in der Selektion bestimmter »Stimmen«, der Platzierung entsprechender Zitate sowie in deren Einbettung und Attribuierung mit positiv bzw. negativ konnotierten Modifikatoren.

Die präsupponierte bzw. implizierte Handlungsempfehlung lautet: Dem RETTER bzw. FAMILIENOBERHAUPT (George Bush) blindlings folgen.

Mit Bezug auf die Situationsdefinition fällt auf, dass sich die NYT das für die Reden des US-Präsidenten typische religiöse Framing zunehmend zu eigen gemacht hat. Erklärungen erschöpfen sich in Misstrauens-Frames, die entsprechend eines banalisierenden binären Weltbildes die Guten vom angeblich Bösen strikt trennen und je nach nationaler Gruppenzugehörigkeit eine Legitimationsgrundlage für ein punitives Framing zu lasten der Täter aus der präferierten Opfer-Perspektive konstruieren (vgl. »Bewertung«). Diese Akteurskonstellation impliziert die meist nur

in Pressekommentaren näher explizierte Rollenzuschreibung des US-Präsidenten als RETTER und steht in Konkurrenz zum domestischen »STRICT FATHER«-Frame. Beide Rollenkonzepte werden jedoch durch die ontologische Metapher SECURITY AS NATIONAL CONTAINMENT gestützt. Im Gegensatz zu kommentarspezifischen Frame-Dimensionen (Dirks 2005a; b) lassen sich in Aufmachern keine expliziten, sondern allenfalls präsupponierte, d.h. als wahr vorausgesetzte, oder implizierte »Handlungsempfehlungen« nachweisen. Diese kommen – entsprechend des »STRICT FATHER«-Frames – einer Entmündigung der Zivilbevölkerung gleich (THE CITIZENS ARE THE CHILDREN, vgl. Lakoff 1996: 154 f., 386) und stehen Aufklärungspostulaten wie jenem der von Immanuel Kant formulierten »reflektierenden Urteilskraft« diametral entgegen.

EINORDNUNG DER ANALYSEERTRÄGE

Aus sprach- bzw. wissenssoziologischer Perspektive lassen sich die hier nur ausschnittweise präsentierten Ergebnisse als pressespezifische Strategien betrachten, die kommunikativen Möglichkeiten und Grenzen »des Aufbaus, der Aufrechterhaltung und des Wandels gesellschaftlicher Ordnungen« (Luckmann 1986: 205) derart auszuschöpfen, dass für die imaginierten »recipient designs« (Schegloff/Sacks 1973) der MediennutzerInnen vergleichsweise leicht nachvollziehbare Anschlüsse hergestellt werden können. Diese knüpfen zum einen an die für die Alltagskommunikation typische Narrativität an und zum anderen an vertraute, heimisch anmutende, also domestische Praxis-/Wissenskomplexe, die »lediglich« erweitert werden. Eine auf diese Weise vollzogene Banalisierung (kriegs-)politischer Handlungen korrespondiert unmittelbar mit dem von Michael Billig (1995) beschriebenen Phänomen des »Banal Nationalism«, dem unspektakulär erscheinende, narrative Alltagsroutinen der Re-/Produktion von »Nation« subsumiert werden. Dementsprechend stellt der Irak-Konflikt keinen Spezialfall dar; wurde das heimische Framing eigentlich transkultureller Sachzusammenhänge doch bereits an vielen Beispielen internationaler politischer Berichterstattung im Allgemeinen und internationaler Kriegsberichterstattung im Besonderen nachgewiesen (vgl. z.B. Noakes 1998; Jaeger 2002; Cockburn 1998; Coles 2002).

In enger Korrelation mit einer eher kriegsförderlichen oder -hinderlichen Akzeptanzwerbung der internationalen Presse verdeutlicht die Kontrastierung der Aufmacheranalysen in der Vorkriegszeit unterschiedliche Dimensionierungen domestischer Frames (v.a. hinsichtlich inhaltlicher Prioritätensetzungen und Wertungen). Diese lassen sich im wesentlichen dem Genremustertyp *Domestische Frame-Alignments vermittels*

antagonistischer Ingroup-/Outgroup-Konstrukte[20] subsumieren, der sich durch diverse Funktionen auszeichnet: Demnach stützen sich domestische Framings im wesentlichen auf die Konstruktion angeblich praxis- und wissenssymmetrischer Sinnhorizonte nationaler Ingroup-Formationen, die eine »Reziprozität der Perspektiven« (Schütz 1972: 74 f., 149) implizieren, damit eine soziale, affektive, zeitliche und selbst räumliche Nähe der Gruppenmitglieder zu den jeweils favorisierten Politakteuren suggerieren und den LeserInnen klare Identifikationsmöglichkeiten bieten (vgl. »identity framing« nach Eilders/Lüter 2002: 107 f.). Die per se soziale Distanz zwischen Regierung und Zivilbevölkerung wird also durch ein domestisches Framing kompensiert, das der von Bush am 20. September 2001 ausgegebenen Weisung »Either you are with us, or you are with the terrorists« (Krugman 2004) bedingungslos zu folgen scheint. Fremdgruppenmitglieder werden hier nicht nur außerhalb der eigenen Landesgrenzen als Feinde (v.a. Saddam Hussein) konzeptualisiert, sondern selbst im eigenen Land – wider der demokratisch gebotenen Meinungsvielfalt – zu Gegnern, zum »Bösen« schlechthin stigmatisiert.[21] Die für das domestische Framing typischen antagonistischen Personalisierungen implizieren die – mit modernen Aushandlungskonzepten inkompatible – Handlungsempfehlung, sich nicht in die Angelegenheiten des (familiären) OBERHAUPTES des Weißen Hauses einzumischen, sondern sich vielmehr in treuer Gefolgschaft seiner angeblich unumstrittenen Regierungsautorität zu üben und sich um Verständnis für die schwierige Situation, in der er sich befindet, zu bemühen. Anstelle eines auf Interessensausgleich und Kompromissfindung ausgerichteten »bargaining« dominiert ein eindimensionales »arguing« (vgl. Holzinger 2004: 198). Blindes Vertrauen soll demnach einen kritischen Diskurs über Sinn und Nutzen des Irak-Krieges ersetzen. Der sich hier andeutende »STRICT-FATHER«-Frame korreliert mit einem Rettungs-Frame (zum »rescue scenario« vgl. Lakoff 2003), wird doch der US-Präsident als Heilsbringer konzeptualisiert, welcher der unter einem DACH vereinten US-FAMILIE (vgl. Ingroup) Geborgenheit und Schutz vor »bösen« Fremdgruppenmitgliedern verspricht (NATION-AS-FAMILY-AND-HOME). Diesbezügliche konzeptuelle Metaphern wie SECURITY-AS-NATIONAL-CONTAINMENT, NATIONAL POWER POLITICS IS UP/GOOD, POLITICS AS A RELIGIOUS WAR BETWEEN GOOD AND EVIL könnten in erheblichem Maße zur Akzeptanzförderung des Irak-Krieges in der US-Bevölkerung beigetragen haben.

20 Zentrale Bestandteile dieses Typs werden im folgenden kursiv hervorgehoben. Die in Großbuchstaben ausgewiesenen metaphorischen Konzepte zählen ebenfalls zu Kernelementen des Genremustertyps.

21 Diese Feindbildinszenierung hat in der US-amerikanischen Geschichte eine lange Tradition und wurde während der ersten Ägide des US-Präsidenten George W. Bush anlässlich seiner Rede zur Lage der Nation am 29.1.2002 erneut reaktiviert: Zu der von ihm ausgerufenen »axis of evil« zählen Irak, Iran und Nordkorea.

Die partikularistischen Gruppenzuordnungen innerhalb des familial-domestischen und religiösen Framings werden überwiegend zu *blame stories* verdichtet und dadurch legitimiert. Nach den von White (2003: 73) durchgeführten Untersuchungen ist dieses Genremuster nicht nur in massenmedialen Nachrichten weit verbreitet, sondern v.a. auch in Alltagserzählungen (vgl. Eggins/Slade 1997). Die Überschneidung eines für Massenmedien und für die Alltagskommunikation typischen Strukturprinzips verdeutlicht nochmals in besonderer Weise das Bemühen der Presse, politischen Sachverhalten kein – ihnen eigentlich angemessenes – alltagsfernes bzw. »fremdes« Framing zu verleihen, sondern vielmehr Anschlussfähigkeit an alltagsnahe bzw. vertraute Frames zu simulieren.

Die durch massenmediale Kommunikation eigentlich beförderte, Zeit und Raum transzendierende »Entbettung« (»disembedding« nach Giddens 1990: 21 ff.) von Themen und Ereignissen erfährt durch domestische Rahmungen wiederum eine »Einbettung« in lokale Bezugsfelder (*Domestisches Re-Embedding*). Diese dialektische Verwiesenheit zwischen global relevanten, aber zugleich als lokal anschlussfähig konstruierten Nachrichten ist zweifelsohne eines von vielen Phänomenen der sog. Glokalisierung (Beck 1997: 90).

Vergleichen wir das formal-strukturelle Framing der Aufmacher in den verschiedenen Presseorganen, fällt auf, dass jene der US-amerikanischen meinungsführenden Qualitätspresse (hier: *Washington Post* und *New York Times*) weitaus narrativer sind als bspw. Aufmacher der bundesdeutschen »Qualitätspresse« (hier: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und *Süddeutsche Zeitung*), die über denselben Sachverhalt vorzugsweise mithilfe deskriptiver Darstellungspraktiken berichten (vgl. auch Dirks 2005c). Die deskriptive Kommunikationsform der deutschen Presse stützt sich auf eine Vielzahl unterschiedlicher »Clusters«, die v.a. anhand von Nominalphrasen, Attributadjektiven und Präpositionalphrasen realisiert werden und den deutschen Aufmachern dadurch einen stärker informationsbetonten (vgl. Biber 2003: 170, 179), wenngleich auch interpersonal strukturierten Charakter verleihen. Im Kontrast zu den durch »Clusters« generierten Zustandsbeschreibungen steht die *auf Prozesshandlungen fokussierte und mit ganz unterschiedlichen ›Soundbites‹ angereicherte Narrativität* alltagskommunikativen Framings sehr viel näher und weist zudem i.d.R. einen höheren Unterhaltungswert auf. In den untersuchten, überwiegend narrativen Aufmachern der US-amerikanischen Presse dokumentiert sich daher die *Simulation eines Authentizitätsanspruchs* (vgl. Fishman 1980: 92), der sich auf folkloristisch anmutende lokale Insider-Kenntnisse stützt und insofern ähnlichen Regeln wie bspw. die britische Boulevard-Presse unterliegt (Conboy 2002). Mithilfe dieser »residual orality« (Ong 1982) werden internationale Kommunikationsprozesse vorrangig aus einer nationalen bzw. domestischen Perspektive betrachtet, die sich in den oben skizzierten Ingroup-/Outgroup-Forma-

tionen sowie in entsprechenden Hervorhebungs- bzw. Marginalisierungsstrategien und Attribuierungen niederschlägt.

Im Hinblick auf den epistemischen Wahrheitsanspruch unterscheiden sich jedoch die narrativen und deskriptiven Kommunikationsformen kaum voneinander: In beiden Fällen operieren die jeweiligen JournalistInnen mit sog. repräsentativen Sprechakten (Searle 1976), die mithilfe *essentialistischer Zuschreibungen* im faktiven Modus (z.B. »ist«) »objektiv« erscheinende Wahrheitsaussagen produzieren, wenngleich es sich allzu oft nur um schlecht recherchierte, unzureichend belegte oder kaum nachweisbare Behauptungen handelt.

Abschließender Kommentar und Ausblick

Der Informationsgehalt aller meinem Datensample zugrunde liegenden Artikel genügt weder in der US-amerikanischen noch in der deutschen, britischen oder kanadischen Presse den Anforderungen an ein *deutendes Verstehen*, geschweige denn an ein *ursächliches Erklären*. Wie die oben skizzierte Vorkriegsberichterstattung ebenso wie die Gesamtanalyse meines Datenmaterials zum Irak-Konflikt bzw. -Krieg verdeutlicht, ist keine der führenden Zeitungen aus den von politischen Eliteakteuren und ihren Institutionen geschaffenen »Gelegenheitsstrukturen« (Eilders/Lüter 2002: 118) ausgebrochen. Stattdessen praktiziert die sog. Qualitätspresse ein äußerst selektives Agenda Setting, in dem Sachverhalte lediglich über *Soundbites* führender Politiker beschrieben und entsprechend der politischen Redaktionslinie der einzelnen Blätter durch die jeweilige Platzierung, Einbettung und Rahmung positiv hervorgehoben bzw. als irrelevant verworfen werden. Selbst die Aufmacher der *Washington Post*, die – ganz im Gegensatz zu den Leitartikeln der Zeitung – einer vergleichsweise aggressiven Decamouflier-Praxis verpflichtet sind (vgl. Dirks 2005c), vermögen nicht, die von der US-amerikanischen und britischen Regierung verbreiteten Kriegsgründe zu »enttarnen«, obwohl der Zeitung nach eigenem Bekunden die entsprechenden Dokumente vorgelegen hatten (vgl. Kurtz 2004). Demnach scheint die Konstruktion etwaiger Gegenöffentlichkeiten und der damit verbundene Versuch zu einem alternativen domestischen Framing kaum mit der meinungsführenden Rolle vereinbar zu sein, die der internationalen Qualitätspresse gemeinhin zugeschrieben wird.[22]

22 Die von Robin Lakoff (2001: 316) geäußerte Vermutung, der US-Präsident vertraue inständig auf »the potency of the performative speech act«, mag sich nicht nur im Falle der oben skizzierten Rezeption von Bushs Ausführungen vor der Presse durch die NYT bestätigt haben. Hat der massive *Spin* seiner Regierung doch offenbar dazu geführt, dass selbst zwei Jahre nach Kriegsbeginn immer noch 56% der US-Amerikaner (gegenüber 89% vor dem Krieg) glauben, der Irak habe unmittelbar vor Kriegsbeginn über Massenvernichtungswaffen verfügt (vgl. Langer 2005).

Um dem Anspruch einer nicht banalisierenden, deutenden und erklärenden, informations- und sachbetonten Berichterstattung gerecht zu werden, bedarf es offensichtlich eines gänzlich neuen Mediums wie bspw. der ausschließlich auf Analysen und Hintergrundkommentare ausgerichteten italienischen Qualitätszeitungen *Il Foglio* und *Il Riformista*, die im Jahre 2005 bei stabilen Auflagenzahlen ihr 10-jähriges Bestehen feiern und von der italienischen Informationselite anscheinend regelmäßig konsultiert werden.[23] Eine vergleichsweise größere Breitenwirkung entsteht jedoch möglicherweise durch die vielfältigen Partizipationsmöglichkeiten innerhalb der virtuellen ›blogosphere‹ (Bucher 2004, Dirks 2005d): Erhalten hier Internet-NutzerInnen doch nicht nur Zugang zu ganz unterschiedlichen Informationen aus der ganzen Welt, sondern können im Rahmen von weblogs sogar selbst Informationen verbreiten und sich weltweit mit Interessierten darüber austauschen. Inwieweit sich über diese neue Kommunikationsform Gegenöffentlichkeiten herstellen, welche die Banalisierung von Konflikten und Kriegen systematisch verhindern oder zumindest reduzieren, bedarf jedoch noch eingehender Untersuchungen.

LITERATURVERZEICHNIS

Abelson, Robert P. (1981): »Psychological Status of the Script Concept«. American Psychologist 36, S. 725-729.

Aitchison, Jean (2003): From Armageddon to war: the vocabulary of terrorism. In: Jean Aitchison/Diana M. Lewis (Hg.), New Media Language, London: Routledge, S. 193-203.

Austin, John (1980): How to do things with words. Oxford: Oxford University Press (2. korr. Aufl.).

Beck, Ulrich (1997): Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Biber, Douglas (2003): Compressed noun-phrase structures in newspaper discourse: the competing demands of popularization vs. economy. In: Jean Aitchison/Diana M. Lewis (Hg.), New Media Language, London: Routledge, S. 169-181.

Billig, Michael (1995): Banal Nationalism, London: Sage.

Bucher, Hans-Jürgen (2004): »Internet und Krieg«. In: Martin Löffelholz (Hg.), Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 275-296.

CEIP (Carnegie Endowment for International Peace) (2004): WMD in Iraq: Evidence and Implications. [Online-Dokument], URL: <http://www.ceip.org/files/publications/publicationsmain. ASP>, [15.11.2004].

Cockburn, Cynthia (1998): The space between us: negotiating gender and national identities in conflict, London: Zed Books.

Coles, Roberta L. (2002): »War and the contest over national identity«. The Sociological Review 50.4, S. 586-609.

Conboy, Martin (2002): The Press and Popular Culture, London: Sage.

Cook, Timothy E. (1994): »Domesticating a Crisis. Washington Newsbeats and Network News after the Iraqi Invasion of Kuwait«. In: W. Lance Bennett/David L.

23 Vgl. URL:<http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/0,1185,OID3991588>; [24.03.2005].

Paletz (Hg.), Taken by Storm – The Media, Public Opinion, and U.S. Foreign Policy in the Gulf War, Chicago: University of Chicago Press, S. 105-130.
Cushman, John H./Weisman, Steven R. (2003): »U.S. Says Iraq Retools Rockets For Illicit Uses.« New York Times, 10.03.2003, S. A1, A9.
Dirks, Una (1991): Persuasive Darstellungsmittel im Star-Wars-Diskurs. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung am Beispiel westlicher Presseorgane, Marburg: IAFA.
Dirks, Una (2005a): »Pressekommentare zur größten Friedensdemonstration vor dem Irakkrieg (2003) aus transkultureller Perspektive – Eine Dokumentarische Gattungsanalyse« [unter Mitarbeit von Gabriele Kohlmeyer]. In: Claudia Fraas/ Michael Klemm (Hg.), Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven, Frankfurt/Main: Lang, S. 286-308.
Dirks, Una (2005b): The de-/construction of war in the international opinion-leading press: The case of Iraq (2003). In: José Bernardo/Guillermo López/Pelegri Sancho (Hg.), Critical Discourse Analysis of the Mass Media, Barcelona: Ona (i.Dr.).
Dirks, Una (2005c): »Decamouflieren und Adaptieren von politischem *Spin* − Ein Pressetextvergleich deutscher und US-amerikanischer Aufmacher zum Irak-Konflikt«. In: Andrew Chesterman/Hartmut Lenk (Hg.), Pressetextsorten im Vergleich − Contrasting Text Types in the Press, Hildesheim: Olms (i.Dr.).
Dirks, Una (2005d): »Blogospheres: A ›counter-public‹ to the Iraq conflict«. 20.03.2005, [Online-Dokument], URL: <http://www.uni-hildesheim.de/~dirks/ Texte/blogospheres. htm>.
Eggins, S./Slade, D. (1997): Analysing Casual Conversation, London: Cassell.
Eilders, Christiane/Lüter, Albrecht (2002): »Medien im Krieg«. In: Ulrich Albrecht/ Jörg Becker (Hg.), Medien zwischen Krieg und Frieden, Baden-Baden: Nomos, S. 103-122.
Entman, Robert M. (1993): »Framing: toward clarification of a fractured paradigm«. Journal of Communication 43.4, S. 51-58.
Esser, Hartmut (1999): Soziologie. Spezielle Grundlagen Bd.1. Situationslogik und Handeln, Frankfurt/Main: Campus.
Esser, Hartmut (2001): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Bd. 6: Sinn und Kultur, Frankfurt/Main: Campus.
Esser, Hartmut (2002): »Was könnte man (heute) unter einer ›Theorie mittlerer Reichweite‹ verstehen?« In: Renate Mayntz (Hg.), Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen, Frankfurt/Main: Campus, S. 128-150.
Fishman, M. (1980): Manufacturing the News, Austin: University of Texas Press.
Giddens, Anthony (1984): The Constitution of Society, Cambridge: Polity Press.
Giddens, Anthony (1990): The Consequences of Modernity, Cambridge: Polity Press.
Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative research, New York: de Gruyter.
Goffman, Erving (1974): Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience, New York: Harper + Row.
Gouldner, Alvin W. (1970): The Coming Crisis in Western Sociology, New York: Basic Books.
Hils, Jochen (2002): »Asymmetrische Kommunikation? – ›Newsbeats‹, ›sound bites‹ und US-Fernsehnachrichten im Vorfeld des Golf- und des Kosovokrieges«. In: Ulrich Albrecht/Jörg Becker (Hg.), Medien zwischen Krieg und Frieden, Baden-Baden: Nomos, S. 75-95.
Holzinger, Katharina (2004): »Bargaining through Arguing: An empirical Analysis based on Speech Act Theory«. Political Communication 21, S. 195-222.
Iyengar, Shanto (1991): Is anyone responsible? How television frames political issues, Chicago: University of Chicago Press.
Iyengar, Shanto/Simon, Anoush (1993): »News coverage of the Gulf Crisis and public opinion«. Communication Research 20, S. 365-383.

Jaeger, Susanne (2002): »Mediale Wahrnehmungsfilter: Nationalität, Ethnie«. In: Ulrich Albrecht/Jörg Becker (Hg.), Medien zwischen Krieg und Frieden, Baden-Baden: Nomos, S. 194-204.

Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1977): »Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen«. In: Dirk Wegner (Hg.), Gesprächsanalysen, Hamburg: Buske, S. 159-274.

Krugman, Paul (2004): »Taken for a ride«. New York Times [Online-Dokument 19.03.2004], URL: <http://www.nytimes.com>, [20.03.2004].

Kurtz, Howard (2004): »The Post on WMDs: An Inside Story: Prewar Articles Questioning Threat Often Didn't Make Front Page«. The Washington Post, 12.08.2004, S. A 01.

Lakoff, George (2003): »September 11, 2001«. Metaphorik.de, Jg. 4, [Online-Dokument], URL:<http://www.metaphorik.de/aufsaetze/lakoff-september11.htm>, [07. 12.2003].

Lakoff, George (1996): Moral Politics: What Conservative Know That Liberals Don't, Chicago: University of Chicago Press.

Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): Metaphors we live by, Chicago: University of Chicago Press.

Lakoff, Robin T. (2001): »The rhetoric of the extraordinary moment: The concession and acceptance speeches of Al Gore and George W. Bush in the 2000 presidential election«. Pragmatics 11.3, S. 309-327.

Langer, Gary (2005): »Poll: Americans Conflicted About Iraq War«. ABC News, [Online-Dokument], URL: <http://abcnews.go.com/Politics/story?id=582744&page= 1>, [16.03.2005].

Luckmann, Thomas (1986): »Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen«. In: Friedhelm Neidhart et al. (Hg.), Kultur und Gesellschaft. Sonderheft 27 der Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 191-211.

Mannheim, Karl (1952/1929). Wissenssoziologie. In: Karl Mannheim, Ideologie und Utopie. Bonn: Cohen, S. 227-267.

Matthes, Jörg/Kohring, Matthias (2004): »Die empirische Erfassung von Medien-Frames«. Medien- & Kommunikationswissenschaft 52.1, S. 56-75.

Merton, Robert K. (1967[3]:) Social Theory and Social Structure, New York: The Free Press.

Miller, Greg (2005): »CIA Corrects Itself on WMD«. Los Angeles Times 01.02.2005, [Online-Dokument], URL: <http://www.informationclearinghouse.info/article79 38.htm>, [03.02.2005].

Minsky, Marvin (1980): »A framework for representing knowledge«. In: Dieter Metzing (Hg.): Frame conceptions and text understanding, Berlin: de Gruyter, S. 1-25.

Nash, Christopher (1990): »Narration and Invention«. The Limits of Fictionality. In: Christopher Nash (Hg.), Narrative in Culture, London: Routledge, S. 131-153.

Noakes, Lucy (1998): War and the British. Gender, Memory and National Identity, London: Tauris.

Ong, Walter J. (1982): Orality and Literacy: The Technologizing of the World, London: Methuen.

Peirce, Charles S. (1998; 1931-58): Pragmatism and Pragmaticism. Bd. 5. Hg. v. Charles Hartshome, Paul Weiss/Arthur W. Burks. Bristol: Thoemmes.

Price, Vincent/Tewksbury, Donald G./Powers, Edwin (1997): »Switching trains of thought: The impact of news frames on reader's cognitive responses«. Communication Research 24, S. 481-506.

Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Reichertz, Jo (2003): Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung, Opladen: Leske + Budrich.

Robinson, William S. (1950): »Ecological Correlation and the Behavior of Individuals«. American Sociological Review 15, S. 351-357.

Ryle, Gilbert (1990; 1949): The Concept of Mind, London: Hutchinson.
Schank, Roger C./Abelson, Robert P. (1977): Scripts, plans, goals and understanding, Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
Schegloff, Emanuel A./Sacks, Harvey (1973): »Opening up closings«. Semiotica 8, S. 289-327.
Scheuch, Erwin K. (1969): Social Context and Individual Behavior. In: Mattei Dogan/ Stein Rokkan (Hg.), Quantitative Ecological Analysis in the Social Sciences, Cambridge, Mass.: M.I.T. Press.
Scheufele, Bertram (2004): »Framing-Effekte auf dem Prüfstand. Eine theoretische, methodische und empirische Auseinandersetzung mit der Wirkungsperspektive des Framing-Ansatzes«. Medien- & Kommunikationswissenschaft, 52.1, 30-55.
Schütz, Alfred (1972): »Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung«. In: Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie, Den Haag: Nijhoff.
Schütze, Fritz (1984): »Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens«. In: Martin Kohli/Günther Robert (Hg.), Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart: Kohlhammer, S. 78-117.
Searle, John R. 1976: »The classificaton of illocutionary acts«. Language in Society 5, S. 1-24.
Snow, David A./Benford Robert D. (1988): »Ideology, Frame Resonance, and Participant Mobilization«. In: Bert Klandermans/Hanspeter Kriesi/Sidney Tarrow (Hg.), From Structure to Action. International Social Movement Research across Cultures, Greenwich/CT: JAI Press, S. 197-217.
Snow, David A./Rochford, E. Burke Jr. (1986): »Frame Alignment Processes, Micromobilization, and Movement Participation«. American Sociological Review 51, S. 464-481.
Steinke, Ines (2000): Kriterien qualitativer Forschung, Weinheim: Juventa.
Strauss, Anselm (1987): Qualitative Analysis for Social Scientists, New York: Cambridge University Press.
Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1998): Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. Thousand Oaks/CA: Sage (2.Aufl.).
Toolan, Michael (1988): Narrative. A critical linguistic introduction, London: Routledge.
Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2004): »Militainment als ›banaler‹ Militarismus. Auf dem Weg zu einer Militarisierung der politischen Kultur?« In: Martin Löffelholz (Hg.), Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 297-325.
Weber, Max (1988; 1922): »Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie.« In: Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen: Fink (7. Aufl.), S. 427-474.
Weller, Christoph (2004): »Das Fernsehen und die politische Deutung der Ereignisse am 11. September«. In: Martin Löffelholz (Hg.), Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 257-273.
White, Peter R.R. (2000): »Media Objectivity and the Rhetoric of News Story Structure«. In: Eija Ventola (Hg.), Discourse and community: doing functional linguistics, Tübingen: Narr, S. 379-397.
White, Peter R.R. (2003): »News as history. Your daily gossip«. In: Martin, Jim R./Ruth Wodak (Hg.), Re/reading the past. Critical and functional perspectives on time and value, Amsterdam: Benjamins, S. 61-89.

MILITARISIERTE GESCHLECHTERARRANGEMENTS

Männlichkeitskonstruktionen, Technik- und Kriegsfaszination am Beispiel der Studenten im Hannover der Zwanziger Jahre

Anette Schröder

Als ein Anknüpfungspunkt für die historischen Traditionslinien eines »Banal Militarism« kann die deutsche studentische Kultur in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts angesehen werden. Wehrhaftigkeit, Ehre und Härte waren für viele junge Akademiker auch nach dem Ersten Weltkrieg noch identitätsbildend, obwohl diese Männer der Nachkriegsgeneration weder auf dem Schlachtfeld gekämpft noch in den Kasernen Wehrdienst geleistet hatten. Während die Kriegsniederlage und der Vertrag von Versailles den klassischen Militarismus des Kaiserreichs offiziell beendet hatten, bestanden rechtsradikale Positionen im Inneren der Weimarer Republik weiter. Teil dieser »Gegenrevolution« (Tucholsky) waren die Studenten der zumeist schlagenden Verbindungen mit ihrer antisemitischen, nationalistischen und antidemokratischen Ausrichtung. Ihr spezifisch ausgeprägter militärisch-kriegerische Habitus war Bestandteil des alltäglichen studentischen Lebens, gleichzeitig wurden der Erste Weltkrieg und das Sterben auf den Schlachtfeldern durch Rituale und Gedenkfeiern rund um die Gefallenen und das »Soldaten-Dasein« zu Heldengeschichten umgedeutet, verharmlost und banalisiert. So war der an soldatische Werte angelehnte Lebensstil in den Korporationen, ihr »Banal Militarism«, letztlich ein Zeichen dafür, dass Teilen der Bevölkerung der Wandel von einer Kriegs- in eine Friedensgesellschaft nicht gelang. Die politische Kraft der studentischen Bewegung nach 1918 spielte mit Blick auf die zunehmende Radikalisierung der Gesellschaft Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre eine beträchtliche

Rolle.[1] Gerade die Reproduktion des Militärischen als Bezugspunkt des Fühlens, Denkens und Handelns konnte in der als unsicher empfundenen Zeit der Weimarer Republik eine starke Kraft entfalten und begünstigte die Zerstörung der Demokratie.

Die Korporationen waren für einen großen Teil der deutschen Studentenschaft eine einflussreiche Sozialisationsinstanz. Der folgende Beitrag zeigt am Beispiel der Technischen Hochschule Hannover wie der Alltag der Studenten in den schlagenden Verbindungen durch militärische und kriegerische Verhaltensnormen strukturiert war. Zunächst wird dafür der sozioökonomische Kontext der historischen Akteure skizziert, anschließend soll ein Ausschnitt aus der korpsstudentischen Lebenskultur darlegen, warum militärische Werte für die politischen Weltbilder der Studierenden so wichtig waren, und welche Funktion sie hatten. Am Mythos von »Langemarck«, der die zentrale Erzählung der Studierenden war, ist schließlich ersichtlich, wie Militarismus, Nationalismus und Technik zu einer Erfolgsgeschichte technischer Rationalität verknüpft und beständig reproduziert wurde.

Die Studenten der TH Hannover

Die im Mittelpunkt stehende Gruppe junger Männer war während ihres Studiums in den späten Jahren der Weimarer Republik vor allem durch ihre Zugehörigkeit zur Technischen Hochschule Hannover miteinander verbunden. Entscheidend geprägt waren sie darüber hinaus durch spezifische gesellschaftliche, sozioökonomische und kulturelle Kontexte, die im Folgenden kurz skizziert werden. Wenn in diesem Beitrag von »den« Studenten gesprochen wird, so sind damit die männlichen Studierenden der Fachrichtungen Architektur, Bauingenieurs- und Vermessungswesen sowie Maschineningenieurswesen und Elektrotechnik an der TH Hannover gemeint. In den zwanziger und dreißiger Jahren waren 88 Prozent der Studierenden für die Fächer dieser Fakultäten immatrikuliert, die übrigen 12 Prozent waren für die Allgemeinen Wissenschaften oder Chemie eingeschrieben. Wegen der geringen Anzahl weiblicher Studierender – lediglich in Fach Bauingenieurswesen waren zeitweise fünf Frauen eingeschrieben – lässt sich diese soziale Gruppe als Männergesellschaft charakterisieren (Schröder 2003: 11 f.).

Diese historischen Akteure gehörten nur zu einem geringen Anteil der so genannten Kriegsjugend- und zum weitaus größeren Teil der Nachkriegsgeneration an. Geboren zwischen 1907 und 1918, verbrachten sie ihre Kindheit und Jugend in der Weimarer Republik. Die Studieren-

1 Der Historiker Michael Grüttner bezeichnet die Studenten der Weimarer Republik als »nationalsozialistische Avantgarde« (Grüttner 1995: 19 ff.); vgl. weiterführende Literaturhinweise ebd. (für Hannover vgl. Schröder 2003: 33 ff.).

den waren daher nicht aktiv am Ersten Weltkrieg beteiligt und konnten durch die Abschaffung der Wehrpflicht gemäß Versailler Vertrag auch zu Republikzeiten keine militärischen Erfahrungen sammeln, ein Umstand, den sie durchgehend als Manko empfanden. Der Erste Weltkrieg und die deutsche Niederlage waren daher in mehrfacher Hinsicht *der* tiefgreifende und Gemeinsamkeit stiftende Faktor in der Sozialisation der Studenten der Technischen Hochschule Hannover sowie Beweggrund ihres politischen Handelns.

Zu den grundlegenden und einschneidenden Erfahrungen, die die Studenten in ihrer Jugendzeit machten, gehörten die Unsicherheiten des Nachkriegsalltags, die Inflation mit ihren gravierenden Folgen sowie die Wirtschaftskrisen. Für die nach 1910 Geborenen gehörte zudem die relative Stabilisierungsphase nach 1924 mit den damals neu entstehenden Freizeit- und Konsummöglichkeiten sowie die wieder alles in Frage stellende große Weltwirtschaftskrise zu ihren mittel- und unmittelbaren Erfahrungen (Peukert 1986: 145 ff. und Peukert 1987: 94 ff.). Nach einer Phase der Hochkonjunktur und der Vollbeschäftigung in den Jahren 1920/21 kam es 1922 und 1923 in Folge des Ruhrkampfes und der Hyperinflation zur Verelendung breiter Schichten. Die Inflation, deren Hauptursache die Kriegskosten waren und nicht, wie von großen Teilen der Bevölkerung angenommen, die zu zahlenden Reparationen, löste komplexe wirtschaftliche und soziale Umschichtungsprozesse aus. Betroffen waren vor allem die Angehörigen des mittelständischen Milieus, dem im Jahr 1928 fast 70 Prozent der hannoverschen Studenten entstammten. Dieses heterogene Milieu bestand nicht aus organisierten, festen parteipolitischen Strukturen, sondern gestaltete sich eher als ein soziales Netzwerk aus Vereinen, Berufsverbänden und Interessensgemeinschaften, die durch zwei Haupttendenzen gekennzeichnet waren. Zum einen durch eine entschiedene Abwehrhaltung gegenüber der Sozialdemokratie sowie der Arbeiterbewegung und zum anderen durch einen radikalen Nationalismus.

Die unterschiedlich wirkenden sozioökonomischen Krisenlagen lassen sich für alle Angehörigen der Mittelschichten nur schwer auf einen Nenner bringen. Festzuhalten ist jedoch, dass viele mittelständische Familien während der Wirtschaftskrise nicht nur in sozialer und wirtschaftlicher Unsicherheit lebten, sondern in ihrer Existenz bedroht waren. Das führte unter anderem zu einem Zusammenbruch der bis zum Ersten Weltkrieg fest verankerten Vorstellungen von Sicherheit sowie der tradierten Werte und Normen. Da sich die gewählten Volksvertreter der Parteien zudem als unfähig erwiesen, in der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik den Schaden zu begrenzen und ausreichend Lastenausgleich zu betreiben, wuchs die Unzufriedenheit der Bürger mit der Politik und führte zu einer Radikalisierung der politischen Kultur. Weite Teile der Mittelschichten verloren ihr Vertrauen in die gesellschaftliche

und staatliche Ordnung und sahen ihre Vorbehalte der demokratischen Verfassung gegenüber bestätigt.

Demographisch gesehen gehörten die Studenten der Nachkriegsgeneration zu den durch hohe Geburtenzahlen und stark zurückgehende Säuglingssterblichkeit am dichtesten besetzten Jahrgängen, die es in der deutschen Geschichte jemals gegeben hat. Nach dem Weltkrieg aufgewachsen, stießen sie nach ihrer Schulzeit auf einen stagnierenden und überfüllten Arbeitsmarkt sowie auf Universitäten und Hochschulen, an denen sich immer mehr Studenten immatrikulierten.2 In den zwanziger Jahren weitete sich die »Akademikerschwemme« immer mehr aus und vor allem für Ingenieure war es fast aussichtslos, eine ihrer Qualifikation entsprechende Arbeit zu finden (Jarausch 1990: 242). Darüber hinaus waren die Studierenden der Technischen Hochschulen im Reich denjenigen, die an einer Universität immatrikuliert waren, keineswegs gleichgestellt. Obwohl die Technischen Hochschulen seit 1899 das Promotionsrecht hatten, kämpften die Ingenieure in Staat und Gesellschaft nach wie vor um die Integration ihrer Berufsgruppe in die sozioökonomischen Entscheidungsprozesse und um die Anerkennung ihrer beruflichen Leistungen. In weiten Kreisen der Gesellschaft wurde die industrielle und technische Entwicklung seit dem Ersten Weltkrieg zunehmend auch von Unbehagen und Pessimismus begleitet. Vor allem die traditionellen Eliten aus Adel, Militär, Beamtenschaft und Bildungsbürgertum, die die Schlüsselstellungen in Staat und Gesellschaft besetzten, sahen in der technischen Intelligenz den Gegensatz zu »Geist« und »Kultur« verkörpert. Außerdem waren sie bestrebt, ihre politische und gesellschaftliche Vormachtstellung zu erhalten und entwickelten zahlreiche Strategien, um einen Einfluss der Technischen Intelligenz abzuwehren (vgl. Dietz/Fessner/Maier 1996).[3]

Ungeachtet ihrer jeweiligen unterschiedlich schlechten sozialen Lage, ihrer finanziellen Situation und der ungewissen Aussichten für Ingenieure auf dem Arbeitsmarkt, genossen die Studenten durch ihre Zugehörigkeit zum akademischen Milieu einen hohen Status. Studieren war damals das Privileg einer Minderheit. Der Anteil an Arbeiterkindern unter den Studenten war insgesamt niedrig und in Hannover mit etwa 0,4 Prozent noch niedriger als in anderen Städten. Die Professoren und Studenten der Technischen Hochschule Hannover repräsentierten das akademische Bürgertum der Stadt und waren, erkennbar durch ihr traditionelles Erscheinungsbild – die Talare der Hochschullehrer sowie die verbin-

2 An der Technischen Hochschule Hannover erhöhten sich die Studentenzahlen zwischen 1914 und 1922 beispielsweise um das Dreifache (Schröder 2003: 14 und 284, Tabelle 7, Tietze 1987: 29 f. und Vorlesungsverzeichnisse 1914 – 1939 der Technischen Hochschule Hannover, Universitätsarchiv Hannover).

3 Dennoch konnten Ingenieure als Direktoren von Unternehmen, als Professoren oder als höhere Beamte ein hohes Ansehen erreichen. Doch dann war nicht ihr Beruf als Ingenieur der entscheidende Faktor ihrer Reputation, sondern ihre herausgehobene berufliche Position innerhalb der Gesellschaft.

dungsstudentische Aufmachung, Fahnen, Fackelzüge und Feiern – eine feste Komponente im Stadtbild.

IM KAMPF UM DIE MÄNNLICHE EHRE: DER VERBINDUNGSSTUDENT

Der Alltag der meisten Studenten war allerdings nicht nur durch das Studium und die gemeinsame Ausbildungssituation in dem durch institutionelle Regeln organisierten Hochschulbetrieb geprägt, sondern auch durch die starken korporativen Strukturen. Zwar war die Hochschule keine abgeschlossene Einrichtung oder »totale Institution« (Goffman), aber gerade die Studenten, die sich einer Verbindung angeschlossen hatten, lebten zumindest im Semester in einem durch die korpsstudentischen Regeln geprägten Kontext. Zwar gab es studentische Korporationen unterschiedlicher Prägung und Ausrichtung, am einflussreichsten und mächtigsten waren jedoch die so genannten farbentragenden, schlagenden Verbindungen.[4] Das Brauchtum und die Verhaltensgrundsätze dieser männlich-akademischen Lebensbünde war der im Kaiserreich hoch angesehenen Offizierserziehung entlehnt und diente dazu, den Alltag und den Umgang der Studenten miteinander zu strukturieren. Die Gleichsetzung von »männlich« und »militärisch« galt daher nicht nur für Offiziere, sondern auch für die Angehörigen der studentischen Verbindungen, die eine »dem militärischen Modell unmittelbar nachgebildete Männlichkeitserziehung« praktizierten (Frevert 1991: 220).

Ein Beispiel für die strengen Regeln der Korporationen ist der »Stehkonvent«, der jeden Morgen um 10 Uhr im Lichthof der Technischen Hochschule Hannover stattfand und dabei Zusammentreffen und Anwesenheitskontrolle miteinander verband. Während des »Stehkonvents« versammelten sich die Studenten, gruppierten sich den Korporationen entsprechend und begrüßten sich förmlich. Sie sprachen einander mit »Sie« und »Herr« an (vgl. Schröder 2003: 170 ff.). Die Bezeichnung »Herr« verband sich in der Tradition der Verbindungen mit dem Aussehen, dem »Couleur« tragen, ein Ausdruck, der um 1900 aufkam. Das bedeutete, dass die jungen Männer in der Öffentlichkeit die Farben ihrer Verbindung zeigten, meistens in Form eines schmalen Stoffbandes, das diagonal über der damals üblichen Weste getragen wurde. Dazu gehörten des Weiteren eine Mütze, die ebenfalls mit entsprechenden Farben gekennzeichnet war sowie der »Bierzipfel«, ein in Silber gefasstes Band für Taschenuhren. Generell legten die Studenten Wert auf standesgemäße

4 An der Technischen Hannover gab es in der Weimarer Republik 36 studentische Verbindungen. Davon galt für 25 von ihnen das Prinzip der »unbedingten Waffengenugtuung«, von den übrigen elf Korporationen gehörte die Mehrzahl zu den christlichen Verbänden, die die Waffengenugtuung aus religiösen Gründen ablehnten (vgl. ausführlich Schröder 2003: 285).

Kleidung: ein »stets korrekter Anzug, Handschuhe, Handstock und tadellose Mütze, entsprechend gesetztes Benehmen in der Öffentlichkeit. Der damalige junge Mann wollte ein Herr sein und trat als solcher auf« (Apffelstaedt 1981: 69).

Durch den von den Korporationen während der Vorlesungszeit ausgerufenen »Couleurzwang« waren die Studenten in der Stadt, ihren Lokalen sowie in der Hochschule immer erkennbar und ihren Verbindungen zuzuordnen. Das diente der sozialen Kontrolle, da eventuelle Verstöße gegen das vorgeschriebene und erwartete Benehmen eines jungen Studenten sowie gegen den Ehrencodex auf die Verbindungen zurückfiel. Die »Couleur« war Ausdruck der sozialen Ordnung innerhalb der akademischen Kreise und versinnbildlichte gleichzeitig die Distinktion dieses Milieus zu der von den Studenten als »Philisterwelt« bezeichneten Gesellschaft. Allerdings hatten die Studenten innerhalb dieser Ordnungskategorien durchaus ihre Freiheit bzw. einen ihnen von ihren Autoritäten (den Alten Herren) zugestandenen Raum, innerhalb dessen sich die jungen Männer »austoben« konnten. Die exzessiv ausgelebten Festivitäten und Trinkgelage (der so genannte »Kommers«, ein Trinkabend in festlichem Rahmen, bei dem Lieder aus dem »Kommersbuch« gesungen werden) dienten einem ritualisierten Bewusstseinsverlust, der zugleich in die soziale Kontrolle durch seine Kommilitonen eingebunden war.

Der zweifellos wichtigste Teil der verbindungsstudentischen Rituale war jedoch die Mensur[5], die einerseits dazu diente, Streitigkeiten unter Studenten zu regeln und andererseits als Erziehungsmittel eingesetzt wurde. Dieser Zweikampf, bei dem es immer um die Verteidigung der »männlichen Ehre« ging, wurde als »Mutprobe« bezeichnet und sollte den Studenten im Aushalten von Schmerzen üben. So durfte der Korporierte weder während des Fechtkampfes noch bei einem ihn verletzenden Treffer eine Reaktion zeigen, er hatte stoisch und unbewegt »Männlichkeit« und »Härte« zu beweisen. Es ging um Mut, Disziplin, Selbstbeherrschung, Standfestigkeit, Zusammengehörigkeit und Opferbereitschaft, durch die sich ein Student als würdig erwies, einer Verbindung anzugehören. Die Satisfaktionsfähigkeit, also das Recht durch einen Zweikampf »Genugtuung« für einen Angriff auf die Ehre zu erhalten, war im 19. und frühen 20. Jahrhundert ein »Privileg« der Oberschicht. Die männliche Ehre war weitgehend identisch mit der Anerkennung von Mut und Le-

5 Die blutigen Details sind in der Literatur vielfach geschildert worden. Nachzulesen ist eine Mensur bei Studier (1992: 65). Eine Zusammenfassung mit den gängigen Literaturangaben zu diesem Thema findet sich bei Heither (2000: 63-71) unter dem Titel »Ehre, Duell und Mensur«. Eine Aufschlussreiche Interpretation aus psychoanalytischer Sicht bietet Gay (1996: 17-46). Er wertet die Mensur als besonders gelungene Kombination von Verboten und Lizenzen, Strafen und Belohnung, Leiden und Lust. Sie sei die Kodifizierung der Adoleszenz. Er kommt zu dem Schluss: »Gedacht als Barriere gegen den Geist der Aggression, züchtet sie diesen Geist doch heran: Sie brachte die Gewalt unter Kontrolle und sanktionierte sie« (Gay 1996: 46).

bensverachtung und gehört damit zu einer Beziehungsform, die von Norbert Elias in seinen Ausführungen zur »satisfaktionsfähigen Gesellschaft« einem »Kriegerkanon« zugerechnet wird, »der es dem physisch Stärkeren oder im Gebrauch der Gewaltmittel Geschickteren möglich macht, dem weniger Starken, weniger waffentüchtigen seinen Willen aufzuzwingen und die höchsten Ehren heimzutragen« (Elias 1998: 69).

Wie wichtig das Fechten einer Mensur nicht nur für die praktizierenden Studenten, sondern auch für die so genannten Alten Herren (ehemalige Verbindungsstudenten) war, zeigt sich daran, dass der Zweikampf, der seit 1880 gesetzlich verboten war, von Polizei und Behörden toleriert wurde. Gerade zur Zeit der Weimarer Republik nahm die Zahl der ausgefochtenen Mensuren signifikant zu. Die Alten Herren der Verbindungen, die eine einflussreiche »pressure group« in der Gesellschaft waren, stellten sich in der Öffentlichkeit schützend vor die Verbindungen. Auch die Universitäten, Technischen Hochschulen und Rektorenkonferenzen formulierten zwischen 1927 und 1931 zahlreiche Eingaben an Reichstag und Reichsrat und »appellierten, Schlägermensuren von jeder gesetzlichen Strafe auszunehmen« (Frevert 1991: 251).

Die Gründe für den Zulauf und die herausragende Stellung der Korporationen während der Weimarer Republik waren vielfältig. So suchten gerade die nach gesellschaftlicher Anerkennung und sozialem Aufstieg strebenden Studenten der Technischen Hochschulen Ende der zwanziger Jahre, als bei steigenden Absolventenzahlen von Ingenieuren viel zu wenig Arbeitsplätze vorhanden waren, eine Möglichkeit, sich von potenziellen Konkurrenten (Kommilitonen, Absolventen von Ingenieursschulen) abzugrenzen. Die Korporationen bildeten ein Mittel zur Distinktion. Die Studenten konnten durch ihre Integration in diese elitäre Gemeinschaft zugleich zwei Bedürfnisse befriedigen: einerseits boten sich durch die Alten Herren und deren Beziehungen in Staat und Gesellschaft bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt und andererseits vermittelten die Verbindungen durch ihre Traditionen fest gefügte (nationale) Anschauungen als Orientierungspunkte sowie einen elitären akademischen Status.

Diese Motive lassen sich Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger auch bei den Universitätsstudenten finden, die ebenfalls in großer Zahl den schlagenden Verbindungen beitraten, so dass »im Rahmen der anhaltenden Korporierungsbewegung« etwa 80 Prozent aller männlichen Studenten von ihr erfasst wurden (Frevert 1991: 250). War für die männlichen Universitätsstudenten auch der Eintritt von Frauen in die akademische Welt eine Bedrohung, auf die sie mit der Kultivierung ihrer Männlichkeit reagierten, war für die TH Studenten, die in ihrem Studium sehr selten mit Frauen in Berührung kamen, ein anderes Motiv entscheidend. Schon im Kaiserreich waren sie darum bemüht, »dem Überlegenheitsanspruch der Universitätsstudenten mit dem Schläger entgegenzutreten und ihr Prestige durch dessen demonstrativ häufigen Gebrauch zu steigern« (Frevert 1991: 255). Die Mitgliedschaft in einer Verbindung stellte für

die akademischen Aufsteiger und »Außenseiter« der Technischen Hochschulen eine Möglichkeit dar, ihren Mut und ihre Wehrhaftigkeit sowie ihre akademische Gesinnung sowohl im durch nationalistisch-militärische Strukturen geprägten Kaiserreich als auch in der Weimarer Republik zu beweisen. Zwar bestand für die Studenten in Hannover keine direkte Konkurrenz zu den so genannten »Vollakademikern« einer Universität, wie es zum Beispiel in München und Berlin der Fall war, das Mensurfechten hatte dennoch auch an der Technischen Hochschule einen sehr hohen Stellenwert. Die »Satisfaktionsfähigkeit« war unmittelbar mit der akademischen Tradition verbunden und galt als Signum des »wahren Akademikers« (Schröder 2003: 112).

Darüber hinaus konnten die zur Zeit der Weimarer Republik sich verändernden gesellschaftlichen Strukturen wie eben auch die Emanzipationsbestrebungen von Frauen für die Studenten dieser Zeit eine Bedrohung darstellen und das Gefühl verstärken, sich als Männer definieren und darzustellen zu müssen. Dieses Bedürfnis konnte in den studentischen Verbindungen erfüllt werden. Der Kampf um die männliche Ehre, die für jeden Einzelnen der bürgerlichen Gesellschaft der Kaiserzeit noch einen immensen Stellenwert einnahm und aktiv in Duellen ausgelebt wurde, verlor in der Weimarer Gesellschaft an Gewicht, während er in den studentischen Verbindungen aufblühte. »Die Zweikampfkultur der Waffenstudenten hatte ihre gesellschaftliche Anschlussfähigkeit somit weitgehend verloren, dafür aber einen enorm gesteigerten Eigenwert gewonnen« (Frevert 1991: 255).

Der »Ingenieur und Soldat« als Begründer des Fortschritts

Bedeutsam für die Angehörigen der Technischen Hochschule waren die technischen Innovationen in dieser Zeit. Die Studenten der technischen Wissenschaften waren selbstverständlich interessiert an und fasziniert von der Technik und den Maschinen. Sie gehörten zu der Gruppe von Menschen, die in den neuen technischen Entwicklungen wie Fotografie, Film, Radio, Grammophon und Motor den Fortschritt verkörpert sahen, der den Menschen zu einer besseren Lebensqualität verhelfen würde. In den Publikationen der Studierenden der Technischen Hochschule Hannover lässt sich daher ein Wunschbild herausfiltern, in dem der technische Akademiker als Führer aus den sozioökonomischen Krisen der zwanziger Jahre erscheint. Die Studenten setzten ihre Forderungen nach gesellschaftlicher und politischer Akzeptanz immer wieder mit dem »Gemeinwohl« in Beziehung, das wiederum unmittelbar an die deutsche Nation gebunden war. Die Technik galt so als Schlüssel für den anvisierten wirtschaftlichen und nationalen Aufschwung, der das durch den Ers-

ten Weltkrieg angeschlagene deutsche Reich rehabilitieren sollte. Die Denkweise technischer Rationalität war in den Augen der Ingenieure prädestiniert, scheinbar objektive Entscheidungen frei von wirtschaftlichen, parteipolitischen und interessegeleiteten Ambitionen zugunsten des Allgemeinwohls zu fällen. Diese Position macht deutlich, dass die Studenten den Politikern der Weimarer Republik nicht zutrauten, sowohl die sozioökonomischen als auch politischen Probleme zu lösen. Ein Großteil derjenigen, die in den dreißiger Jahren an den wirtschaftlichen und sozialen Schaltstellen der Gesellschaft sitzen sollten, lehnten den Weimarer Staat, die demokratische Verfassung und den Parlamentarismus bereits seit 1918 demonstrativ ab. Gerade unter den Studierenden in Hannover hatten antidemokratische, antisemitische und nationalistische Weltbilder eine lange und unheilvolle Tradition. Obwohl sie sich als eine unpolitische Gemeinschaft definierten[6], kämpften sie unablässig gegen die sozialdemokratische Regierung in Preußen sowie gegen die »Kriegsschuldlüge« und die »Schmach von Versailles« (Schröder 2003: 33 ff.).

Der verlorene Erste Weltkrieg war für die Studenten der Technischen Hochschule kein Anlass, sich mit der zerstörenden Dimension von (Kriegs-)Technologien auseinanderzusetzen. Im Gegenteil, aus ihrer Sicht war der Krieg eine quasi natürliche Form der Auseinandersetzung verschiedener Nationen, sowie der Ursprung neuer technologischer Entwicklungen. Technik, Militär und Krieg waren für die Studierenden daher unmittelbar miteinander verbunden und positiv konnotiert. Wie sehr sich die Studenten der TH Hannover der Pflicht zum so genannten Wehrwillen und Wehrwissen verbunden fühlten ist in den *Hannoverschen Hochschulblättern* vom Mai 1929 nachzulesen. Dort findet sich eine Rezension mit der Überschrift »Wehrkraft und Technik«, die die Schriftleitung veröffentlicht hatte. In einem dem Text vorausgehenden Absatz erläuterten die Studenten, die die Blätter herausgaben, die Wichtigkeit des besprochenen Buches:

»Nachdem das Versailler Diktat dem deutschen Volke jegliche militärische Forschungsstätten verboten hat, droht uns die Gefahr, daß in unserem Volke das Wissen um die technischen Zusammenhänge und Abhängigkeiten militärischer Verteidigung allmählich verkümmert. Wehrwissen ist aber noch wichtiger als Wehrwille. Die Sorge um dieses Wehrwissen ließ den Verfasser sein Buch ›der deutschen Reichswehr und Deutschlands jungen Ingenieuren‹ widmen. Möge die folgende Würdigung dazu beitragen, in allen Kommilitonen die Verantwortung zu wecken, die der Ingenieur trägt, wenn eines Tages die Zukunft des deutschen Volkes von dem

6 Sowohl bei den Angehörigen von Universitäten und Hochschulen als auch den der Technischen Intelligenz war es Tradition, sich als »unpolitisch« zu bezeichnen. Das hing damit zusammen, dass »parteipolitisch« als interessengeleitet galt, die an den Universitäten praktizierte »Lehre und Forschung« ebenso wie die Arbeit der Ingenieure dagegen als »wissenschaftlich«, »sachlich« und »objektiv« eingestuft wurde.

Stand seiner Technik und der Schnelligkeit der Umorganisation abhängt« (Schriftleitung der Hannoverschen Hochschulblätter 1929: 93 f.).

Der Artikel behandelt das Buch »Ingenieur und Soldat« von Otto Schwab, das die Schriftleitung als hochbedeutsam vorstellte. Der Autor des Buches, der zu Beginn des Ersten Weltkrieges selbst Student einer Technischen Hochschule sowie aktives Mitglied der Deutschen Burschenschaft war, galt aufgrund seiner Biographie[7] als besonders glaubhaft und kompetent in seinem Anliegen, Richtlinien für den Neubau einer deutschen, wissenschaftlich begründeten Wehrtechnik aufzustellen. Deutschland fehlten demnach nicht nur die Waffen, sondern vor allem das Wehrwissen. Die vorangestellten Fragen »Haben wir den Einfluss der Technik auf die Wehrkraft unseres Volkes im Weltkrieg richtig eingeschätzt und entsprechend gehandelt?« sowie »Nutzen wir heute alle uns frei stehenden Hilfsmittel zum Ausbau unserer Wehrkraft aus?« markieren den Radius, innerhalb dessen Schwabs Werk wahrgenommen wurde. Die Abhandlung würde auf ernsten wissenschaftlichen Grundlagen ruhen und sei wie keine andere geeignet, das »sachliche Denken« über die deutsche Wehrpolitik zu fördern. Sie zeige, welche unendliche Mühe vor den jungen Ingenieuren liege, um aus »einem Haufen vaterlandsbegeisterter Jugend wirkliche Soldaten zu machen, die den technisch-wissenschaftlichen Aufgaben der neuzeitlichen Kriegsführung gerecht werden könnten« (Schriftleitung 1929: 93).

Die »Zukunft des deutschen Volkes« hing nach dieser Lesart mit dem Stand der (Kriegs-)Technik und der »Schnelligkeit der Umorganisation« zusammen, mit anderen Worten der Umstellung von Friedens- auf Kriegszeiten, der Mobilmachung. In dem Text bündeln sich aus verschiedenen Bedeutungszusammenhängen stammende Zeichen zu einer spezifischen politischen Semiotik, die eine integrative Funktion in dem sozialen Verband der Studentenschaft einnahm. Die Konnotation von »Ingenieur und Soldat« entsprach offenbar dem Selbstbild der korporierten wie nicht korporierten Studenten und verband technizistische mit nationalistischen Motiven und Mythen, sowie einem dem 19. Jahrhundert entstammenden Männlichkeitsbild. Die zu der Zeit eingeführte allgemeine Wehrpflicht revolutionierte das tradierte bis dahin geltende Männlichkeitsbild und »universalisierte die Funktion des Mannes als Krieger und wertete den Soldatendienst als ehrenvolle und Ehre vermittelnde Ver-

7 Dr. Ing. Otto Schwab wurde 1889 geboren, studierte in Darmstadt und Dresden bis 1914, leistete bis 1918 seinen Kriegsdienst ab und wurde zum Leutnant der Reserve befördert. Er beschäftige sich in den Jahren 1919 bis 1934 mit dem physikalischen Fernmesswesen, dem Erkundungs- und Messdienst sowie der Artillerie-, Schnellvermessungs- und Kriegstechnik. Zwischen 1930 und 1934 war er zudem SA-Standartenführer, Stabschef A.W., Vorsitzender des Akademischen Wissenschaftlichen Arbeitsamtes (AWA), welches eigentlich ein »Allgemeines Wehramt« war. Von 1933 bis 1934 war Schwab Führer der Deutschen Burschenschaft (Brunck 1999: 253 ff.).

bindlichkeit jedes einzelnen Mannes auf« (Frevert 1996: 81). Die allgemeine Wehrpflicht bildete so eine Institution »männlicher Vergemeinschaftung«, deren Substanz die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht bildete. Gleichzeitig war das Militär die »Schule der Männlichkeit« und eine Art Initiationsinstanz, die Jünglinge zu Männern machte. Durch diesen staatlichen Zugriff mittels der Wehrpflicht wurden die Männer in ein »neues, vollkommen abstraktes Referenzsystem« hineingestellt: das Vaterland, die Nation, der Staat (Frevert 1996: 82).[8] Der Erste Weltkrieg verknüpfte Maskulinität und Nationalismus noch enger und verschärfte gewissermaßen die Konturen durch die Differenz: zum weiblichen Geschlecht einerseits und zu fremden Völkern und Staaten andererseits. Gerade weil in der Weimarer Republik die modernen Rollenbilder vielfach Irritationen hervorriefen, wurde die »gewalttätige Apologie des Mannes als Herr und Krieger« inszeniert (Peukert 1987: 110).

LANGEMARCK – »BEGRIFF EINER VOLLENDUNG«

Exemplarisch für die Bedeutung, die der Krieg und das Militär für die männliche Identitätsbildung der Studierenden hatte, ist der Mythos von »Langemarck«. Dieser entstand rund um die Gefechte in Flandern am 10. November 1914 und kolportiert den Einsatz junger deutscher Regimenter, die das Deutschlandlied singend die feindlichen Stellungen gestürmt haben sollen und dabei größtenteils getötet wurden. »Langemarck« wurde ein fest verankerter Topos in den Diskursen über den Ersten Weltkrieg in den zwanziger und dreißiger Jahren und fand unter anderem in Ernst Jünger und den seit 1931 von der NSDAP als Reichsjugendführer eingesetzten Baldur von Schirach begeisterte Interpreten. »Langemarck« war für große Teile der deutschen Gesellschaft Projektionsfläche und Bezugspunkt eines unerreichten Ideals. In Hannover wie auch an anderen Hochschulen und Universitäten wurde regelmäßig mit Spendenaufrufen und Texten in der Studentenzeitung an die Gefallenen erinnert. Die jährlichen Langemarckfeiern wirkten durch die Präsenz von Rektoren, Dozenten und Verwaltungsangestellten sowie Vertretern aus Bürokratie und Reichswehr fast wie ein Staatsakt. Dass dieser Diskurs nicht nur besonders wirkungsmächtig war, sondern sich zur institutionalisierten Redeweise verfestigte, zeigt sich in der Präsenz dieses Motivs in Texten, Theaterstücken und Gedenkfeiern sowie in dem Rückhalt, den dieser in Politik, Öffentlichkeit und Staatsinstitutionen fand.

---

8 Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass die Konstruktion des Mannes als Soldat und Staatsbürger, der Nation, dem Vaterland, der Volksgemeinschaft ergeben und sie verkörpernd, keine Erfindung der Nationalsozialisten war, sondern dort nur besonders »schnörkellos herauspräpariert« (Frevert 1996: 83).

Besonders anschaulich zeigt sich der Prozess, in dem durch sprachliches Handeln Sinn produziert wurde, wenn man die studentische Rezension von Schwabs Buch in den Hochschulblättern mit dem Ausgangstext aus »Ingenieur und Soldat« vergleicht. Das Vorwort »Zur Einführung« schrieb ein Generalleutnant a.D. Paul von Wissel und erklärt die Ereignisse von Langemarck als Ausgangspunkt für Otto Schwabs Ausführungen:

»Oktober 1914 wurden die Kriegsfreiwilligen aus Deutschlands Jugend in Flandern zum Anschluss des Heeres an das Meer eingesetzt. Voll Begeisterung für unsre gute Sache und unter den Klängen des Deutschlandliedes griffen sie an. Doch nach blutiger Schlacht kamen sie in dem schwierigen Gelände vor Ypern [...] gegen die altgedienten Kolonialtruppen der Engländer und ihre französischen Helfer zum Stehen. Die Front versteifte sich. [...] Erst jetzt und am Feinde gewannen die Jugendkorps die Zeit zur Ausbildung für das Gefecht; in Monaten wurde aus der Miliz eine Truppe. In dieser Umwelt schuf sich in Kämpfen bei Langemark und in mühsamer Arbeit die deutsche Artillerie diejenige Ergänzung zu ihrem in Ost und West bewährten Schießverfahren, die das unübersichtliche und ungewohnte Kampffeld erforderte und die friedensmäßig nicht zu gewinnen gewesen war: das Messerkundungs- und das Messschießverfahren« (Schwab 1928: 5).

Die Schriftleitung der Hannoverschen Hochschulblätter griff die Schilderungen des Generalleutnants auf und fügte der schon poetisierten Fassung ihre eigenen Ausdrucksformen und Sinngebungen hinzu:

»Hier auf den Schlachtfeldern zwischen Poelcapelle und Langemark, wo die Blüte der deutschen Jugend mit dem Gesang des Deutschlandliedes stürmte und verblutete, wo diese junge, kriegsunerfahrene Truppe dann monatelang dem ungeheuren Waffendruck der vereinigten Engländer, Franzosen und Belgier standhielt, hier schuf sich die gleiche Truppe unter Schwabs geistiger Führung in diesen Monaten dann die artilleristischen Kampfmethoden, mit denen sie ihre geringen Kräfte, ihre wenigen Geschütze, ihre für jedes Ziel abgezählte Munition mit *höchstem Wirkungsgrade* dem Feind entgegensetzen konnte, jeden materiellen Vorsprung des Feindes durch *geistige Überlegenheit* ausgleichend. Unsere deutschen Studenten von 1914 waren nicht nur unerschrockene Kämpfer und Stürmer sondern ebenso *kaltblütige Rechner* und *technische Führer* im Gefecht: es war die sieghafte Jugend eines wehrhaft denkenden Volkes« (Schriftleitung 1929: 94, Hervorhebung/AS).

In dem Text der Schriftleitung lassen sich zwei Dinge beobachten: zum einen die Relevanz von Langemark als Symbol für das akademische Bürgertum sowie die aufstiegsorientierten Mittelschichten. Es handelte sich in den Erzählungen durchgehend um junge, »stürmende« Studenten, die durch ihren Mut und ihren Einsatz für Deutschland das Ideal des Reserveoffiziers und des Corpsstudenten in sich vereinigten, die als Symbole der Nation bereits im Kaiserreich ein hohes Ansehen genossen (Ullmann 1995: 38 und Studier 1990). Der Erste Weltkrieg als kollektiv ausgeübte und erfahrene Gewalt wird in der Erinnerung und in dem Geden-

ken auf die Kriegsstudenten von Langemarck projiziert und verwandelt sich in unsterbliche Werte wie Ehre, Pflichterfüllung, Opferbereitschaft und mutigen Einsatz für das Vaterland. Der Krieg wird so mit Sinn belegt und fungiert als Produzent und Katalysator von »Werten«, die offenbar gerade für die nachfolgende Kriegsjugendgeneration eine hohe emotionale Bindekraft hatten. Rituale wie Gedenkfeiern dienten dazu, die im Krieg gefallenen Männer (Brüder, Väter, Onkel usw.) und die Ideale, die sie verkörperten, nicht real sterben zu lassen und ihrem Tod eine Bedeutung zu verleihen. Zugleich standen diese Werte für tradierte Männlichkeitsideale, die es wieder zu beleben bzw. zu erhalten oder wiederherzustellen galt. Die Rehabilitation der Nation war eine Ehren- und damit Männersache und das höchste Ziel mit fast heiligem Charakter:

> »Unsere gefallenen Kommilitonen gaben dies Vorbild eines wunderbar vollkommenen Sich-Einsetzens für eine große Idee, das Vorbild einer männlichen Begeisterung, die alles ausfüllte und erfüllte. Namen wie Langemarck sind uns heutigen Studierenden zum festen Begriff geworden – Begriff einer Vollendung, von der wir uns freilich selbst noch weit entfernt wissen, der wir aber bewusst und aufrichtig zustreben« (Hofmann 1931: 162).

Zum anderen wird in dem weiter oben zitierten Abschnitt aus »Wehrkraft und Technik« deutlich, dass die Studenten der Technischen Hochschule Hannover diesen Topos aus einem ganz spezifischen Blickwinkel interpretierten. Ihre Sichtweise zeigt, dass »Langemarck« keineswegs ausschließlich eine Gegenwelt darstellte, die der Welt der taktischen Siege und überhaupt der militärtechnischen Kriegsführung mit ihrem maschinell-rationalen Vernichtungspotenzial diametral entgegengestellt war (vgl. Ketelsen 1985: 72). Die angehenden Ingenieure der TH Hannover kombinierten Langemarck hier mit genau diesen technisch-sachlichen Bedeutungszuweisungen, so dass die Studenten von 1914 nicht nur »unerschrockene Kämpfer und Stürmer« waren, sondern auch »kaltblütige Rechner« und »technische Führer«. Das zu diesem Zeitpunkt entwickelte Messerkundungs- und Messschießverfahren galt als weiterer Beleg dafür, dass der Krieg den Fortschritt hervorbringt. Durch die Verschränkung dieser Elemente wird der verlorene Krieg rückwirkend umgedeutet und in eine Erfolgsgeschichte der Technik und des Fortschritts verwandelt. Sachverstand und Objektivität (das »sachliche Denken«) fungieren als erweiterte Deutungsmuster zur Realitätsbewältigung im Zeichen der Moderne, während sich in der Konstruktion von Männlichkeit die Emotionen bündeln und auf »Deutschland«, die »Nation« oder das »Vaterland« fokussieren.

Den drei motivischen Elementen des Langemarck-Topos, das der Jugend, das des Nationalen und das des Opfers wurde im studentischen Text das Motiv der Technik hinzugefügt. Dadurch trat das Opfermotiv gewissermaßen in die zweite Reihe zurück und machte einer technisch

fundierten »geistigen Überlegenheit« Platz, die durch sachlich-berechnenden Einsatz »jeden materiellen Vorsprung des Feindes« wettmachte. Die Rede von der »geistigen Überlegenheit« war eine weitere gängige rhetorische Strategie, die vernichtenden Materialschlachten des Ersten Weltkriegs mit seinen Millionen Toten umzudeuten. So lässt sich auch in einer Rezension der bekannten »Kriegsbriefe gefallener Studenten« (Witkop 1928) nachlesen: »Es heißt oft und gern: der Krieg verroht. Aber nur die Rohen. Den geistigen Menschen aber weist er den Weg zur tieferen Erkenntnis und zur seelischen Vertiefung«. Die ausführliche von dem Studenten und Schriftleiter der *Hannoverschen Hochschulblätter* W.J. Kapune verfasste Rezension zitiert große Passagen aus dem Buch und beschwört am Ende des Textes seine Kommilitonen, dieses »wertvolle Vermächtnis« der Briefe, die »in ihrem tiefinnerlichen Menschtum im wahrsten Sinne des Wortes ein ›Ehrenmal der Nation‹« darstellten, zu bewahren. Aufgabe und heilige Pflicht sei es, sich der gebrachten Opfer der Gefallenen als würdig zu erweisen. Für Kapune waren die Opfer des Ersten Weltkriegs nicht nutzlos umgebracht worden, da aus seiner Sicht das Entscheidende immer die Opferbereitschaft an sich sei und nicht das, wofür das Opfer gebracht würde. In dieser Zeit sei es jedoch angemessen und notwendig, das »wofür« deutlich zu benennen und vor allem einzulösen: »Die Nation zu rehabilitieren und Deutschland zu neuer Größe zu verhelfen« (Kapune 1929: 106 f.).

Die Niederlage von 1918 gestaltete sich als »traumatische Erfahrung«, die »einen neuralgischen Punkt im nationalen Habitus« (Elias 1998: 14) der Deutschen traf und durch Größenphantasien sowie das Konstrukt der »geistigen Überlegenheit« kompensiert wurde. Pflichtgefühl, Opferbereitschaft und Nationalismus, gleichsam die Elemente aus denen sich diese Überlegenheit konstruierte, wurden als eine unbesiegbare Waffe auch nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg weiter beschworen und knüpften an die Dolchstoßlegende der im Felde ungeschlagen gebliebenen Soldaten an. Auch die Studenten entwickelten mit der technizistischen Variante von Langemarck eine Geschichte, in der sich die Technik trotz der Niederlage der deutschen Truppen als Sieger erweist.

SCHLUSSBEMERKUNG

Werte wie Wehrhaftigkeit, Ehre und Opferbereitschaft hatten für große Teile der deutschen Studentenschaft einen enormen Stellenwert. Vor allem in den schlagenden Verbindungen, die an den meisten Hochschulen und Universitäten politisch den Ton angaben, wurde ein militärisch geprägter Habitus gepflegt, der im korporativ strukturierten Alltag, ebenso wie bei Gedenkfeiern und Zeremonien reproduziert wurde. An den Studenten der Technischen Hochschule ließ sich zeigen, dass die deutsche Niederlage im Erste Weltkrieg nicht nur als nationales Trauma und »Irr-

tum der Geschichte« empfunden, sondern gleichzeitig als Beschleuniger des technischen Fortschritts (um-)gedeutet wurde, der allen zu Gute kommen sollte. Für die Studenten war der Erste Weltkrieg daher in mehrfacher Hinsicht der zentrale Punkt ihrer nationalen und männlichen Identität sowie ihrer Positionierung als angehende Ingenieure.

Mit der Heldengeschichte der »Langemark-Jugend« konstruierten sie ein Szenario, in dem »technische Führer« und »eiskalte Rechner« mittels der Kriegstechnik sowie unerschrockener Tapferkeit die Nation verteidigen und retten konnten. Diese Symbolik erwies sich als besonders wirksam, da sie bei den Studenten einen emotiven und einen normativen Pol berührt und miteinander verknüpft hat. Dadurch, dass die Studenten dieses Symbol in ihre Anschauungen und Vorstellungen integrierten, bot sich ihnen »die Chance, Orientierung und ›Ordnung‹ in einer Welt zu finden, die in den alltäglichen Erfahrungen der Vielen als zerrissen und chaotisch erscheint« (Lüdtke 1996: 211). Die als Weimarer »System« bezeichnete, ungeliebte Republik interpretierten viele Studenten als das in »Unordnung geratene Vaterland«, als einen durch Parteipolitik »ruinierten« und »kranken« Staat, der mit ihren nationalen (Ordnungs-) Vorstellungen wenig gemein hatte. Der Nationalismus der Studenten bezog sich allerdings weniger auf eine konkrete Staatsform als vielmehr auf die Nation an sich, die einen höheren Wert als das eigene Leben besaß und für die zu sterben es sich lohnte. Das Ausschluss- und Abgrenzungskriterium der »Nation« war daher sowohl an militärisch-soldatische als auch antisemitische Einstellungen gebunden und prägte die kulturellen Weltbilder der Studenten der Technischen Hochschule Hannover. Unterstützt von einflussreichen Teilen der Gesellschaft wie Professoren, Beamtenschaft und Reichswehr konnten sie sich als eine akademische Elitegemeinschaft definieren, die die »wahren Werte« der deutschen Nation vertrat. Vor diesem Hintergrund ergaben sich für die Studenten Ende der zwanziger, Anfang der dreißige Jahre facettenreiche Affinitäten zur nationalsozialistischen Weltanschauung, die gerade durch ihre fehlende explizite Programmatik große Interpretations- und Deutungsspielräume zuließ. Vor allem das im Alltag reproduzierte und beschworene »Idealbild« eines autoritär geführten, militärisch starken und national geeinten Deutschlands war der Grund dafür, dass ein Großteil der Studenten die staatspolitischen Veränderungen im Jahr 1933 als den Beginn einer neuen, willkommenen politische Ordnung interpretierten.

LITERATURVERZEICHNIS

Apffelstaedt, Otto (1981): »Wie lebte ein Münsterer Franke in den Jahren 1923 bis 1925? Erlebnisbericht über eine Aktivenzeit als Burschenschaftler in der Weimarer Republik«. In: Christian Probst (Hrsg.), Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, Bd. 11, Heidelberg: Universitätsverlag, S.59-95.

Brunck, Helma (1999): Die Deutsche Burschenschaft in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, München: Carl Winter.

Dietz, Burkhard/Fessner, Michael/Maier, Helmut (1996): Technische Intelligenz und »Kulturfaktor Technik«: Kulturvorstellungen von Technikern und Ingenieuren zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik Deutschland, Münster & New York: Waxmann.

Elias, Norbert (1998[3]): Studien über die Deutschen, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Frevert, Ute (1991): Ehrenmänner – Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München: Beck.

Frevert, Ute (1996): »Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit«. In: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt/Main: Campus, S.69-87.

Gay, Peter (1996): »Mensur – die geliebte Narbe«. In: Peter Gay: Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter, München: Beck, S.17-46.

Grüttner, Michael (1995): Studenten im Dritten Reich, Paderborn: Schöningh.

Heither, Dietrich (2000): Verbündete Männer. Die Deutsche Burschenschaft – Weltanschauung, Politik und Brauchtum, Köln: PapyRossa.

Hofmann, Albert (Juli 1931): »Die Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule Hannover«. Hannoversche Hochschulblätter 10, S.161-165.

Jarausch, Konrad H. (1990): The unfree professions. German Lawyers, Teachers and Engineers 1900-1950, New York & Oxford: Oxford University Press.

Kapune, W.J. (1929): »...das ewig lebt!«. Hannoversche Hochschulblätter 9 (Juni), S.106/107.

Ketelsen, Uwe-K. (1985): »›Die Jugend von Langemarck‹ – Ein poetisch-politisches Motiv der Zwischenkriegszeit«. In: Thomas Koebner/Rolf-Peter Janz/Frank Trommler (Hg.), »Mit uns zieht die neue Zeit«. Der Mythos Jugend, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S.68-88.

Lüdtke, Alf (1996): »Ikonen des Fortschritts. Eine Skizze zu Bild-Symbolen und politischen Orientierungen in den 1920er und 1930er Jahren in Deutschland«. In: Alf Lüdtke/Vorname Marßolek/Adelheid von Saldern (Hg.), Amerikanisierung: Traum und Alptraum in Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart: Steiner, S.199-212.

Peukert, Detlev (1986): »Alltagsleben und Generationserfahrungen von Jugendlichen in der Zwischenkriegszeit«. In: Dieter Dowe (Hg.), Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich, Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, S.139-150.

Peukert, Detlev (1987): Die Weimarer Republik. Die Krisenjahre der klassischen Moderne, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Schriftleitung der Hannoverschen Hochschulblätter (Mai 1929): »Wehrkraft und Technik«. Hannoversche Hochschulblätter 8, S. 93-95.

Schröder, Anette (2003): Vom Nationalismus zum Nationalsozialismus. Die Studenten der Technischen Hochschule Hannover von 1925 bis 1938, Hannover: Hahnsche Buchhandlung.

Schwab, Otto (1928): Ingenieur und Soldat – Erfahrungen aus dem Weltkrieg und wehrtechnische Ausblicke. Beitrag zur Frage der Wehrführerausbildung auf wissenschaftlich-technischer Grundlage, Nidda: Hassia.

Studier, Manfred (1990): Der Corpsstudent als Idealbild der Wilhelminischen Ära. Untersuchungen zum Zeitgeist 1888 bis 1914, Schernfeld: SH-Verlag.

Tietze, Hartmut u.a. (1987): Datenhandbuch zur Deutschen Bildungsgeschichte, Bd. I: Hochschulen, 1. Teil: Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820-1944, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Ullmann, Hans-Peter (1995): Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Vorlesungsverzeichnisse Studienprogramme 1914-1939 der Technischen Hochschule Hannover, Universitätsarchiv Hannover.

Witkop, Philip (1928): Kriegsbriefe gefallener Studenten, München: Müller.

»ZEIG DEINE ORDEN, ELVIS!«: BANAL MILITARISM ALS NORMALISIERUNGSSTRATEGIE

KATJA SCHERL

Als Elvis Presley am 1. Oktober 1958 in Bremerhaven eintraf, um den größten Teil seines Militärdienstes in der Bundesrepublik Deutschland abzuleisten, war dies ein Medienereignis erster Güte.

»In jenem norddeutschen Hafen, in dem gewöhnlich Nordseefischer ihre silberne Beute anlanden, spülte in der vergangenen Woche der Zufall den professionellen Pessimisten eine auf den ersten Blick fette Beute ins Netz: Elvis Presley, seines Zeichens Dollarmillionär und ungekrönter Rock'n'Roll-König, dient seine Rekrutenzeit in der Bundesrepublik ab. Alles verlief, wie man es erwartet hatte: engbehoste Verehrerinnen standen zu Hauf, Photographen schossen ihren Blitzlichtsalut. Die Reporter baten: ›Nur ein Wort, ›Mister Presley!‹‹ Und als die Begeisterung dem Höhepunkt entgegentrieb, brach auch der Muskeldamm der amerikanischen MPs. Die Absperrkette riss, der Perron wurde zum Schlachtfeld. ›Was für eine Zeit!‹ sagen kopfschüttelnd professionelle Kulturpessimisten«, schrieb die *Welt am Sonntag* über die turbulente Ankunft des »Kings of Rock'n'Roll« (»Unsere Meinung. Elvis«, in: *Welt am Sonntag*, 5.10.1958).

Spätestens bei der anschließenden Pressekonferenz in Friedberg, wo Presley 17 Monate beim 32. amerikanischen Panzerbataillon Dienst tun sollte, schlug die Stimmung um. Der »Junge in Uniform« gewann die Herzen der hartnäckigsten Reporter und Kulturkritiker:

»Die Presseleute aus halb Europa, darauf eingestellt, einen dummen verwöhnten amerikanischen Jüngling zu treffen, bekamen einen liebenswürdigen, bescheidenen, höflichen, gut aussehenden jungen Mann zu sehen, mit einer angenehmen leisen Stimme, und können sämtlichen Müttern von Presley-begeisterten Töchtern berichten: Seid nicht so verzweifelt, es ist gar nicht so schlimm, wenn eure Tochter das Bild dieses jungen Mannes über ihr Bett hängt« (»I like Elvis«, in: *Der Abend*, 10.10.1958).

Damit galt ein Verhalten, das 1957 in der deutschen Presse noch als »Götzendienst unserer Zeit« (»Ein Gesicht in der Menge«, in: *B.Z.*, 31. 10.1957) gebrandmarkt worden war, ein Jahr später plötzlich als »gar nicht so schlimm« – es war normal geworden Geht man davon aus, dass »Normalität« als interdiskursives Ereignis Toleranz- bzw. Handlungsbedarf-Grenzen markiert (Link 1998: 21), stellt sich die Frage, durch welche Strategien der Konsum von Rock'n'Roll innerhalb kürzester Zeit von einem abweichenden Sozialverhalten zu einem eigenen »Recht der Jugend« (»Blue-Jean-Boy und die Filmpoesie von heute«, in: *Der Kurier*, 16.01.1959) wurde.

»Banal Militarism« soll dabei als Normalisierungsstrategie[1] betrachtet werden, die gerade durch das scheinbare Verschwinden in anderen Diskursen erfolgreich einen militärischen Habitus (re-)produzierte. Im unspektakulären Windschatten der spektakulären (medialen und physischen) Präsenz von »Elvis in Deutschland« konnte sich die ideale Männlichkeit des »Staatsbürgers in Uniform« im Diskurs über Jugendkonsum und Massenkultur etablieren. »Banal Militarism« scheint dabei in zwei Richtungen gewirkt zu haben: Zum einen soll nachgezeichnet werden, dass der neue militärische Habitus von Elvis Presley den Effekt hatte, dass der »King of Rock« vom idealen Rebellen zum idealen, d.h. männlichen und weißen – ergo zivilisierten –, Bürger transformiert wurde. Zum anderen soll gezeigt werden, dass »Elvis in Uniform« den militärischen Habitus banalisierte. Das Militärische verschwand als Teil der Popkultur im neuen Image des Popstars, sichtbar nur noch im Attribut »Männlichkeit«.

Es wird angenommen, dass der Normalitäts-Diskurskomplex »Elvis in Uniform« als Versicherung gegenüber einer hochdynamischen gesellschaftlichen Entwicklung in der westdeutschen Nachkriegszeit eingesetzt wurde. Wenn Normalisierung in ihrem Kern »die *Ein-Stellung* (im mehrfachen Sinne) einer Normalitäts-Zone auf ein homogenes Kontinuum« (Link 1998: 77) bedeutet, scheint mit der Normalisierung von Rock'n'-Roll ein historisch bedeutsamer Strategiewechsel nachzuzeichnen zu sein. Die Entwicklung von einer protonormalistischen Strategie mit einer maximalen Komprimierung des Normalfeldes zu einer flexibel-normalistischen Strategie mit maximaler Expandierung des Normalfeldes soll im Kapitel »›Banal Militarism‹: Normalisierung einer Jugendkultur« theoretisch unterfüttert werden.

Hintergrund des medialen Imagewechsels von »Elvis, the Pelvis« zu »Elvis in Uniform« sind die Debatten über den neuen »Staatsbürger in Uniform«, wie sie seit Beginn der 1950er Jahre in der BRD geführt wur-

1 Mit Link möchte ich den Begriff der diskursiven »Strategie« benutzen im Sinne einer gerichteten Kombination einzelner »Taktiken«, wobei die »Richtung« nicht teleologisch, subjektiv-intentional und gänzlich bewusst vorgegeben ist, sondern sich transsubjektiv auf die Herausforderungen eines historisch-spezifischen »Normalisierungsbedarfs« einstellt (Link 1998: 77).

den. Im Kapitel »›Staatsbürger in Unform‹: Auf der Suche nach dem neuen Mann« soll gezeigt werden, dass trotz starker Ressentiments der Bevölkerung gegen die Wiederbewaffnung alle demokratischen Parteien daran glaubten, dass die junge Bundesrepublik eines neuen Männer- und Soldatentypus zu ihrem Schutz bedurfte. Mit dem Konzept des »Staatsbürgers in Uniform« sollten die negativen Traditionen der durchmilitarisierten Gesellschaften des Kaiser- und des »Dritten Reiches« gebannt werden, gleichzeitig wollte man das als positiv erachtete Bild des mutigen und gehorsamen deutschen Soldaten wiedererwecken.

Die Wiederbelebung des braven Soldaten als Männlichkeitsideal musste jedoch mit anderen Bildern von Männlichkeit konkurrieren. Jugendliche hatten seit Mitte der 1950er Jahre durch ihren eigensinnigen Konsum von Massenkultur dazu beigetragen, Lässigkeit zu einem neuen Leitbild zu machen. Im Kapitel »Elvis, the Pelvis: Die Bedrohung sexueller und rassischer Normen« soll gezeigt werden, wie das neue Vorbild mit Hilfe der protonormalistischen Strategie bekämpft wurde.

Trotzdem – oder vielmehr deswegen – feierte der ideale Rebell Elvis Presley zunehmend Erfolge, wurde von immer mehr Jugendlichen verehrt. Der Staatsbürger als Konsument (auch als Konsument von Massenkultur) war ein Faktum, dass nach neuen Erklärungsmodellen verlangte. »Banal Militarism« war eine Strategie, mit deren Hilfe die bedrohlichen Aspekte des Konsums von Rock'n'Roll normalisiert werden konnten, wie das abschließende Kapitel »Elvis in Uniform: Wie Elvis weiß und männlich wurde« zeigen soll. Gleichzeitig wurde das Ideal des »Staatsbürgers in Uniform« in der medialen Berichterstattung über »Elvis in Uniform« (mit-)konstruiert und der militärische Habitus banalisiert: Der Soldat kehrte im Image des gezähmten »King of Rock« als Vorbild für Jugendliche zurück.

»Banal Militarism«: Normalisierung einer Jugendkultur

Hintergrund des diskursiven Aushandelns von »Banal Militarism« im Zusammenhang mit dem Phänomen Elvis sind die Debatten über Massenkultur und Praktiken jugendlicher Selbstinszenierung in den 1950er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland.[2] Auslöser waren die Jugendkrawalle der Jahre 1956 bis 1958, deren Teilnehmerzahl in keiner Relation zur Medienreaktion stand, die sie auslöste.[3] Die so genannte »Halb-

2 In ihrem Umfang und dem Maß der Beteiligung ist diese »Generaldebatte um Jugend« mit der Debatte um die 68er-Generation vergleichbar (Vgl. Zinnecker 1987: 91, 126).

3 Kaiser geht von einem Anteil von 1 bis 5 Prozent der männlichen Jugendlichen aus, die aktuell an Straßenkrawallen teilgenommen haben. (Kaiser 1959: 54). Zu den »Halbstarken« siehe ausführlich Grotum (1994).

starken«-Rebellion wurde nahezu ausschließlich mit dem Konsum von amerikanischer Massenkultur verknüpft, wobei sie für die Zeitgenossen alle bedrohlichen Folgen kultureller Amerikanisierung verkörperte: der »Rückschlag ins Un-Zivilisierte, in die Barbarei« (Muchow 1956: 446), »Lebensgier, Hemmungslosigkeit und frühe Geschlechtsreife« (*Das Wochenend*, zitiert nach: Zinnecker 1987: 121) sowie »ziellose Aggressivität« und der »Mangel an ›Sinnwert‹, [der jugendliches Protestverhalten, K.S.] essentiell von Arbeit und Leistung unterscheidet.« (Kaiser: 1959, 38 f.) Bereits mit Beginn der Großkrawalle in Westdeutschland war für die professionellen Betrachter klar, dass selbst konkrete Handlungen direkt von den konsumierten Medien beeinflusst wurden. Die ersten Motorradgangs, die sich vom 1953 in der BRD angelaufenen Marlon-Brando-Film *Der Wilde* inspirieren ließen, wurden aus Berlin gemeldet (vgl. Landesarchiv Berlin 1956).

Was hatte zu dieser allgemeinen Erregung geführt, die anscheinend nur noch schwer zwischen Fakten und Fiktionen, Erfahrungen und Illusionen, kultureller Praxis und symbolischer Repräsentation unterscheiden konnte? Es war die »Komplizenschaft« (Zinnecker 1987: 138) zwischen Jugend und Medien, die neue imaginäre Selbstinszenierungen möglich machte und damit einer bereits verunsicherten Gesellschaft neue und somit (noch) nicht gesicherte Subjektpositionen vorlebte.

Der hier gewählte Fokus erlaubt nur einen begrenzten Einblick in die neuen Praktiken jugendlicher Selbstinszenierung.[4] Doch ist anzunehmen, dass der mediale Diskurs über Jugendkonsum und Massenkultur sowohl auf neue Subjektpositionen reagierte und sie reflektierte, als auch zu deren weiterer Verbreitung beitrug. Der Diskurs stellte also den Fundus bereit, aus dem Jugendliche sich beim Aufbau von Selbstbildern und Identifikationen bedienen konnten. In diesem Zusammenhang kann weder auf die Reichweite noch auf die Aneignung des Diskurses durch Jugendliche eingegangen werden. Einige weiterführende Gedanken können nur die Richtung andeuten, in der die vielfältigen Handlungszusammenhänge zwischen Konsumpraktiken Jugendlicher und der Bereitstellung von neuen (Selbst-)Bildern durch Massenkultur als »Amerikanisierung des Medienalltags« (vgl. Wenzel 1998) beschrieben werden können.

Gerade »marginalen Typen« (Victor Turner) wie Jugendlichen räumte die Stellung als Konsument neue Machtpositionen ein (vgl. Latham 2002: 42). Ihnen kamen die Rezeptionsanforderungen und –möglichkeiten von moderner Massenkultur besonders entgegen, die sich durch eine »universale« Sprache der Visualität und des Spektakels auszeichnete (vgl. Fluck 1998: 15).

4 Als Korrektiv zu den medial vermittelten Jugendbildern können vor allem Erinnerungen herangezogen werden (Vgl. Kraus 1990; Krüger 1985; Delille/Grohn 1985a; Deutscher Werkbund/Württembergischer Kunstverein Stuttgart 1986).

Die damit verbundene Rezeptionserleichterung bildete die Voraussetzung dafür, ästhetische Erfahrungen von neuartiger Intensität und Komplexität zu ermöglichen, durch die sich zugleich neue Möglichkeiten des imaginären Selbstentwurfs und der imaginären Selbstinszenierung eröffneten. Fiktion als Kommunikationsmodus von moderner Massenkultur gab der »insgeheimen« Vorstellungs- und Gefühlswelt, dem Imaginären des Individuums Gestalt (vgl. Fluck 1997: 19-21). Damit wurde sie zum Motor kultureller Grenzüberschreitungen und Enthierarchisierung. Das Imaginäre erhielt eine intentionale Struktur und wurde Teil eines fortlaufenden Prozesses kultureller Selbstverständigung, durch den eine Aufwertung des Individuums erfolgte, da dessen geheime Träume und Wünsche damit ausdrucksfähig wurden. Allerdings konnte das nur um den Preis einer »Sozialisierung« des Imaginären geschehen: Aus dem individuellen Imaginären wurde ein kulturelles Imaginäres; und Massenkultur bzw. der Konsum von Massenkultur wurde nicht nur zum Experimentierfeld immer neuer Versuche, das Imaginäre zur Geltung zu bringen, sondern zugleich auch zu einem exemplarischen Ort der soziokulturellen Zurichtung des Imaginären.

Mit Link möchte ich diese soziokulturelle Zurichtung des Imaginären als Normalisierungsstrategie deuten. Der Versuch, Formen der jugendlichen Aneignung amerikanischer Massenkultur als anomal zu sanktionieren, soll als protonormalistische Strategie beschrieben werden.[5] Da es im Protonormalismus darum geht, möglichst offensiv, d.h. mit maximaler Ausklammerung von Friktionsfaktoren, ein Normalfeld zu errichten, wird Exklusion zur vorherrschenden Diskursstrategie. Dabei werden Normalitätsgrenzen mittels symbolischer Stigmata festgeklopft, die ihre Legitimation aus so genannten »vornormalistischen Ideologemen«, wie der Natur, beziehen. Das bedeutet umgekehrt für die Bestimmung von »normaler Identität«:

»Solange die protonormalistische Strategie mit ihrer Suche nach dem ›natürlichen‹ Normalen dominiert, so lange bleiben die biologischen […] Diskurse paradigmatisch« (Link 1998: 236).

Im Gegensatz dazu kann man flexibel-normalistische Strategien als dynamisch und variabel bezeichnen. Die Grenzen zwischen »normal« und »anormal« sind lockere symbolische Markierungen, die sogar innerhalb einer Biographie und Generationenfolge überschritten werden können. Das Normalfeld wird also von Passage- statt Stigma-Grenzen eingefasst,

5 Die Unterscheidung zwischen Protonormalismus und Flexibilitätsnormalismus soll vor allem den Wandel der Strategien gegenüber dem Konsum von Massenkultur in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre deutlich machen. Ein anschauliches Beispiel bringt Link mit den unterschiedlichen Strategien aus dem Bereich der »Süchte«. Das protonormalistische Vorgehen wäre Prohibition, die flexibel-normalistische Strategie die Legalisierung weicher Drogen (vgl. Link 1998: 75-85).

wobei die Strategie auf eine maximale Expansion des Normalfeldes ausgerichtet ist. Die idealtypische Unterscheidung von Proto- und Flexibilitätsnormalismus soll der analytischen Schärfe dienen, ohne die Existenz zweier getrennter, diskontinuierlicher diskursiver Systeme zu suggerieren. Die beiden Strategien können kombiniert bzw. wechselnd vorliegen, wobei die Kombinatorik durch eine Art »Kohärenzzwang« eingeschränkt ist. Historisch scheint allerdings eine Entwicklung vom Protonormalismus zum Flexibilitätsnormalismus als hegemoniale Strategie nachzuzeichnen zu sein, wie anhand der Mediendebatte über Elvis Presley nachgewiesen werden soll. Erst die Verbindung von Presleys Image mit dem Ideal des »Staatsbürgers in Uniform« hat dem »King of Rock« den Weg in die Normalität bereitet. »Banal Militarism« erscheint dabei als erfolgreiche flexibel-normalistische Strategie gewirkt zu haben.

»Staatsbürger in Uniform«: Auf der Suche nach dem neuen Mann

Bereits bei den Debatten über den »Staatsbürger in Uniform« bestimmten weniger protonormalistische Strategien die Suche nach dem idealen Mann. Vielmehr bildeten sich im medialen Diskurs unterschiedliche Vorstellungen von Männlichkeit ab, die miteinander konkurrierten. Es galt, neue, gelebte Normalvorstellungen mit alten, gewünschten Traditionen zu verbinden. Das Normalfeld vom »deutschen Soldaten« musste expandieren, um gerade auch die Jugend anzusprechen.

Denn die Bilder von normaler »Männlichkeit« hatten sich vor allem durch Jugendliche und deren eigensinnigen Gebrauch massenkultureller Images gewandelt. War in der Zwischenkriegszeit und im Nationalsozialismus der Frontsoldat das vorherrschende Ideal männlicher Jugend gewesen, wurde in den 1950er Jahren zivile Lässigkeit zum neuen Leitbegriff jugendlicher (Selbst-)Repräsentation. Damit wurde das Nachlässige, Laxe zu einem erstrebenswerten Ausweis von Selbstsicherheit und Überlegenheit, das gerade durch den Kontrast zur geordneten Masse des Nationalsozialismus zu überzeugen wusste (vgl. Maase 1992: 113-131; ders. 1999). Obwohl die Distanzierung von allem Militärischen ein starkes Element der Lässigkeit war, darf nicht vergessen werden, welche US-amerikanischen Vorbilder zuerst für ihre Verbreitung und Legitimierung sorgten: Es waren die freundlichen GIs mit ihrer lässigen Körperhaltung, die als Gegenbild zum deutschen Soldaten fungierten, der die Hacken zusammenschlug (Doering-Manteuffel 1999: 38). Erst später wurden US-Stars und ihre deutschen Nachahmer zum role-model für westdeutsche Jugendliche. So antwortete eine 17-jährige Berufsschülerin 1959 auf die Frage nach ihren Vorbildern: »Leitbilder habe ich keine,

schwärme aber für Elvis Presley und Peter Kraus; denn ihre Kleidung und ihre lässige Haltung imponieren mir« (zitiert nach Maase 1992: 118).

Als alternative Norm wurde Lässigkeit ein Schichten übergreifendes Phänomen, obwohl ihre jeweilige Ausformung durchaus klassenspezifische Züge trug. Die Subkultur der Halbstarken war überwiegend proletarisch geprägt (vgl. Grotum 1994: 113-119): Sie kultivierte eine Körperlichkeit, in deren »symbolische[n] Zentren der Rock'n'Roll und das Motorrad« (Maase 1996a: 203) standen. Die demonstrierte physische Dominanz der Halbstarken hatte aggressiv-machistische Züge, die in Mutproben und Wochenendschlägereien ausgelebt wurde. Trotzdem verwies ihr expressives Styling mit Elvis-Tolle, bunten Hemden und ausgebeulten Jeans auf eine androgyne Aufweichung der zur Schau gestellten Hyper-Männlichkeit, die sich auch in anderen Jugendkulturen, wie bei den Jazzfans oder bei der breiten Mittelschicht der Teenager ausmachen ließ (vgl. Maase 1992: 177-185; Poiger 2000: 137-150).

Sowohl der intellektuelle Cool-Jazz-Hörer als auch der hedonistische Peter-Kraus-Jacken-Träger benutzten damit die ihnen durch Massenkultur vermittelten Stilmittel als »Requisit«, um öffentlich die Grenzen zu fremdbestimmten Konzepten von »Jugend« zu überschreiten. Man kann vom Fermentcharakter dieser heterogenen Oppositionsbewegungen sprechen, die den Transformationsprozess der Kultur dynamisierten. Eigenständige jugendliche Lebensstile und Identitätsentwürfe wurden dabei nicht einfach abgelehnt, sondern fungierten vielmehr als Motor von Modifikations- und Erweiterungsprozessen im Zusammenleben einer sich wandelnden Gesellschaft. Dies gilt es vor allem auch bei der Untersuchung von »Banal Militarism« zu beachten: Die Suche nach einem neuen Männerideal folgte nicht so sehr einer Strategie, verstanden als monosubjektiv-teleologischer Handlungsblock, es ging vielmehr um einen Kommunikationsprozess, einen Kampf um Bedeutungen, um Sinn und Wert kultureller Traditionen, Praktiken und Erfahrungen (vgl. Winter 1997: 47 f.). Eine zentrale Bedeutung in diesem Prozess der Aushandlung und Durchsetzung von Bedeutungen kommt den Medien zu, wie Stuart Hall bereits mit seinem »encoding/decoding«-Modell gezeigt hat (vgl. Hall 1999).

Die Debatten um die Remilitarisierung der bundesdeutschen Gesellschaft nahmen einen breiten Raum in den Medien ein.[6] Die *Rheinpfalz* fragte bereits 1953, ob man angesichts der bundesrepublikanischen Realitäten den «soldatischen Einsatzwillen der Jugend als selbstverständlich voraussetzen« könnte (»Der deutsche Soldat von morgen«, in: *Die Rheinpfalz* 12.11.1953). Eine dieser Realitäten war die Ablehnung, die die Mehrheit der Westdeutschen Wiederbewaffnung und Wehrpflicht bis

6 Vgl. die Presseausschnittsammlung zu den Themengebieten »Wehrdebatten«, »Bürger in Uniform« und »Wehrdienstverweigerung« im Bundespresseamt.

1956 entgegenbrachte.[7] Trotzdem stimmten seit den frühen 1950er Jahren alle demokratischen Parteien der BRD darin überein, dass die neue Republik ein neues Männerideal erforderte, repräsentiert durch einen neuen »zivilen« Soldatentypus (vgl. Harder/Wiggershausen 1985; Poiger 2000: 73; Abenheim 1989: 31). Vom Bundespräsidenten bis zu den Reformern einer neu zu gründenden Bundeswehr herrschte Einigkeit darüber, dass die soldatischen Tugenden – oft »echte« oder »überzeitliche« Traditionen genannt – weiter gelten und als zentrales Element einfließen sollten, gleichzeitig sollte zwischen den »Traditionen, die die deutsche Armee schlagkräftig, und jenen, die sie gefährlich gemacht haben« (Harder/Wiggershausen 1985: 69) unterschieden werden.

Im wesentlichen handelte es sich bei den Tugenden um so genannte »klassische« soldatische Normen, wie sie im Gesamtkatalog positiver Eigenschaften des Personalgutachterausschusses niedergelegt wurden: sittlicher Ernst und Charakterstärke, Treue und Sinn für Gerechtigkeit, Liebe zu Heimat und Volk, Mut, Verantwortungsfreude und Entschlossenheit, Fürsorge, Hilfsbereitschaft für Schwache, Ritterlichkeit, Uneigennützigkeit (vgl. Deutscher Bundestag 1956).[8] Abwehrbegriffe, die für die »Perversion wahren Soldatentums« während des Nationalsozialismus standen, waren »Masse«, »Weiblichkeit« (marschierende Mädchen im BDM) und hyper-aggressive Männlichkeit (vgl. Jäger (CSU), in: Verhandlungen des deutschen Bundestages. 28.06.1955: 5230).

Spätestens mit Beginn des Koreakrieges 1950 änderte sich auch die Meinung der Alliierten zur Remilitarisierung Deutschlands. Die Konfrontation zwischen Ost und West überrollte die bisherigen Leitmotive alliierter Deutschlandpolitik. Wie Frevert so treffend feststellt, verlief die Transformation der BRD vom Besiegten zum Verbündeten im Schlagschatten internationaler Sicherheitspolitik (2001: 331). Nach Verhandlungen mit den Alliierten begann die Regierung Adenauer bereits im Herbst 1950 gedanklich die Schaffung von Streitkräften vorzubereiten.

Unter der Leitung von Gerhard Graf v. Schwerin traf sich eine Gruppe ehemaliger Wehrmachtsoffiziere im Kloster Himmerod, um den Planungsprozess zu beschleunigen (vgl. Abenheim 1989: 36-42). Abschließendes Ergebnis des Treffens war die Himmeroder Denkschrift (später »Magna Charta der Bundeswehr« genannt), in der erstmals das neue Soldatenbild des »Staatsbürgers in Uniform« formuliert wurde. Obwohl die

7 Die Gründe für diesen Widerstand reichten von Pazifismus bis zu Nationalismus, ein signifikantes Element war jedoch die Ablehnung des jungen Staates als nicht verteidigungswert. Erst als sich die BRD als lebensfähig bewiesen hatte und ihren Bürgern Sicherheit und Wohlstand bot, wuchs die Zustimmung zur Bundeswehr, wobei sich auch nach 1956 immer noch 20 bis 25 Prozent bei Meinungsumfragen dagegen aussprachen (vgl. Geyer 2001).

8 Diese Tugenden werden bereits im 19. Jahrhundert als zentral für die militärische Ausbildung genannt, bei der die Armee nicht nur als »Schule der Nation«, sondern auch als »Schule der Männlichkeit« angesehen wurde (vgl. Frevert 1997; dies. 2001).

Gruppe sich bewusst war, dass die nach dem zweiten Weltkrieg grundlegend anderen Verhältnisse in Europa es nötig machten, »ohne Anlehnung an die Formen der alten Wehrmacht heute *grundlegend Neues* zu schaffen« (Abenheim 1989: 39), sollte ein Kompromiss zwischen Reform und militärischer Tradition gefunden werden. Deutlich wird dieses vorsichtige Lavieren zwischen dem Erbe der durchmilitarisierten Gesellschaften des Kaiserreiches und NS-Deutschlands und der Remilitarisierung einer entmilitarisierten BRD auch an der Pathosdebatte in Bundestag und Sicherheitsausschuss: Obwohl dem militärischen Pomp des »Dritten Reiches« eine eindeutige Absage erteilt wurde, beharrte man andererseits sogar in der SPD darauf, man könne einen Staat nicht nur auf Prinzipien aufbauen, man müsse auch aus Vorbildern schöpfen (Carlo Schmid zitiert nach Harder/Wiggershausen 1985: 31; vgl. Abenheim 1989: 79-88).

Als Vorbilder für den künftigen »Staatsbürger in Uniform« gerieten die heimkommenden Kriegsgefangenen in die Debatte (vgl. Biess 2001; Moeller 2001).[9] Der öffentliche Umgang mit den Kriegsheimkehrern stellte eine Möglichkeit dar, die eigene totalitäre Vergangenheit zu bewältigen, indem die ehemaligen Täter als Opfer des totalitären Sowjetregimes dargestellt wurden. Für den Wiederaufbau der BRD waren die physisch und psychisch deformierten Heimkehrer als männliche Vorbilder jedoch kontraproduktiv. Aus Opfern wurden zunehmend Überlebende des Totalitarismus. Vor allem in den Debatten nach den letzten zwei Heimkehrer-Wellen 1953 und 1955 wurden die Tugenden (Kameradschaft, Treue, Heimatliebe und persönliche Integrität), die den Kriegsgefangenen das Überleben überhaupt erst möglich gemacht hatten, nicht nur gegen die östliche »Massengesellschaft mit ihrer Massenarmee«, sondern auch gegen westliche (amerikanische) Massenkultur in Stellung gebracht (Biess 2001: 68).[10]

Obwohl sich das Männlichkeitsideal der Nachkriegszeit deutlich von dem früherer durchmilitarisierter Gesellschaften unterschied – eine Identität, die vor allem auf der Funktion des Mannes als Soldat und Kämpfer beruhte, nicht wie in der Wiederaufbau-Gesellschaft der BRD, wo Männer in erster Linie als Familienväter und Ernährer gebraucht wurden, die mit ihrer Familie gleichzeitig auch die Heimat verteidigen sollten –, wurde mit dem »Staatsbürger in Uniform« ein Habitus als Norm festgeschrieben, der bestimmte militärische Tugenden als zentral für den Wiederaufbau der BRD ansah.

9 Zwischen 1945 und 1955 kehrten mehr als eine Million Kriegsgefangene in die BRD zurück.

10 Besonders anschaulich ist die Gegenüberstellung von deutschen Kriegsheimkehrern und amerikanisierten Jugendlichen in der BRD auf einem Filmplakat. Die Rock'n'Roll tanzenden Jugendlichen überragt als moralisches Gegengewicht der ernste Kriegsheimkehrer. Plakat zu dem Dokumentarfilm »Die Glocke von Friedland«, abgedruckt bei Biess (2001: 74).

Eingeübt werden sollte der Habitus in der Bundeswehr. Als die ersten jungen Männer 1955 eingezogen wurden, bestimmte wie schon im 19. Jahrhundert der Topos von der Armee als »Schule der Nation« die Debatte.[11] Besonders deutlich wird dies in der Meinungsumfrage »Wozu dient eine Bundeswehr?«, die der *Spiegel* 1956 bei Allensbach in Auftrag gegeben hatte. »Das Ergebnis«, so der *Spiegel*,

»war überraschend: Die *politischen* Fragen zum Thema Wiederbewaffnung lösen in allen Kreisen der Bevölkerung Kontroversen aus. Bei der internen, sozusagen häuslichen Frage jedoch, ob das Militär eine gute Erziehungsanstalt sei, stellt sich schöne Einhelligkeit ein« (»Wozu dient eine Bundeswehr?«, in: *Der Spiegel*, 18.7.1956).[12]

Schließlich, so folgerte das Nachrichtenmagazin, werde genau diese Einstellung dazu führen, dass die Mehrheit der Deutschen bald ihre »Ohne mich«-Haltung aufgäbe, und zwar:

»Um so schneller, je deutlicher sie in dem Gefühl bestärkt wird, dass die Armee eigentlich nichts mit Krieg und Verteidigung zu tun habe, sondern in erster Linie dazu diene, Nachhilfestunden in den Disziplinen zu erteilen, die bei der Erziehung im Elternhaus zu kurz kamen« (ebenda).

In der »Schule der Nation« sollten junge Männer erzogen werden, die mit »überzeitlichen« soldatischen Tugenden den Schrecken der Moderne (Massengesellschaft, Verweiblichung und anormale Männlichkeit) widerstehen konnten. Wie es dem »Zeitgeist« (vgl. Schildt 1995: 302-437) der öffentlichen Meinung entsprach, versuchte die bundesrepublikanische Gesellschaft auch bei der Suche nach dem «neuen Mann« einen

---

11 Vgl. »Inneres Gefüge allein reißt die Jugend nicht mit«, in: *Wiesbadener Kurier*, 16.11.1954; »Die Schulen der Nation«, in: *Der Spiegel*, 18.7.1956; »Leserbriefe«, in: *Der Spiegel*, 1.8.1956; »Der Dienst mit der Waffe«, in: *Hamburger Sonntagsblatt*, 23.10.1955; »Bundeswehreform − reformbedürftig?«, in: *Der Tagesspiegel*, 23.10.1956; »In jeder Kaserne wird anders gepfiffen«, in: *Der Tagesspiegel*, 25.4.1957; »Erziehung in der Bundeswehr?«, in: *Kölnische Rundschau*, 27.2.1959. Sehr deutlich klingt der Erziehungsanspruch der Bundeswehr auch in der Debatte um Wehrdienstverweigerung an; vgl. »Erfahrungen zweier Unentwegter«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 5.9.1953; »Pazifisten im Wartesaal«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 28.5.1954; »Eltern und Kasernen«, in: *Hamburger Echo*, 12.11.1954; »Die aufgehende Saat«, in: *Münchner Merkur*, 18.8.1956; »Die Saat geht auf«, in: *Kasseler Post*, 20.8.1956; »Gewissen von der Stange?«, in: *Westfälische Nachrichten*, 29.9.1956; »Spruchband-Gewissen?«, in: *Rheinischer Merkur*, 30.11.1956; »Macht es wie Adenauer«, in: *Der Spiegel*, 16.1.1957.

12 Auf die Frage »Woran sollte man bei der Bundeswehr vor allem denken?« antworteten 43 Prozent der Befragten mit »Erziehung«, wohingegen sich nur 14 Prozent für Verteidigung aussprachen. Der Aussage »Wenn jemand sagt, die heutige Jugend braucht das Militär – da wird ihr Ordnung und Anstand beigebracht« stimmten insgesamt 60 Prozent aller Befragten zu, bei den Frauen über 49 Jahren lag die Zustimmung sogar bei 70 Prozent.

vierten Weg zu finden – jenseits von nationalsozialistischem Militarismus, östlichem Totalitarismus und amerikanischer Massenkultur.

»Elvis, the Pelvis«: Die Bedrohung sexueller und »rassischer« Normen

Als Elvis Presley in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre in Westdeutschland populär wurde, war die protonormalistische Strategie zentral für die ablehnende Haltung, die ihm in der Presse entgegen gebracht wurde. So berichtete der *Spiegel* im September 1956 über Presley-Konzerte in den USA: »Wie in Trance taumeln die Halbwüchsigen in die Gänge der Riesenhalle und tanzen allein für sich wie besessene Medizinmänner eines Urwaldstammes.« Der Artikel bezog sich explizit auf amerikanische Presseberichte, in denen Rock'n'Roll-Shows als »Riten irgendeines obskuren Stammes von Wilden« bezeichnet wurden (»Der Über-Rhythmus«, in: *Der Spiegel*, 26.09.1956). Dabei wurden nicht nur rassische Hierarchien aus den USA übernommen, sondern implizit auch Stereotype aus einem eugenischen Diskurs fortgeschrieben, der bereits während der Weimarer Republik und dem »Dritten Reich« die Debatten über amerikanische Massenkultur prägte.[13] Obwohl sich die Bundesrepublik Deutschland in bewusster Abgrenzung zur NS-Vergangenheit als antirassistisch verstand, der Begriff »Rasse« sogar zum gesellschaftlichen Tabu erklärt wurde, bestimmten somit weiterhin Kategorien der »Rasse« die Suche nach westdeutscher Identität.[14]

13 Vor allem die Auslegung des beobachteten Verhaltens Jugendlicher als »Degeneration« und »Primitivismus« rekurrierte auf einen Diskurs der Eugenik (vgl. Weingart/Kroll/Bayertz 1988; Dikötter 1998; Kühl 1997), der sich seit dem Kaiserreich in den Debatten über Amerikanisierung niederschlug. Aus dem Bewusstsein der gefährdeten kulturellen Hegemonie geriet die moderne (Massen)Kultur zum neuralgischen Punkt der Kritik (vgl. Maase 1997; Bollenbeck 1999). Gerade der Nationalsozialismus bekämpfte die kulturelle Moderne mit einer radikalrassistischen Redeweise, in der die beiden Feindbilder, Juden und Schwarze, ein gemeinsames Bedrohungsszenario bildeten, in dem strenge Separation und Segregation der »Rassenfeinde« zum Dogma nationalsozialistischer Rassenpolitik wurden (vgl. Hondius 2004: 383-391). In den Plakaten und Konzeptionen zu den Ausstellungen »Entartete Kunst« (1937) und »Entartete Musik« (1938) wird dies besonders deutlich: In der Münchner Ausstellung «Entartete Kunst« lautete eine Wandaufschrift: »Jüdische Wüstensehnsucht macht sich Luft – der Neger wird in Deutschland zum Rassenideal einer entarteten Kunst« (Schuster 1987: 134 f.). Für die Düsseldorfer Ausstellung »Entartete Musik« warb eine gleichnamige Broschüre, auf deren Titelbild ein Saxophon spielender Jazzmusiker nicht nur mit den typischen Stereotypen des »schwarzen« Images (dunkle Haut, dicke Lippen, Ohrring), sondern auch mit einem Davidstern am Revers ausgestattet war (Martin/Alonzo 2004: 311).

14 Der Begriff »Rasse« wurde nicht nur in der Bundesrepublik zur ideologischen Last, die folgenreich hinter dem Grundsatz der Rassengleichheit verborgen wurde (vgl. Füredi 1998; Borstelmann 2001). Wie stark unterhalb dieser Oberfläche gerade in der Bundesrepublik weiterhin altes rassenideologisches Ge-

Die Kritik an amerikanischer Massenkultur mit Begriffen wie »Dschungel« und »wild« erneuerte gerade die alte Verbindung von »Rasse« und Kultur. Indem das vorherrschende Thema des öffentlichen Diskurses jedoch nicht mehr die biologische Vererbung sondern die Unaufhebbarkeit kultureller Differenz zwischen amerikanischer Populärkultur und deutscher Hochkultur war, also auf den ersten Blick nicht mehr die Überlegenheit bestimmter Gruppen und Völker postuliert, sondern die Unvereinbarkeit von Lebensweisen und Traditionen behauptet wurde, konnte die junge BRD sich trotzdem als antirassistisch definieren und gleichzeitig mit Hilfe eines »Rassismus ohne Rassen« (Balibar 1990: 28) ihre Identität in einer »natürlichen« Abwehrreaktion gegenüber dem kulturell Anderen stabilisieren.

Die Stereotypisierung als tierisch war dabei eine entscheidende Strategie, um amerikanische Massenkultur auszugrenzen.

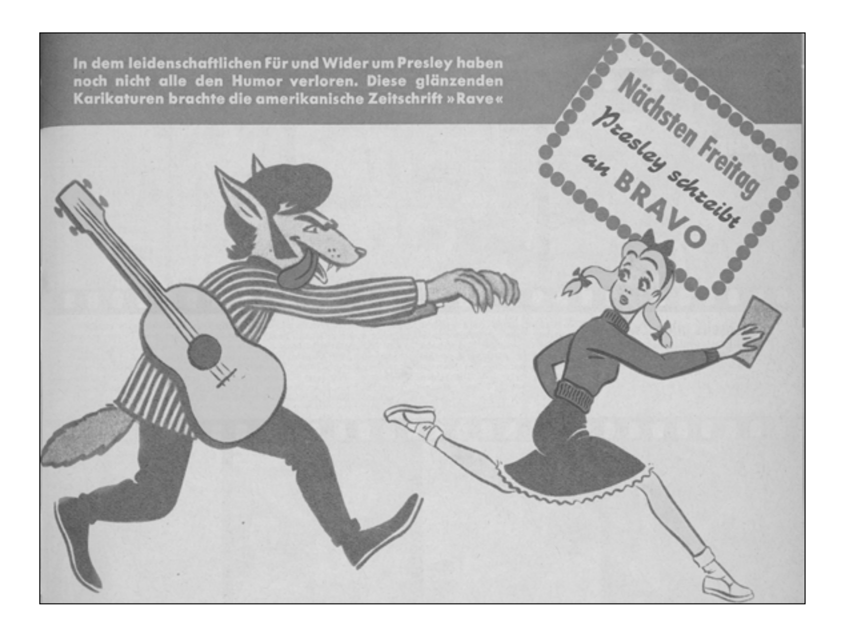


Abbildung 1: Obwohl Bravo diese Karikatur aus einer amerikanischen Zeitschrift als nicht ganz ernst gemeinten Beitrag zu Elvis Presley brachte, ist die Intention klar: Der böse Wolf mit der Gitarre jagt das junge Mädchen. Abgedruckt in „Die Elvis Presley Story“, Bravo*, 3.3.1957, S. 33.*

dankengut weiterlebte, belegt der Umgang mit so genannten »Mischlingskindern«, Kindern deutscher Frauen und schwarzer Besatzungssoldaten, die als »Problem« für den Wiederaufbau Deutschlands angesehen wurden. (Vgl. Höhn 2001; zur Kontinuität des Schreckbildes »Neger« nach 1945 vgl. Martin 2004; zur Kontinuität des »Negers« als Sinnbild für die Primitivität des amerikanischen Materialismus und Kapitalismus vgl. Kurth 1998: 72).

So betitelte die Berliner *Nacht-Depesche* ihre mehrteilige Serie über Elvis Presley mit »Der Gorilla mit der Gitarre« (»Der Gorilla mit der Gitarre. Elvis Presley, Idol von Millionen Backfischen und bestürzendes Symptom unserer Zeit«, in: *Nacht-Depesche*, 7.01.1957-12.01.1957). *Bravo* zeigte Elvis Presley in einer Karikatur als bösen Wolf, der Jagd auf brave (weiße) Mädchen macht.

Denn es waren vor allem weibliche Fans, die in den Blickwinkel der Öffentlichkeit rückten, als Elvis Presley in der BRD populär wurde. Durch ihr auffälliges Verhalten bei Tanzveranstaltungen, Konzerten und auf den Straßen forderten die Mädchen öffentlich traditionelle Normen der Geschlechterbeziehungen heraus, die in der BRD im Zentrum der Wiederaufbaubemühungen standen (vgl. Moeller 1997; Delille/Grohn 1985b; Douglas 1994). Die professionellen Beobachter in der Presse zeigten sich besonders besorgt darüber, dass unkontrollierte weibliche Sexualität junge Männer negativ beeinflussen könnte, sie zugleich schwach und hyper-aggressiv machen würde:

»Dies ist nämlich auch eine Seite unseres fatalen Jugendproblems: die halbstarken Jungens wären vielleicht ganz anders, wenn nicht die halbschwachen Mädchen gerade an solchen Typen Gefallen fänden« (»Pulverdampf und heiße Lieder« in: *Der Kurier*, 13./14.04.1957).

Mädchen wurden somit zum Einfallstor der »Krankheit« Rock'n'Roll. Kommentatoren fühlten sich bei Konzerten von Elvis Presley an »den Ausbruch einer mittelalterlichen Tanzepidemie« (»Mein Leben ist der Rhythmus«, in: *Der Kurier*, 1.11.1958) erinnert, erkannten bei den weiblichen Fans »Hingabe bis zum Wahnsinn im Gesicht« (»Der größte Reklamerummel in den USA seit Jahren. Idol der Mädchen. Sie küssen sein Auto – Millionenfacher Schrei: Liebe mich zärtlich!«, in: *Telegraf*, 9.02.1957). Der *Telegraf* wusste, wer all die »Mädels in wilde Ekstase« versetzte:

»Die Funk- und Musikkritiker liegen sich seit Monaten in den Haaren über ›The Pelvis‹. Seine Technik, sich zu bewegen und – sich selbst auf der Gitarre begleitend – zu singen, wird von den einen als ›hoch erotisch‹, ›obszön‹, ›vulgär‹ oder ›einfach ekelerregend‹ verächtlich abgetan. Jack Gould, der hochangesehene Funkkritiker der *New York Times* schrieb über Presley, man könnte ihn ›auch‹ einen Künstler nennen, aber mehr noch einen Fall für den Soziologen und Psychopathen. Und in Los Angeles erklärte ein Polizeibeamter, nachdem er ihn in Television gesehen hatte: ›Wenn er das hier bei uns auf der Straße machte, würden wir ihn verhaften‹« (»Das Phänomen Elvis Presley. Erfolgskarriere eines amerikanischen Bauernjungen/Zum Thema: Die heutige Jugend« in: *Telegraf*, 11.10.1958).

Amerika war wieder einmal »Utopie und Dystopie in einem« (Maase 1996b: 297): Das Phänomen und damit die Bedrohung »Evis Presley«

war US-amerikanischen Ursprungs und wurde explizit als nicht deutsch markiert.[15]

Bedrohlich wurde Rock'n'Roll vor allem dadurch, dass er Konzepte einer rassischen Zuordnung sprengte, indem »weiße« Musiker »schwarze« Musik populär machten. Die Vermischungsphobie kulminierte im Image Presleys, dessen Performance weder in rassischer noch in sexueller Hinsicht klare Einordnungen erlaubte.

»Es ist merkwürdig, dass noch niemand darauf hingewiesen hat, wie innig der brünstig seine Gitarre klimpernde und im Höhepunkt seines Liedes mit einem unzweideutigen Körperstoß aus der Hüfte in Stellung gehende Presley mit dem Süden, aus dem er stammt, verbunden ist«,

schrieb der *Tagesspiegel*, der das »intensive Schluchz-Geheul« Presleys als »primitive Version« jenes »afrikanischen Urwaldgefühls« ansah, das die »einst nach dem amerikanischen Kontinent verschleppten Sklaven« mitgebracht hatten. Und schließlich noch deutlicher: Es würde nicht verwundern, wenn »irgendwo in der Familie Presley eine Verbrüderung zwischen Schwarz und Weiß stattgefunden hätte« (»Troubadoure im Sakko«, in: *Der Tagesspiegel*, 7.02.1957).

Der Spiegel verstärkte die Verbindung von Südstaaten-Mentalität und offener Sexualität. Auf seinem Titelbild zeigte er Elvis' dicke Lippen (dem typischen Stereotyp zur Markierung »schwarzer« Körper), die sich zu einem verführerischen »O« spitzten. Die Bildunterschrift lautete »Von Dixieland nach Kinseyland« und erinnerte so die Leser an die besorgniserregenden Befunde in Alfred Kinseys Untersuchung zur Sexualität in Amerika. Als diskursives Ereignis hatte der Kinsey-Report vor allem in den USA eine besondere Bedeutung. Denn obgleich Kinseys Auffassung von sexueller Normalität noch ganz biologistisch erscheint, verhalfen seine statistischen Befunde dem flexiblen Normalismus in den Vereinigten Staaten zum Durchbruch (vgl. Link 1998: 94-100, 260). Der inhärente Appell an die Subjekte zur Leistungssteigerung (Orgasmusfähigkeit), die Definition von »anormal« als »selten« (statistisch-flexible Definition), die Macht der Zahl (zehn Prozent Anteil Homosexueller an der Gesamtbevölkerung ragten soweit in den Durchschnitt, dass sich Normalisierungseffekte ergaben) markierten im Kinsey-Report den Beginn flexibel-normalistischer Strategien, die stärker an wachsenden Durchschnitten und an einer Ausdehnung des Normalitätsfeldes als an engen Toleranzzonen interessiert waren.

15 Vgl. »Harry kontra Elvis. New York empfindet anders als Berlin – Überall Sehnsucht nach Liebe«, in: *Telegraf,* 26.05.1957, »Nun ja, man lacht!« in: *B.Z.*, 15.04.1957. »Ade, du Himbeer-Bubi. Nur Spott und Hohn für den Rock'n'Roll-König Elvis Presley.« in: *Berliner Morgenpost*, 13.04.1957.

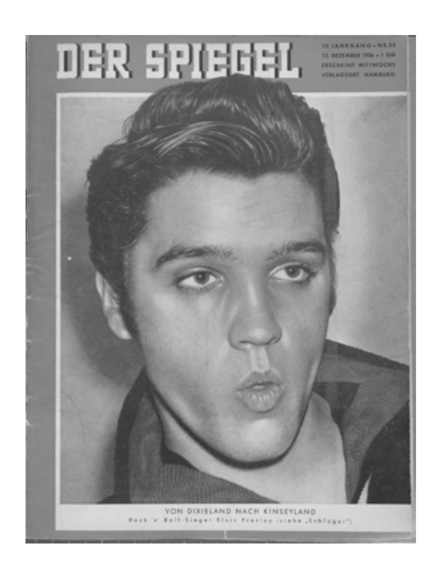


Abbildung 2: Von „Dixieland nach Kinseyland“: Der Spiegel verbindet Elvis Presleys Herkunft aus dem „schwarzen“ Süden mit seinem „sextraordinären“ Auftreten. Titelbild, Der Spiegel*, 12.12.1956.*

Obwohl im *Spiegel* der Kinsey-Report als Abschreckungsbegriff firmierte, zeigten sich bereits zu dieser Zeit Brüche im hegemonialen Protonormalismus, die nicht zuletzt durch verstärkte Denormalisierungsängste[16] ausgedrückt wurden: »Die Seelenärzte glauben, dass Presley […] Symbol für einen Aufstand der Jugend gegen die gesellschaftliche Ordnung schlechthin [ist]« (»Elvis, the Pelvis«, in: *Der Spiegel*, 12.12.1956). Wie marktgängig das »Symbol für Rebellion« eingesetzt wurde, war den deutschen Kommentatoren wohl bewusst. Gerade die sexuelle Ambiguität Elvis Presleys wurde nicht nur benutzt, um Presleys Männlichkeit in Frage zu stellen,[17] sondern auch, um seine Musik besser verkaufen zu können. RCA/Victor, Presleys amerikanisches Plattenlabel, entschied sich bewusst dafür, mit Elvis’ sexuell zweideutiger Ausstrahlung in Deutschland zu werben: »Er singt, wie Marilyn Monroe geht« hieß der Slogan, der vielfach von der Presse übernommen wurde (vgl. »Elvis, the Pelvis«, in: *Der Spiegel*, 12.12.1956; »Er wackelt mit den Hüften wie eine Marilyn Monroe in Männerhosen«, in: »Der Gorilla mit der Gitarre. Elvis Presley, Idol von Millionen Backfischen und bestürzendes Symptom unserer Zeit«, in: *Nacht-Depesche*, 7.01.1957).

---

16 Die sich aus dem engen Toleranzbereich ergebenden Denormalisierungsängste können mit Link als Indiz für eine Phase des Übergangs vom Proto- zum flexiblen Normalismus gedeutet werden (Link 1998: 155 f.).

17 Elvis’ Hüftschwung setzte der *Spiegel* mit der »Gestik einer talentierten Entkleidungstänzerin« gleich (»Elvis, the Pelvis«, in: *Der Spiegel*, 12.12.1956).

Indem westdeutsche Jugendliche »Elvis, the Pelvis« öffentlich zu ihrem Ideal machten, trugen sie dazu bei, Normen westdeutscher Identität neu zu definieren. Durch ihre Praktiken forderten sie eine Normalisierung ihrer Vorstellungen und Handlungen heraus.

»Wenn die Erwachsenen in ein Konzert von Schubert oder Mozart gehen, wollen sie auch nicht, dass wir über sie den Kopf schütteln, wenn sie begeistert sind. Also warum macht man das bei uns? Bloß weil wir für moderne Musik und für Elvis sind?«,

schrieb der Elvis-Presley-Club aus Wilmersdorf an den *Tagesspiegel* (»Gold aus heißer Kehle«, in: *Der Tagesspiegel*, 19.01.1958). Die faktische Normalität des Konsums von Massenkultur[18] war eine Herausforderung, für die in der bundesrepublikanischen Gesellschaft eine neue Antwort gefunden wurde: der flexible Normalismus.

»ELVIS IN UNIFORM«: WIE ELVIS WEISS UND MÄNNLICH WURDE

Unter dem Druck der sozialen Realitäten begann sich in Westdeutschland der Diskurs über amerikanische Massenkultur ab Mitte der 1950er Jahre zu wandeln. Das rapide Wirtschaftswachstum und die Steigerung des Konsums machte eine Neubewertung des Staatsbürgers als Konsumenten notwendig. Der biologische Diskurs über jugendliche Rebellen und ihren Konsum von Massenkultur konnte keine Normalisierung leisten. Nicht nur die Unterhaltungsindustrie, sondern auch Soziologen und Politiker blickten deshalb nach Amerika, um neue Strategien im Umgang mit Massenkultur zu entwickeln. David Riesmans Die einsame Masse (»The Lonely Crowd«) wurde zu einem bedeutenden Referenzpunkt für westdeutsche Wissenschaftler, unter ihnen vor allem für den »Soziologen in der Bundesrepublik«[19], Helmut Schelsky. In einer ausführlichen Einführung zur deutschen Ausgabe von »Die einsame Masse« legte er Riesmans Werk den deutschen Lesern keineswegs als »Buch über und für Amerikaner«, sondern als »aufschlussreiche sozialwissenschaftliche Deutung unserer modernen industrialisierten Welt überhaupt« ans Herz (Riesman/Denney/Glazer 1958: 7).[20] Die USA waren zum Modellfall

18 Gerade *Bravo* trug dazu bei, indem das Magazin wöchentlich von jugendlichen Konsumenten berichtete und sie als internationale Norm produzierte: »Teenager in der ganzen Welt, auch wenn sie durch weite Ozeane getrennt sind« haben »viel Freude an den gleichen Dingen« (»Die Elvis Presley Story«, in: *Bravo*, 10.03.1957).

19 So der Titel einer Denkschrift, die Schelskys Verdienste um die BRD würdigte (Baier 1986).

20 Die erste Übersetzung mit Schelskys Einführung erschien 1956 bei Luchterhand, also in dem Jahr, in dem die »Halbstarken«-Krawalle begannen.

geworden, an dem die Westdeutschen künftige Entwicklungen ablesen konnten.

In seinem Buch charakterisiert Riesman die amerikanische Nachkriegsgesellschaft durch Wohlstands- und Konsumerhöhung, Vergroßstädterung, Verwissenschaftlichung der Lebensführung und außengeleitete Menschen. Im Gegensatz zu den innen-gerichteten Persönlichkeitstypen früherer bürgerlicher Gesellschaften, die Werthaltungen und Normen verinnerlicht hatten, wird für die außen-geleitete Gesellschaft die Anerkennung der anderen, das Sich-Richten nach der öffentlichen Meinung, nach Kollegen und Altersgenossen zum entscheidenden Maßstab, mit dem die Einzelnen ihre Handlungen bemessen und bewerten. Schelsky betonte, dass auch den Deutschen die Erfahrung nicht fremd war,

> »dass sich durch Veränderungen der sozialen Umwelt und der öffentlichen Meinung die Standards dessen, was als ›gut‹ und ›anständig‹ nicht nur galt, sondern von dem einzelnen empfunden wurde, ebenfalls wandelten« (Riesman/Denney/Glazer 1958: 12).

Vor allem der wirtschaftlich notwendigen »Konsumpflicht« und dem dadurch gewandelten Freizeitverhalten schrieb der Soziologe in Anlehnung an Riesman entscheidenden Einfluss auf die Gesellschaft zu. Dabei versuchte er »vorurteilsfrei« die Entwicklung zu bewerten mit dem Ergebnis, dass er in den »Strukturen der ›außen-geleiteten Gesellschaft‹ eine Epoche neuer sozialer Stabilisierung« angelegt sah.[21]

In Folge der Studien Curt Bondys, Viggo Graf Blüchers und eben Helmut Schelskys erschien jugendliche Rebellion als normales Lebensstadium, das als individueller Ausdruckswille und nicht als politische Herausforderung zu deuten sei. Indem gerade konservative Soziologen wie Schelsky jugendlichen Konsum von Massenkultur zu einer Frage des persönlichen Stils erklärten, trugen sie dazu bei, »halbstarke« Rebellion von einem politischen zu einem privaten Problem zu transformieren. Unterschiedliches Verhalten wurde nicht mehr im Sinne der «Degeneration« in einem eugenisch determinierten Diskurs erklärt, sondern psychologisch als »natürliche Phase« des Erwachsenenwerdens (vgl. Bondy et al. 1957; Blücher 1956). Schelskys Schlagwort von der »skeptischen Generation« sollte zum Leitbegriff für die Neubewertung der Jugend werden:[22] Die Prozesse der »Entpolitisierung und Entideologisierung« waren

21 Schelsky betont, dass vor allem der »sehr moderne Pessimismus der intellektualistischen Kulturkritik« eben diese Neubewertung bisher verhindert habe (Riesman/Denney/Glazer: 1958: 16).

22 Schelskys »Skeptische Generation« wurde von zahlreichen Zeitgenossen als ein «Kompendium der empirischen Soziologie« rezipiert, bot doch sein Buch eine ungeheure Syntheseleistung, die bisherige Sozialstudien, Meinungsumfragen und pädagogische Abhandlungen integrierte. Bereits früh wurde die »starke meinungs-, wenn nicht sogar rollenbildende Wirkung« der »Skeptischen Generation« erkannt (Kersting 2002: 477 f.).

kennzeichnend für den Skeptizismus einer Generation, die in ihrer »Anpassung an die Strukturen der Modernität […] in vieler Hinsicht den Erwachsenen sogar überlegen« schien (Schelsky 1958: 84, 93).[23] Indem sich Jugendliche hauptsächlich über Konsum definierten, den »Sinn des Lebens« in die Freizeit verlagerten (Blücher 1956: 118), entwickelten sie eine Immunität gegenüber Politik, die sie von der politisierten HJ-Generation abhob und positiv bewertet wurde. Wie Uta Poiger gezeigt hat, bedeutete diese Umdeutung jedoch weniger eine Entpolitisierung von Jugendkonsum und Massenkultur als eine Repolitisierung unter den Vorzeichen des Kalten Krieges (vgl. Poiger 2000).

Mit der Trennung von Politik und Kultur in scheinbar separate Sphären endete die westdeutsche Suche nach dem vierten Weg in die Normalität jenseits von NS-Vergangenheit, Kommunismus und amerikanischer Massenkultur. Mit Schelskys Aussage, »Die ›skeptische Generation‹ [sei] nur die deutsche Ausgabe der Generation, die überall die industrielle Gesellschaft konsolidiert«, sie unterscheide sich nur durch ihre Gründlichkeit von anderen westlichen Nationen (Schelsky 1958: 493), kam die Bundesrepublik im Zentrum des Konsensliberalismus an. Mit der politischen Proklamation der »Freiheit des Konsums« (vgl. Erhard 1957; Sozialdemokratische Partei Deutschlands 1959) integrierte sich die BRD in den Westen als kulturellen Block, der den Gegensatz zwischen Demokratie und Kommunismus zum Fundamentalkonflikt erhob. Massenkultur wurde schließlich sogar zur prominenten Waffe im Kalten Krieg.[24]

Durch ein vielfältiges Beziehungsgeflecht von Konsumpraktiken und Normalisierungsstrategien wurden die gefährlichen Aspekte von jugendlichem Rock'n'Roll-Konsum kontrolliert, Massenkultur wurde damit gesellschaftsfähig. Normalisierung darf in diesem Zusammenhang auf keinen Fall als Ausklammerung kultureller Friktionsfaktoren beschrieben werden, vielmehr öffnete sich das Normalitätsfeld: Normalisierung wurde zur flexiblen Strategie. Als Folge davon verschwanden rassische Stereotype und Bilder vollständig aus der Diskussion, sexuelle Unterschiede wurden dagegen wieder in den Pop-Diskurs eingeschrieben. Gerade hier konnte »Banal Militarism« als Normalisierungsstrategie einsetzen: Deutsche Identität definierte sich nicht mehr durch Stigma-Grenzen, über die explizite Abgrenzung zur »schwarzen« Bedrohung aus Amerika, sondern stärkte den Konnex zwischen zivilem «Weißsein« und normaler »Männlichkeit«, versinnbildlicht im »Staatsbürger in Uniform«.

23 Allerdings kann man das »unpolitische« Jugendbild Schelskys auch stark als eine »Identitätsarbeit« in eigener Sache bzw. für seine Generation (Jg. 1912) lesen: als Bewältigung der NS-Vergangenheit, indem man sich mit dem posttotalitären »Projekt Bundesrepublik« identifiziert (vgl. Kersting 2002; Schäfer 2000).

24 Vgl. den Bericht über eine Demonstration gegen die »vorgeschriebene sowjetzonale Tanzmusik« mit der Parole »Wir wollen keinen Lipsi und keinen Alo Koll, sondern Elvis Presley mit seinem Rock'n'Roll« in: »Leipziger Jugendliche riefen ›Pfui‹. Demonstrationen gegen ›Lipsi‹ und Ulbricht – Appelle der Polizei«, in: *Die Welt*, 3.11.1959. Siehe auch Poiger 1997: 275-290.

Forciert wurde die Ausweitung des Normalitätsfeldes in dem hier untersuchten Fall durch das Medienereignis »Elvis in Deutschland«, dessen physische Präsenz in Uniform den Diskurs prägte. Elvis' Imagewechsel nach seiner Einberufung 1958 wurde von seinem Manager Colonel Tom Parker genauestens vorbereitet und begleitet:[25] Presseberichte, Fotostrecken und Interviews zeichnen ein Bild von Presley als gewissenhaftem jungen Mann, der seinem Land dient. *Bravo* rekurrierte auf die amerikanischen Vorgaben und feierte den neuen »Elvis in Uniform« mit einer Artikelserie und verschiedenen Einzelberichten.[26] Indem das Jugendmagazin Presleys altes Popstar-Image mit seinem »realen« Leben als Soldat kontrastierte, transformierte es Elvis vom idealen Rebellen zum idealen »Bürger in Uniform«:



Abbildung 3: Das erste Uniformfoto zeigt den neuen, männlichen Elvis. Sein Vater mustert stolz die Scharfschützen-Abzeichen. Abgedruckt in „Zeig deine Orden, Elvis!“, Bravo*, 29.6.1958, S.3*

»Mit Presley erwarteten wir einen eingebildeten, launenhaften Schnösel, dem wir schon bald zeigen würden, dass er hier nicht mehr gilt, als er als Kumpel wert ist«,

›zitierte‹ *Bravo* einen Soldaten aus Elvis' Kompanie.

25 Es kann nicht sicher festgestellt werden, ob Elvis tatsächlich eingezogen wurde oder sich nicht auf Empfehlung des Colonels sogar freiwillig meldete (vgl. Dickerson 2001: 99).

26 Trotzdem lassen sich die Reaktionen auf »Elvis in Uniform« nicht linear auf die Vermarktungsstrategien Parkers zurückführen. Vielmehr entwickelte das Produkt Elvis eine Eigendynamik, an der sowohl jugendliche Konsumenten als auch die Berichterstattung in Deutschland tatkräftig mitwirkten.

»Es sprach sich aber bald herum, dass Elvis sich mit seinen Fäusten nicht schlecht zu verteidigen verstand. […] – er sieht ein bisschen weich aus, ist aber stark wie ein Ochse« (»Auf Elvis wird scharf geschossen«, in: *Bravo*, 20.07.1958).

Andere westdeutsche Kommentatoren verfolgten wohlwollend den Imagewandel (vgl. »I like Elvis«, in: *Der Abend*, 10.10.1958; »Unsere Meinung. Elvis«, in: *Welt am Sonntag*, 5.10.1958; Bloemeke 1996: 93).

Kreischende und weinende Mädchen waren zwar immer noch ein populäres Bild, um Elvis' Wirkung auf seine weiblichen Fans zu beschreiben, doch jetzt war Elvis nicht mehr die »sextraordinäre Persönlichkeit« (»Elvis, the Pelvis«, in: *Der Spiegel*, 12.12.1956), die seine Fans manipulierte.

»Die Presley-Flirts, länger verflossene und näher liegende, kamen nach Memphis, um Elvis wieder zu sehen. Aber sie hatten kein Glück. Elvis ist beim Barras hart geworden« (»Zeig Deine Orden, Elvis!«, in: *Bravo*, 29.6.1958),

schrieb *Bravo* über den kurzen Heimaturlaub des Soldaten. Selbst in den Augen der gestrengen »Steffi« (*Bravos* Vorläuferin des bekannten Sex- und Beziehungsberaters »Dr. Sommer«) galt Elvis nun als »netter, anständiger Junge«: »Also (in aller Ehrlichkeit) – ich bin kein Elvis-Fan. (Ich habe deshalb schon viele böse Briefe von *Bravo*-Lesern bekommen.)« Aber »ich finde auch, dass er sich, seit er Soldat in Deutschland ist, großartig benimmt. Er trägt seine Berühmtheit wirklich mit Würde.« (»Heute spricht Steffi über: Pfui Teufel, Kitty«, in: *Bravo*, 19.4.1959). »Elvis in Uniform« war das entscheidende Argumentationsmuster, um den »maßlosen« Rock'n'Roller klassifizierbar zu machen. Mit Hilfe dieser Strategie wurde »Elvis, the Pelvis« mit dem Ideal des »Staatsbürgers in Uniform« verbunden, sexuelle und rassische Offenheit durch normale deutsche Männlichkeit gezähmt.

Damit war Elvis plötzlich ein wertvolles, männliches Mitglied der Gesellschaft geworden: Er spendete Blut für das deutsche Rote Kreuz, pflegte ein Mahnmal für deutsche Gefallene aus zwei Weltkriegen, putzte seine Schuhe selbst, hatte sogar Spaß am harten Ausbildungsdienst (vgl. »Elvis Presley spendet Blut«, in: *Bravo*, 15.2.1959; Burk 1995: 79f; »Elvis putzt Schuhe«, in: *Bravo*, 21.12.1958; »Auf Elvis wird scharf geschossen«, in: *Bravo*, 20.7.1958). Alle Berichte stellten die Normalität von Presleys Dienst heraus: Elvis war scheinbar ein »King« ohne Privilegien.

Doch natürlich war Elvis alles andere als Durchschnitt. Seine Überlegenheit, wie sie *Bravo* während seines Aufenthalts in Deutschland darstellte, hatte allerdings nicht mit seinem Status als Popstar zu tun, vielmehr zeichneten ihn seine moralische Integrität und sein außergewöhnliches Sozialverhalten vor den anderen Soldaten aus. Das Begriffsensemble »guter Kamerad« spielt fast in jeder *Bravo*-Geschichte über Pres-

ley eine zentrale Rolle: So profitierten nicht nur seine »Buddies« (»Auf Elvis wird scharf geschossen«, in: *Bravo*, 20.07.1958) von Elvis Fürsorge, gerade für seine »schwachen« Fans nahm sich der »Star zum Anfassen« Zeit ohne Rücksicht auf eigene Belange. Einmal erschien er gerade noch pünktlich zur täglichen Autogrammstunde vor seiner Villa in Bad Nauheim, weil er zwei Stunden Kartoffelschälen als Strafdienst aufgebrummt bekommen hatte. Der Grund: Er hatte zwei taubstumme Fans, die morgens vor seiner Haustür warteten, in ihre Schule nach Friedberg gefahren. Dort nahm er sich für alle taubstummen Schüler so viel Zeit, dass er zu spät zum Dienst kam (vgl. »Mein Tag wird kommen«, in: *Bravo*, 17.01.1960). Elvis war damit zum Vorbild für die zeitlosen Traditionen deutschen Soldatentums geworden, er verkörperte das Ideal des hilfsbereiten und verantwortungsvollen »Staatsbürgers in Uniform«.

Obwohl *Bravo* Elvis geradezu sanftmütig im Umgang mit Hilfsbedürftigen und Fans (statt kreischenden Halbwüchsigen wurden jetzt gerne auch Bilder von Omas und Kindern gezeigt) darstellte, ließ das Elvis-Bild es an anderer Stelle nicht an den soldatischen und typisch männlich markierten Tugenden »Mut« und »Entschlossenheit« fehlen. Symptomatisch hierfür ist der Einsatz Presleys, um öffentlich gegen den anormalen Konsum von Rock'n'Roll vorzugehen.

Nachdem es bei einem Bill-Haley-Konzert in Berlin zu Ausschreitungen gekommen war (vgl. »Die Halbstarken-Raserei im Sportpalast«, in: *Der Tagesspiegel*, 28.10.1958; »Der Sportpalast – ein Hexenkessel«, in: *Spandauer Volksblatt*, 28.10.1958), wurde der »King of Rock« von *Bravo* in einem offenen Brief zitiert, in den ein Bild von Elvis in Uniform eingebettet war: »Ich kann nicht glauben, dass an diesen Saalschlachten echte Rock'n'Roll-Fans beteiligt waren.« »Lasst Euch von diesen Jungen nicht mitreißen. Stellt die kalt, die aus der Reihe tanzen« (»Schluss mit Rock'n'Roll-Kommandos«, in: *Bravo*, 23.11.1958). Neben Elvis appellierte auch Peter Kraus, der »deutsche Elvis Presley«, an die Jugend, dessen heterosexuelle Beziehung zu Conny Froboess gerade zu dieser Zeit in Film und *Bravo* ausgiebig zelebriert wurde (»Wenn die Conny mit dem Peter« (BRD 1958); vgl. die *Bravo*-Serien »Mit 17: Wenn Teenager träumen« und »Geliebte Göre«).

Während Elvis' Männlichkeit auf diese Weise festgeschrieben wurde, verschwanden die zuvor so breit gefächerten Anspielungen auf seine rassische Zugehörigkeit vollständig aus dem Diskurs. Westdeutsche Kritiken zu »King Creole«, Elvis' letztem Film vor seinem Militärdienst, gingen sogar so weit, dass nicht einmal mehr erwähnt wurde, dass der Film zum größten Teil in einem »schwarzen« Nachtklub spielte. Stattdessen schrieb die *Welt*: »Wenn man von den sattsam bekannten Mätzchen absieht, die jedoch allmählich weniger werden, muss man dem Teenager-Idol bescheinigen, dass er eine Menge gelernt hat und vieles geschickt serviert« (»Mein Leben ist der Rhythmus«, in: *Die Welt*, 1.11.1958).



Was meinen Peter Kraus und Elvis Presley?

„Rock 'n' Roll ist Spaß, nicht Krawall!"

„Stuhlbeine sind kein Schlagzeug!"

„Stellt die Krachmacher kalt!"

„Radau hat nichts mit Mumm zu tun!"

BRAVO bei Elvis und Peter

Liebe Rock 'n' Roll-Fans!

Ich habe schon vor Zehntausenden von Rock 'n' Roll-Freunden gesungen. Und jedes Auftreten hat mich glücklich gemacht, weil ich spürte, daß Euch meine Songs Freude bereiteten, daß Ihr den Rock 'n' Roll so gern mögt, wie ich das tu. Ich weiß auch, daß wir Jungen bei diesen Rhythmen nicht stocksteif wie Ölgötzen sitzen bleiben können. Aber von Rhythmus im Blut bis zu ekelhaften Balgereien, zertrümmerten Stühlen und Polizei-Alarm ist ein weiter Weg. Ein Weg, den alle Rock 'n' Roll-Fans lieber links liegenlassen sollten.

Da ich Bill Haley sehr verehre, war ich bei seinem Auftreten im Berliner Sportpalast. Ich habe diesen „denkwürdigen" Abend von Anfang bis zum Schluß erlebt. Die Show Bill Haleys war ausgezeichnet. Aber was einige sogenannte Fans dann aufführten, das war beschämend. Ich weiß, daß der Großteil der Zuhörer mit diesen Krachmachern nichts zu tun haben wollte. Aber der Krach ist immer lauter.

Ich habe mit Bill Haley nach der Vorstellung gesprochen. Er gestand mir, daß er so etwas in Amerika noch nie erlebt hatte. Aber auch er weiß zwischen den echten Fans und den Raufbolden zu unterscheiden.

Weil wir Jungen eine andere Musik lieben als die ältere Generation, werden wir von manchen Leuten scheel betrachtet. Das ist nicht schlimm. Schlimm ist aber, wenn einige wenige uns alle in ein falsches Licht rücken. Und das soll und darf nicht sein. Rock 'n' Roll ist Freude, aber nicht Krawall und Zerstörung. Vergeßt das nie!

Euer Peter Kraus

Liebe deutsche Freunde!

Ich habe noch nicht viele junge Deutsche kennengelernt. Und ich bin auch hier in Deutschland noch bei keiner Rock 'n' Roll-Veranstaltung gewesen. Trotzdem will ich ein Wort zu dem Krach sagen, der am Bill-Haley-Abend inszeniert wurde. Ich kann nicht glauben, daß an diesen Saalschlachten echte Rock 'n' Roll-Fans beteiligt waren. Ich habe drüben in den Staaten vor meiner Militärdienstzeit so viele Briefe von deutschen Fans bekommen, daß ich auch über Euch einigermaßen Bescheid weiß. Ihr habt den Rock 'n' Roll genauso gern wie die Fans in USA. Wenn ich drüben sang, ist es nie zu einer Saalschlacht gekommen. Klar, daß die Mädel und Jungen mitgehen, manchmal pfeifen oder trampeln. Das tut niemand weh. Aber Stühle und Klaviere zu zertrümmern ist niemand eingefallen. Und das fällt auch hier keinen richtigen Rock 'n' Roll-Fans ein. Die Urheber solch eines Krachs sind Jungen, die überall Krach machen müssen. Laßt Euch von diesen Jungen nicht mitreißen. Stellt die kalt, die aus der Reihe tanzen. Wenn das mit dem Krach so weiterginge, würde bald kein Veranstalter mehr eine Show buchen. Den Schaden hätte nur der Rock 'n' Roll. Und ihr wäret um eine Freude ärmer. Ich wünsche Euch, daß sich solche Radauszenen nicht wiederholen.

Euer Elvis Presley

Abbildung 4: Nach dem Bill Haley-Krawall in Berlin leisten Presley und Peter Kraus, genannt der „deutsche Elvis", Schadensbegrenzung. Elvis in Uniform fordert: „Stellt die Krachmacher kalt!" Abgedruckt in „Schluß mit Rock'n'Roll-Kommandos", Bravo*, 23.11.1958, S. 4.*

Elvis Presley wurde eine respektable Karriere vom »schwarzen« Sänger zum »weißen« Schauspieler in Aussicht gestellt. »Wenn ich den Uniformrock ausziehe, werde ich einen Film machen, in dem ich überhaupt nicht singe!«, zitierte *Bravo* Elvis (»Dramatischer Elvis«, in: Bravo, 6.7.1958). Aus dem »verspielten Jungen« war »ein ganzer Mann«, »eine ernste Persönlichkeit« geworden (»Elvis Presleys Geburtstagshoroskop«, in: *Bravo*, 21.1.1960).

Indem Elvis' Erfolgsgeschichte vom einfachen Lastwagenfahrer aus den Südstaaten zum weltweit beliebten Superstar betont wurde, konnte sich Presley nicht nur in die bundesdeutsche Wirtschaftswunder-Mentalität einfügen, es wurde auch eine andere Erfolgsgeschichte geschrieben: Elvis' Weg von der Anormalität in die vorbildliche Normalität. Wesentlich dazu beigetragen hat »Banal Militarism« als Normalisierungsstrate-

gie. Elvis Presley erfuhr erst durch die mediale Aufbereitung seines Militärdienstes in Deutschland einen entscheidenden Imagewandel. Durch die Verbindung mit dem militärischen Habitus, wie er im Ideal des »Staatsbürgers in Uniform« festgeschrieben wurde, wurde der wilde »King of Rock« gezähmt.[27] Gleichzeitig propagierte *Bravo* gerade nicht ein kriegerisches Image von »Elvis in Uniform«, es zeigte den Publikumsliebling nicht in martialischen, hyper-männlichen Posen oder in Waffen.[28] Der militärische Habitus verschwand vollständig im Attribut »Männlichkeit«, hinter dem explizit ein zivilisatorischer Impetus stand, wie sich bereits anhand der Debatten um den »Staatsbürger in Uniform« zeigen ließ.

Das Militärische wurde damit nicht nur banalisiert, sondern auch in der remilitarisierten BRD wieder normalisiert, wenn auch unter deutlich anderen Vorzeichen als vor 1945: Das soldatische Image öffnete sich der Popkultur. Statt »Staat im Staate« war nun der »Bürger in Uniform« gefragt, selbst wenn er (nur) Musik machte. Auch nachdem Elvis seinen Militärdienst abgeleistet hatte und wieder in sein Leben als Popstar zurückgekehrt war, blieb diese Form des banalen Militarismus, versteckt in der Zuschreibung »weiß und männlich«, ein »normaler« Bestandteil von Presleys Image: so »natürlich«, dass er von niemandem mehr hinterfragt wurde und somit in der Normalität verschwinden konnte.

LITERATURVERZEICHNIS

Abenheim, Donald (1989): Bundeswehr und Tradition. Die Suche nach dem gültigen Erbe des deutschen Soldaten, München: Oldenbourg.

Baier, Horst (Hg.) (1986): Helmut Schelsky – ein Soziologe in der Bundesrepublik. Eine Gedächtnisschrift von Freunden, Kollegen, Schülern. Stuttgart: Enke.

Balibar, Etienne (1990): »Gibt es einen ›Neo-Rassismus‹?«. In: ders./Immanuel Wallerstein (Hg.), Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, Hamburg & Berlin: Argument.

Biess, Frank (2001): »Survivors of Totalitarianism. Returning POWs and the Reconstruction of Masculine Citizenship in West Germany, 1945-1955«. In: Hanna Schissler (Hg.), The Miracle Years. A Cultural History of West Germany. 1949-1968, Princeton & Oxford: Princeton University Press, S. 57-82.

Bloemeke, Rüdiger (1996): Roll over Beethoven. Wie der Rock nach Deutschland kam, St. Andrä-Wördern: Hannibal.

Blücher, Viggo Graf (1956): Freizeit in der industriellen Gesellschaft. Dargestellt an der jüngeren Generation, Stuttgart: Ferdinand Enke.

27 Selbst nachdem Elvis Deutschland verlassen hatte, wollte *Bravo* noch nicht ganz auf »Elvis in Uniform« verzichten. Unter dem Motto »Der Rock'n'Roll hat ausgerockt« zeigte das Magazin GI Elvis mit Gitarre. Das Bild war mit einem Zitat unterschrieben: »›Und vielleicht stelle ich bald für immer auf neue Lieder um. Auf Lieder mit schöner Melodie‹« (»Weiche Welle wogt weiter«, in: *Bravo*, 26.6.1960).

28 *Bravo* brachte nur ein Bild von Elvis auf einem Panzer, dessen Unterschrift lautete: Elvis »ist ein bescheidener, natürlicher Junge, dem Geld und Ruhm nicht geschadet haben« (»Die Elvis-Kompanie«, in: *Bravo*, 13.7.1958).

Bollenbeck, Georg (1999): Tradition, Avantgarde, Reaktion. Deutsche Kontroversen um die kulturelle Moderne 1880-1945, Frankfurt/M: S. Fischer.

Bondy, Curt et al. (1957): Jugendliche stören die Ordnung. Bericht und Stellungnahme zu den Halbstarkenkrawallen, München: Juventa.

Borstelmann, Thomas (2001): The Cold War and the Color Line. American Race Relations in the Global Arena, Cambridge/Mass. & London: Harvard University Press.

Burk, Heinrich (1995): Elvis in der Wetterau: Der »King« in Deutschland 1958 bis 1960, Frankfurt/Main: Eichborn.

Delille, Angela/Grohn, Andrea (Hg.) (1985a): Perlonzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten, Berlin: Elefanten Press.

Delille, Angela/Grohn, Andrea (Hg.) (1985b): Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Familienpolitik in den 50er Jahren, Berlin: Elefanten Press.

Deutscher Bundestag (1956): Drucksachen, 3. Wahlperiode, Drucksache 109, Anlage 3: Richtlinien für die Prüfung der persönlichen Eignung der Soldaten vom Oberstleutnant – einschließlich – an abwärts, 13.10.1955.

Deutscher Werkbund/Württembergischer Kunstverein Stuttgart (Hg.) (1986): Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert, Darmstadt: Luchterhand.

Dickerson, James L. (2001): Colonel Tom Parker. The Curious Life of Elvis Presley's Eccentric Manager, New York: Cooper Square Press.

Dikötter, Frank (1998): »Race Culture: Recent Perspectives on the History of Eugenics«. American Historical Review 103 (April), S. 467-478.

Doering-Manteuffel, Anselm (1999): Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Douglas, Susan J. (1994): Where the Girls are. Growing up Female with the Mass Media, New York: Times Books.

Erhard, Ludwig (1957): Wohlstand für alle, Düsseldorf: Econ.

Fluck, Winfried (1997): Das kulturelle Imaginäre. Eine Funktionsgeschichte des amerikanischen Romans 1790-1900, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Fluck, Winfried (1998): »Amerikanisierung der Kultur. Zur Geschichte der amerikanischen Populärkultur«. In: Harald Wenzel (Hg.), Die Amerikanisierung des Medienalltags, Frankfurt/Main & New York: Campus, S. 13-52.

Frevert, Ute (1997): »Das Militär als ›Schule der Männlichkeit‹. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert«. In: dies. (Hg.), Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 145-173.

Frevert, Ute (2001): Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München: Beck.

Füredi, Frank (1998): The Silent War. Imperialism and the Changing Perspective of Race, London & New Brunswick: Rutgers University Press.

Geyer, Michael (2001): »Cold War Angst: The Case of West-German Opposition to Rearmament and Nuclear Weapons«. In: Hanna Schissler (Hg.), The Miracle Years. A Cultural History of West Germany. 1949-1968, Princeton & Oxford: Princeton University Press, S. 376-408.

Grotum, Thomas (1994): Die Halbstarken. Zur Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre, Frankfurt/Main & New York: Campus.

Grundsatzprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Godesberger Programm), Bonn: 1959.

Hall, Stuart (1999): »Kodieren/Dekodieren«. In: Roger Bromley/Udo Göttlich/Carsten Winter (Hg.), Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung, Lüneburg: zu Klampen, S. 92-110.

Harder, Hans-Joachim/Wiggershausen, Norbert (1985): Tradition und Reform in den Aufbaujahren der Bundeswehr Herford, Bonn: Mittler.

Höhn, Maria (2001): »Heimat in Turmoil: African-American GIs in 1950s West Germany«. In: Hanna Schissler (Hg.), The Miracle Years. A Cultural History of West Germany. 1949-1968, Princeton & Oxford: Princeton University Press, S. 145-163.

Hondius, Dienke (2004): »Ein Vergleich der Feindbilder ›Schwarzer‹ und ›Juden‹ in Nazi-Deutschland«. In: Peter Martin/Christine Alonzo (Hg.), Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus, Hamburg & München: Dölling und Galitz, S. 383-391.

Kaiser, Günther (1959): Randalierende Jugend. Eine soziologische und kriminologische Studie über die sogenannten »Halbstarken«, Heidelberg: Quelle und Meyer.

Kersting, Franz-Werner (2002): »Helmut Schelskys ›Skeptische Generation‹ von 1957. Zur Publikations- und Wirkungsgeschichte eines Standardwerks«. Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 50/3, S. 465-495.

Kraus, Peter (1990): Wop-baba-lu-ba. Mein verrocktes Leben, Wien: Neff.

Krüger, Heinz-Hermann Krüger (Hg.) (1985): »Die Elvis-Tolle hatte ich mir unauffällig wachsen lassen«. Lebensgeschichte und jugendliche Alltagskultur in den fünfziger Jahren, Opladen: Leske + Budrich.

Kühl, Stefan (1997): Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main & New York: Campus.

Kurth, Bianca (1998): Spiegelung des Ich im Anderen. Juden und Schwarze im Werk von Wolfgang Koeppen, Heidelberg: Manutius.

Landesarchiv Berlin (LAB): »Die Berliner Jugendgerichtshilfe im Jahre 1955«. Rundbrief 6/7 (Juni/Juli 1956), B Rep. 013, Acc.1022, Nr. 7.

Latham, Rob (2002): Consuming Youth: Vampires, Cyborgs, and the Culture of Consumption, Chicago & London: University of Chicago Press.

Link, Jürgen (1998): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Maase, Kaspar (1992): BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur in der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Hamburg: Junius.

Maase, Kaspar (1996a): »Entblößte Brust und schwingende Hüfte. Momentaufnahmen von der Jugend der fünfziger Jahre«. In: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt & New York: Campus, S. 193-217.

Maase, Kaspar (1996b): »Amerikanisierung von unten. Demonstrative Vulgarität und kulturelle Hegemonie in der Bundesrepublik der 50er Jahre«. In: Alf Lüdtke/Inge Marßolek/Adelheid von Saldern (Hg.), Amerikanisierung: Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart: Steiner, S. 291-313.

Maase, Kaspar (1997): Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970, Frankfurt/Main: Fischer.

Maase, Kaspar (1999): »Lässig« kontra »zackig« − Nachkriegsjugend und Männlichkeiten in geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In: Christina Benninghaus/ Kerstin Kohtz (Hg.), »Sag mir, wo die Mädchen sind ...«. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln, Weimar & Wien: Böhlau, S. 79-101.

Martin, Peter (2004): »…als wäre nichts geschehen«. In: ders./Christine Alonzo (Hg.), Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus, Hamburg & München: Dölling und Galitz, S. 700-710.

Martin, Peter/Alonzo, Christine (2004): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus, Hamburg, München: Dölling und Galitz.

Moeller, Robert G. (1997): Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Moeller, Robert G. (2001): War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany, Berkeley, Los Angeles & London: Universities of California Press.

Muchow, Hans Heinrich (1956): »Zur Psychologie und Pädagogik der ›Halbstarken‹«. Unsere Jugend 8 (Oktober), S. 442-449.

Poiger, Uta (1997): »Rock'n'Roll, Kalter Krieg und deutsche Identität«. In: Konrad Jarausch/Hannes Siegrist (Hg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970, Frankfurt/Main: Campus, S. 275-290.

Poiger, Uta (2000): Jazz, Rock and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany, Berkeley, Los Angeles & London: University of California Press.
Riesman, David/Denney, Reuel/Glazer, Nathan (1958): Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters, Hamburg: Rowohlt.
Schäfer, Gerhard (2000): »Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft. Strategien der Soziologie in den 50er Jahren«. In: Georg Bollenbeck/Gerhard Kaiser (Hg.), Die janusköpfigen 50er Jahre. Kulturelle Moderne und bildungsbürgerliche Semantik III, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 115-142.
Schelsky, Helmut (1958): Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Köln: Eugen Diederichs.
Schildt, Axel (1995): Moderne Zeiten: Freizeit, Massenmedien und »Zeitgeist« in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg: Christians.
Schuster, Peter-Klaus (Hg.) (1987): Die »Kunststadt« München 1937. Nationalsozialismus und «Entartete Kunst«, München: Prestel.
Verhandlungen des deutschen Bundestages. Stenographische Berichte, Bonn: 1950 ff.
Weingart, Peter/Kroll, Jürgen/Bayertz, Kurt (1988): Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Wenzel, Harald (Hg.) (1998): Die Amerikanisierung des Medienalltags, Frankfurt/Main & New York: Campus.
Winter, Rainer (1997): »Cultural Studies als kritische Medienanalyse – Vom ›encoding-decoding‹-Modell zur Diskursanalyse«. In: Andreas Hepp/Rainer Winter (Hg.), Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 47-64.
Zinnecker, Jürgen (1987): Jugendkultur 1940-1985, Opladen: Leske + Budrich.

»ALSO, ES HAT WAS STARKES, WAS MÄCHTIGES, MÄNNER HALT...« – DIMENSIONEN EINES MILITÄRISCHEN GENDERMANAGEMENTS IN MEDIEN UND ALLTAG

TANJA THOMAS

Die Streitkräfte sind eine vergeschlechtlichte Institution; ihre Struktur, die in ihr aktualisierten Praktiken, Werte, Riten und Rituale spiegeln tradierte und weithin akzeptierte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit wider (vgl. Barrett 1999: 88). Anknüpfend an ausgewählte Forschungsarbeiten zu Militär und Geschlecht wird im ersten Teil dieses Beitrags dafür plädiert, das Untersuchungsinteresse nicht allein auf die Institution Militär als »Agentur zur Herstellung des hierarchisch bestimmten Geschlechter-Dualismus« (Albrecht-Heide 1991: 115), sondern auf Beziehungen zwischen Militär, Medien und Genderordnungen in augenscheinlich nicht militärisch geprägten Bereichen der gesellschaftlichen Bedeutungsproduktion zu richten.

Unter Berücksichtigung einiger empirischer Studien wird in einem zweiten Schritt Militär als Ort militärischen Gendermanagements vorgestellt; dabei wird die Aufmerksamkeit zunächst auf die Konstruktion von Geschlechterstereotypen in eigens von der militärischen Institution hervorgebrachten medialen Diskursen gerichtet. Um jedoch der Einbettung von militärischen in zivilen Genderordnungen nachzugehen, wende ich mich Deutungsangeboten zu, in denen sich erstens ›Militär‹ oder das ›Militärische‹ als kulturelles System zeigt, das bestimmte (vergeschlechtlichte) Denkstile, Horizonte und Deutungsmuster repräsentiert (vgl. Frevert 1997: 10), die zweitens in Deutschland in Medien- und Alltagskulturen wie selbstverständlich präsentiert und angeeignet werden können. Ausgehend von einer Auffassung von Männlichkeiten und Weiblichkeiten als in einer maßgeblich medial vermittelten symbolischen Ordnung hergestellte kulturelle Konstrukte, wird der Blick in einem dritten Schritt auf mediale Unterhaltungsangebote gelenkt, da diese an der Zirkulation und Konstruktion gültiger ›Wahrheiten‹ und Wirklichkeitskonstruktionen

sowie an der Abstützung von Diskursen maßgeblich beteiligt sind; sie spielen eine zentrale Rolle bei der Stabilisierung dominanter Diskurse und der Aufrechterhaltung hegemonialer Strukturen, weil sie gesellschaftliches Wissen popularisieren (vgl. Dorer 2002: 54).

So beschäftigt sich dieser Abschnitt des Textes mit der Repräsentation junger Soldatinnen in Fernsehserien wie *Die Rettungsflieger* sowie der mehrfach ausgestrahlten Fernsehdokumentation *Feldtagebuch – Allein unter Männern*. Darüber hinaus werden im vierten Abschnitt Formen der weiblichen Truppenbetreuung untersucht, die nicht nur in den Einsatzgebieten der USA, sondern auch an den Stationierungen der Bundeswehr wieder Realität werden: So betrachtet eine junge Radiomoderatorin aus Leipzig, die als Truppenbetreuerin im Kosovo in Prozesse des ›Militainment‹ eingebunden wurde und nach ihrem ›Einsatz‹ die Soldatengrüße über den Sender schickt, dies als ihren ›Dienst am Hörer‹. In der überregionalen Tagespresse findet sich entsprechend Lob für die Arbeit junger Frauen zur Stärkung der Moral der Truppen. Medienangebote als symbolische Formen und kulturelle Praxen werden somit als Wirklichkeiten schaffende Produktionen deutlich, die – in der Tradition der Cultural Studies – als eingebunden in einen andauernden Kampf um gesellschaftliche Bedeutungen betrachtet werden sollen – sie konstituieren ein Dreieck zusammen mit Macht und Kultur (vgl. Klaus 2001: 15).

Streitkräfte wissen um das Identifikationspotenzial prominenter Sängerinnen; Jeanette Biedermann ist damit während populärkulturell inszenierter ›Schooldays‹ zur Rekrutierung des soldatischen Nachwuchses ein gern gesehener Gast. Neben den so genannten Schooldays werden etwa Talentwettbewerbe der Bundeswehr Big Band, ›BW Musix Contests‹, ›Adventure Games‹ oder ›BW Beachen ’05 – Die große Beachvolleyball-Tour der Bundeswehr‹ zusätzlich genutzt, um auch junge Frauen an die Institution Militär heranzuführen.

Um zu untersuchen, welche Machtkonstellationen und welche Techniken geschlechtlich bestimmte Körper hervorbringen – und umgekehrt, wie diese als Machtwirkungen selbst in gesellschaftliche Prozesse wieder hineinwirken (vgl. Wetterer 1992; 1995 zit. nach Seifert 1999: 60 f.), sind wir herausgefordert, gerade auch den in Medien und Alltag der Bevölkerung gegenwärtigen und somit wirkungsmächtigen Formen und Darstellungsweisen des Militärs bzw. kulturellen Praktiken des Militärischen in seinen (weitgehend) unspektakulären Ausprägungen und Erscheinungen nachzugehen. Zu fragen ist nach den hiermit verbundenen AkteurInnen/Akteursgruppen und den Interaktionen militärischer Einrichtungen mit anderen gesellschaftlichen/kulturellen AkteurInnen und Milieus sowie schließlich nach der Prägekraft solcher Phänomene und Prozesse in primär nicht militärisch geprägten Kontexten.

Es wäre verkürzt, ›Militainment‹ lediglich in der Funktion zur Verbesserung des Ansehens der Streitkräfte und der Rekrutierung des militärischen Nachwuchses zu beschreiben; es gilt, diese Phänomene und die

in ihnen eingewobenen Genderkonstruktionen mitsamt ihren gesellschaftlichen Funktionen auf Veränderungen der politischen Kultur eines Landes zu beziehen. Zivilgesellschaftliche Zustimmung und Akzeptanz hinsichtlich Existenz und Auftrag des Militärs sowie bezüglich der Normalisierung militärischer Gewaltanwendung als staatlich organisiertem und politisch legitimiertem Umgang mit Konflikten etablieren sich m.E. maßgeblich über Formen alltäglich erlebbarer medialer Kommunikation. Da einerseits schon die immer noch vorherrschende duale Konzeption von Information und Unterhaltung als geschlechtlich codiert gelten kann (vgl. Klaus/Röser 1996) und mediale Diskurse als »Technologien des Geschlechts« (Dorer 2002: 63) immer in ihrer Verknüpfung mit Geschlechterdiskursen und sozialen Praktiken betrachtet werden müssen, die in einer Gesellschaft fortwährend konstituiert werden und sich beeinflussen, ist die Frage nach den Prozessen des Gendering in medialen und im Alltag erlebbaren Repräsentationen und Aufführungen des popularisierten Militärischen eine zentrale Aufgabe. Mit diesem Beitrag seien Impulse, Analyse- und weiterführende Forschungsperspektiven skizziert, die der weiteren Bearbeitung harren.

Militär und Geschlecht: Grundlagen und Forschungsschwerpunkte

Obschon zu Recht immer wieder zum einen auf die in Deutschland aus historischen Gründen ausgeprägte Abneigung hingewiesen wird, sich mit den gesellschaftlichen und politischen Funktionen des Militärs zu beschäftigen (vgl. exemplarisch Bahrdt 1987: 9 ff.; Klein/Kozielski 1998: 27 ff.; Eifler/Seifert 1999: 8; Seifert/Eifler/Heinrich-Böll-Stiftung 2003: 7) sowie die Militärwissenschaft im doppelten Sinne als ›Männerwissenschaft‹ bezeichnet wird – Frauen waren von der sozialen Praxis im Militär nahezu ausgeschlossen und die Militärwissenschaft vorrangig durch Männer besetzt (vgl. Apelt 2005: 13) – erlauben inzwischen auch einige im deutschsprachigen Kontext entstandene sozialwissenschaftlich angelegte Monographien (Seifert 1996; Frevert 1997; Eifler 1999; Klein 2001 etc.), interdisziplinär angelegte Sammelbände (Eifler/Seifert 1999; Seifert/Eifler/Heinrich-Böll-Stiftung 2003), Themenhefte etwa der Europäischen Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft (L'Homme), annotierte Bibliographien (Adler 2000) sowie zusammenfassende Überblicksartikel (exemplarisch: Seifert 2001, Apelt 2005) den Einstieg in das Forschungsfeld ›Militär und Geschlecht‹.

Hinsichtlich des aktuellen Forschungsstandes können zentrale Diskussionsstränge (vgl. Apelt 2005) herausgearbeitet werden; sie werden im Folgenden knapp skizziert und erläutert, insofern sie im Rahmen des vorliegenden Beitrags bedeutsam sind.

Aus historischer Sicht wurde bisher insbesondere die Frage nach der Beteiligung von Frauen am Krieg bearbeitet; interessant für den vorliegenden Zusammenhang der gesellschaftlichen Einbettung militärischer Geschlechterarrangements sind die Hinweise darauf, dass Frauen in der Vergangenheit in weit größerem Maße in militärischen Organisationen eingebunden waren, als dies gemeinhin angenommen wird. Die weibliche Beteiligung am Krieg wurde erst nach der militärischen Revolution des 16. und 17. Jahrhunderts zum Skandalon – und nicht etwa aus Empörung über die Grauen des Krieges, sondern aus Empörung über die Waffen tragende Frau, die sich eine gesellschaftliche Position anmaßt, die ihr im Rahmen der Ausdifferenzierung der Geschlechterverhältnisse nicht zugestanden werden sollte (vgl. Seifert 1999: 44; weiterführend Opitz 1992; Frevert 1997). Auch Nira Yuval-Davis (1997: 154) weist darauf hin, dass »Militär und Kriegsführung niemals ausschließlich eine ›männliche Zone‹ waren. Frauen haben in ihnen immer spezifische Aufgaben erfüllt, die häufig von zentraler Bedeutung waren«. In beiden Weltkriegen haben Frauen dem Krieg zugearbeitet[1] – nicht nur durch kriegswirtschaftliche Erwerbsarbeit, sondern auch durch Propaganda, so Klein (2003: 3).

Mit Blick auf die bundesdeutsche Entwicklung sei in diesem knappen Überblick auf die verfassungsmäßige Trennung von Streitkräften und ziviler Wehrverwaltung hingewiesen, die es der Bundeswehr von Anfang an ermöglichte, trotz des Waffendienstverbotes Frauen zu beschäftigen; »so erfüllen sie als Zivilistinnen unterschiedlichste Funktionen, die in anderen Armeen von Soldaten wahrgenommen werden« (Mangold/Scholz 2000: 45).[2] Astrid Albrecht-Heide (1999: 6) verweist darüber hinaus auf die aktive Verstrickung in und Anteilnahme am Militär nicht nur der Soldatinnen, sondern auch der Mütter, Ehefrauen bzw. Partnerinnen von Soldaten als Produzentinnen und Reproduzentinnen soldatischer Arbeitskraft. Ohne zivile Mitarbeiterinnen, so betont Albrecht-Heide, und deren versorgende und assistierende Mitarbeit, die sie mühelos in traditionelle Frauenbilder einbinden, funktioniert das Militär nicht. Und sie macht auf einen weiteren wichtigen Punkt aufmerksam: »Frauen fungieren, zumindest ideologisch, als Verteidigungsmotiv. Sie sind als Teil der Zivilbevölkerung so lange Arbeitgeberinnen dessen, was Verteidigungs- und Militärauftrag genannt wird, bis sie endgültig widersprechen«.[3]

1 Häufig wird übersehen, dass die Wehrmacht keine exklusive Domäne der Männer war; eine halbe Million Wehrmachtshelferinnen standen den männlichen Soldaten zur Seite (vgl. Schwarz/Zipfel 1998).

2 Laut Bender (2005: 50) sind ca. 49.700 Frauen in zivilen Funktionen der Bundeswehrverwaltung (nahezu 35% der Beschäftigten) tätig.

3 Zu Frauenrechten als Kriegslegitimation in den Medien vgl. Kassel 2002; Klaus/Kassel 2003.

Der zweite Diskussionsstrang umfasst nach Apelt (2005: 16 f.) das Verhältnis zwischen Militär und Männlichkeit, die Bedeutung der Wehrpflicht für die Konstruktion von Männlichkeit, die Bedeutung von Männlichkeit für die Organisation und Kultur des Militärs und Fragen nach der Ausdifferenzierung von Männlichkeit innerhalb und außerhalb der Institution. Im vorliegenden Kontext sei knapp verwiesen auf Untersuchungen zur männlich-militärischen Identitätsbildung, für die der Ausschluss von Frauen lange konstitutiv war, stehen doch neben Disziplinierungs- und Entindividualisierungspraktiken Unterwerfungs- und Angsttechniken im Mittelpunkt, die mit der negativen Abgrenzung und Abwertung des ›Weiblichen‹ einhergehen: Der Soldat muss putzen, Ordnung halten, seine Kleidung überprüfen, sich unterordnen etc. Das Militär, so Albrecht-Heide (1999: 4), arbeitet systematisch mit der ›Verweiblichungsangst‹ – ihr muss beständig durch die Demonstration von Härte begegnet werden. Im Anschluss an Connells Konzeption hegemonialer Männlichkeit (Connell 1999) entstanden inzwischen empirische Studien, die unterschiedlichen Männlichkeiten Rechnung tragen (vgl. Barretts Untersuchung von Männlichkeitsbildern in der US-Marine, Barrett 1999: 71-91). Da in Deutschland aktuell die Integration der Soldatinnen und die potenzielle Umstellung der Wehrpflicht- zu einer Berufsarmee die Debatten prägen, werden diese Studien mit Blick auf Akzeptanz und Veränderbarkeit etablierter militärischer Männlichkeitsentwürfe diskutiert.

Die gegenseitige Verschränkung von Männlichkeit und Krieg zeigt sich zudem an der Bedeutung militarisierter Männlichkeit, die nicht allein auf Kriegsgeschehen, sondern auch auf die Definition von Politik (vgl. Enloe 2003), Sicherheit und die Theorie und Praxis Internationaler Beziehungen bezogen wird.

Auf die ›Konstruktion der friedfertigen Frau‹ als Gegenstück zum männlichen Kämpfer wird von AutorInnen im Forschungsfeld unterschiedlich Bezug genommen: Es geht um Funktion und Folgen dieser dichotomen Konstruktion, aber auch um Frauen als Täterinnen und schließlich um politische Forderungen mit Blick auf Friedenseinsätze. Die Debatten und Studien zu den Funktionen und Folgen der Öffnung und Integration von Frauen in das Militär sind mit diesem Diskussionsstrang eng verknüpft; da sie aktuell in Deutschland mit Blick auf die Veränderungen der Geschlechterarrangements in wissenschaftlichen wie medialen Diskursen eine hervorgehobene Bedeutung spielen[4], sei auf ausgewählte Beiträge knapp eingegangen: Der jüngst erschienene Sammelband »Frauen im Militär« begreift die uneingeschränkte Öffnung der Bundeswehr als »Ausdruck eines tief greifenden Orientierungswandels, in dem das Verhältnis der Geschlechter untereinander neu bestimmt und

4 Am 27. Oktober 2000 stimmte der deutsche Bundestag der Änderung des Artikels 12a des Grundgesetzes zu; damit wurde Frauen in der Bundeswehr der freiwillige Dienst an der Waffe ermöglicht.

austariert wird« (Ahrens/Apelt/Bender 2005: 7). Als Motive des Einbezugs von Frauen in das Militär führt Astrid Albrecht-Heide (1999) dabei allerdings kritisch folgende Aspekte an: Rekrutierungsschwierigkeiten, angenommene oder wirkliche Kriegs- und Krisengefahren, das Ziel einer Erhöhung militärischer Truppenmoral und Disziplin, das Bedürfnis nach Legitimationsressourcen, die Einführung neuer Kriegstechnologien, die damit zunehmende Bedeutung der Funktionsbereiche hinter der Front (Administration, Logistik, Infrastruktur) und die aus ihrer Sicht überbewerteten Beteiligungswünsche von Frauen. Reflektiert man die Funktionen des Einbezugs von Frauen in die Streitkräfte und blickt dabei auf Prozesse der Integration von Frauen beispielsweise in den USA, wo man die Armee schon 1973 für Frauen öffnete, so zeigt Nira Yuval-Davis (1997: 161 f.), dass die Öffnung der Streitkräfte strategischen (und teilweise rassistischen) Überlegungen folgte, wenn sie auf den Umstand aufmerksam macht, dass man damit einerseits eine Massenmobilisierung mit Blick auf Vietnam in der Zukunft ebenso vermeiden wollte wie eine »Überschwemmung der Streitkräfte durch Schwarze«. Frauen ließ man zudem eben gerade zu dem Zeitpunkt zur Armee zu, als die Wehrpflicht abgeschafft wurde. Die enge symbolische Verbindung von Wehrdienst mit staatsbürgerlichen Pflichten und Rechten, die historisch in unterschiedlichen Kontexten als Argument gegen die vollen staatsbürgerlichen Rechte von Frauen immer wieder ins Feld geführt wurde, wurde damit aufgebrochen. Überhaupt können Beziehungen zwischen Militär und Geschlechtergesellschaft, so argumentiert auch Seifert (1999: 46), aufschlussreich anhand diskursiver Verschiebungen der Verschränkung von Wehrpflicht, Nationalstaat und Staatsbürgerschaft analysiert werden.[5] Mit Blick auf die Entstehung des soldatischen Berufsstandes stellt sie fest:

> »In der Konstruktion des Soldatenberufes in der Konstituierungsphase des bürgerlichen Staates der Neuzeit, so eine gemeinsame Sicht ansonsten unterschiedlich verfahrender Ansätze, wird das fundamentale gesellschaftliche Ordnungskriterium ›Geschlecht‹ in beispielhafter Weise mit den Machtstrukturen des Nationalstaates und der individuellen männlichen Identität gekreuzt. Innerhalb dieser Konstruktionen werden auf der Ebene symbolischer Repräsentationen Männer systematisch auf der Seite von Militär, Krieg und Gewalt und Frauen auf der Seite des Zivilen, des Friedens und der Friedfertigkeit positioniert«.

5 Dass zur Zeit der preußischen Wehrplichtarmee das Wahlrecht so konstruiert wurde, dass es für Wehrpflichtige nicht in Betracht kam und es Längerdienenden in der späten Phase sogar explizit entzogen wurde, betrachtet Eva Kreisky (2003: 9) als eine Strategie einer entehrenden Ent-Männlichung, die vorwiegend einer Entpolitisierung und der Repression politisch unliebsamer Kräfte in der Armee diente.

Vergleichsstudien und Reflexionen mit Blick auf aktuelle militärische Geschlechterpolitiken in verschiedenen nationalen Kontexten finden sich in einem Band von Ruth Seifert und Christine Eifler (2003).

Blicken wir weniger auf Motive, denn auf den Prozess der Integration von Frauen speziell in die deutschen Streitkräfte, so legt das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr mit Veröffentlichungen u.a. von Kümmel/Werkner (2003) quantitativ wie qualitativ angelegte Studien (Statistiken, Interviews und Tagebücher) vor, die Prozesse der Integration einschätzen und bewerten wollen. Zurückhaltend weisen Kümmel und Werkner (2003: 17) darauf hin, dass eine soziale Gruppe mit einem Anteil unter 15 % prinzipiell nicht als integriert bezeichnet werden kann (vgl. dazu auch Cnossen 1999); aktuelle Untersuchungen zur Integration von Frauen müssten, so betont er weiter, wiederholt werden, da zu späterem Zeitpunkt in das Militär eintretende Frauen womöglich nicht mehr eine ebenso hohe Motivation wie die erste Kohorte mitbringen und den militärischen Raum mit hohem Vorwissen betreten; zudem widme die Organisation dem Integrationsvorgang derzeit noch hohe Aufmerksamkeit und das mediale Interesse an den Frauen in der Bundeswehr sei groß und übe somit eine Kontrollfunktion aus.

Uta Kleins (2003: 3) Statement während der internationalen Frauenfriedenskonferenz »womanoeuvres – Feministische Debatten zu Frieden und Sicherheit« vom Sommer 2003 positioniert sich dagegen etwas entschiedener:

»… es sei nur gesagt, dass von einer Integration der Frauen nicht die Rede sein kann. Das heißt, die Einbeziehung von Frauen, so wie wir sie bisher vorfinden, mag einige in ihren Geschlechterstereotypen provozieren und verwirren, aber sie setzt keineswegs die Geschlechterdichotomie und die Männlichkeit des Militärs außer Kraft«.

Die Beteiligung von Frauen am Militär – mit Stand Mai 2005 dienen insgesamt rund 11.380 Frauen in den Streitkräften der Bundeswehr (das entspricht gut 6 % aller Berufs- und Zeitsoldaten)[6] – hat, so betont Klein auch in ihren weiterführenden Studien (vgl. Klein 2003), an der fortwährenden Reproduktion etablierter Geschlechterrollen innerhalb der Bundeswehr nichts geändert – im Gegenteil, es wird sogar die Meinung vertreten, die Präsenz von Frauen optimiere die Reproduktion der sexistischen Grundstruktur des Militärs (vgl. Fansa 2001).

6 Im Heer dienen aktuell ca. 7.400 Frauen (davon rund 650 Offiziere und ca. 3780 Unteroffiziere), in der Luftwaffe ca. 2.390 Frauen (davon rund 250 Offiziere und ca. 1.290 Unteroffiziere), in der Marine ca. 1.600 Frauen (davon rund 160 Offiziere und ca. 790 Unteroffiziere). Die Frauen im Zentralen Sanitätsdienst und in der Streitkräftebasis sind in diesen Zahlen enthalten. vgl. URL: <http://www.bundeswehr.de/C1256EF4002AED30/CurrentBaseLink/N264HLFG245MMISDE>, [05.08.2005].

Anknüpfend an diese vorliegenden Studien, die eine Kontinuität des Einbezugs von Frauen in Kriegsführung und Militär, die zentrale Bedeutung von ›Weiblichkeit‹ in historischen wie gegenwärtigen Prozessen der Konstruktion (militärischer) Männlichkeit sowie ihre Einverleibung in Prozessen der Legitimation des Militärischen und Kriegerischen zeigen, ist die These berechtigt, dass eine Öffnung des Militärs für Frauen als Soldatinnen keineswegs per se in ein Aufbrechen traditioneller, patriarchaler Geschlechterverhältnisse mündet. Auch die Befunde meiner exemplarischen Überlegungen, die im Folgenden entfaltet werden sollen, weisen in die gleiche Richtung: Die Strategien wie Repräsentationen der Einbindung von Frauen als Soldatinnen, Truppenbetreuerinnen und Rekrutierungshelferinnen weisen weniger auf eine Veränderung denn auf eine Zementierung bestehender Geschlechterverhältnisse hin.

Soldatinnen: Mediale Anrufungen und Repräsentationen

Wie das »mit dem weiblichen Militäreintritt entstandene ›Gender-Ordnungsproblem‹ in den Printmedien der Bundeswehr symbolisch gelöst« wird, die durch den Informations- und Pressestab des Bundesverteidigungsministeriums sowie der Führungsstäbe der Teilstreitkräfte konzipiert werden, dem geht Sylvia Schießer (2002: 47) nach. Mit ihrer Problemdefinition knüpft Schießer dabei an Ergebnisse der im ersten Abschnitt skizzierten Studien an; sie gründen auf der Tatsache, dass die ›Sozialfigur Frau‹ zwei zentrale symbolische Ebenen berührt, die männlich codiert sind:

> »zum einen die öffentlich-kollektive Ebene durch das Repräsentieren des staatlichen Gewaltmonopols und die Idee der Nation, zum anderen die individuell-emotionale Ebene der Maskulinität, den Kernbereich der männlich-soldatischen Geschlechtsidentität« (Schießer 2002: 48).

Die Ergebnisse der Studie sprechen eine deutliche Sprache, die Geschlechterbilder basieren auf patriarchaler Projektion und dienen der symbolischen Ausgrenzung des Weiblichen im Militär: Die Repräsentationen von Soldatinnen fasst Schießer in den Kategorien ›Mutter/Ehefrau‹, ›Verführerin‹, ›soldatische Kameradin‹ und ›Flintenweib‹ – wobei Belege für die ersten beiden Kategorien quantitativ überwiegen, die ›soldatische Kameradin‹ entsexualisiert dargestellt wird und das ›Flintenweib‹ entweder zum Feindbild avanciert oder aber durch Verweise auf einen unterstellten, aber vermeintlich offensichtlichen Wunsch nach Ehe und Mutterglück neutralisiert werden soll.

Die Konstruktion weiblicher Stereotype in Printmedien und Rekrutierungsbroschüren der Bundeswehr untersucht auch Jörg Keller (2003;

2005). In den Broschüren für Nachwuchswerbung spielt, so stellt Keller grundlegend fest, »das Kerngeschäft des Militärs, Kampf, Waffen, Tod und Zerstörung, *experts on violence* zu sein, wie Charles Moskos es ausdrückt« (Keller 2005: 86, Hervorheb. i.O.), überhaupt keine Rolle; der junge Mann wird in Gefechtskleidung, aber nie kämpfend, doch mit seiner Arbeit beschäftigt gezeigt; junge Frauen dagegen sind zwar auch in Gefechtshelm, doch stets dem Betrachter zugewandt dargestellt, einen Blickkontakt suggerierend. In dem Monatsmagazin *Y. Magazin der Bundeswehr*, das mit einer Auflage von 72 000 Exemplaren erscheint und der Selbstverständigung als auch der Außendarstellung dient, werden die Männer in Abbildungen als dominant, zielgerichtet, selbstbewusst, einsatzfähig und mit Insignien der Macht ausgestattet präsentiert, die Frauen eher als unprofessionell und beziehungsorientiert; so werden sie »zur Folie für Männlichkeit, da sich das männliche Symbolsystem davon abheben kann« (Keller 2005: 105).

Ergänzen wir diese Ergebnisse durch eine Betrachtung der Darstellung junger SoldatInnen in Fernsehsoaps und »Dokumentationen«, so taucht bis zu Beginn der 90er Jahre, als die Laufbahngruppen der Unteroffiziere und Mannschaften im Sanitäts- und Militärmusikdienst für den freiwilligen Dienst von Frauen gerade erst geöffnet werden[7], der deutsche Soldat nur vereinzelt auf dem Fernsehbildschirm auf; Til Schweiger spielte etwa in *Die Lindenstraße* einen Rekruten. 1994 startete die ARD *Nicht von schlechten Eltern* (die zweite Staffel wurde 1995, die dritte im Jahr 1998 ausgestrahlt), eine Familienserie um Marineangehörige, in der der Schauspieler Ulrich Pleitgen den Marineoffizier Wolfgang Schefer spielte. In der dritten Staffel ist Tochter Jenny erwachsen und nach dem Medizinstudium arbeitslos; so wird sie Marinezahnärztin auf dem Stützpunkt des Vaters. Das birgt Konflikte, denn der Admiral kann sich Frauen in Uniform zwar prinzipiell vorstellen, nicht aber bei der Marine und schon gar nicht seine Tochter. In der 34. Folge ist Jenny Schefer als Zahnärztin und einzige Frau unter Männern mit einer Fregatte auf dem Weg nach England: Beim Einlaufen in den Hafen von Plymouth hisst die Mannschaft nicht die deutsche Flagge, sondern Jennys BH, der hier symbolisch aufgeladen als Imagination der Angst vor dem Zusammenbruch der Kampfbereitschaft und Herrschaft des männlichen Kollektivs durch die sexualisierte weibliche Bedrohung gelesen werden kann.

Seit 1997 wurden im ZDF inzwischen rund 70 Folgen der Serie *Die Rettungsflieger* ausgestrahlt; ab September 2005 folgen neue 12 Folgen der nunmehr neunten Staffel. Die Bundeswehr stellte für die Dreharbeiten Hubschrauber, Piloten, Beratung und Schulungen der Schauspieler durch die Rettungsassistenten bereit. »Durch die enge Zusammenarbeit

---

7 1975 wurden die ersten Frauen im Sanitätsdienst der Bundeswehr als zugelassene Ärztinnen oder Apothekerinnen als Sanitätsoffiziere eingestellt; 1989 folgten die ersten weiblichen Sanitätsoffiziersanwärter.

mit der Bundeswehr und vor allem durch die Beratung von Dr. Thomas Samek – einem erfahrenen Rettungsflieger – ist es dem ZDF gelungen, ein Höchstmaß an Authentizität zu gewährleisten«, so nachzulesen auf der Homepage zur Serie, auf der das Emblem der Bundeswehr stets eingeblendet bleibt. Hier finden sich u.a. Grundcharakterisierungen der weiblichen Soldatenfiguren: Über Stabsarzt Notärztin Dr. Maren Maibach (Gerit Kling), die von 1995-1997 die erste Notärztin im Team spielte, sind kaum noch Informationen zu finden, über Stabsarzt Notärztin Dr. Ilona Müller (Julia Heinemann) ist zu lesen, ihr »bedeutet ihr Beruf sehr viel. Mit Mut und Courage setzt sie sich für ihre Patienten ein. Aber auch für ihre Kollegen hat die Ärztin immer ein offenes Ohr«. Oberstabsarzt Notärztin Dr. Sabine Petersen (Marlene Marlow) wird wie folgt beschrieben: »Trotz ihres jungen Aussehens ist sie eine hervorragende und einfühlsame Ärztin, die den Männern im Team auch schon mal den Kopf verdreht«.

Von Februar 1999 bis April 1999 zeigte der Sender Pro7 elf Folgen der Serie *Jets – Leben am Limit*. Die neuen Fernsehhelden sollten nun Bundeswehrsoldaten sein, die ihr Leben überall auf der Welt für Menschenrechte einsetzen. Die Bundeswehr stellte gegen Honorar – wie immer wieder versichert wurde – Drehorte und teure Technik zur Verfügung. Die Ausstrahlung der ersten Folge am 21. Februar 1999 fiel zeitlich zusammen mit der Debatte über den Bundeswehreinsatz im Kosovo unter Beteiligung der Bundesluftwaffe mit 14 Tornadojets. Soldatische Tugenden, harte Ausbildung und treue Männerkameradschaft, die ›Erotik‹ des Kampfjets wurden begleitet von kernigen Sprüchen der jungen Kampfpiloten: »Ich wollte mich entschuldigen, aber ich hab mir vorgestellt, wie wir in 3.000 Metern Höhe Liebe machen«. Thematisch präsentieren die Folgen das erweiterte Aufgabenspektrum deutscher Soldaten: Es wird gegen das Hochwasser gekämpft, illegale Söldnertruppen aufgespürt, Waffenschieberei aufgedeckt. Soldatinnen treten in der Serie beispielsweise als Oberstabsärztin Michaela von Stetten auf. Kaum erscheint Oberleutnant Stein neu in der Staffel und glänzt mit seinen Bestleistungen, erliegt die Soldatin seinem Charme. Als Kampfflieger Robin durch Stein seine Beförderung zum stellvertretenden Einsatzstabsoffizier gefährdet sieht, beschließen beide, ihre Rivalität in einem Kletterduell in den Alpen auszufechten. Die Serie wurde nach elf Folgen mangels Einschaltquote abgesetzt; zwei bereits vorproduzierte Teile wurden im September 2001 am Sonntagvormittag ausgestrahlt.

Dennoch spricht die Bundeswehr inzwischen zufrieden davon, dass die Bundeswehr auch im Medienalltag »salonfähig« geworden sei. In der fünfteiligen Doku-Soap *Frauen am Ruder* (WDR) wurde – nach Meinung der Bundesmarine – »wahrhaft und realistisch« das erste Ausbildungsjahr von vier Offiziersanwärterinnen an Bord des Schulschiffs ›Gorch Fock‹ dargestellt (vgl. Lange 2002: 12-15). Hingegen führte eine Produktion des SWR mit dem Titel *Feldtagebuch – Allein unter Män-*

nern, im August 2005 zum wiederholten Male ausgestrahlt, in deren Mittelpunkt die Ausbildung von vier Frauen in einem Panzergrenadierbataillon steht, bei der Bundeswehr zu einer Auseinandersetzung[8] und wurde deshalb mit verändertem Material neu zusammengesetzt und ausgestrahlt unter dem Titel: *Attacke! Frauen ans Gewehr*.

Die Auszeichnung des *Feldtagebuchs* im Namen der verstorbenen Journalistin Juliane Bartel[9] erhielt die Nachwuchsregisseurin Aelrun Goette im Jahr 2002 jedoch für die erste Fassung. In der Begründung für die Auszeichnung des *Feldtagebuchs – Allein unter Männern*, ausgestrahlt beim SWR, heißt es:

»Der Film beobachtet einige Wochen lang vier der ersten Frauen bei der Bundeswehr. Kommentarlos aber scharf dokumentiert er die Zeit der Grundausbildung und entlarvt dabei die autoritären und zerstörerischen Strukturen einer Männerwelt, die mitten in Deutschland auf eine Art und Weise Krieg spielt, die ebenso skandalös wie auf subtile Weise gewalttätig ist. Der Einbruch des Weiblichen in die Männerwelt zeigt, wie fremd zwei Welten einander sind, die unversöhnlich aufeinanderprallen. Am Ende entlarvt sich die Schikane, die sich auf Leistung und Kameradschaft beruft, als das, was sie ist: Ein Nährboden von Gewalt, Frustration und Erniedrigung«.

Schließlich liegt mit *Soldatenglück und Gottes Segen* von Ulrike Franke und Michael Loeken (Untertitel: *Über das Leben im Einsatz*) eine erste abendfüllende Kinodokumentation über den Auslandseinsatz deutscher Soldaten vor, mittlerweile etliche Male im Fernsehen ausgestrahlt. Diese zeigt Soldaten im Kosovo beim Schuhe putzen, Haare schneiden, stramm stehen oder Post entgegennehmen und beobachtet sie in ihrer Freizeit: als lokale Radiomoderatoren, beim Skatspielen oder mit dem Sänger Gunter Gabriel, der sich als Truppenbetreuer engagiert und für die Soldaten mit seiner Gitarre aufspielt. Die zentrale Botschaft des Films besteht in der möglichst weitgehenden Simulation einer Alltagsnormalität, die den Daheimgebliebenen den Eindruck eines kalkulierbaren Risikos vermittelt. Frauen kommen in dieser ›Dokumentation‹ durchaus auch vor: So wird hingewiesen auf die besser organisierte Truppenbetreuung für die amerikanischen Soldaten; im Bild präsentiert wird eine Frauenband, deren Frontsängerin während des Auftritts auf dem Schoß diverser Soldaten

8 Der Film dokumentierte »Fehlverhalten im Umgangston« von Ausbildern und »unangemessenes Führungsverhalten« von Vorgesetzten. In zwei Fällen wurden gerichtliche Disziplinarverfahren eingeleitet. Der Sachverhalt, so nachzulesen im Jahresbericht 2002 des Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, wurde durch die betroffenen Truppenteile unter maßgeblicher Mitwirkung des Heeresführungskommandos eingehend in Einheitsführertagungen und in Offiziers- und Unteroffiziersweiterbildungen aufgearbeitet. Vgl. URL: <http://sicherheitspolitik.bundeswehr.de/10/23A.php>, [05.08.2005].

9 Weitere Informationen zum Juliane-Bartel-Preis, der vom Land Niedersachsen vergeben wird, finden sich unter URL: <http://www.ms.niedersachsen.de/master/C1203681_N2309400_L20_D0_I674.html>, [20.09.2004].

Platz nimmt. Im Interview bestätigen die Soldaten die besondere Relevanz dieser ›moralischen Unterstützung‹.

Für die deutschen Soldaten, so sehen wir im Film, singt Gunter Gabriel. Nach der Melodie von »House of the rising sun« trägt er den eigens für die Truppen geschriebenen Songtext vor; dokumentiert seien hier die erste und vierte Strophe des Liedtextes zu »Es steht ein Haus im Kosovo«.

Strophe 1:
Es steht ein Haus im Kosovo
das ist zerbombt und leer,
doch die Jungs aus good old Germany,
die stellen es wieder her.

Strophe 4:
Nur nachts, da haben sie Zeit zu träumen
von zu Haus und ihrer schönen Frau
und ob sie ihm auch die ganze Zeit treu geblieben ist,
das wissen sie nie so ganz, so ganz genau.

Die Thematisierung der Fragen: »Wird meine Frau mir treu sein?«, »Wird alles wie vorher sein, wenn ich zurückkomme?« ist Gabriel in seinem Liedtext, aber auch in einem Interview[10] außerordentlich wichtig.

Populärkultur, so wurde hier anhand einiger Beispiele verdeutlicht, bindet sich ein in eine Etablierung des Kulturellen und eine ihr innewohnende Geschlechterordnung, in der Militär integraler Bestandteil ist. In den Serien und Dokumentationen, aber auch in Gunter Gabriels Liedtext wird damit nicht nur der Antagonismus zwischen dem männlich Militärischen und dem Weiblichen wiederholt, sondern eben auch militärisches Funktionieren während des Krieges und maßgeblich gesellschaftliches Funktionieren in etablierten Geschlechterstrukturen jenseits des Krieges konditioniert. Der diskursive Verfestigungsgrad jenes Antagonismus zeigt sich dabei ebenso in den medial inszenierten Stereotypisierungen der weiblichen Figuren als einfühlsame, umsorgende Ärztin, als Verführerin, Objekt männlicher Konkurrenzkämpfe und sexueller Wünsche wie in durchaus gesellschaftskritisch ambitionierten Diskursen der Konstruktion ›zweier fremder Welten‹, denen eine weder theoretisch noch politisch haltbare essentialistische Position im Sinne einer besonderen Friedfertigkeit der Frau unterliegt und für die hier lediglich exemplarisch die Begründung der Jury des Juliane-Bartel-Preises steht.

10 Das Interview mit Gabriel wurde gemeinsam von der Autorin und Fabian Virchow am 03. September 2003 in Hamburg-Harburg geführt.

›MILITAINMENT‹: DIE FRAU ALS TRUPPENBETREUERIN

Die Geschlechterrepräsentationen und -aufführungen in medialen Erscheinungsweisen, denen auch im Weiteren am Beispiel der USA und der Bundesrepublik Deutschland nachgegangen werden soll, werden gelegentlich als ›Militainment‹ bezeichnet, ohne dass der Begriff präzise bestimmt und in seinen Dimensionen beleuchtet wird. Mit dem Begriff des ›Militainment‹ bezeichne ich jenes spezifische, auch in der Bundesrepublik Deutschland aufgrund veränderter außen- und militärpolitischer Paradigmen an Kontinuität gewinnende Phänomen der Kooperationen von Software-Unternehmen und Militärs im Bereich der Simulation, des Kriegsfilms und so genannte ›Militär-Soaps‹ sowie den Einsatz von Künstlern und Medienakteuren im Bereich der Truppenbetreuung (vgl. Virchow/Thomas 2004: 298). Mit ›Militainment‹ gerät nicht der auf eine spezifische Krise bezogene Versuch des Militärs (bzw. dessen politischer Führung) in den Untersuchungsfokus, die Kontrolle über Informationen und Bilder zu behalten, sie gezielt zu steuern, zu streuen oder zu verknappen, sondern die über die je konkrete Krisen- oder Kriegslage hinausgehenden Kooperationen zwischen Militär einerseits und Medien- bzw. Kulturindustrie andererseits.

Sicher könnte man verschiedene Bereiche des ›Militainment‹ unter Gendergesichtspunkten betrachten, doch soll in diesem Abschnitt der Fokus auf Truppenbetreuung liegen, die als eine etablierte, vielleicht sogar als eine genuine Form von ›Militainment‹ gelten kann. Somit geraten Akteure und Akteurinnen in den Blick, die singend oder moderierend ›an der Front‹ *und* in Deutschland Solidarität für die Truppe bezeugt oder eingeworben haben.

Mit der Ausweitung der militärischen Einsätze der Bundeswehr haben sich auch hinsichtlich der ›Truppenbetreuung‹ neue Aufgaben ergeben. Seit der Aufstellung der Bundeswehr im Jahre 1956 hat es immer eine Verbindung zum Kulturellen gegeben; Beispiele dafür sind das Orchester der Bundeswehr, das im In- und Ausland im militärischen wie nicht-militärischen Kontext öffentlich auftrat und spielte, um damit dem deutschen Militär nach 1945 wieder Akzeptanz zu verschaffen (vgl. Masuhr 1977) – auf die ›Big Band‹ werde ich später noch einmal zurückkommen. Ein weiteres Beispiel sind die von Bundeswehr-Einheiten veranstalteten Tanz- und Vergnügungsveranstaltungen mit musikalischen Darbietungen, zu denen – häufig über Zeitungsinserat – ›Damen‹ zum Tanz geladen werden.

Mit der wachsenden Zahl der Auslandseinsätze verändert sich der Charakter der kulturell-militärischen Zusammenarbeit in einem Sinne, wie ihn etwa die Streitkräfte der USA seit längerem kennen: Die kulturelle Dienstleistung erfolgt außerhalb des Staatsgebietes, ›an der Front‹, im Kriegsgebiet. Entsprechende Frontbesuche bei den Truppen der USA

sind seit den Weltkriegen bekannt; nach dem 11. September 2001 haben solche Aktivitäten erheblich an Bedeutung gewonnen: So reisten Julia Roberts, Brad Pitt, George Clooney, Andy Garcia und Matt Damon auf den südtürkischen Militärstützpunkt Incirlik, der als Versorgungsdrehscheibe für die US-Militäroperationen in Afghanistan dient, sangen die amerikanischen Popstars Jennifer Lopez und Mariah Carey auf dem US-Luftwaffenstützpunkt Ramstein bzw. in Militärkluft für die US-Soldaten und -Soldatinnen im Kosovo, und das Ex-Spice-Girl Geri Halliwell besuchte die britischen Truppen im Oman.

Wurde in Deutschland bis Anfang der 1980er Jahre unter Truppenbetreuung vor allem das Angebot einer attraktiven Freizeitgestaltung in den Standorten der Bundeswehr verstanden, so wird die Bundeswehr – seitdem größere Truppenkontingente der Bundeswehr in Auslands- bzw. Kriegseinsätze entsandt werden – in diesem Bereich stärker aktiv. Der erste Blauhelm-Einsatz der Bundeswehr in Somalia von Juni 1993 bis März 1994 im Rahmen der UNOSOM II-Operation der Vereinten Nationen leitete in diesem Zusammenhang einen sichtbaren Veränderungsprozess ein: Seitdem ist die Zahl der außerhalb der Bundesrepublik Deutschland eingesetzten Soldaten wie auch die Verweildauer in den Stationierungs- und Kriegsgebieten angestiegen. Da die ›Moral der Truppe‹ auch von den angebotenen Freizeit- und Unterhaltungsmöglichkeiten abhängt, stellen sich hier für die Bundeswehr neue Herausforderungen.

Truppenbetreuung im Einsatz und im Krieg umfasst neben fortlaufenden Angeboten, wie zum Beispiel Satellitenfernsehen, Kino, die Bereitstellung von Sportgeräten oder dem telefonischen Kontakt zu den Angehörigen, zusätzliche Aktivitäten, zu denen auch kulturelle Dienstleistungen gehören: Deren Bandbreite geht vom Auftritt von DJ Bobo und dem fast einwöchigen Aufenthalt der Rockmusikformation Asshole im April 2000 in Bosnien über die Tanzdarbietung der Berlin Thunder Cheerleaders zum Jahreswechsel 2001/2002 in Mazedonien bis hin zu Gastspielen des bereits erwähnten Country-Liedermachers Gunter Gabriel, der »rassigen Albanerin Anjesa«[11] oder der Hildesheimer Band ›Blues Guys‹ mit der Frontsängerin Juli. Neben unbekannteren Cover-Bands, wie z.B. der Heart & Soul Blues Brother Cover Band[12], sangen und tanzten im Januar 2002 die ›No Angels‹ für 1.000 Soldaten in Prizren; organisiert hatte dieses Konzert die *BILD*-Zeitung, die in ihren Printausgaben und in Videos im Internet über die ›heißeste Fracht‹ berichtete, die in der Luftwaffen-Maschine vom Typ Transall je transportiert worden sei.

---

11 So bezeichnet der Autor die Sängerin in seinem Bericht über ihren Auftritt in Prizren; vgl. Schubert, Mike: »Mitreißender Abend«, *Maz & More* (23.10.2002).

12 Der Auftritt Peter Strucks als Lead-Sänger der Band fand sich kurz darauf nicht nur als Bild der Woche in der Illustrierten *Stern*, sondern führte auch zu manch süffisanter Kommentierung (vgl. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 27.04.03).

Die Darstellung eines quantitativen Ungleichgewichts der Geschlechter und des Mangels spiegelt sich in den Zeitungsgazetten wider[13]: Fotos strahlender ›No Angels‹ vor den die Arme ausstreckenden Soldaten präsentieren ein uniformiertes Männerkollektiv in deutlicher Gegenüberstellung zur erotischen Attraktion. Eine ›männliche‹ Perspektive war und ist es auch heute noch, die sich in weiten Teilen der Truppenbetreuung durch Künstlerinnen und Künstler an der Front widerspiegelt.

Es sind aber nicht nur die Stars und Models, die von militärischen Akteuren angesprochen werden. So wurde die junge Moderatorin Friederike Lippold, auch heute noch tätig bei *Radio Energy* in Leipzig, eingeladen, an der Front ein Fest für die Soldaten zu moderieren. Ich habe sie in Leipzig besucht, ein Interview geführt und sie u.a gebeten, die Eindrücke ihres Bühnenauftritts in Raijlovac zu schildern:

»Ich hab' ja gesehen, wie die Jungs drauf sind und dass sie über jede weibliche Abwechslung sehr sehr sehr froh sind, ja ich find' das gut, ich mein', die ham ja wirklich nicht mehr als ihre vier Küchendamen, die sie sich da angucken können ein halbes Jahr und wenn das wirklich nur Tänzerinnen sind ist das doch in Ordnung, ja, ich mein', selbst wenn' s mehr ist, die ham da genug zu tun die Jungs und ich find' das nicht schlimm, ich würd' s nicht machen, weil ich hab's gesehen, wie es war, als ich auf der Bühne stand [...] och, na ja, halt, männlich, ne, sehr animalisch [lacht]«.

Triebhaftigkeit und potente Männlichkeit als ein Kernbereich männlich-militärischer Maskulinität werden – in der Äußerung von Lippold wie in der Organisation ihres Auftritts – nicht nur antizipiert, sondern ebenso reproduziert und immer wieder neu verfestigt. Winklers (1992) These von der Politik *nicht gegen*, sondern *mit* Sexualität erfährt auch in dieser Hinsicht Bestätigung.

Als »Dienst am Hörer« betrachtet Friederike Lippold ihren Auftritt in Raijlovac, als »Dienst an der Frau« eine Anruf- und Grußaktion des Senders nach ihrer Rückkehr in Leipzig. Plüschtiere werden auf Kosten von *Radio Energy* quer durch die Republik verschickt. Freddy beantwortet die Mails von den Verehrern an der Front und besucht auf Einladung auch ab und zu die »Festivitäten, die es bundeswehrtechnisch in Leipzig gibt«.

Die Militärführung weiß um den Nutzen solcher Kulturdarbietungen; in den medialen Angeboten der Bundeswehr für die Soldaten (in den Zeitschriften *Bundeswehr Aktuell, Informationen für die Truppe, Keiler* etc.; in den Sendungen von *Radio Andernach* sowie in den Onlinediensten) finden sich entsprechende Berichte über die kulturellen Events an der Front, Erlebnisschilderungen und Kommentare aus soldatischer

13 Entsprechende Bilder erinnern noch immer an die Bilder der Live-Auftritte Marilyn Monroes in Korea; vgl. die Bebilderung des Artikels von D.W.: »No Angels singen im Kosovo für die Bundeswehr«, *Die Welt*, 25.01.2002.

Sicht, Interviews mit den Akteuren und Akteurinnen aus dem Kulturbereich.

Bislang werden die Verflechtungen zwischen kulturellen Akteuren und Militär in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, während innerhalb der Streitkräfte jeder Auftritt ein besonderes Ereignis ist und von Seiten der Bundeswehr das Interesse an kontinuierlicher Kooperation besteht, die nicht nur in die Truppe – im Sinne einer Demonstration von Wertschätzung gegenüber den Soldaten sowie eines Solidarisierungsangebots über Identifikationspersonen – sondern auch in die Gesellschaft, hier im Sinne eines positiven Imageeffektes einerseits und über die mediale Repräsentation der Verdichtungen der Interaktionen zwischen Militär und kulturellen Akteuren andererseits – im Sinne einer Veralltäglichung des Militärischen wirken soll. In den Einbezug junger Frauen und die entsprechend zum Teil eigens medial in Szene gesetzten Genderperformances eingeschrieben ist dabei u.a. die vermeintlich historisch etablierte Situierung der Frauen an der Heimatfront, ihre Positionierung zugleich als potenziell zu schützenswertes »Volksgut« und als Auftraggeberinnen männlicher Kampfbereitschaft.

Von ›Schooldays‹ und Talentwettbewerben: Popularisierung des Militärischen

Der Kontakt der Bundeswehr zu einigen bekannten Künstlerinnen wird inzwischen ausgebaut: In jüngerer Zeit werden nicht nur im Rahmen der Truppenbetreuung, sondern auch im Sinne der Nachwuchsrekrutierung Sängerinnen eingebunden. So trat etwa Jeanette Biedermann im Rahmen eines so genannten Schooldays auf. Dies sind Veranstaltungen der Bundeswehr, über die gezielt Schülerinnen und Schüler zum Zwecke der Nachwuchsgewinnung angesprochen werden sollen. In einem kurzen, für den Gebrauch bei der Bundeswehr produzierten Filmbeitrag wird Jeanette Biedermann vor ihrem Auftritt nach ihrem Verhältnis zum Militär befragt. Ich dokumentiere das Intro zum Interview aus dem Off sowie die kurze Interviewsequenz:

»[OFF] Die Pop-Prinzessin zieht vor allem die jüngeren Fans an; sie steht sozusagen in vorderster Front. Berührungsängste mit dem Thema Militär hat die gebürtige Berlinerin keine – ganz im Gegenteil – und wie sie uns vor der Show verriet, findet sie junge Männer in Uniform ganz schön aufregend:
[JB] ›oh ich hab keine Ahnung, so ne besondere Ausstrahlung irgendwie also es hat so was Starkes, was Mächtiges, Männer halt‹
[OFF] In ihrem gewohnt sexy Outfit gibt sie eine Stunde lang Vollgas und steigert die Temperatur auf dem Karlsruher Messplatz noch mal um einige Grad«.

Die Bundeswehr setzt darauf, die Attraktivität der Bundeswehr für Jugendliche durch solcherlei »Events« zu steigern. Das hier zugleich die Reproduktion etablierter Geschlechterrollen einmal mehr zementiert wird, ist dabei kaum zu übersehen.

Im fünfzigsten Jahr der Bundeswehr 2005 will verstärkt Präsenz gezeigt werden. Schon frühzeitig hatte die Bundeswehr der Bitte um Unterstützung des Weltjugendtages gerne entsprochen. So waren die Bundeswehr-Standorte rund um Köln eng in die Organisation eingebunden.[14] Neben Unterkünften für Pilger und helfende Soldaten stellten die Einheiten Transportraum und Flächen in den Liegenschaften zur Verfügung. Doch war die Bundeswehr nicht nur Helfer, sondern auch Mitgestalter und Akteur: Bei seiner Ankunft auf dem Köln-Bonner Flughafen wurde Papst Benedikt XVI. vom Wachbataillon und dem Stabsmusikkorps der Bundeswehr mit militärischen Ehren begrüßt.[15] Das Katholische Militärbischofsamt hatte etwa 300 Soldaten aus 13 Nationen zum Weltjugendtag eingeladen. Aus Deutschland nahmen 360 Soldaten aus über 100 Standorten teil. Nach dem Abschlussgottesdienst des Weltjugendtages eröffnete die Big Band der Bundeswehr mit der zwanzigjährigen Solistin Christina Maria Brenner das nachmittägliche Musikfestival »Building One World«. Als ›Vorgruppe‹ von Cliff Richards ist das sicherlich, wie ein Presseoffizier bemerkt, ein ›Riesenerfolg‹. Schon Wochen vorher schrieb die Bundeswehr zusammen mit einer Werbeagentur einen Talentwettbewerb aus; erklärtes Ziel ist es, die Tour der neu konzipierten Jubiläumsausstellung »Unsere Bundeswehr« musikalisch zu begleiten. Aus den Bewerbungen wurden »45 Sänger« (nur männliche, fragt sich Leserin!?)[16] zu Castings eingeladen. Dort wählte die Jury »16 junge Damen [sic!] aus, die im Rahmen eines Workshops eine Woche lang in Euskirchen mit Gesangslehrern trainierten«. Christina Maria Brenner war eine von ihnen; mit der Bundeswehr vor so vielen Menschen zu spielen, ist ihr natürlich eine »große Ehre«. Die Ausstellung »Unsere Bundes-

14 »Auch die Bundeswehr rüstet sich für den Empfang des Papstes« war schon im Vorfeld des Weltjugendtages zu lesen. Obwohl das Grundgesetz Inlandseinsätze außer in Katastrophenfällen nicht vorsieht (Artikel 35 bestimmt lediglich, dass bei »Naturkatastrophe oder Unglücksfall« der Bund »Streitkräfte zur Unterstützung der Polizeikräfte« einsetzen kann), zeige aber der Papstbesuch, so kommentierte man in *Die Netzzeitung*, dass die Bundeswehr nicht nur am Hindukusch verteidigt, sondern auch hierzulande zur Terroristenbekämpfung gebraucht wird. Vgl. URL: <http://www.netzeitung.de/deutschland/kolumne/353302.html>, [17.08.2005].

15 Zur Bedeutung dieser Zeremonien als Herrschaftsinstrumente vgl. Euskirchen (2005).

16 Weibliche Dienstgradbezeichnungen sind in der Bundeswehr explizit nicht erwünscht, insofern wird die allumfassende männliche Schreibweise hier Ergebnis einer (auch gesellschaftlich immer noch häufig unreflektierten) Routine sein.

wehr« tourte im September 2005 durch vier Städte. Jeweils vier Sänger/Sängerinnen traten dort vor den Besuchern auf.[17]

Mit Talentwettbewerben hat die Bundeswehr bereits Erfahrung: Schon vom 19. bis 21. September 2003 ging man einmal mehr neue Wege im Jugendmarketing: Unter der Überschrift »Musix. Meet and Compete« lud man nach dem Vorbild der Talentwettbewerbe wie *Deutschland sucht den Superstar* (RTL) oder *Star Search* (Sat1) junge Leute zwischen 14 und 24 Jahren zur Teilnahme am *BW-Musix ´03* ein, um in fünf Kategorien »um die Wette zu musizieren«. In den Kategorien für Orchester, Korps und Ensembles bewerteten Musikoffiziere der Bundeswehr die Beiträge; Discjockeys und Schülerbands mussten sich vor prominenten Experten der DJ- oder Band-Szene beweisen. Als Gewinne lockten die eigene CD-Produktion, Live-Auftritte mit der Bundeswehr Big Band oder Ausbildungsaufenthalte bei den Musikkorps der Bundeswehr. Der Bürgermeister hatte den Veranstaltungsort Dillingen sogleich für ein Wochenende zur »Musikhauptstadt Deutschlands« erklärt. Institutionelle Ziele wie Imagewerbung, Nachwuchsrekrutierung sowie die Aussicht auf preisgünstige Truppenbetreuung mögen sich ergänzende Motive der Organisatoren gewesen sein.

MILITÄRISCHES GENDERMANAGEMENT

Geschlechtergeschichtlich betrachtet hat sich das Militär, dass sich im 19. Jahrhundert als die ›Schule‹ der männlichen Nation präsentiert und ›Männlichkeit‹ zum erklärten Erziehungsziel macht, schon immer weit in den zivilgesellschaftlichen Raum vorgewagt: Es sozialisiert alle wehrpflichtigen Männer in die Rolle des Vaterlandsverteidigers, beansprucht, alle anderen Männlichkeitsprägungen zu überformen und zu relativieren, stattet Männer mit zusätzlichen Macht-Attributen aus und verschärft damit die soziale Ungleichheit der Geschlechter (vgl. Frevert 1997: 13). Zusammengefasst zeigt sich diese Ungleichheit in dem Verfügen über geringere Ressourcen und Machtchancen; ihren Ausdruck wie zugleich wechselseitig Ressourcen findet sie in den häufig routinisierten Handlungspraktiken ihrer Reproduktion auf verschiedenen Ebenen: auf struktureller Ebene u.a. in einer Segmentierung und Segregation von Arbeitsmarkt, Ausbildungswegen, Berufsfeldern, Aufgabenbereichen, Tätigkeiten, Einkommen etc.; auf symbolischer Ebene in Form von Diskursen, die Typisierungen, Klassifikationen und damit Hierarchisierungen, Status- und Wertunterschiede enthalten.

17 Alle Zitate zum Auftritt der Big Band während des Weltjugendtages vgl. URL: <http://www.streitkraeftebasis.de/C1256C290043532F/vwContentFrame/F25F5DBE7E22F2BDC125705F002805C8>, [15.09.2005]

Dass die Öffnung einer Armee wie der Bundeswehr für Frauen Machtasymmetrien zwischen den Geschlechtern abzubauen in der Lage ist, mag mit Blick auf etablierte Geschlechterkonstruktionen und vor allem auch auf polit-ökonomische Grundlagen eines militärischen Geschlechterarrangements, wie sie im ersten Abschnitt des Textes aufgezeigt wurden, bezweifelt werden. Mit dem vorliegenden Beitrag sollte darüber hinaus exemplarisch verdeutlicht werden, dass nicht nur die Institution Militär als Ort der Produktion eines militärischen Gendermanagements gelten muss, sondern militärisch gerahmten Praktiken nachzugehen ist, die in eine häufig populärkulturell vermittelte Reproduktion einer Geschlechterordnung eingebunden sind und sich in Genderdefinitionen, -repräsentationen, -anrufungen und -aufführungen entsprechender Deutungsangebote ausdrücken. In dem vorliegenden Beitrag wurde deutlich, dass eine Banalisierung des Militärischen über Unterhaltungsangebote unter Einbezug der Repräsentation von Frauen z.T. auch als Soldatinnen einhergeht; dieser Einbezug knüpft allerdings sehr häufig an traditionelle, stereotypische Repräsentationen sowie Performances von Frauen an und normalisiert damit zwar das Auftreten des militärischen Mannes, affirmiert aber zugleich vorrangig klischeebehaftete Frauenbilder.

Die Tatsache, dass die Einbindung militärischer Praktiken in Unterhaltungsangeboten keineswegs alleine auf langfristig geplante Strategien einer Indoktrinierung, sondern auf die wechselseitige Bezugnahme militärischer und kultureller Akteure zurückzuführen ist[18], untermauert die These ihrer Banalisierung. Die Aufführungen und Einübungen militarisierter Geschlechterkonstruktionen finden so Eingang in den Alltag der Menschen und setzen, so wäre der bereits eingangs zitierten Uta Klein (2003: 3) zuzustimmen, keineswegs die Geschlechterdichotomie, die Männlichkeit der Militärs und die entsprechend auf patriarchalen Verhältnissen fußenden Geschlechter-Ungleichheiten außer Kraft. Wenn auch mit Blick auf die angeblich weltweite Institutionalisierung von Gleichberechtigungsnormen vereinzelt argumentiert wird, dass die Reproduktion der asymmetrischen Geschlechterdifferenz nicht mehr automatisch und routineartig erfolgt (zur Diskussion vgl. Gildemeister 2004: 139), so tragen Prozesse einer Banalisierung des Militärischen im Zivilen keineswegs dazu bei.

18 So tritt etwa die Frauenpopgruppe ›No Angels‹ nicht nur im Rahmen der Tage der offenen Tür des Berliner Flughafens auf und unterstützt die Bundeswehr, große Besucherzahlen über das Berufsbild Soldat zu informieren, sondern nutzt etwa das Gelände des Luftwaffenmuseums Berlin-Gatow, um ein Video mit Tornados im Hintergrund zu drehen. Vgl. URL: <http://www.mgfa.de/html/ bildAnzeige.php?img_id=142>, [13.10.2004].

LITERATURVERZEICHNIS

Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christiane (Hg.) (2005): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte, Wiesbaden: VS.

Adler, Ulrike (2000): ›Frauen ans Gewehr!?‹ Die Diskussion um Frauen und Militär, Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften der Arbeitsgemeinschaft sozialwissenschaftlicher Institute e.V.

Albrecht-Heide, Astrid (1991): »Militär und Patriarchat«. In: Wilfried Karl/Thomas Nielebock (Hg.), Die Zukunft des Militärs in Industriegesellschaften, Baden-Baden: Nomos, S. 109-131.

Albrecht-Heide, Astrid (1999): »Krieger wollen nicht weiblich sein. Sexismus und Bundeswehr«. Illoyal – Journal für Antimilitarismus, Nr.7/1999, [Online-Dokument], URL: <http://www.illoyal.kampagne.de/nr7/seite5.htm>, [20.04. 2005].

Apelt, Maja (2005): »Geschlecht und Militär – Grundzüge einer neueren Diskussion«. In: Jens-Rainer Ahrens/Maja Apelt/Christiane Bender (Hg.), Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte, Wiesbaden: VS, S. 13-31.

Bender, Christiane (2005): »Geschlechterstereotypen und Militär im Wandel. Symbolische und institutionelle Aspekte der Integration von Frauen in die Bundeswehr«. In: Jens-Rainer Ahrens/ Maja Apelt/ Christiane Bender (Hg.), Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte, Wiesbaden: VS, S. 45-61.

Bahrdt, Hans Paul (1987): Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs, München: C.H. Beck.

Barrett, Frank J. (1999): »Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel US-Marine«. In: Christine Eifler/Ruth Seifert (Hg.), Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 71-94.

Cnossen, Christine (1999): »Frauen in Kampftruppen: Ein Beispiel für ›Tokenisierung‹«. In: Christine Eifler/Ruth Seifert (Hg.), Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 232-248.

Connell, Robert (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen: Leske + Budrich.

Dorer, Johanna (2002): »Diskurs, Medien und Identität. Neue Perspektiven in der feministischen Kommunikations- und Medienwissenschaft«. In: Johanna Dorer/Brigitte Geiger (Hg.), Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 53-78.

Eifler, Christine (1999): Militär – Gewalt – Geschlechterverhältnis. Dokumentation der Vortragsreihe »350 Jahre Krieg und Frieden – ohne Frauen?«, Osnabrück: Frauenbündnis Projekt »350 Jahre Krieg und Frieden – ohne Frauen?«.

Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hg.) (1999): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Enloe, Cynthia (2003): »Männlichkeit als außenpolitisches Problem«. Ruberta, Nr. 8/2003, S. 32-35.

Euskirchen, Markus (2005): Militärrituale. Analyse und Kritik eines Herrschaftsinstruments, Köln: Papyrossa.

Fansa, Samira (2001): »Soldatinnen und nun? Die Präsenz von Frauen optimiert die sexistische Grundstruktur des Militärs«. [Online-Dokument], URL: <http:// www.nadir.org/nadir/periodika/jungle_ world/_2001/02/05b.htm>, [05.10.2004].

Frevert, Ute (Hg.) (1997): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart: Klett-Cotta.

Gildemeister, Regine (2004): »Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung«. In: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS, S. 132-140.

Kassel, Susanne (2002): »Schöne Flüchtlingsmädchen und Vergewaltigungslager. Wie Medien geschlechterstereotype als Kriegslegitimation nutzen«. Wissenschaft & Frieden, 02/2002, [Online-Dokument], URL: <http://www.iwif.de/wf202-14.htm>, [17.01.2005].

Keller, Jörg (2005): »Soldat und Soldatin – Die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit am Beispiel von Printmedien der Bundeswehr«. In: Jens-Rainer Ahrens/Maja Apelt/Christiane Bender (Hg.), Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte, Wiesbaden: VS, S. 79-107.

Keller, Jörg (2003): »Küss' die Hand, gnäd'ge Frau… oder: Ist die Soldatin möglich?«. In: Ruth Seifert/Christine Eifler/Heinrich Böll Stiftung (Hg.), Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Männern und Frauen in den Streitkräften, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, S. 248-266.

Klaus, Elisabeth (2001): »Ein Zimmer mit Ausblick? Perspektiven kommunikationswissenschaftlicher Geschlechterforschung«. In: Elisabeth Klaus/Jutta Röser/Ulla Wischermann (Hg.), Kommunikationswissenschaft und Gender Studies, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 20-40.

Klaus, Elisabeth/Röser, Jutta (1996): »Fernsehen und Geschlecht. Geschlechtsgebundene Kommunikationsstile in der Medienrezeption und -produktion«. In: Gudrun Marci-Boehnke/Petra Werner/Ulla Wischermann (Hg.), Blick Richtung Frauen. Theorien und Methoden geschlechtsspezifischer Rezeptionsforschung, Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 37-60.

Klaus, Elisabeth/Kassel, Susanne (2003): »Frauenrechte als Kriegslegitimation in den Medien«. In: Julia Neissl/Kirstin Eckstein/Elisabeth Anker/Silvia Arzt (Hg.), Männerkrieg und Frauenfrieden. Geschlechterdimensionen in kriegerischen Konflikten, Wien: Promedia, S. 13-30.

Klein, Paul/Kozielski, Peter-Michael (1998): »Das Militär und die Sozialwissenschaften in Deutschland«. In: Paul Klein/Andreas Prüfert (Hg.), Militär und Wissenschaft in Europa – Kritische Distanz oder hilfreiche Ergänzung?, Baden-Baden: Nomos, S. 17-33.

Klein, Uta (2001): Militär und Geschlecht in Israel, Frankfurt/Main; New York: Campus.

Klein, Uta (2003): »Womanoeuvres: Männlichkeit und Militarisierung«, [Online-Dokument], URL: <http://www.soziale-arbeit-und-gesundheit.fh.kiel.de/lehrende/hauptamtliche/daten.u.klein/womanoeuvres.pdf>, [25.04.2005].

Kreisky, Eva (2003): »Fragmente zum Verständnis des Geschlechts des Krieges«. [Online-Dokument], URL: <http://www.eva.kreisky.at/onlinetexte/geschlecht_ des_ krieges. pdf >, [20.06.2005].

Kümmel, Gerhard/Werkner, Ines-Jacqueline (2003): Soldat, weiblich, Jahrgang 2001. Berichte – Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr, Band 72, Strausberg.

Lange, Ute (2002): »Auf Augenhöhe«. Y. Magazin der Bundeswehr, 11, S. 12-15.

Mangold, Anne/Scholz, Sylka (2000): »Können Frauen nicht Kampfschwimmen? Die Konstruktion von Männlichkeiten und Weiblichkeiten in der Bundeswehr«. Perspektive 21, Brandenburgische Hefte für Wissenschaft und Politik, Heft 12/2000, S. 42- 51.

Masuhr, Fritz (1977): Die Militärmusik in der Bundeswehr: Militärmusikgeschichte 1955-1975, Bonn: Bundesminister der Verteidigung.

Opitz, Claudia (1992): »Von Frauen im Krieg zum Krieg gegen Frauen. Krieg, Gewalt und Geschlechterbeziehungen aus historischer Sicht«. L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, 3. Jg., 1/1992, S. 7-30.

Schießer, Sylvia (2002): »Gender, Medien und Militär: Zur Konstruktion weiblicher Stereotype in der Darstellung von Soldatinnen in den Printmedien der Bundeswehr«. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Themenheft Frauen in den Medien, 61/2002, S. 47-61.

Schwarz, Gudrun/Zipfel, Gaby (1998): »Die halbierte Gesellschaft. Anmerkungen zu einem soziologischen Problem«. Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, 7. Jg., Feb./März 1998, S. 78-88.

Seifert, Ruth (1996): Militär, Kultur, Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten, Bremen: Edition Temmen.
Seifert, Ruth (1999): »Militär und Geschlechterverhältnisse. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte«. In: Christine Eifler/Ruth Seifert (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 44-70.
Seifert, Ruth (2001): »Militär und Geschlecht in den deutschen Sozialwissenschaften. Eine Skizzierung der aktuellen Forschungssituation«. L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, 12. Jg., 01/2002, S. 134-143.
Seifert, Ruth/Eifler, Christine/Heinrich Böll Stiftung (Hg.) (2003): Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Männern und Frauen in den Streitkräften. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2004): »Militainment als ›banaler Militarismus‹. Auf dem Weg zu einer Militarisierung der politischen Kultur?« In: Löffelholz, Martin (Hg.), Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: VS, S. 297-328.
Winkler, Hartmut (1992): »Der weibliche Star als Kriegsbraut«. Augenblick, 12/1992, S. 35-55.
Yuval-Davis, Nira (1997): Geschlecht und Nation, Emmendingen: verlag die brotsuppe.

MOMENTAUFNAHMEN EINER GESELLSCHAFT: EINE FEMINISTISCHE ANALYSE MILITARISIERTER SYMBOLE IN EINER AMERIKANISCHEN KLEINSTADT

MICHELLE GARDNER-MORKERT

Dieser Beitrag ist aus den Forschungen zu meiner Dissertation über die Militarisierung weiblichen Lebens in »Harvestville«[1], einer Kleinstadt im Mittleren Westen der USA, hervorgegangen. Die Idee entstand an einem kalten, verregneten Frühlingsmorgen in einem Restaurant in Worcester, Massachusetts, als ich mit Cynthia Enloe eine Strategie für mein Dissertationsprojekt entwickelte. Ich hatte mich damals schon mit der Untersuchung geschlechtsrollenspezifischer Formen der Militarisierung im Leben von Frauen beschäftigt, die in internationalen Krisengebieten leben. Die meisten feministischen Analysen der Militarisierung, die ich gelesen hatte, wurden in Entwicklungsländern durchgeführt; und obgleich auch meine vorbereitenden Forschungsarbeiten transnational angelegt waren, lag mir eigentlich daran, näher liegende geschlechtsrollenspezifische Formen der Militarisierung im Leben von Frauen zu untersuchen. Und als ich mich näher mit dem Konzept der Militarisierung beschäftigte, insbesondere mit Enloes Arbeiten zur Militarisierung von Frauenleben (vgl. Enloe 2000), erkannte ich diesen verdeckten Prozess auch in meiner eigenen Umgebung. Er fand sich – anders als ich zuvor gedacht hatte – nicht nur in Kampfgebieten, die von meinem Alltagsleben denkbar weit entfernt lagen.

Meine vorangehenden Feldforschungen zur Militarisierung von Frauenleben hatte ich im westlichen Hochland von Guatemala und in der peruanischen Hauptstadt Lima durchgeführt. 2003 kehrte ich jedoch in das Land meiner Kindheit, in den Mittleren Westen der USA, zurück, um

1 Um die meinen Interviewpartnern zugesicherte Vertraulichkeit zu wahren, habe ich der Kleinstadt, in der ich meine Untersuchungen durchführte, das Pseudonym Harvestville gegeben.

eine feministische ethnographische Analyse der Militarisierung im Leben von Frauen durchzuführen – und zwar in einer Kleinstadt, die weder Standort militärischer Einheiten noch der Rüstungsindustrie ist. Harvestville bietet nicht zuletzt deshalb zahlreiche Gelegenheiten zur Untersuchung meines Gegenstands, weil sich die Militarisierung mit den patriarchalischen Traditionen dieser dem Pioniergeist verpflichteten Stadt verbindet; hier bestand und besteht der Kern der Gesellschaft aus überwiegend weißen, heterosexuellen, bürgerlichen, christlichen Familien mit zwei Elternteilen. Diese als gesellschaftlich erstrebenswert markierte soziale Gruppe unterstützt – worauf sich auch das US-Militär verlässt – die Prinzipien des von der US-Regierung ausgerufenen »Krieges gegen den Terror«. Wie in vielen ehemals ländlichen und neuerdings suburbanen Gemeinden im Mittleren Westen der USA ist die Bevölkerung von Harvestville ziemlich homogen.[2] Zum Zeitpunkt der letzten Volkszählung zählten sich mehr als 95 % der Einwohner von Harvestville zur kaukasischen »Rasse«[3], mehr als 50 % zur Mittelschicht und der gehobenen Mittelschicht. Die protestantischen Kirchen sind in Harvestville wichtige gesellschaftliche Institutionen. Nicht zuletzt deshalb ist diese Gemeinde Bestandteil des »Rotstaaten«-Phänomens bei den US-Präsidentschaftswahlen des Jahres 2004. (»Rotstaaten« unterstützten den republikanischen Amtsinhaber George W. Bush, »Blaustaaten« den demokratischen Bewerber, Senator John Kerry.) Viele Wähler in den »Rotstaaten«, von den Mainstream-US-Medien als »schweigende moralische Mehrheit« bezeichnet, sind aktive, fundamentalistisch (evangelikal) orientierte Protestanten, die gegen das Recht auf Abtreibung, gegen die Legalisierung der Homosexuellen-Ehe und gegen die finanzielle Förderung der Stammzellenforschung sind; dafür unterstützen sie die Todesstrafe und den von der US-Regierung ausgerufenen »Krieg gegen den Terrorismus«. Zur Unterstützung ihrer kriegerischen Außenpolitik und ihrer innenpolitischen Projekte ist die US-Regierung auf Gemeinden wie Harvestville und die dort übliche geschlechtsrollenspezifische Militarisierung, die hier untersucht werden soll, angewiesen.

Die Frauen, um die es in meiner Untersuchung geht, sind jene Mütter, die im lokalen Gesundheitszentrum Informationsbroschüren über

2 Harvestville, USA ist eine der am schnellsten wachsenden Gemeinden in den Vereinigten Staaten. Infolge des schnellen Wachstums bat die Stadtverwaltung sogar das U.S. Census Bureau, im Dezember 2003 eine spezielle Volkszählung im Ort durchzuführen – als Ergänzung zu einer von der Gemeinde durchgeführten Bevölkerungsentwicklungsstudie. Laut Schätzungen in letzterer Studie (Stand: Dezember 2003) ist davon auszugehen, dass sich die Bevölkerung von Harvestville bis 2010 mehr als verdreifacht. Vgl. die statistische Übersicht der neuen Bevölkerungsdaten von Harvestville in Anhang A.

3 Anm. der Herausgeber: Die Berücksichtigung der Kategorie »Rasse«/Ethnizität in statistischen Erhebungen wird auch in anglo-amerikanischen Einwanderungsgesellschaften kritisch diskutiert. Vgl. dazu das Schwerpunktheft von *Patterns of Prejudice* 32 (1998) 2.

»Terrorverhütung« mitnehmen. Und an ebensolche Frauen denken auch die Spielzeughersteller, wenn sie ihre Marketing-Kampagnen entwerfen und darin suggerieren, dass Kriegsspielzeug für Jungen das passende Geschenk sei. Die Töchter von Harvestville sind das Zielpublikum für Rekrutierungs-Werbespots des US-Militärs, in denen weiße weibliche Teenager auftreten und – vermutlich ihren Vätern – erklären, warum sie beschlossen haben, lieber zum Militär als zum College zu gehen. Anders gesagt, die Einwohner von Harvestville leben in einer sowohl von Geschlechtsrollenklischees als auch vom Militarismus geprägten Welt, wobei die das Denken dieser Menschen prägenden patriarchalischen Traditionen Rollenklischees ebenso stützen wie den Militarismus.

Militarismus ist kein klar definiertes Phänomen, das sich einfach hervorrufen oder abstellen ließe. Es handelt sich um eine Ideologie, eine untergründige Strömung, die direkt unterhalb der »normalen« Annahmen für angemessenes weibliches oder männliches Verhalten, für Freund und Feind wirksam ist. Der Militarismus als Ideologie beinhaltet bestimmte Überzeugungen und Glaubenssätze über das Militär und militärisches Denken. Dazu gehören Überzeugungen hinsichtlich Verteidigung, Krieg, Gewaltanwendung, Opferbereitschaft, Männlichkeit, Weiblichkeit und Kriegführung, die als »natürlich« und darum als unverzichtbar empfunden werden. Der Militarismus propagiert auch die Idee getrennter Sphären für die Geschlechter: Als weibliche Sphäre gilt der private, als männliche der öffentliche Bereich. Auf diese Weise wird die falsche Auffassung perpetuiert, dass Frauen von Natur aus Friedensstifter seien und dass ihnen bei Diskussionen über Konflikte und bei Verhandlungen nach einem Krieg keine tragende Rolle zukomme.

Wenn also der Militarismus ein Ideensystem ist, dann ist die Militarisierung jener Prozess, durch den diese untergründigen Ideen akzeptiert oder durchgesetzt werden. Bei diesem Prozess verbinden sich disparate Phänomene wie Religionszugehörigkeit, Konsummuster, politische Loyalität und Vorstellungen von angemessenen Geschlechterrollen mit militaristischer Ideologie zu einem komplizierten Ganzen – einem sehr persönlichen geschlechtsrollenspezifischen Militarismus. Eine solche Militarisierung findet in Kriegs- wie in Friedenszeiten statt, und gebilligt wird sie, weil die Richtigkeit, ethische Vertretbarkeit und »Natürlichkeit« dieses Prozesses durch viele gesellschaftliche, religiöse und politische Institutionen gestützt wird. Weil militarisierte Institutionen und Menschen in Machtpositionen in der Lage sind, solche Vorgänge heimlich und subtil zu gestalten, wirkt der Militarisierungsprozess oft täuschend und ist im eigenen Leben nicht auf Anhieb zu erkennen. Transnationale feministische Analysen indes haben die expansiven Qualitäten der Militarisierung aufgedeckt – durch Hinterfragung von patriarchalischen Machtstrukturen, Geschlechtsrollenzuweisungen, Frauen- und Männerbildern.

METHODOLOGIE

Die besondere Bedeutung einer feministischen ethnographischen Studie weiblichen Lebens in der Kleinstadt Harvestville für die Forschungsdisziplin Women's Studies, aber auch für die Literatur zu Frauenfragen und Militarisierung sowie für eine feministische Ethnographie, liegt genau darin, dass ein solcher Ort in diesem Zusammenhang leicht übersehen werden kann, weil sich dort nur wenige Symptome der Militarisierung offen zeigen. Indem die vorliegende Analyse – als detaillierte ethnographische Studie einer Kleinstadt und der Militarisierung im Leben mehrerer spezifischer Frauen – ihren Ausgang bei der Destabilisierung des traditionellen Konzepts internationaler Beziehungen durch frühere feministische Forschungen nimmt, stellt sie das Erscheinungsbild einer vorwiegend männlich konstruierten Realität der internationalen Beziehungen und Machtsysteme auf den Kopf. Sie fußt dabei auf den theoretischen Grundlagen, die von der feministischen ethnographischen Forschung gelegt wurden.

Entscheidend für mein methodisches Verständnis von Ethnographie ist die Untersuchung jener Charakteristika der Militarisierung, die in der Ethnographie von Krisengebieten eine Rolle spielen: Gerüchte, Angst, Kreativität, Chaos und Zwang. Denn einige dieser Merkmale eines von militärischen Kriterien bestimmten Lebens sind – in unterschiedlichen Manifestationen – auch im Leben amerikanischer Frauen in einem »nicht militarisierten« Gebiet anzutreffen. Weil meine Forschungen in einem Nicht-Kampfgebiet durchgeführt wurden, ist im Anschluss daran auch ein Vergleich mit meinen ethnographischen Analysen aus Krisengebieten möglich. In beiden Fällen soll ja der oft unsichtbare Prozess der Militarisierung im Leben von Frauen mit seinen Wurzeln und Ablegern offen gelegt werden. Auf diese Weise werden wir vielleicht in die Lage versetzt, diese Prozesse auch in unserem eigenen Leben zu identifizieren und ihnen möglicherweise Einhalt zu gebieten.

Nun kann man natürlich fragen, warum man sich denn überhaupt um ein Verständnis der Militarisierung bemühen sollte und wozu solche Erkenntnisse gut sein sollen. Weil die Militarisierung auf konstruierten, gesellschaftlich vermittelten Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, von rassischer, ethnischer und Klassenzugehörigkeit und von Sexualität beruht, sind alle Menschen davon betroffen, ganz gleich ob sie Machtpositionen innehaben oder von den Mächtigen unterdrückt werden. Die Militarisierung fördert Ungleichheit, sie privilegiert die einen und unterjocht die anderen – vorübergehend Verfeindete und Verbündete, jene, in deren Namen Kämpfe ausgefochten werden, und jene, deren Handlungen die Kämpfe herbeiführen. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch das Frauenbild; denn Männer, die im Lichte militarisierter Sprache und militaristischen Verhaltens als verweiblicht erscheinen, sind eben Schwächlinge und Waschlappen; sie werden besiegt. »Feminine« Frauen

müssen geschützt, »maskuline« in Frage gestellt werden. Und die Loyalität einer Person bemisst sich danach, ob er oder sie sich den gesellschaftlich vorgegebenen Geschlechtsrollen fügt.

Feministische Ethnographen haben Beiträge zur Neufassung soziologischer Kategorien wie Politik, Arbeit, Familie und Sicherheit geliefert. Dabei hoben sie die Bedeutung der jeweiligen Örtlichkeit hervor und betonten ferner, wie wichtig es sei, partikuläre Standpunkte in unterschiedlichen Kontexten zu analysieren, um in Gemeinschaften und sozialen Institutionen eingebettete Dominanzbeziehungen zu erklären. Feministische Wissenschaftlerinnen haben damit begonnen, die von Männern beherrschte patriarchalische Domäne der internationalen Beziehungen zu hinterfragen und die zentrale Rolle zu exponieren, die Frauen in Krisenzeiten im Militarisierungsprozess spielen; neuere Untersuchungen widmen sich der Analyse solcher Prozesse auch in »Friedenszeiten«.[4] Militarisierung ist der Prozess, durch den eine militaristische Ideologie, einschließlich der Vorstellungen von »angemessener« Männlichkeit und Weiblichkeit, freiwillig oder gezwungenermaßen Bestandteil des eigenen Lebens wird.

Die Militarisierung des weiblichen Lebens wurde von feministischen Wissenschaftlerinnen auch in bahnbrechenden transnationalen Analysen erforscht, die Soldatenmüttern, -frauen und -freundinnen, Soldatinnen, Prostituierten und Vergewaltigungsopfern im Krieg gewidmet waren. Gleichwohl erfasst die Militarisierung auf subtile Weise auch Umgebungen, die auf den ersten Blick weit von der »Front« entfernt liegen, zum Beispiel Spielwarengeschäfte, Schulen und Restaurants. 1983 legte Cynthia Enloe, eine der Pionierinnen im Forschungsgebiet Frauen und Militarisierung, ihre grundlegende Studie *Does Khaki Become You?: The Militarization of Women's Lives* vor (dt.: Steht Ihnen Khaki? Zur Militarisierung von Frauenleben). Aus diesem Kontext stammt ihre inzwischen berühmte Frage: »Wo sind die Frauen?« Mithilfe dieser Frage lassen sich die Wurzeln der Militarisierung in patriarchalischen Machtsystemen aufdecken, welche auf Unterordnung der Frauen basieren. Bei einer Untersuchung der Arbeit des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen (UNHCR) kann man sich zum Beispiel die Lage der Frauen in den

4 Vgl. Carol Cohns (1987) Untersuchung des geschlechtsrollenspezifischen Bedeutungssystems in der Sprache von Verteidigungsexperten, Catherine Lutz' (2001) ethnographische Studie der Militarisierung der Kleinstadt Fayetteville, North Carolina, in der Nähe der Garnison Fort Bragg; Carolyn Nordstroms (Nordstrom/Robben 1996; Nordstrom 2004) ethnographische Studien verschiedener Kriegsgebiete, in denen sie den Schatten und verborgenen Einflüssen des Krieges auf das Leben der Menschen nachgeht; Cynthia Cockburns Analysen der Begriffe Feminismus, Militarismus, Nationalismus und Koalitionsbildung (z.B. in Cockburn/Zarkov 2002). All diese Forschungsarbeiten, die direkt mit Krisen, Konflikten und dem Militär zu tun haben, haben meinen Blick für die kulturelle Militarisierung als ein System geschärft, das in verschiedenen Gruppen bestimmte »angemessene« Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit propagiert.

Flüchtlingslagern genauer ansehen und wird dann unschwer erkennen, dass solche Lager meistens so geplant und gebaut sind, dass Frauen besonders leicht Übergriffen ausgesetzt sind. Die Frauen haben oft weite Wege zurückzulegen, um Brennholz zu besorgen – Wege, die sie potenziell auch sexuellen Übergriffen aussetzen. Wer sich mit solchen Flüchtlingsfrauen unterhält, erfährt schnell, dass eine geschlechtsspezifische militarisierte Belästigung der Frauen in bestimmten Lagern an der Tagesordnung ist und dass die »Sicherheit« für Frauen gar nicht so sicher ist.

Im Militarisierungsprozess spielen Frauen nicht zuletzt deshalb eine zentrale Rolle, weil der weibliche Körper oft als »Kampfplatz« genutzt wird, auf dem Krieg ausgetragen wird. Allerdings ist der Ort dieses Ringens, wenn man die Dinge durch eine feministische Brille betrachtet, oft ein unerwarteter. Wer sich als Forscher dem Gebiet der internationalen Beziehungen widmet, muss, um Militarisierung, Sicherheit, Krieg und Frieden vollständig verstehen zu können, in seine Fragestellungen in Zukunft auch ganz »normale« oder »banale« Praktiken einbeziehen.

Militarisierte Formen der Weiblichkeit in Harvestville

Im England des Jahres 1938 schrieb Virginia Woolf in ihrem kontroversen Essay *Three Guineas* (dt. *Drei Guineen*) über die (teils unbewusste) Komplizenschaft der Frauen bei Militarisierungsprozessen. Noch 2005 vertrauen Militärs, um die Militarisierung aufrechtzuerhalten und zu projektieren, darauf, dass bestimmte Frauen nach bestimmten Vorstellungen von Weiblichkeit leben und handeln. Geschlechterrollen sind nicht nur eine Komponente, die im Bereich der internationalen Beziehungen eine Untersuchung lohnt, sondern sie sind bei Militarisierungsprozessen der Dreh- und Angelpunkt. Wer die geschlechtsrollenspezifische Manipulation der Militarisierung außer Acht lässt, kann nicht angemessen begründen, warum man sich wegen der zunehmenden Militarisierung der Gesellschaft Sorgen machen sollte und was dieser subtile, banale Militarismus im Leben des Einzelnen bedeutet. Jede Militarisierung basiert auf Sexismus, Heteronormativität, Rassismus und Patriarchat sowie auf der Normalisierung des geschlechtsrollentypischen Kontinuums der Gewalt.

Im Zentrum dieses Prozesses stehen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Militärs privilegieren Männlichkeit, aber sie verlassen sich auf Weiblichkeit – auf jene Weiblichkeit, die des militarisierten, patriarchalischen Schutzes bedarf; auf jenes Maß an Weiblichkeit, das für den Dienst in der Armee benötigt wird; auf jene häusliche Weiblichkeit, die häusliche und familiäre Stabilität an der Heimatfront zu ihrer eigenen Sache macht; auf jene patriotisch-mütterliche Weiblichkeit, der

die weibliche Unterordnung in einer patriarchalischen Familieneinheit selbstverständlich ist. Eine solche Patriotin glaubt wahrscheinlich, dass es einen stärkeren Charakter erfordere, sich stillschweigend zu fügen als Familien»oberhaupt« zu sein. Eine solche Frau, die es für ihre patriotische Pflicht hält, ihre Kinder in den durch Gemeinschaft, Familie, Regierung und Kirche vorgegebenen patriarchalischen Strukturen aufzuziehen, könnte man auch als »security mom«, als »Sicherheitsmutter« bezeichnen.[5]

In Harvestville ist dieses »traditionelle« weibliche Wesen im Allgemeinen weiß, bürgerlich und protestantisch. Diese Ehefrau und Mutter wird unter Druck gesetzt, ihre Töchter so zu erziehen, dass daraus anständige junge Damen werden, und ihre Söhne, dass sie mutige, durchsetzungsstarke junge Männer werden. Zieht ihr Mann oder ihr Kind in den Krieg, so erwartet man, dass sie stolz ist und das Zuhause bis zur Rückkehr des Soldaten in Ordnung hält. So wird sie zum Symbol der privaten, häuslichen Sphäre in den Vereinigten Staaten. Und sie bindet – als Willkommensgruß beim Empfang heimkehrender Kriegshelden – ein gelbes Band um ihren Baum. Überdies muss genau diese Frau oft auch als Entschuldigung für militärische Aktionen herhalten – für Aktionen, die angeblich nötig sind, um sie, die Verletzliche und Tugendhafte, zu schützen.

Zu Beginn meiner Feldforschungen sprach ich mit einer Bewohnerin von Harvestville namens Dawn. Wir trafen uns in einem Café im Ort, um unsere Gedanken zu geschlechtsrollenspezifischen Aspekten von Politik, Mutterschaft und Militarisierung auszutauschen. Dawn ist verheiratet und Mutter mehrerer Kinder, die inzwischen allesamt aus dem Hause sind. Als ihre Kinder noch jünger waren, war Dawn ausschließlich Hausfrau und Mutter; doch heute ist sie berufstätig und arbeitet als Schulsekretärin. Dawn ist in ihrer Kirchengemeinde aktiv, ebenso in der größten politischen Frauenorganisation in Harvestville. Sie ermuntert ihre Nachbarn und Arbeitskollegen, zur Wahl zu gehen; sie trägt patriotische Anstecknadeln, bringt in ihrem Büro politische Abzeichen an und stellt im Wahlkampf politische Plakate in ihrem Vorgarten auf. Dennoch hält sich Dawn nicht für politisch aktiv. Militarisierung in Aktion ist oft deshalb so schwer zu erkennen, weil die militaristische Ideologie häufig ganz

5 In den 1990er Jahren, zur Zeit der Clinton-Regierung, wurde diese Gruppe von Frauen in den USA noch als »Fußballmütter« (»soccer moms«) bezeichnet. Es handelte sich überwiegend um weiße, heterosexuelle, verheiratete Mütter aus den Vorstädten, in denen die Mittelschicht lebt; solche Frauen fuhren typischerweise Minivans und chauffierten ihre Kinder wochentags am Abend sowie an Wochenenden zu Fußballspielen. Auf dem Parteikonvent der Republikaner 2004 in New York City wurde jener Teil der Wählerschaft, der unter der Bezeichnung »soccer moms« bekannt war, umdefiniert als »security moms« – Mütter, deren größte Sorge für ihre Familie nunmehr darin bestand, dass die nationale Sicherheit bedroht war. Diese »security moms« spielten bei der Sicherung der Wiederwahl George W. Bushs im Jahre 2004 eine wichtige Rolle.

normal daherkommt, etwa bei der Sozialisierung, bei der Einübung von Geschlechterrollen. In Harvestville wurden und werden heteropatriarchalische Verhaltensmaßstäbe durch einen konservativen Religionsunterricht gestützt, in dem gelehrt wird, dass sich die Frauen den Männern als »Familienoberhäuptern« unterzuordnen haben. Historisch gesehen spiegelt sich dieses Dogma auch in der Lokalpolitik von Harvestville wider, in der nur wenige Frauen in Führungspositionen tätig sind.[6] In Harvestville bringt die Militarisierung eine politische Mischung hervor, in der »Männlichkeit« mit Machtausübung, Gewalt, Stabilität und Krieg verbunden ist, »Weiblichkeit« dagegen mit Häuslichkeit, Mütterlichkeit, Unterwerfung und Friedensstiftung.

Nach den Terrorangriffen vom 11. September 2001 in New York City, auf das Pentagon in Washington, D.C. und in Pennsylvania eskalierte in den Vereinigten Staaten die militarisierte Rhetorik. Die Bürger waren durch das, was sie im Fernsehen und in ihren Zeitungen sahen, schockiert und verängstigt. Sofort sprach Präsident Bush davon, er werde die Feinde zur Strecke bringen und sie der Gerechtigkeit zuführen, »tot oder lebendig«. Die Regierung sah in den Terrorangriffen vor allem Angriffe auf die Freiheiten, derer sich die Bürger der Vereinigten Staaten erfreuen könnten. Und viele Bewohner von Harvestville hatten das Gefühl, dass die Terrorattacken auch ihren eigenen ganz persönlichen Freiheiten galten. Die Militarisierung wurde immer stärker verinnerlicht, angetrieben vom Trauma, das sich landauf, landab auf den Fernsehbildschirmen immer wieder entfaltete. Im Bestreben, die Stärke der »amerikanischen Idee« zu demonstrieren, eskalierte der Patriotismus. Die Amerikaner sahen sich gemüßigt, die Familien der Opfer zu unterstützen, aber auch ihren Präsidenten, als dieser begann, das Militär für eine Invasion in Afghanistan in Stellung zu bringen, sowie schließlich sich selbst – als Einheit aller US-Bürger, die gegen die für diese Mordanschläge verantwortlichen unsichtbaren Feinde unverrückbar zusammensteht. Die militaristische Ideologie, verbunden mit der Ideologie der Geschlechterrollen und antiarabischen Gefühlen, florierte, als sich der Krieg in Afghanistan am Horizont abzeichnete. Die USA setzten Truppen ein und griffen die Taliban und Al-Qaida an. Und im Alltagsleben in Harvestville wurden die militarisierten Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit bekräftigt. Wenn die Militarisierung zunahm, so geschah dies auf eine Art und Weise, die allen ganz natürlich, jedenfalls nicht unbedingt politisch vorkam. Dawn zum Beispiel brach mit einer Gruppe von Mitgliedern ihrer Kirchengemeinde zu einer Missionsreise auf, die den Beteiligten eher re-

6 Als ich eine Frau aus dem Ort interviewte, die ein Wahlamt innehat, berichtete sie mir, sie und eine andere Frau aus Harvestville, die ebenfalls in eine Führungsposition gewählt worden war, hätten beim Amtsantritt anonyme Drohbriefe erhalten. Die Motivation des anonymen Briefschreibers sei die Botschaft gewesen, dass Frauen gegenüber Männern keine Führungsfunktionen wahrnehmen dürften, weil diese Praxis im Widerspruch zu Gottes Lehren stehe.

ligiös als politisch vorkam, obwohl ihre Aktion ein direktes Ergebnis der geschlechtsrollenspezifischen Militarisierung in den Vereinigten Staaten war.

Im November 2001, gut zwei Monate nach den Terrorangriffen auf das World Trade Center in New York, fuhren Dawn und rund ein Dutzend Angehörige ihrer Kirchengemeinde in gemieteten Vans nach New York City, um für eine überwiegend muslimische Nachbarschaft ein Thanksgiving Dinner auszurichten. Diese soziale Gemeinschaft war von Dawns kirchlicher Gruppe in Harvestville aufgrund von Kontakten zu einer Kirchengemeinde in dieser New Yorker Nachbarschaft ausgewählt worden, die Dawns Denomination angehörte. Dawns Gemeindegruppe sah ihre Fahrt als Missionsreise an, in deren Verlauf sie – weniger als hundert Kilometer von den Ruinen des World Trade Center entfernt – einer großen arabischen Gemeinschaft ihre Großzügigkeit zeigen konnte. So konnte man der zunehmenden antiarabischen Stimmung in den USA trotzen und zugleich seinen christlichen Glauben kundtun – durch nichts anderes als ein Thanksgiving Dinner. Die Teilnahme an dieser Missionsreise war durchaus eine politische Tat, weil sie aus den Überzeugungen dieser Gruppe bezüglich des militarisierten politischen Angriffs der Terroristen resultierte. Hätte es diese Angriffe nicht gegeben, so wäre auch Dawns Gemeindegruppe nicht nach New York City gefahren, um für die Menschen, die in dieser sozialen Gemeinschaft lebten, ein Thanksgiving Dinner zu kochen.

Als ich Dawn fragte, ob sie ihre Beteiligung an dieser Missionsreise als politische Aktivität ansehe, verneinte sie; sie habe lediglich getan, was sie auch jeden Tag für ihre Familie tue: Sie habe gekocht. Und sie habe dieser Gemeinschaft ihre Liebe gezeigt – was eigentlich nur eine Erweiterung dessen sei, was sie daheim für ihre Familie tue; eine Erweiterung ihrer christlichen Ethik der Nächstenliebe und eine Bezeugung ihres Glaubens. Aus ihrer Sicht war dies eher eine spirituelle Tat, die mit Militarisierung überhaupt nichts zu tun hatte. So illustriert schon dieses eine Beispiel die Überschneidungen von Geschlechterrollen, Patriotismus und Religion in Harvestville. Für Dawn war die Zubereitung dieses Mahls in New York City auf das Engste mit ihrer häuslichen Rolle als Ehefrau und Mutter verbunden. Doch generell werden von Frauen bestimmte Formen militarisierter Weiblichkeit erwartet – sei es, dass sie Soldatinnen sind, sei es, dass sie die Heimatfront mütterlich versorgen; sei es, dass sie als Prostituierte fungieren, Familienmitglieder von Militärangehörigen, Krankenschwestern oder Mitarbeiterinnen des Verteidigungsministeriums sind; sogar die Außenministerin kann sich dem nicht entziehen. Sonst kann der Militarismus nicht florieren. Militarisierte Handlungen und Einstellungen bei Frauen, ein militarisiertes Frauenbild – sie definieren im Umkehrschluss auch ein militarisiertes Männerbild. Dagegen sind Frauen, die militarisierte Frauenbilder aufdecken und zurückweisen, ein gefährlichen Störfaktor in der militärischen Befehlskette.

DIE MILITARISIERUNG DER KLEIDERSCHRÄNKE

Viele Dinge können militarisiert werden: Dawns Thanksgiving Dinner, Spielzeug, Musik, Filme, Bücher, sogar Kleidung. Kinderkleidung etwa lässt sich dadurch militarisieren, dass sie uniformähnlich geschnitten und ausgestattet wird. Allerdings ist nicht die Kleidung selbst militarisiert, sondern das Umfeld, in dem sie Verwendung findet. Hier ergeben sich Fragen zuhauf, zum Beispiel: Wer ist in den Augen der Kleiderdesigner der intendierte Konsument dieses Produktes und was denkt die Produktionsfirma über die Wertewelt dieses Konsumenten? Was genau ist es, das Erwachsenen an diesem Kleidungsstil gefällt, sodass sie dieses Produkt für ein Kind kaufen – oder dem Kind, das diese Kleidungsstücke tragen soll? Was sagt es über die Vorstellungen der Eltern, des Kindes, eines Systems oder einer Gesellschaft hinsichtlich bestimmter Typen von Weiblichkeit und Männlichkeit aus, wenn dieses spezielle militärische Outfit von Kindern getragen wird?

Bei meinen Feldforschungen in Harvestville stieß ich auf eine bestimmte Kleidermarke, die in einem »Superstore« verkauft wurde und die sich bei Mädchen großer Beliebtheit erfreute. Auf den ersten Blick fiel daran eigentlich nichts Besonderes auf. Das eng anliegende T-Shirt war olivgrün mit modisch angeschnittenen Ärmeln. Ein solcher Schnitt allein ist noch nicht militärisch zu nennen, aber die Farbe olivgrün erinnert natürlich an militärische Drillichanzüge. Drei Epauletten schmückten Vorderseite und Ärmel; hinzu kam eine offiziell aussehende Identifikationsnummer, wie sie sich an den Arbeitsanzügen beim Militär findet. Der Aufdruck auf der Bauchseite, in schmucklosen kapitalen Blockbuchstaben geschrieben, lautete: »BE A HERO« (Sei ein Held). Die dazugehörigen Hosen waren gelbbraun mit dunkel-olivfarbenen und burgunderroten Streifen. Aufgrund einer solchen Beschreibung kann man sich bestimmt darauf verständigen, dass dieses Outfit militarisiert ist – insofern die Gestaltung auf Ähnlichkeit zu einer Militäruniform abzielt. Als dieses Outfit auf den Markt kam, befanden sich die USA bereits im »Krieg gegen den Terrorismus« in Afghanistan und Irak. Vielleicht war das Design dieser Kleidungsstücke bewusst militärisch, vielleicht als Tribut an die Kampftruppen gedacht. Wenn nun die Kleidungsstücke ihr Eigenleben entfalten und junge Bewohnerinnen von Harvestville im Alter von sieben bis zwölf Jahren solche Kleidung tragen, wirft dies aus feministischer Sicht eine Reihe von Fragen zur ganz alltäglichen Militarisierung des Lebens in dieser Gemeinschaft auf:

Was bedeutet es in den Vereinigten Staaten im Jahre 2002, ein »Held zu sein«? Und was im Jahre 2005? Auf welche Weise kann ein Mädchen in den Vereinigten Staaten eine Heldin sein? Welche Vorstellungen und Bilder von weiblichen militärischen Helden sind in den US-Medien prä-

sent? Was wird von solchen Heldinnen erwartet?[7] Würden sich die Konnotationen des Begriffes »Heldin« verändern, wenn das T-Shirt keine Imitation militärischer Kleidung wäre? Was besagt es für das Geschlechterrollenverständnis, dass solche Kleidungsstücke für Mädchen gedacht sind? Und werden, wenn ein solches Outfit im zivilen Kleiderschrank eines Mädchens hängt, militärische Symbole und mittelbar auch der Militarismus in den Alltag eingegliedert?

SOLL MAN EIN GELBES BAND UM SEINEN MINIVAN SCHLINGEN?

»Schling ein gelbes Band um die alte Eiche« – so lautet der Refrain eines populären amerikanischen Folksongs aus den 1970er Jahren. Dieses Band dient als Willkommensgruß für einen geliebten Menschen. Doch neuerdings schlingt man als Zeichen patriotischer Gesinnung nicht nur gelbe Bänder um Bäume, sondern platziert auch Autoaufkleber (»car magnets«) in Form von Bändern am eigenen Auto. Das Ganze hat sich zum populären militarisierten Trend entwickelt, gelbe Bänder sind zum Emblem für die Rückkehr amerikanischer Kriegshelden geworden. Die Ursprünge dieses Brauchs liegen in einer amerikanischen Volkslegende: Ein Häftling, der nach Verbüßung seiner Gefängnisstrafe nach Hause zurückkehren sollte, schrieb seiner Familie vor der Entlassung einen Brief, in dem er sie bat, ein weißes Band um einen großen Baum zu schlingen, der in der Nähe des Hauses an den Bahngleisen stand – als Zeichen, dass ihn die Familie willkommen heiße. Wenn er kein Band sehe, dann wisse er, dass er der Familie nicht willkommen sei, und werde nicht nach Hause zurückkehren, sondern im Zug sitzen bleiben und neue Ziele ansteuern. Der Legende zufolge erblickte der Sträfling, als er sich der Heimat näherte und aus dem Fenster sah, den Baum über und über mit Bändern bedeckt. Im Lauf der Zeit erschienen in Printmedien, Liedern und Fernsehfilmen immer wieder Geschichten, in denen ein Band, ein gelbes Band, Willkommenssymbol für lange vermisste Verwandte oder Freunde

7 Zu denken wäre hier an den Hollywood-Film *Courage Under Fire* (1996; dt. *Mut zur Wahrheit*), in dem Meg Ryan eine gefallene Hubschrauberpilotin, Captain Karen Emma Walden, spielt, deren Taten unter dem Gesichtspunkt untersucht werden, ob ihr posthum die ›Medal of Honor‹ verliehen werden könne; oder an Demi Moores Darstellung von Leutnant O'Neal in *G.I. Jane* (1997, dt. *Die Akte Jane*), einer Soldatin, die sich der extrem harten Eliteausbildung bei den Navy-SEALS unterzieht und die darum kämpft, ihre Ausbildung beenden zu dürfen, nachdem ihr von einer US-Senatorin, die sie ursprünglich aus politischen Motiven gefördert hatte, mit der falschen Anschuldigung, sie sei lesbisch, Steine in den Weg gelegt werden; oder an Hilary Duff in der Hauptrolle des Disney-Fernsehfilms *Cadet Kelly* (2002, dt. *Soldat Kelly*), in dem eine lebhafte, unabhängige, künstlerisch begabte 14-Jährige aus New York City auf eine Militärschule geschickt wird, um Disziplin zu lernen.

war. 1979, als der US-Botschafter im Iran und sein Botschaftspersonal in Teheran als Geiseln genommen wurden, wurde das gelbe Band zum populären Symbol für die sichere Rückkehr eines Helden. In aller Öffentlichkeit schlang Penny Laingen, die Frau des US-Botschafters Bruce Laingen, ein gelbes Band um die Eiche in ihrem Garten, das dort so lange verblieb, bis ihr Gatte sicher wieder zu Hause war. Bald darauf waren überall in den USA gelbe Bänder an Bäumen zu sehen. Dieses Phänomen wiederholte sich während des Golfkriegs von 1991 und neuerdings auch während der US-Invasion in Afghanistan und Irak.

Die Symbolik der gelben Bänder entwickelt sich immer noch weiter. Inzwischen werden solche Bänder auch mit amerikanischen Nationalflaggen, mit Weihnachtsschmuck und Autoaufklebern kombiniert; sie sind zum Symbol des »Banalen Militarismus« geworden. In Harvestville symbolisieren Bänder in verschiedenen Farben – gelb, Tarnfarben, sogar rot-weiß-blau – die Heimatfront. Zugrunde liegt dem eine komplexe, nicht zuletzt auch geschlechtsrollenspezifische Vorstellung. Die Bewohner von Harvestville sind stolz auf ihren Patriotismus, und die gelben Bänder an ihren Autos und in ihren Gärten demonstrieren diesen Stolz. Auf jeden Fall gehört Harvestville zu den Gemeinden, die den Nachwuchs für das US-Militär liefern; sie stützt dessen Ideologie, dass vor allem bestimmte Arten von »uramerikanischen« Familien die militärischen Ränge auffüllen sollten – und zwar nicht nur die der regulären Truppen, sondern auch die der namenlosen Hilfstruppen aus Frauen und Mädchen, Männern und Jungen, die gebraucht werden, um den Schwung der Militarisierung am Leben zu erhalten.

Harvestville platzt buchstäblich aus allen Nähten und dehnt seine Grenzen auch dieses Jahr noch weiter aus, um der Bevölkerungsexplosion Herr zu werden. Aber wer zieht nach Harvestville? Heute wohnen, wo einst Maisfelder waren, weiße, bürgerliche, protestantische, heterosexuelle Familien in Eigenheimen und Nachbarschaften, die sich um Sackgassen-Wohnstraßen gruppieren. Manche Häuser sind patriotisch-festlich dekoriert: mit Fahnen, rot-weiß-blauen Gartenarrangements, gelben Bändern um den Bäumen, sogar mit Schildern im Garten, auf denen Sprüche stehen wie »United We Stand« (Wir stehen zusammen wie ein Mann). Viele Mütter aus diesen Familien fahren Minivans und Sport-Geländewagen (SUVs). Daran finden sich viele Autoaufkleber in Form von Bändern. Und auf diesen Bändern finden sich in aller Regel Sprüche wie »Unterstützt die Truppen«, »Gott segne Amerika«, »Bringt meinen Soldaten nach Hause«, »Freiheit ist nicht umsonst« und »Wir erinnern uns«.[8] Diese patriotischen Botschaften spiegeln eine Einstellung, die das amerikanische Militär, die amerikanische Regierung und die Soldaten im Felde unterstützt. Diese Frauen fügen sich in ein passendes patriotisches

8 »We Remember« (Wir erinnern uns) bezieht sich auf die terroristischen Angriffe vom 11. September 2001.

Frauenbild: die Frau als Mutter und Soldatengattin, als zur »security mom« gewandelte »soccer mom«. Sie sind das Zielpublikum für Süßigkeiten in Gestalt eines Soldaten mit Gewehr, wie sie im örtlichen Süßigkeitenladen verkauft werden; sie sind das Zielpublikum für militarisierte Kinderkleidung und für Kindergeburtstagsdekoration in den Landesfarben rot-weiß-blau. Frauen konsumieren Produkte, die so vermarktet werden, dass sie an diese militarisierten Formen von Weiblichkeit appellieren; und wenn Frauen solche Waren kaufen, stützen sie damit auch eine militarisierte Erwartungshaltung hinsichtlich ihrer Prioritäten.

ZUSAMMENFASSUNG

Militarisierung hat mit Geschlechterrollen zu tun. Sie betrifft zum einen Militärs, Kriege und alle Systeme, die mit einer militaristischen Ideologie durchsetzt sind und diese propagieren. Bei der Militarisierung einer Gesellschaft geht es aber auch um die Vereinnahmung bestimmter Männer und Frauen, Mädchen und Jungen, damit diese den Prozess der Militarisierung weiter vorantreiben. Darum sollten Akademiker, die sich mit internationalen Beziehungen beschäftigen, ebenso wie Bürger, die mit Diskussionen über die Militarisierung eigentlich nichts zu tun haben wollen, unbedingt auf die Feinheiten der Militarisierung in Nichtkampfgebieten achten. Der Militarisierungsprozess ist nicht leicht zu definieren, weil er mit den inneren Überzeugungen des oder der Betreffenden hinsichtlich »natürlicher« Denk- und Verhaltensweisen, die insgeheim die militaristische Ideologie stützen, zu tun hat. Eine feministische Analyse der Militarisierung nimmt die getarnten militaristischen Merkmale des Alltagslebens unter die Lupe. Sie kann die routinemäßige Verankerung der militaristischen Ideologie in kulturellen Institutionen wie Kirchen und Schulen, in gesellschaftlichen Gruppen, Ehen und beim Militär aufdecken. Wer bei der Identifizierung der Subtilitäten des »Banalen Militarismus« auf feministische Neugier setzt, kann die Querverbindungen von Erscheinungsformen einer geschlechtsrollenspezifischen militaristischen Ideologie im Alltag der Menschen besser verstehen.

Übersetzung: Henning Thies, Dortmund

ANHANG: DEMOGRAPHISCHE ANALYSE

Einwohnerzahl 2003.....	8.480
Einwohnerzahl 2010.....	27.997
Einwohnerzahl 2020.....	40.198
Einwohnerzahl 2030.....	54.023

Die in der folgenden demographischen Skizze verwendeten Begriffe stammen direkt aus dem offiziellen Stadtentwicklungsplan von Harvestville. Demographische Daten von Harvestville im Jahre 2000 laut U.S. Census Bureau:

Einwohnerzahl: 6.189

Rassische und ethnische Zugehörigkeit

Weiß..	97,0%
Schwarz...	0,4%
Indianer und Eingeborene aus Alaska..............	0,2%
Asiaten, Inselbewohner aus dem Pazifikraum.	0,4%
Andere Rassen...	0,7%
Zwei und mehr Rassen....................................	1,2%
Spanischer Herkunft	2,9%

(Personen spanischer Herkunft [Hispanics] sind nach rassischer Herkunft nicht weiter aufgeschlüsselt.)

Altersstruktur

Unter 5 Jahre….........	8,5%
5-9 Jahre..................	8,6%
10-14 Jahre..............	8,0%
15-19 Jahre..............	7,2%
20-24 Jahre..............	5,5%
25-34 Jahre..............	15,1%
35-44 Jahre..............	18,6%
45-54 Jahre..............	11,6%
55-64 Jahre..............	7,0%
65-74 Jahre..............	4,9%
75 Jahre & darüber...	5,0%

Durchschnittsalter 33,2 Jahre

Geschlechtszugehörigkeit

Weiblich.....	50,8%
Männlich....	49,2%

Jahreseinkommen

Weniger als $15,000....	8,5%
$15,000-$24,999..........	9,1%
$25,000-$34,999..........	10,2%
$35,000-$49,999..........	15,2%
$50,000-$74,000..........	22,8%
$75,000-$99,999..........	15,8%
$100,000-$149,000......	11,7%
$150,000 und mehr......	8,2%

Beschäftigungsstatistik

Abhängig Beschäftigte..	13.110
Land- und Forstwirtschaft, Fischerei……………………..	313

Bauwirtschaft und Bergbau	1.132
Industrieproduktion	4.823
Verkehr, Kommunikation, Versorgungseinrichtungen	481
Großhandel	651
Einzelhandel	3.163
Finanzen, Versicherungen, Immobilien	562
Dienstleistungen	1.985

Bildungswesen
Schulbesuch:
Personen über 3 Jahre und älter:

Kindergarten[9]	2,8%
Vorschule bis Klasse 12	21,0%
Öffentliches College	5,5%
Nicht in einer Schule eingeschrieben	70,7%

Bildungsabschluss
Personen über 25 Jahre und älter:

Ohne High-School-Abschluss	8,7%
High-School-Abschluss	39,2%
Collegebesuch ohne Abschluss	26,2%
Collegebesuch mit Abschluss	17,6%
Akademischer Studienabschluss	8,3%

Neben dem öffentlichen Schulwesen hat Harvestville drei private Grundschulen.

Lebensqualität
Kultur und Erholung:

Öffentliche Parks	12
Öffentliche Schwimmbäder	1
Fintess-Center	2
Öffentliche Golfplätze	4
Öffentliche Tennisplätze	6
Country-Clubs	3
Öffentliche Büchereien	1

Religiöse Aktivitäten

Protestantische Kirchen	5
Katholische Kirchen	1

LITERATURVERZEICHNIS

Cockburn, Cynthia/Zarkov, Dubravka (Hg.) (2002): The Post-War Moment: Militaries, Masculinities, and International Peacekeeping. London: Lawrence & Wishart.
Cohn, Carol (1987): »Sex and Death in the Rational World of Defense Intellectuals«. Signs: Journal of Women in Culture and Society 12.4, S. 107-138.
Enloe, Cynthia (1983): Does Khaki Become You?: The Militarization of Women‘s Lives. London: Pandora.
Enloe, Cynthia (2000): Maneuvers: The International Politics of Militarizing Women’s Lives. Berkeley/CA: University of California Press.
Lutz, Catherine (2001): Homefront: A Military City and the American Twentieth Century. Boston/MA: Beacon.

9 Kindergarten im Sinne des deutschen Bildungssystems; im amerikanischen Bildungssystem heißt die Vorschulklasse der Grundschule »Kindergarten«.

Nordstrom, Carolyn/Robben, Antonius (1996): Fieldwork Under Fire: Contemporary Studies of Violence and Survival. Berkeley/CA: University of California Press.
Nordstrom, Carolyn (2004): Shadows of War: Violence, Power, and International Profiteering in the Twenty-First Century. Berkeley/CA: University of California Press.
Woolf, Virginia (1938): Three Guineas. London: Harcourt Brace & Co. (Dt. Drei Guineen, Übers. Anita Eichholz, München: Frauenoffensive, 1978.)

AMBIVALENZ UND ANEIGNUNG

»This Chair had to be torpedo proofed« – Dinge zwischen Krieg und Frieden

Astrid Fingerlos und Thomas Geisler

Alles Wichtige spielt sich dazwischen ab.
Bruno Latour[1]

Zu der Verschleierung der Beziehung von militärischem und zivilem Bereich trägt eine Sichtweise bei, die eine strikte Grenzziehung zwischen dem Militärischen und dem Zivilen vornimmt. Krieg sei die Ausnahme, Friede die Regel, so die gängige Auffassung. Das Militärische und das Zivile oder Krieg und Frieden stehen sich, so gesehen, polarisiert gegenüber. Das eine sei die Kehrseite des anderen. Die behauptete Scheidelinie verdeckt die Komplexität, mit der militärischer und ziviler Bereich miteinander verschränkt sind. Bei genauerem Hinsehen verwischt die gesetzte Grenze. Die Kontur löst sich auf und zeigt sich als äußerst schwammig und durchlässig. Der Friedensforscher Dieter Senghaas formulierte in diesem Sinne schon Ende der 1960er den Satz: »Frieden und Krieg sind heute keine eindeutigen Sachverhalte mehr, die Trennungslinie zwischen ihnen ist verschwunden« (Senghaas 1969: 5). Nicht nur berühren sich militärische und zivile Welt an vielen Stellen, sondern beide bilden gemeinsam ein verwickeltes Geflecht von unterschiedlichen Akteuren, Rahmenbedingungen, Kooperationen, Experimenten, Technologien oder ästhetischen Auffassungen. Krieg und Frieden oder der militärische und der zivile Bereich sind dann keine sich gegenseitig ausschließenden Konzepte mehr, sondern bilden ein Kontinuum auf den unterschiedlichsten Ebenen.

1 Latour 2002: 111

ALLTAGSHELDEN

Zum Eintritt in die Kampfhandlungen des Zweiten Weltkriegs vergibt die U.S.-Navy einen Großauftrag an die Firma EMECO (Electric Machine and Equipment Company). Die für den Krieg erforderlichen Flugzeugträger sollen mit seetauglicher Einrichtung ausgestattet werden. Gemeinsam mit dem Aluminiumhersteller ALCOA (Aluminium Company of America) werden leichte und durch eine Legierung stahlharte, jedoch rostresistente Stühle in nahtloser Verarbeitung entwickelt. 1944 beginnt die manufakturartige Serienproduktion. Die widerstandsfähige Qualität und die sanitärreine Oberfläche machen die Möbelstücke nach Kriegsende nicht nur für die militärische Nutzung interessant. In der Folge werden US-weit öffentliche Gebäude wie Ämter und Schulen, aber auch Büros und Fast-Food Restaurants, mit den Stühlen eingerichtet. Mit Rüstungsgeldern entwickelt, unternehmen die Aluminiummöbel einen Siegeszug quer über den amerikanischen Kontinent und verdrängen in weiten Teilen die herkömmliche, aus Holz gefertigte Objektmöblierung. Dem Unternehmensgründer Wilton C. Dinges bringen sie wichtige Marktanteile ein: »We build great chairs – and hunt a little,« so ungetarnt liest es sich heute auf der Website des Unternehmens.[2]

Das Modell 1006, der so genannte *Navy Chair*, wird zum Alltagsklassiker und als solcher zur Requisite zahlloser Hollywood Film- und Fernsehproduktionen, aber auch zum Sammler- und Museumsstück. Sein steril anmutendes Design, das wegen des Materials und der schlichten Form Emotionslosigkeit vermittelt, macht ihn zur Idealbesetzung von Verhörzimmern, wie etwa in Alex Proyas Science Fiction Thriller *I, Robot* (USA 2004), der im Amerika des Jahres 2035 spielt. Ein Möbel mit dem Impetus von Macht und Gewalt, einem, dem sich nichts in den Weg stellt. Kein Wunder also, dass der Hersteller heute noch mit dem Slogan »This Chair had to be Torpedo Proofed«[3] wirbt und auf die beinahe heroische Leistungsfähigkeit seines *Marines* hinweist.

Seine größten Erfolge feiert der *Navy Chair* allerdings auf dem Festland und in weitaus weniger kriegerischem Umfeld. Als Bestuhlung von Designer-Hotels und Bars taucht er erstmals in den 1990er Jahren wieder auf. Der Stuhl rüstet das Restaurant des Paramount Hotels in New York ebenso aus, wie den Starbucks Flagship-Store in Los Angeles. Neben den funktionalen Eigenschaften und der qualitätsvoll handwerklichen Verarbeitung ist es vor allem sein Status als amerikanische Produkt-Ikone, der zum Auswahlkriterium von Interior-DesignerInnen und ArchitektInnen wird.

---

2 URL: <http://www.emeco.net>.
3 URL: <http://www.emeco.net>.



Abbildung 1: »Ship Shape« Coverstory zum Re-Design des Navy Chair © *NY Times Magazine, Keith King, 1999.*



Abbildung 2: Ein In-Lokal in Wien, bestuhlt mit dem Navy Chair © *Astrid Fingerlos, 2005.*

Um dem No-Name-Entwurf von 1944 doch etwas von seiner Rohheit zu nehmen, beauftragt EMECO Ende 2000 den französischen Designer Phi-

lippe Starck mit einer Überarbeitung. Die formal verweichlichten Nachfolger *Hudson* und *Heritage* sind in ihrer Funktion erweitert: Diese sind stapelbar, je nach Ausführung poliert und veredelt oder weisen andere Variationen auf. Für Werbezwecke posierte damals der Entwerfer gemeinsam mit seinem Produkt – wie kann es anders sein – auf dem Deck eines Flugzeugträgers.

Auch wenn der Navy in der »1000 Chairs« umfassenden Stuhl-Enzyklopädie von Charlotte und Peter Fiell (Fiell/Fiell 1997) fast wie ein *Kriegsverbrecher* verschwiegen wird, gehören er und seine Kameraden heute zu den Klassikern im Design-Fachhandel. Seine Verdienste holte er sich jedoch im Alltag des Nachkriegs-Amerika.

Als *Kriegsprofiteur* könnte auch das amerikanische Designerpaar Charles und Ray Eames gesehen werden. Wer ihr Credo und ihre Arbeiten kennt, wird allerdings heftig protestieren. Dennoch bleibt es nicht zu leugnen, dass das Eames Office in seiner Entstehungsphase zu Beginn der 1940er Jahre maßgeblich durch Aufträge der U.S. Army finanziert wurde.

Charles und Ray Eames gelten als Pioniere dreidimensional verformter Schichthölzer. 1940 gewinnen sie gemeinsam mit Eero Saarinen – alle kennen sich von der renommierten Cranbrook Arts Academy bei Detroit im US-Bundesstaat Michigan – den Wettbewerb »Organic Design in Home Furnishing« des New Yorker Museum of Modern Art. Das Sieger-Projekt, ein Ensemble von in Form gepressten Sitzschalen, wird Ausgangspunkt weiterer Materialexperimente.

Nach ihrem Umzug nach Kalifornien verfolgt das junge Ehepaar Eames in einer improvisierten Werkstatt in seiner Wohnung in Los Angeles die gestalterischen Möglichkeiten dieser Technologie weiter. Aber der Kriegseintritt der USA trägt nicht gerade zu einer absehbaren Verbesserung ihrer schlechten Auftragslage bei. Die Bereitschaft zu Investitionen und die Übernahme von Entwicklungskosten für private Konsumgüter ist in der Industrie kaum gegeben. Wendell G. Scott, ein befreundeter Arzt aus St. Louis, bringt die beiden auf die Idee, die Schichtholz-Technologie für Beinschienen und Tragbahren, wie sie zur Heilung von Tausenden Kriegsversehrten in Übersee benötigt werden, anzuwenden.

Die U.S. Army akzeptiert nach mehrmaliger Überarbeitung einen Prototypen und bestellt im November 1942 die ersten 5.000 Beinschienen. Umgehend müssen eine adäquate Produktionsstätte gefunden und Werkzeuge für eine Serienproduktion entwickelt werden. Der Verkauf der Produktionsrechte an den Holzindustriellen und Kriegsveteranen Kolonell Edward S. Evans deckt die Investitionen. Evans besitzt riesige Waldflächen an der Nordwest-Pazifikküste und verspricht sich durch die Kooperation neue Nutzungs- und Absatzmöglichkeiten seiner Furnierhölzer. Er soll diese Entscheidung nicht bereuen. Bis zum Kriegsende ordert die U.S. Army an die 150.000 Beinschienen bei der Plyformed

Wood Company, die eigens für diese Produktion gegründet wird und später in die Molded Plywood Division of Evans Product übergeht.

Für Charles Eames ist dies die Möglichkeit, sich von seinem früheren Arbeitgeber Metro-Goldwyn-Mayer, wo er Filmsets entworfen hat, zu lösen und ein eigenes Studio aufzubauen. Im Zeitraum von 1942 bis 1945 wächst die Zahl der MitarbeiterInnen, die auf drei Standorte aufgeteilt werden, von drei auf 22, darunter WerkzeugtechnikerInnen, ArchitektInnen und BildhauerInnen. Im Team ist auch Harry Bertoia, der später durch eigene Möbelentwürfe Designgeschichte macht. Während dieser frühen Periode des Eames Office wird fast ausschließlich an der Verbesserung und Produktion der Beinschiene gearbeitet. Darüber hinaus werden Abwandlungen in Form von Armschienen und Tragbaren entwickelt. Im Gegensatz zur Beinschiene kommt es allerdings bei diesen Varianten nie zur Serienproduktion.



Abbildung 3: Demonstration der Beinschiene im Einsatz, 1942/43, © 2005 EAMES OFFICE LLC (www.eamesoffice.com).

Während sich die Sanitätsprodukte in gewisser Weise mit den Idealen von Charles und Ray Eames decken[4], ist das geheime Entwicklungsprojekt eines Gleitflugzeugs in Schichtholz-Leichtbauweise zum Transport von Kriegsgerät schon weniger humanistisch orientiert. Der Entwurf von

4 So wird in einer von Marilyn und John Neuhart gemeinsam mit Ray Eames herausgegebenen Publikation unterstrichen, dass die beiden eine sozial verantwortliche Arbeitsauffassung teilten: »The two shared the belief that designers and architects have the responsibility to provide solutions to human problems« (Neuhart/Neuhart/Eames 1989: 29).

1943 des *CG-16 Flying Flatcar* stammt von Hawley Bowlus von Airborne Transport Inc., die Entwicklung und Produktion der einzelnen Bauteile aus Schichtholz obliegen jedoch dem Eames Office beziehungsweise der Molded Plywood Division of Evans Product. Nach einem Unfall während eines Inlandfluges, bei dem sich die Fracht löst und der Pilot und ein Passagier getötet werden, wird die Produktion des Gleiters abgebrochen und die Entwicklung eingestellt. Nichtsdestotrotz ist die Arbeit am *Flying Flatcar* für die Eames keine verlorene Zeit, können sie doch die gewonnen Erfahrungen im Umgang mit großen Formteilen für spätere Projekte nutzen:

»Although the large-scale aircraft work was of relatively short duration, the Molded Plywood Division gained invaluable skills and experience in producing the large pieces of molded Plywood« (Neuhart/Neuhart/Eames 1989: 43).



Abbildung 4: Charles und Ray Eames, 1943, © 2005 EAMES OFFICE LLC (www.eamesoffice.com).

Nach Kriegsende können sich die Eames wieder guten Gewissens *häuslicheren* Aufgabenstellungen widmen und dort fortfahren, wo sie ursprünglich erfolgreich begonnen haben: im Möbelbau. Sie setzen sich selbst das Ziel, ihr zu Kriegszeiten gewonnenes Know-how über die industrielle Verformung von Schichthölzern für Billigmöbel einzusetzen. Die Molded Plywood Devision of Evans Products, die sich an Tragflächen und komplizierten aerodynamischen Formteilen geschult hat, baut von nun an elegante Sitzmöbel nach Entwürfen des Eames Office, die später zu Designklassikern und Stil-Ikonen des amerikanischen Wieder-

aufbaus werden. Die Modelle *LCW* und *DCW* oder der *Lounge Chair*, der Vorläufer des 1956 von Herman Miller in Produktion genommenen und heute von Vitra reeditierten *Lounge Chairs* (Modell 670) mit *Ottoman* (Modell 671), verweisen auch formal auf ihre Ursprünge im Flugzeugbau.

»Die Schichtholzstühle von Ray und Charles Eames, Meilensteine im modernen Möbelbau, sind das Ergebnis eines Forschungsprogramms, an dem die beiden während des Krieges arbeiteten« (Fiell/Fiell 1997: 255).



Abbildung. 5: DCW (Dining Chair Wood), Entwurf von Charles und Ray Eames, 1945, © 2005 EAMES OFFICE LLC (www.eamesoffice.com).

Die Zusammenarbeit mit US-Behörden setzt sich während der Zeit des Kalten Krieges fort. Ihren Höhepunkt findet diese in einer patriotischen Multimedia-Show anlässlich der Weltausstellung 1959 in Moskau. Zu sehen ist dort ein Setting mit sieben Großbildschirmen, das die Modernität und den Fortschritt der amerikanischen Industrie und Gesellschaft vorführen soll. Zum Verhältnis gegenüber ihren Auftraggebern fanden Ray and Charles Eames Ende der 1960er Jahre folgende Worte:

»Unser Interesse gilt den verschiedensten Aspekten der Kommunikation – Fotografie, Ausstellungen, Druckschriften, Film. Unsere pädagogische Tätigkeit hat diese Interessen noch verstärkt, und es ergab sich eine natürliche Überschneidung unserer Interessen mit denen der verschiedenen Regierungsstellen« (zitiert nach Lipstadt 1997: 151).

08/15-GEDANKEN

Die vorangestellten Episoden berichten von Dingen und Technologien, die einen Teil ihrer Geschichte im Militärischen ebenso wie im Zivilen haben. Die Liste an Produkten und Technologien, deren Ursprung im Militärischen zu suchen ist und deren Gebrauch sich im Zivilen wieder findet, ist vermutlich lang. Sie kann mit A wie Atomenergie begonnen und mit Z wie Zahnpasta beendet werden. Doch was findet sich dazwischen? Dinge, die lautstark davon sprechen, woher sie kommen, wie Sport- und Freizeitwaffen? Erfindungen, wie die der Konservendose, die sich Napoleon für seinen Russlandfeldzug wünschte? Ordnungsprinzipen und Grundlagen der industriellen Massenproduktion wie Logistik und Standardisierung? Ikonen wie die Ray-Ban-Brille, das Schweizer-Offiziersmesser, der Volkswagen, die Vespa, das Zippo-Feuerzeug und viele andere? Bekleidungs-Klassiker wie der Trenchcoat, das Tank-Top, die Bomberjacke, der Parker oder die Springerstiefel? Die mit Camouflage-Muster applizierten Gimmicks? Kommunikationstechnologien wie Internet, GPS oder Mobiltelefone?

Tatsächlich ist es so, dass die Schnittmenge zwischen Militärischem und Zivilem in Bezug auf das Design und die materiellen Strukturen ein reichliches Arsenal liefert. Es sticht ins Auge, dass das Militärische und das Zivile auf eine vielschichtige Weise miteinander verwoben sind. Zugleich sind diese Beziehungen von Unschärfe gekennzeichnet und scheinen unentwirrbar zu sein. Einer genaueren analytischen Betrachtung entziehen sie sich dadurch.[5] Wir möchten trotzdem versuchen, jene Verflechtungen zu enttarnen.

Die Ebene, der wir in unserem Beitrag auf den Grund gehen wollen, ist die des Designs. Der Begriff *Design* umfasst im Deutschen zwei Bedeutungen: Design meint zum einen den eigentlichen Prozess des Gestaltens. Zum anderen beschreibt Design die Formgebung einer Sache.

Bei der ersten Definition steht der technische, konstruktive Aspekt im Vordergrund. Design wird hier bestimmt als Praxis. Diese Begriffsbestimmung verweist auf die Herstellungssphäre. In unserem Fall wäre das jenes verworrene Netz von Settings, die einen Designprozess erst einmal in Gang bringen und ihn im Weiteren strukturieren. Wie wir bei dem *Navy Chair* und den dreidimensional verformten Schichtholz-Produkten des Eames Office gesehen haben, ist der Arbeitsablauf nicht selten aufs engste mit militärischen Kontexten verknüpft. Dieser Schnittstelle wollen

5 Getan ist es auch nicht mit Theorien vom »militärischen industriellen Komplex (MIK)«, wie sie in den späten 1960er und 1970er Jahren seitens einer marxistischen Friedensforschung prominent geworden sind. Können einige Ansätze zwar in eine gegenwärtige Diskussion integriert werden, so verdeckt das Konzept des MIK in seiner Formelhaftigkeit im Grunde vielschichtige und komplexe Phänomene (vgl. Rosen 1973).

wir auf den Grund gehen, wobei wir nicht so sehr einen normativen Aspekt in den Vordergrund stellen, sondern vielmehr auf die Prozesse des Entstehens hinweisen, um Strukturen und Zusammenhänge freizulegen.

Die zweite Auslegung bezieht sich auf das Endprodukt. Der Begriff *Design* beschreibt hier das Artefakt und seine Gestaltung. Für unsere Thematik interessiert: Welche Funktionsbestimmungen legen eine Designlösung fest? Es kristallisieren sich Anwendungsbereiche dadurch heraus, dass gerade dieses Produkt eine Gestalt bekommt und dass Objekte so und nicht anders entworfen werden. Ein bestimmtes Design legt einen spezifischen Umgang fest. Dinge vermitteln in gewisser Weise Handlungsanweisungen und liefern das Rüstzeug für unsere sozialen Verhältnisse. Daraus ableitend stellt sich die Frage nach der Wechselwirkung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen AnwenderInnen und Produkt. Auf der anderen Seite ist es aber sicher auch so, dass Objekte einen Spielraum der Verwendungsweise mit ihnen eröffnen. Dinge können umgewidmet und umgenutzt werden. Der *Navy Chair* kann zum Beispiel vom Bereich des Krieges in den des Friedens übergehen.[6]

Es wäre falsch, die beiden Auslegungen des Begriffs *Design* – Design als Prozess, Design als Produkt – als sich gegenüber stehend zu behandeln. Prozess und Endprodukt sind hingegen aufs engste miteinander verknüpft. Wenn etwa im Zuge einer militärischen Notwendigkeit in den Labors Materialforschung vorangetrieben wird, dann hat das so entwickelte Material Einfluss auf neuartige Gestaltungsmöglichkeiten von Objekten, was sich dann wieder auf die NutzerInnen auswirkt.

Die alltägliche Redewendung 08/15, die auf die Bezeichnung eines deutschen Standard-Maschinengewehrs des Ersten Weltkriegs zurückzuführen ist und für »Nichts Besonderes« steht, verweist auf die symbiotische Beziehung von Militärischem und Zivilem. Ganz gewöhnliche Dinge dienen auch als Anschauungsbeispiele unseres Beitrags: banale Sitzmöbel. Deren Geschichten erzählen von einer Normalität: Der Normalität des Militärischen im Zivilen.

6 Dass diese Transformation doch eine verzwicktere ist, als sie sich hier darstellt, darauf werden wir noch zurückkommen.

HEIMATFRONT

What we do is more innovative engineering. We often have to figure out how to work with experimental fabrics with the goal to provide protection, mobility, comfort and fit. We're looking to give warfighters the capability they need in the field.

Heather Cunning[7]

Hinter fast jedem Ausrüstungsgegenstand im Militär steht auch ein Designprozess. In der Regel bleibt dieser Prozess unterbelichtet. Wird Design zum Thema gemacht, dann in Bezug auf das Endprodukt. So tauchen ständig Begriffe wie Ergonomie, Funktionalität oder Usability im Kontext mit militärischen Ausrüstungsgegenständen auf, der dahinter liegende Akt des Gestaltens verschwindet aber zumeist unter der Oberfläche.

Der Konzern Heckler & Koch beispielsweise beschreibt das für die deutsche Bundeswehr entwickelte Gewehr *G 11* mit den Worten: »[...] gutes ergonomisches Design, dadurch hohe und schnelle Feuerbereitschaft.« Zu zivilen Ehren kommt die Waffe 1982 in der Designausstellung »Die gute Industrieform«, veranstaltet vom Industrie Forum Design Hannover (vgl. Klitzke 1984). 25 Jahre später findet sich auf der Webseite von Heckler & Koch in fast gleichlautendem Jargon:

> »Die Heckler & Koch Produkte werden den höchsten Ansprüchen von Sicherheitskräften, Spezialeinheiten und des Militärs gerecht. Dies bedeutet für den Anwender [h]ohe Schützensicherheit und Präzision durch intelligentes Design, integrierte Sicherungssysteme, Verwendung bester Werkstoffe und modernste Fertigung.«[8]

Militärisches Equipment präsentiert sich in Form von fertigen Gegenständen. Alle, die daran gearbeitet haben, sind abwesend. Anwesend ist das Produkt. Als solches ist es dann scheinbar der militärischen oder der zivilen Sphäre zuordbar. Das Gewehr *G 11* von Heckler & Koch bestimmen wir automatisch als militärisches Objekt. Hingegen reihen wir die von Philippe Starck oder von Charles und Ray Eames designten Stühle in die zivile Sphäre ein. Das Endprodukt verdeckt allerdings, dass es lediglich ein Ausschnitt von heterogenen sozialen und kontextuellen Sachverhalten ist. Cornelius Castoriadis Definition, wonach Technik als »das ins Werk-Setzen eines Wissens« ist (Castoriadis 1983: 199), ist auch für unsere Annäherung an Design treffend. Denn Castoriadis' Auslegung verschränkt das fertige Produkt mit seinem Prozess. Die zu einem bestimmten Zeitpunkt jeweilige Gestalt eines Produkts ist das Resultat fragmentierter Verfahrensweisen entlang militärischer Zusammenhänge ebenso wie entlang ziviler. Notwendig ist es daher, Gebrauchsobjekte zu

7 URL: <http://www.natick.army.mil>. Heather Cunning ist Designerin bei U.S. Army Soldier Systems Center-Natick.

8 URL: <http://www.heckler-koch.de/oldsite>.

historisieren und zu kontextualisieren. Der Blick wendet sich dann vom gefertigten Produkt hin zur Fertigung von Produkten.

Wie uns die Beinschiene von Charles und Ray Eames gezeigt hat, ist sie das Ergebnis eines Zusammenspiels unterschiedlicher Interessen und Konstellationen. Indem wir einleitend die Aufmerksamkeit auf den Gestaltungsprozess der Beinschiene gelenkt haben, wollen wir zeigen, dass sie weder ein rein militärisches Produkt, noch ein rein ziviles ist.

Der Werdegang der Beinschiene beginnt in der Cranbrook Arts Academy, wo Ray und Charles Eames gemeinsam mit Eero Saarinen studieren und mit dreidimensional verformten Schichthölzern experimentieren. Er setzt sich fort, als der mit den Eames befreundete Arzt Wendell G. Scott die Idee formuliert, Beinschienen mit der Schichtholz-Technologie herzustellen. Nun nimmt die Beinschiene Gestalt an und geht, nachdem die U.S. Army den Entwurf akzeptiert, in Produktion, um an der Front ihre Dienste zu leisten. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebt ein Teil der Beinschiene in den Möbelentwürfen des Eames Office fort.

An welchem Punkt tritt nun die Beinschiene vom Bereich des Friedens in den Bereich des Krieges über? Vielleicht von Anfang an, als Charles und Ray Eames mit Eero Saarinen an dreidimensional verformten Schichthölzern experimentieren und die Technologie noch in ihren Kinderschuhen steckt? Oder als Wendell G. Scott der Geistesblitz kommt, von der Schichtholz-Technologie für Beinschienen Gebrauch zu machen? Als die U.S. Army den Prototypen übernimmt? Als die Produktion anläuft? Als die Beinschiene in den Feldlazaretten bei den Kriegsverletzten zum Einsatz kommt?

An keinem Zeitpunkt, behaupten wir, denn die Frage ist als solche schon falsch gestellt. Es liegt nicht im Interesse dieses Aufsatzes, eine Antwort darauf zu finden, wo das Militärische und wo das Zivile beginnt. Unsere Intention ist stattdessen, zu zeigen, dass militärischer und ziviler Bereich in komplexer Weise miteinander verflochten sind. Ziel kann daher auch nicht sein, eine Scheidelinie zwischen Militärischem und Zivilem als solche festzulegen. Die Kontur ist eine durchlässige. Das Feld Design ist dann ein Bereich von vielen, wo Akteure, Interessen, Handlungen oder Sachverhalte vom Militärischen ins Zivile übergehen und umgekehrt.

Diktatur der Dinge

Was bedeutet es, wenn ein Großteil der Dinge, die uns im Alltag umgeben und unser Leben gestalten, den Krieg ebenso ausrüsten wie den Frieden? Was heißt es, wenn Design durch viele Knotenpunkte mit dem Militärischen verknüpft ist?

Ist es tatsächlich so, wie Paul Virilio kategorisch behauptet: »Wir alle sind bereits Militärs in zivil« (Virilio 1984: 24)? Befinden wir uns im Zustand eines »fragmentierten Kriegs, der seinen Namen nicht nennt, eines inneren Kriegs, gleichsam in den Eingeweiden der Gesellschaft« (Virilio 1984: 40)?

In seinem Buch *Die Hoffnung der Pandora* zeigt Bruno Latour anhand der Auseinandersetzungen um das Waffenrecht in den USA, wie der Ort von Dingen im sozialen Raum gefasst werden kann (Latour 2002). Da diese Gedanken auch zu einem klareren Verständnis in Bezug auf das Verhältnis von Design und einem »Banalen Militarismus« (Thomas/Virchow) beitragen, möchten wir hier auf sie eingehen:

»›Feuerwaffen töten Menschen‹ ist eine Losung jener Leute, die sich in den USA für eine Einschränkung des Waffenverkaufs einsetzen. Darauf konterte die *National Riffle Association* (NRA) mit dem Slogan: ›Es sind die Menschen, die töten, nicht die Waffen.‹ Die erste Losung ist materialistisch: Die Waffe tut selbst etwas aufgrund ihrer *materiellen* Bestandteile, die sich nicht auf soziale Eigenschaften des Schützen reduzieren lassen. Die Waffe macht auch einen braven Mann und gesetzestreuen Bürger gefährlich. Dagegen bietet die NRA einen *soziologischen* [...] Zugang an: Für sich genommen oder aufgrund ihrer materiellen Bestandteile tut die Waffe nichts. Sie ist nur ein Werkzeug, ein Medium, ein ganz neutraler Träger für einen dahinterstehenden Willen« (Latour 2002: 214, Hervorhebungen im Original).

Übertragen auf den Themenkomplex Design stellt sich für uns die Frage, ob und inwieweit Design oder eine spezifische Gestaltung von Dingen unsere Handlungen und sozialen Verhältnisse festlegen. Hinsichtlich der Einschätzung des Stellenwerts von Artefakten, Dingen und Technologien in Bezug auf den Menschen differenziert Bruno Latour zwei Positionen. Diese korrespondieren mit zwei Sichtweisen, die sich in den Kultur- und Sozialwissenschaften grob unterscheiden lassen:[9]

Der erste Theorietyp bestimmt Artefakte und Technik als vom Menschen autonome Phänomene, die dem Subjekt ihre Herrschaft aufzwingen. Die Waffe ist es, die tötet. Nicht wir sind es, die über unser Verhalten entscheiden, sondern es ist vielmehr so, dass das Objekt, das Design (ob Waffe oder Stuhl) den bestimmten Umgang in sich schon voraussetzt. Den Produkten und Alltagsgegenständen, die uns umgeben, sind Handlungsanweisungen eingeschrieben, denen wir unterworfen sind. Dinge haben eine Eigenmacht, haben ihre eigene Logik, ihre eigenen Gesetze und zwingen uns diese im Gebrauch auf. Paul Virilio kann zu den Vertretern dieser Objekt-deterministischen Sichtweise hinzugezählt werden, wenn er etwa schreibt, dass wir immer schon »von ihr [der militärischen Technik, A.F./T.G.] benutzt worden [sind]« (Virilio 1984: 80).

9 Einen guten Überblick über die theoretische Auseinandersetzung hinsichtlich des Verhältnisses Mensch-Objekt liefert Susanne Fohler in ihrem 2003 erschienen Band »Techniktheorien. Der Platz der Dinge in der Welt des Menschen« (Fohler 2003).

Die zweite Position begreift Dinge als Mittel des Menschen. Der Mensch ist es, der tötet, nicht die Waffe. Der Mensch benützt und gebraucht das Ding nach seinem Gutdünken, nicht das Ding benützt den Menschen. Bezugspunkt ist der Mensch. Artefakte und Designs sind reine Instrumente des Handelns und dem Menschen wird Verfügungsgewalt über die ihn umgebenden Gegenstände und Objekte zugesprochen.

Beide Sichtweisen sind in Widersprüchlichkeiten gefangen. Zum einen ist es sicherlich der Fall, dass Artefakte, Technologien und Designs soziale Verhältnisse im Alltag (oder im Militär) durchdringen und verändern. Es spielt eine Rolle, wie die Dinge beschaffen sind, die wir gebrauchen und nutzen. Dinge weisen uns an und konstituieren damit unsere sozialen Bedingungen. Zum anderen ist es aber auch so, dass wir gegenüber den uns umgebenden Dingen frei entscheiden können, wie wir diese gebrauchen. Die Art und Weise, wie wir mit den Artefakten umgehen, legen zu einem großen Teil auch wir fest.

Lassen sich die Unvereinbarkeiten der beiden Positionen überwinden? Wie könnte ein Zugang aussehen, der die beiden Ausprägungen – Diktatur der Dinge versus Dinge als Instrumente des Menschen – hinter sich lässt? Wenden wir uns noch einmal Bruno Latour zu: »Wer ist nun also *Akteur* in meiner kleinen Geschichte, die Waffe oder der Bürger?« fragt er, um dann mit einem Augenzwinkern zu antworten: »*Jemand anderes*« (Latour 2002: 218).

Bruno Latours Wortspiel verweist auf eine menschliche *und* eine dingliche Seite, die offensichtlich eng miteinander verzahnt sind. Das Verhältnis Ding und Mensch wird in deren Zusammenspiel definiert. Humane, apparative und technische Konstellationen sind sich gegenseitig durchdringende Sphären, die sich zu einer neuen Gegebenheit verbinden. Das Ding wird dann ebenso Akteur wie der Mensch, der das Ding benutzt. Beide verändern in ihrem gegenseitigen Zusammentreffen ihren Subjekt-/Objektstatus (und ihre Praxis). Statt Mensch und Dinge als Gegensatz zu denken, geht es um eine »Aufgabe der Dichotomie von Subjekt und Objekt« (Latour 2002: 219).

Dinge als solche haben kein (herrschaftliches) Wesen, sie gelangen erst zu ihrer Existenz, wenn sie – wie auch immer – benutzt werden, ansonsten sind sie nur Materie. Davon auszugehen, der *Navy Chair* habe für sich ein militärisches Wesen, ist unplausibel. Erst im Zusammentreffen mit Menschen wird der Stuhl als Stuhl (oder als Schaustück im Museum, als Designklassiker im Shop, als Requisite eines Verhörzimmers, als Bestuhlung eines Restaurants) hergestellt. Mit dieser Feststellung wollen wir die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass zwischen Mensch und Objekt Spielräume bestehen. Spielräume, in denen sich Menschliches und Materielles treffen. Der Begriff Spielraum verweist darauf, dass das Verhältnis nicht festgelegt ist, sondern dass im Crossover von Produkt und Mensch sich immer wieder veränderte Gegebenheiten einstellen (vgl. Latour 1996; Latour 2002).

Die Einsicht, dass Dinge für sich nicht diktatorisch sind, mag ebenso trivial wie einleuchtend sein. Umgekehrt kann auch behauptet werden, dass Gegenstände nur bis zu diesem Zeitpunkt für sich existieren, bis sie in den Kontext von sozialen Praktiken gestellt werden. Und das sind sie quasi immer schon. Insofern sind sie grundlegender Teil gesellschaftlichen Handelns.

Wir lassen die Kategorie Herrschaft im Gegenüber von Ding und Mensch zurück. Woran kann dann aber das Unbehagen festgemacht werden, dass sich angesichts der Schnittmenge von militärischem und zivilem Bereich in der materiellen Kultur einstellt und Ausgangspunkt dieses Aufsatzes ist? Wie anfangs durch die Spurensuche an Designobjekten deutlich wurde, sind es ganz bestimmte Orte, Interessen und Konstellationen, die Handlungsketten festlegen, die sich entlang eines Produkts auftun. Die Entwicklung, der spezifische Einsatz und der jeweilige Gebrauch von Dingen sind nicht eindimensional. Hingegen sind es innerhalb eines spezifischen Machtverhältnisses strategisch wichtige Orte, wo sich bestimmte Sachverhalte kreuzen. Michel Foucault hat diese Orte als »Dispositive« bezeichnet (Foucault 1978; vgl. auch Latour 2002: 235). Diese wirken regulierend und mobilisierend. Sie rekrutieren die Dinge, die uns umgeben und die wir gebrauchen. Dort wird Design als Zweckgerichtetes gestaltet und wird eine spezifische materielle Ordnung mit unserer Gesellschaft verknüpft. Zu unterstreichen ist, dass diese Prozesse ambivalent sind. Sie zeigen sich voller Widersprüche und damit auch voller Spielräume entlang mehrdimensionaler Ebenen. Springerstiefel tragen auch Punks und das nicht nur wegen eines symbolischen Motivs.

KUNSTSCHAUPLATZ

Seit Beginn der beiden Golfkriege und des Krieges in Ex-Jugoslawien sowie angesichts der anhaltenden Kriege in vielen Teilen der Welt gewinnt das Thema Krieg und Gewalt auch in der Kunst neue Aktualität. Thematisch fokussierte Ausstellungsprojekte wie das von Peter Weibel kuratierte »M_ARS – Kunst und Krieg«, Graz 2003 (vgl. Weibel/Holler-Schuster 2003) oder die im selben Jahr in der Kunsthalle Wien gezeigte Ausstellung »Attack. Kunst und Krieg in den Zeiten der Medien« (vgl. Mackert/Matt/Mießgang 2003) beschäftigten sich mit diesem Phänomen. Museen, Ausstellungshallen und Galerien werden zum Exerzierplatz künstlerischer Auseinandersetzung.

Künstlerische Praktiken setzen dabei oft dort an, wo die Grenzen zwischen Krieg und Frieden durchlässig werden. Aneignung und Dekontextualisierung von Dingen ist eine der zentralen Strategien. Indem Kunst Dinge entweder aus ihrem Kontext kippt oder den Dingen ihren

eigentlichen Kontext zurückgibt, schafft Kunst eine Kontrastfolie zu einer Normalität (oder Banalität). Kunst geht subversiver und damit enttarnender mit Dingen um. Dinge werden umgeordnet, umgenutzt, sabotiert oder missbraucht. Unvermutete Züge werden dann an ihnen sichtbar.

Die Waffe war kürzlich Thema eines Semesterprojekts von Produktdesign-Studierenden der Universität der Künste in Berlin. Eine anschließende Ausstellung mit dem Titel »Big Boys Toys« bezieht Position zum Objekt Waffe.[10] Zu sehen war auch eine Arbeit des Künstlers Sencer Vardarman. Die *Chart of Arms* versammelt aus dem Internet heruntergeladene Bilder von Waffen und Pistolen von 171 Unternehmen aus 47 Ländern. Die penibel in alphabetischer Ordnung aufgereihten Bilder sind miniaturisiert und präsentieren sich formal verniedlicht und bagatellisiert als Tapete.



Abbildung. 6: Taking Aim*, © Tonia Welter, UdK Berlin/designtransfer, Big Boys Toys, 2004.*

Taking aim von Tonia Welter stellt einen Strickhandschuh dar, der der klassischen, Pistole-herbeizitierenden Kinderspiel-Geste ein Objekt gibt. Geste und Artefakt verbinden sich zu einer neuen Einheit, die den menschlichen Handlungsbereich erweitert. »Einmal angezogen, kann die

10 Vgl. URL: <http://www.designtransfer.udk-berlin.de>. Das Motiv der Ausstellungseinladung ist auch das Umschlagsbild dieses Bandes. *Morgendliches Toastbrot zur Waffe zurechtgeknabbert*, ©Konrad Schorlemmer, UdK Berlin /designtransfer , Big Boys Toys, 2004.

Hand nichts anderes tun als schießen, denn Zeige- und Mittelfinger bilden unweigerlich den Revolverlauf.«[11]

Subtilere Bezüge zum Militärischen finden sich in den Projekten der in Paris lebenden britischen Künstlerin Lucy Orta. Sie führt Dinge und Materialien zusammen, die uns aus einem militärischen Kontext bekannt sind, indem sie High-Tech-Textilien zu multi-funktionaler Kleidung verarbeitet. Das Konzept Kleidung wird in Lucy Ortas Arbeiten umdefiniert. Kleidung bekommt eine neue Qualität, sie wird zum Vehikel für das Überleben in der Großstadt. Sie wird portable Umwelt und modulare Architektur, kann erweitert werden zu einem Schutzraum oder wird zur Hülle integrierter Informations- und Kommunikationstechnologien für einen vernetzten und angeschlossenen Körper. Ihre Designlösungen sollen die Situation von ortlosen, individualisierten, marginalisierten Subjekten verbessern. 1992 verwirklicht sie die Arbeit *Refuge Wear*, wo die Künstlerin einen bodenlangen, silbernen Poncho aus aluminiumbeschichtetem Polyamid, der zu einem Zelt umfunktioniert werden kann, entwickelt. Das Projekt *Collective Dwelling* (1998-99) zielt darauf ab, Lösungen zu gestalten, die einen privaten, intimen Raum in der Großstadt herstellen. Hingegen stellt *Connector* (2000) eine architektonische technologisierte Infrastruktur zur Verfügung, die es Menschen erlaubt, ein offenes Kommunikationsnetzwerk aufzubauen.

In Lucy Ortas Konzept von Kleidung manifestieren sich formale Qualitäten, die an den *Urban Warrior*, den gegenwärtigen Soldatentypus, anklingen. Mit dem Kampf in der Stadt, den MOUT (Military Operations in Urbanized Terrains), veränderte sich auch die Ausrüstung des Soldaten, damit auch seine Beziehung zu seinem Körper wie zum kollektiven Soldatenkörper. Der *Urban Warrior* oder auch *Future Force Warrior* präsentiert sich als ein autonomes, individualisiertes Kampfsystem, technologisch verlinkt und vernetzt.

»Survival in der Megalopolis« (Ribettes 1996) ist auch das Credo von Lucy Ortas Werk. Indem sie mit ihren Designlösungen allerdings Menschen ausrüstet, die an der sozialen Peripherie leben, wie Obdachlose oder Flüchtlinge, tun sich in der materiellen Kontinuität von militärischem und zivilem Bereich eigentümliche Widersprüche auf. Was hier den Anschein des Produkthaften oder gar seriellen erweckt, ist als Unikat dem Kunstschauplatz zuzuordnen und nicht als Massenware erhältlich. Dies liegt auch nicht in der Intention der Künstlerin. Mit ihren konzeptionellen Ansätzen gibt sie uns ein Gespür, dass die Schnittmengen von Krieg und Frieden äußerst heterogen und vielschichtig sind.

Unser Beitrag versteht sich als vorläufiges Ergebnis eines Work in Progress', wobei am Ende ein Ausstellungsprojekt stehen soll, das unterschiedliche Positionen versammelt und vermittelt. In diesem Forschungsunternehmen haben wir zum einen versucht, einstweilige Antworten und

11 URL: <http://www.designtransfer.udk-berlin.de>

Positionen festzuhalten, zum anderen ging es uns darum, einzelne Gedanken aufzugreifen und diese in den Raum zu stellen. Deutlich geworden ist, dass die Verschränkung von militärischem und zivilem Bereich entlang einer materiellen Kultur ein äußerst vielschichtiges und komplexes Phänomen ist, welches nicht mit einer eindimensionalen Theorie gefasst werden kann. Bewusst haben wir künstlerische Positionen an das Ende gestellt. Der dem militärischen Wortschatz entlehnte und oft strapazierte Begriff der Avantgarde erscheint uns gerade in diesem Zusammenhang als pointiert und treffend. Künstlerische Auseinandersetzungen dienen uns als Vorhut der Theorie, um die weißen Flecken im Feld der materiellen Kultur zu erkunden. Sie wecken Ahnungen, wie ein theoretischer Bezugsrahmen hergestellt werden könnte und eröffnen die Chance einer Diskussion.

LITERATURVERZEICHNIS

Castoriadis, Cornelius (1983): »Technik«. In: Ders.: Durchs Labyrinth. Seele, Vernunft, Gesellschaft, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Fiell, Charlotte/Fiell, Peter (1997): 1000 Chairs, Köln: Taschen.

Fohler, Susanne (2003): Techniktheorien. Der Platz der Dinge in der Welt des Menschen, Bonn: Wilhelm Fink.

Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve.

Klitzke, Udo (1984): »Ästhetik der Kriegswaren und ›Gute Industrieform‹«. [Online-Dokument], URL: <http://www.uni-muenster.de/PeaCon/wuf/wf-84/8450900m.htm> [06.03.2005].

Latour, Bruno (1996): »Dinge handeln – Menschen geschehen«. In: Ders.: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, Berlin: Akademie-Verlag, S. 108-116.

Latour, Bruno (2002): Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Lipstadt, Hélène (1997): »›Eine natürliche Überschneidung‹. Charles und Ray Eames und die amerikanische Regierung«. In: Library of Congress and Vitra Design Museum (Hg.): Die Welt von Charles und Ray Eames, Berlin: Ernst & Sohn, S. 151-177.

Kunsthalle Wien/Mackert, Gabrielle/Matt, Gerald/Mießgang, Thomas (Hg.) (2003): Attack. Kunst und Krieg in den Zeiten der Medien, Göttingen: Steidl.

Neuhart, John/Neuhart, Marilyn/Eames, Ray (1989): Eames design. The Work of the Office of Charles and Ray Eames, Berlin: Ernst.

Ribettes, Jean Michel (1996): Refugee out of Vanity, [Online-Dokument], URL: <http://studioorta. free.fr/lucy_orta/essays_ribettes.html> [06.03.05].

Rosen, Steven (Hg.) (1973): Testing the Theory of Military-Industrial-Complex, Lexington/MA: Lexington Books.

Senghaas, Dieter (1969): Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit, Frankfurt/Main: Europa Verlagsanstalt.

Virilio, Paul/Lotringer, Sylvère (1984): Der reine Krieg, Berlin: Merve.

Weibel, Peter/Holler-Schuster, Günther (Hg.) (2003): M_ARS – Kunst und Krieg, Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz.

»MILITÄR IN MODE« – »MILITARY LOOK« ALS TEIL POLITISCHER KULTUR: VERGESCHLECHTLICHTE SELBSTINSZENIERUNGEN UND NEOLIBERALE SELBSTTECHNOLOGIEN

CHRISTIANE LEIDINGER

»Military Look« ist in – oder auch out. Zumindest, wenn frau/man dem in/out-Index der Zeitschrift Vogue aus dem Jahr 2004 über die »letzten Ausläufer dieses einst sehr mächtigen Trends« Glauben schenkt.[1] Was normativ für den Laufsteg gilt, sieht im bundesdeutschen Straßenalltag mit seinen Gesetzmäßigkeiten anders aus. Auf der Straße, im Bahnhof, in Bibliotheken, Diskotheken und U-Bahnen und an vielen anderen öffentlichen Orten haben wir sie schon gesehen – auch ohne in Kasernennähe zu wohnen: die Kleidungsstücke und Accessoires in Khaki oder sogar tarngemustert.

Innerhalb der Forschungsliteratur ist das Phänomen des »Military Look« wenig beachtet. Meines Wissens liegt bislang keine empirisch fundierte Analyse zum Thema vor. Politisch wie wissenschaftlich gibt es kaum mehr als die subjektive Wahrnehmung der Existenz dieser Phänomene (Ausnahme: Poschardt 1998). Hinzu kommt noch die – meinem Eindruck nach in der antimilitaristischen, politischen Szene weit verbreitete – Ansicht, dass »Military Look« in den letzten Jahren verstärkt zu sehen ist.

Die verschiedenen Ausprägungen des »Military Look« lassen sich als Phänomene des »Banal Militarism« fassen (vgl. Virchow/Thomas 2004: 298; 324). Solche Alltagsphänomene und -mechanismen sind auch als Teil politischer Kultur aufschlüsselbar, und zwar als Dimension des Praxisfelds Alltag/Lebenswelt (vgl. Reichel 1991: 123). Politische Kultur ist

1 URL: <http://www.vogue.de/vogue/2/1/content/02505/> Text 2004 [2/2005]. Elke Koch, Ariane Brenssell, Stefanie Soine, Therese Walther, Isolde Badel und Sandra Höfinghoff sowie den HerausgeberInnen Fabian Virchow und Tanja Thomas danke ich herzlich für kritische Lektüre, Hinweise und/oder Dis-kussionen.

im wissenszentrierten Ansatz von Birgit Schwelling ein sinnreich gegliedertes Ganzes; entsprechend können sich kulturelle Muster als Wissensbestände über die Mikro-, Makro- und Mesoebene erstrecken und müssen insofern integriert und kontextualisiert betrachtet werden. Mit dieser Herangehensweise lassen sich auch unreflektierte Alltagsorientierungen und der eigenen Reflexion entzogene Denkgewohnheiten sowie Handlungen erfassen (vgl. Schwelling 2001: 614-616; 623), die bezüglich des »Military Look« vermutbar sind. Um Assoziationen und Bedeutungen des »Military Look« als soziales Handeln und kulturelle Praxis erstmals konkret/er zu fokussieren und analytisch aufzufächern, wird über die Politische Kulturforschung hinaus v.a. auf Ansätze der feministischen Militarisierungsforschung und der governementality studies zurückgegriffen, da mit diesen das individuelle Einüben bestimmter Muster erschlossen werden kann, die sich auch kollektiv zeigen.

Das ablehnende Unbehagen gegenüber dem »Military Look« und seiner Präsenz in der Öffentlichkeit ist zwar politisch einfach benennbar, erweist sich aber in der Beschreibung und Analyse als sehr schwer zu greifen. Der »Military Look« zeitigt eigenlogische Camouflage-Effekte: existent, bei näherem Hinsehen aus der Nähe auch sichtbar, aber in seiner Subtilität dennoch gut getarnt. Dieser Text versteht sich als Inspiration für weitere Versuche einer De-Camouflagierung der Tarnmuster.

MILITARY DIARY – EIN BERLINER TAGEBUCH IM FRÜHSOMMER 2004

Tagebuch als Methode

»Military Look« als »Banal Militarism« zeigt sich im Alltag.[2] Um diese Mode als Muster sichtbar zu machen bedarf es einer Methode, mit der direkt im öffentlichen Alltag erlebbar, gewissermaßen begleitend eine wissenschaftliche Datenbasis generierbar wird. Da es wenig geeignete methodische Anknüpfungspunkte gibt, diesem Alltagsphänomen auf die empirisch-wissenschaftliche Spur zu kommen, wurde dies zu einer methodischen Herausforderung. Die Leerstellen im Einzelnen: Bei der klassischen Form der Feldforschung, der teilnehmenden Beobachtung (vgl. z.B. Lamnek 1989: 233-311) – auch in der Politischen Kulturforschung angewandt –, wird ein bestimmter Personenkreis, also die TrägerInnen von derlei Phänomenen ›gesucht‹ und diese dann beobachtet. Bereits der Fakt, dass es sich bei den etwaigen TrägerInnen des »Military Look«

2 Alltag wird hier als heuristische Kategorie verwendet. Zur Problematik des Alltagsbegriffs und der Alltagsforschung vgl. Dewe/Ferchhoff (1991 [1984]) und Haug (2003).

nicht um eine soziale Gruppe mit bestimmten Orten handelt, warf methodisch Probleme auf:

Ein standardisierter Beobachtungsbogen als quantitatives Methodeninstrument, das prinzipiell meinem Anliegen nahe kam, erwies sich u.a. als problematisch, da dieses Verfahren einen Status als Beobachterin expliziert, mit dem eine Art aktive Suchbewegung nach den Phänomenen einhergehen muss, die gerade vermieden werden soll. Denn es geht um die ›bloße‹, aber eben nicht aufmerksame, planmäßige oder zielgerichtete Wahrnehmung der Phänomene im Alltag. Eine einfache, nicht teilnehmende Beobachtung kam nicht in Frage, vor allem da diese auf einem Blick ›von außen‹ basiert. Auch dies entspricht nicht der hier skizzierten Problematik, dass sich »Military Look« gleichsam mitten unter uns präsentiert. Das Phänomen soll und kann nicht »in seiner eigenen Welt« (David Matza) aufgesucht und zu diesem Zweck an dieser partizipiert werden, sondern es geht um die alltäglich-integrierte Wahrnehmung. Der Anknüpfungspunkt am eigenen Alltag der Forscherin – eben nicht einem klar umrissenen wissenschaftlichen Feld –, erscheint mir insofern nur folgerichtig. Deshalb liegt es nahe, eine Art Tagebuch – ein »Military Diary« – zu führen, das nicht meine Gefühle und Gedanken zum Thema reflektiert, sondern die von mir erfahrenen und wahrgenommenen Phänomene rund um Militärisches bzw. daraus Entlehntem sammelt, dokumentiert und in der Zusammenschau auswertbar macht.

Im Gegensatz zum Terminus *Protokoll* steht der Begriff *Tagebuch* gleichermaßen für die Tagtäglichkeit und die Alltäglichkeit der untersuchten »military«-Phänomene. Mit dem empirischen Material, das ich aus der Tagebuch-Methode generiert habe, beanspruche ich selbstredend weder Repräsentativität noch Vergleichbarkeit – etwa mit anderen Städten. Erkenntnisziel des Vorgehens ist eine stichprobenartige ausschnitthafte Erhebung über die Alltäglichkeit des »Military Look« am Beispiel meines Berliner Alltags. Die Erhebung und Auswertung des Materials kann einen ersten empirisch fundierten Eindruck davon vermitteln, ob, wie und in welchem Ausmaß militärische bzw. aus dem Militär entlehnte Phänomene im Alltag auftreten und um welche es sich dabei handelt bzw. wie diese beschaffen sind.

Methodisch will ich noch auf eine spezifische Problematik auf-merksam machen: In der Sozialpsychologie und der Kognitionswissenschaft ist es ein hinreichend beschriebenes Phänomen, dass Interesse zu einer erhöhten Aufmerksamkeit für ein Thema und damit auch zu einer gesteigerten Wahrnehmung desselben führt (vgl. z.B. Herkner 1991: 205-209). Für meine Erhebung bedeutete dies, dass ich mit dem Wissen, dem Anspruch und der Motivation ein Tagebuch über »Military Look« zu schreiben, diesen Phänomenen eine gesteigerte Aufmerksamkeit entgegenbrachte. Da gerade das Einschreiben des Militärischen in den Alltag und damit verbundene Internalisierungseffekte die bewusste Wahrnehmung verringern oder gar ausschalten können, korrespondiert dies mit

der methodischen Problematik. Daher sind die Beobachtungen derer, die sich kritisch mit der Thematik beschäftigen, nötig und kaum ersetzbar.[3]

Die methodisch problematische erhöhte Aufmerksamkeit versuchte ich negativ zu beeinflussen, indem ich meine Alltagsgewohnheiten nicht veränderte: Dies bedeutete insbesondere, während meiner Wartezeiten auf bzw. während der Fahrt in öffentlichen Verkehrsmitteln weiterhin zu lesen und mich nicht explizit umzuschauen.[4]

Tagebuch schreiben

Der Frühsommer ist ein geeigneter Zeitpunkt, da sich viele Menschen auf der Straße aufhalten und sich entsprechend »Military Look« zeigen müsste. Ich wählte eine Zeitspanne, die etwa einen Monat umfasste und führte das Tagebuch vom 26. Mai bis einschließlich 2. Juli 2004. An sieben Tagen konnte ich nichts notieren, da ich nicht außer Haus oder nicht (vollständig) in Berlin gewesen bin, sodass ich entsprechend Tagebuchtage anhängte (n = 31 Tage von 38). Ich notierte Gegenstände zum Gebrauch oder zur Dekoration und darüber hinaus Kleidung sowie Accessoires.[5] Dabei vermerkte ich, welcher Art diese waren (z.B. Hosen, Rucksack) und nahm eine Spezifizierung der (Tarn-)Farben vor. Außerdem hielt ich fest, wer die TrägerInnen[6] waren und ggf. deren Besonderheiten z.B. die Zugehörigkeit zu einer bestimmten subkulturellen Szene wie Punks. Die Aufzeichnungen nahm ich stets am selben Tag, teils unmittelbar nach der Sichtung vor.

Problematisch ist der Umgang mit Phänomenen, die zwar nachweislich eine militärische Konnotation aufweisen, aber diesem Zusammenhang kaum mehr explizit zugeordnet werden, da sie bereits modisch völlig integriert sind: dazu zählt insbesondere die Farbe oliv (militärisch Khaki genannt), die sog. Rangerhosen (mit großen aufgenähten Beintaschen an den Seiten), aber auch bestimmte Riemenkonstruktionen an Taschen. Solche Phänomene notierte ich nur, sofern sie in Verbindung mit

3 Aufschluss könnten auch Experimente bieten, in denen Personen für einen bestimmten Zeitraum in künstliche Situationen versetzt werden, innerhalb derer sie mit entsprechenden Phänomenen konfrontiert werden, wobei (durch den Versuchsplan) bekannt ist, um welche und um wie viele Phänomene es sich handelt. Dann kann entsprechend abgeglichen werden, was von den Darbietungen aktiv und bewusst wahrgenommen worden ist.

4 Eine nicht bewusst steuerbare Restgröße erhöhter Aufmerksamkeit und damit potentiell verstärkter Wahrnehmung dürfte fraglos geblieben sein.

5 Sprache (gesprochen, geschrieben – aufgeschlüsselt in verschiedene Textsorten) und Bilder in Form von Fotos, Gemälden, Zeichnungen etc. (z.B. in Medien, Werbung) wurden ebenfalls erhoben: Es waren insgesamt elf Phänomene, die für die folgende Analyse allerdings nicht weiter berücksichtigt wurden. Vgl. zu militarisiertem Sprachgebrauch (Wasmuht 2002: 90-92) und zu Werbeanzeigen der Rüstungsindustrie meine Ausführungen (Leidinger 2003: 249-257).

6 Die augenscheinliche Einordnung nach Geschlecht (re-)produziert dabei zwangsläufig Zweigeschlechtlichkeit (vgl. z.B. Degele 2004: insb. 33 ff.).

anderen an Militär angelehnten Elementen oder Stilen zu beobachten waren. Des Weiteren schloss ich Mehrfachnennungen derselben Person an einem Tag bzw. sofern sie mehrere Kleidungsstücke oder Accessoires trug, ebenso aus, wie eine doppelte Notierung von Gegenständen, die ich an mehreren Tagen am selben Ort sah. Als weitere Parameter notierte ich die Zeit, während derer ich mich draußen aufhielt (auf 15 Minuten und halbe Stunden auf/abgerundet), die Orte, an den ich mich bewegte (z.B. Bezirkskiez, U/S-Bahnstation, Gebäude) und ggf. deren Besonderheiten (z.B. Straßenfest), die in Korrelation zu der Menge der Personen standen, die dort zu diesem Zeitpunkt anzutreffen waren.

Die zugrunde gelegten Auswertungskriterien lauten: Phänomene, TrägerInnen der Phänomene, etwaige besondere Formen oder Kontexte. Des Weiteren unterschied ich die Orte in unterschiedlich große Verkehrsknotenpunkte[7], um einen Eindruck davon zu vermitteln, inwiefern der Ort als ›belebt‹ zu bezeichnen ist. Ziel ist die Systematisierung und Manifestierung eines flüchtigen, allgemeinen Eindrucks und darüber hinaus eine konkrete Auswertung und Kontextualisierung, was mir in meinem Alltag als »Military Look« begegnete.

Tagebuch modischer Manöver: eine erste Phänomenologie

Insgesamt war ich in den 31 Tagen 54 Stunden unterwegs. Dabei sah ich 82 Personen im »Military Look«, davon waren 62 Männer, ein Junge, 19 Frauen. Fünf Personen sprachen militarisiert, d.h. sie verwendeten Begriffe, die dem militärischen Bereich entspringen,[8] die anderen trugen »Military Look« in Form von Kleidung oder Accessoires. Die geschätzte Altersverteilung bewegte sich zwischen Anfang 20 und Ende 30, Anfang 40 Jahre. Unter den Männern, die mir begegneten, waren drei wie Soldaten[9] gekleidet, zwei davon trugen einen flecktarnfarbenen Kampfanzug, einer davon ein bordeauxrotes Barett und gehörte somit wohl den Luft- oder Spezialkräften an (z.B. Heeresflieger, Fernspäher).[10] Die beiden (augenscheinlichen) Soldaten im Tarnanzug hoben den Altersdurchschnitt mit geschätzten Ende 40 bzw. Mitte/Ende 50 Jahren.

---

7 Unter einem mittelgroßen Verkehrsknotenpunkt verstehe ich einen, an dem sich zwei bis drei U- oder S-Bahnen für den Umstieg kreuzen. Ein großer Knotenpunkt vereint vier und mehr Umstiege in S/U-Bahnen sowie Tram-Bahnen.

8 Darunter zähle ich Formulierungen wie »Rohrkrepierer« oder »sieht aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen« etc.

9 Die augenscheinlichen Soldaten wurden hier miteingerechnet, da sie ihre Berufskleidung auch in der ›zivilen‹ Öffentlichkeit trugen und eine solche selbstverständliche militärische Präsenz ebenfalls ein »Banal Militarism«-Phänomen darstellt.

10 Zu Uniformen und Truppengattungen vgl. Wikipedia [Online-Dokument], URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Bundeswehr> [2/2005].

Insgesamt zählte ich in den 31 Tagen 106 einzelne Phänomene. Dabei zeigte sich keine eindeutige Korrelation zwischen Zeitrahmen, Phänomenzahl und Ortsspezifik.[11] Tendenziell sah ich erwartungsgemäß mehr Phänomene an stark belebten Orten wie mittel/großen Verkehrsknotenpunkten.[12] Dabei handelte es sich zwei Mal um Bezirke, die auch touristisch interessant sind. Dies ist ein Anzeichen dafür, dass es sich bei den Phänomenen um keine Berliner Besonderheit handelt, da wahrscheinlich viele der Personen mit entsprechender Kleidung und Accessoires, die ich notierte, Berlin-TouristInnen gewesen sind.

Für einen Eindruck hinsichtlich des Ausmaßes des »Military Look« ist es interessant, festzustellen, dass in den 31 Tagen, die erhoben worden sind, nur an 5 Tagen[13] keinerlei Phänomene zu sehen waren.

Insgesamt handelte es sich um 51 Kleidungsstücke, 3 Paar Schuhe und 37 Accessoires, zusammen 91 Phänomene. Die Kleidung lässt sich in 17 Oberbekleidungsstücke (T-Shirts, Pulli, Jacken, Westen) und 31 Beinkleider (davon eine kurze Hose) sowie 3 Ganzkörperanzüge differenzieren. Einer dieser Anzüge war ein eng anliegender, recht weit ausgeschnittener Overall in Flecktarnmuster. Bei den Accessoires überwogen Tragebehältnisse wie verschieden große Taschen und Rucksäcke, die auch zum Verkauf in zwei Geschäften auslagen. Des Weiteren sah ich ein bordeauxrotes Barett und einen Flecktarn-Gürtel. Farblich zeigte sich: Von den 91 Phänomenen wiesen 53 klassische Flecktarnmuster auf, wobei vier Stücke an das militärische Tarnmuster angelehnt, aber als Stilisierung klar erkennbar waren. Dominierend waren mit 48-maligem Vorkommen die klassischen Wald-Flecktarnfarben; es zeigten sich aber auch Flecktarnmuster für Wüste und Meer.

Zur Geschlechterverteilung: 10 Frauen trugen militarisierte Kleidungsstücke, sechs hatten entsprechende Accessoires und vier sprachen militarisiert. 45 Männer trugen ebensolche Kleidung und die 15 anderen – darunter ein etwa 12-jähriger Junge – hatten Taschen bzw. Rucksäcke bei sich; ein Mann trug einen Sonnenhut. Bezüglich einer etwaigen subkulturellen Zuordnung, war ich mir bei drei Männern sicher: einer im sog. Gothic-Style (Springer-Stiefel, schwarze Kleidung, schwarz gefärbte

11 Das Verhältnis von Zeitrahmen und gezählten Phänomen pro Tag sah folgendermaßen aus: 17 Phänomene sah ich in 3 Stunden, 12 (in 3 Std.), 10 (in 6 Std.), 9 (in 5 Std.), 8 (in 1,5 Std.), 8 (in 4 Std.), 7 (in 0,5 Std.) und 1 bis 5 in mind. 15 Minuten und max. 4,5 Std. jeweils an einem Tag und in der angegebenen Stundenzahl, in der ich mich außer Haus aufhielt.

12 Die Orte mit hoher Phänomenzahlen waren: Kreuzberger Bergmann-, Wrangel- und Graefekiez, S/U-Alexanderplatz, S/U-Hermannstraße sowie Stationen und Umgegenden des S/U-Bahnhofs Friedrichstraße, U-Osloer Straße und Köpenick.

13 Es handelte sich dabei um Tage, an denen ich zwischen einer halben Stunde (an drei Tagen), drei Stunden (an einem Tag: davon 2,5 Std. in einem Café) und sechs Stunden (an einem Feiertag, an dem ein kleines Gartenfest stattfand; Fahrtzeit insgesamt zwei Stunden) unterwegs gewesen bin.

Haare), ein Punk (sog. Irokesenschnitt, zerrissene Kleidung) und ein sog. Antifa (Jackenaufnäher ›Nazis in den Mülleimer‹).

Über Personen, Kleidungsstücke und Accessoires hinaus sah ich in einer Schaufensterdekoration eine Gasmaske, außerdem fuhren ein ausrangierter Planwagen der Bundeswehr und ein Auto in Flecktarnfarben an mir vorbei.

Militär in Mode

Kleidung/smode als soziales Handeln und kulturelle Praxis

Ein Stil – z.B. bei der Kleidung – gilt als Mode, sofern er von einer größeren Anzahl von Menschen übernommen worden ist (z.B. Lehnert 2002: 274). Mode wird über die praktischen Erfordernisse des Bedeckens hinaus als Medium alltäglicher Selbstrepräsentation, als Selbstinszenierung, als Changieren zwischen Egalisierung und Individualisierung und als Variante der Kommunikation analysiert. Dabei wurde und wird Mode in der Philosophie, der Soziologie und der Kulturwissenschaft recht einmütig als eine Form sozialen Handelns betrachtet: »Sozial ist ein solches Handeln durch seine ›Sinnbezogenheit‹ auf das Verhalten anderer sozialer Akteure« (Brunkhorst 1986: 406).

Spezieller kann Kleidung mit Nina Degele als Teil von Schönheitshandeln verstanden werden, als »Medium der Kommunikation«, dient es der Inszenierung der eigenen Außenwirkung zum Zwecke der Erlangung von Aufmerksamkeit und Sicherung der eigenen Identität. Schönheitshandeln ist ein sozialer Prozess der Positionierung, in dem Personen versuchen, soziale (Anerkennungs-)Effekte zu erzielen (Degele 2004: 10; 201; 213). Kleidung ist als »Spiel des Sich-Entwerfens« zu verstehen, der Aneignung ggf. verschiedener Definitionen, ein »verfremdendes, illusionserweiterndes Verfahren, das die Differenzen zwischen Kleidung und Verkleidung fließend hält« (Adamowsky 2000: 10; 14). Nach wie vor werden mit Mode auch Differenzierungen von Geschlecht vorgenommen; Kleidung ist beides: Indikatorin und Produzentin von gender (vgl. Barnes/Eicher 1992: 7).

Kleidung verweist aber auch auf Körper/lichkeit bzw. modelliert diese, und ist ein »synästhetisches Phänomen«, das an dem Empfinden teilhat, auf welche Weise uns »die Welt widerfährt« (Adamowsky 2000: 12). Viele haben dies sicherlich schon einmal am eigenen Leib beobachtet: Kleidungsstücke werden nach dem jeweiligen Gefühl zu sich selbst ausgewählt und sollen für die Außenwirkung einen bestimmten Zweck erfüllen. Darüber hinaus werden sie je nach Kontext des Auftretens – in der Regel nach dem Kriterium der Selbstsicherheit – spezifisch ausgewählt. Kleidung ist auf diese Weise Teil eines »Netz[es] aus Stimmungen

und Atmosphären«, das auch den Körper durchdringt und unsere Wahrnehmung verändert oder beeinflusst; dies zeigt deutlich, weshalb die Vorstellung vom Körper als Kleiderpuppe unzureichend ist (vgl. Adamowsky 2000: 12; 14).

Um Bedeutungsmustern des Einkleidens in »Military Look« als Subjektentwurf auf die politisch-kulturelle Spur zu kommen, ist es zunächst einmal sinnvoll, diese Mode in ihren Bezügen zum Ursprungskontext Militär assoziativ zu konturieren und Bedeutungsmuster herauszuarbeiten.

Militarisierte Kleidung – Assoziationen und Bedeutungsmuster

Der (grüne/blaue) (Fleck-)Tarnlook zeitigt auf asphaltgrauen Großstadtdschungelwegen umgekehrt proportionale Auffälligkeitseffekte. Jenseits dessen lassen sich beim Anblick von »Military Look« – speziell in seiner martialischsten Form, dem Kampfanzug oder auch der Hose in Flecktarnfarben – vor dem Hintergrund militärischer Aufgaben verschiedene Assoziationsmöglichkeiten kristallisieren: Männlichkeit, Hierarchie/Rangordnung und die (potentielle) Anwendung staatlich legitimierter Gewalt und damit verbundene Macht und Stärke sowie das Ziel des eigenen Sieges und der Niederlage des Gegners. Weitere Assoziationen beziehen sich auf den militärischen Werte- und Normenkanon von Befehl und Gehorsam, Strenge, damit korrespondierend von Disziplin, Über- und Unterordnung – im weiten Deutungshorizont von Militär/Einsätzen und deren Folgen außerdem in Form von Kriegsbildern der Zerstörung, Verstümmelung, Sterben und Tod. Diese Assoziationsmöglichkeiten dürften auch wirkmächtig sein, wenn mit Militär ebenso Befreiung (bspw. Zweiter Weltkrieg) oder Unterstützung (bspw. Hochwasser an der Oder) und allgemein Außenpolitik (sog. Peacekeeping/Humanitäre Einsätze) verbunden werden.

Quer zu den expliziten Negativa liegen positive Konnotationen wie Zugehörigkeit (vgl. z.B. Steele 1996: 184) und (homosozial männliche) Kameradschaft sowie das »Zwillingsversprechen von Gleichheit und Aufstieg für den Bürgersoldaten«, das allerdings das militärische Rangsystem verdeckt, das – in den USA nachweislich – wie ein Klassensystem funktioniert (D'Amico 2003: 283 f.). Neben diesen streng militärischen Assoziationen und Deutungsmustern lassen sich auch solche herausarbeiten, die eher aus der Unterhaltungskultur stammen. Die Grenzen zwischen einem Kampfhosenträger der Fußgängerzone und einem Flecktarnhelden der Leinwand sind zumindest modisch fließend. Kriegsfilme wie *Top Gun* (1986), *Armageddon* (1998) oder *Tränen der Sonne* (2003), aber auch militärische Doku-Soaps wie *Profiles from the Front Line* (vgl. Lutz 2004; Virchow/Thomas 2004: 298-307) popularisieren und ideali-

sieren – v.a. für Männer – die Institution Militär mit ihren Funktionen und Werten. *G.I. Jane* (1997)/*Die Akte Jane* (1998) gilt als neueste Repräsentation von »military woman in film« und zwar als »full soldier, a first-class professional soldier and a complete citizen« (Feinman 2000: 4; 209 f.).[14] Obgleich nicht explizit in einem Militär- oder Kriegskontext anzusiedeln, hat der Kult um die virtuelle Actionheldin Lara Croft in *Tomb Raider* zunächst im Computerspiel (1996 ff.) und schließlich in der Filmfassung (2001) auch für Mädchen und Frauen einer Popularisierung und Erotisierung weiblicher Körperstärke und Gewaltanwendung mit Militäranleihen konstruiert.[15] Diese Entwicklungen drücken sich wohl entsprechend in geschlechtsspezifischen Schnitten des modischen »Military Look« aus.

In dreifacher Weise zeigen sich funktionale Ausnahmen des »Military Look«, die auf Finanzierung, Strapazierfähigkeit/Haltbarkeit und Zweckmäßigkeit der Kleidungsstücke sowie Accessoires verweisen: ökonomisch begründbare Ausnahmen sowie solche mit un/mittelbarer Gebrauchsfunktionalität. Beispielsweise können die aufgenähten, großen Beintaschen an den Rangerhosen als nützliche Behältnisse fungieren; dies gilt für Design-/Stangenmode im »Military Look« wie für originäre Militärkleidung gleichermaßen. Des Weiteren besteht genuin militärische Kleidung aus strapazierfähigen Materialien und ist damit verhältnismäßig länger haltbar. Nicht zu unterschätzen ist auch der ökonomische Aspekt originärer Militärkleidung (BW-Hose etc.), der der kapitalistischen Profitlogik der Modeindustrie gegenläufig ist: sog. army/military stores, die neben neuwertiger auch second hand Kleidung und Accessoires, z.B. die beliebten Armeerucksäcke verkaufen, zeichnen sich im Vergleich zu Kaufhaus-military-style durch günstige/re Preise aus. Insofern kann neben den Anschaffungskosten generell auch die Kaufentscheidung aufgrund der Haltbarkeit des Materials ökonomisch begründet sein. Die Frage, weshalb nicht auf andere, ebenfalls kostengünstige/re Berufskleidung zurückgegriffen wird, lässt sich damit allerdings nicht klären. »Military Look« als Stangenware im Handel zeigt, inwiefern dieser Stil im mainstream angekommen ist und dürfte profitabel die Hemmschwelle gesenkt haben, seine Kleidung nicht mehr explizit in einem military shop suchen/kaufen zu müssen.

Ob und inwiefern Military-Farben und -Stile als military chic ein besonderes ästhetisches Vergnügen (vgl. Lehnert 2002) bereiten und auch damit eine Art modische Funktionalität aufweisen, wird sich nur subjektwissenschaftlich klären lassen. Genauso lässt sich ohne Interviews nicht herausfinden, ob und wie militärischen Anleihen dieses Modetrends

14 G.I. Jane wurde vom Produktionsunternehmen Hasbro als »›female action figure‹«, »›portrayed in authentic military gear‹« eingeführt (Hasbro zit.n. Enloe 2000: 10 f.). In der Beschreibung zur deutschsprachigen Videokassette heißt es: »Gegen alle Widerstände steht sie tapfer ihren Mann«.

15 Zum Phänomen Lara Croft vgl. Astrid Deuber-Mankowsky (2001).

spezielle Tragemotivationen und/oder besondere Tragegefühle inhärent sind. Bei unreflektiert mode-/markenbewussten Personen ist darüber hinaus nicht auszuschließen, dass sie dieser Mode als Trend ihrer Lieblingsmarken-Hersteller folgen, schlicht weil diese Kleidung und Accessoires damit als modisch gelten, ohne damit inhaltlich etwas Konkretes zu verbinden oder darüber nachzudenken, dass andere, die sie mit dieser Kleidung sehen, damit etwas verbinden könnten, was über das Modebewusstsein hinaus geht. Dies ändert freilich nichts an der Tatsache, dass diese Mode in einem sozialen Kontext steht und das Tragen derselben in der Öffentlichkeit nicht in einem politikfreien Raum stattfindet, sondern als soziokulturelle Alltagspraxis und Muster einen Teil politischer Kultur konstituiert.

Da keinerlei qualitativ-empirische Studien darüber vorliegen, wie sich Personen entwerfen, die im »Military Look« gekleidet sind,[16] können über Assoziationen und Bedeutungen nur Hypothesen angestellt bzw. Fragen für weitere empirische Forschung, insbesondere für die Durchführung von Interviews entwickelt werden. Im Folgenden beziehe ich meine Forschungsthesen speziell auf zwei analytisch getrennte Komplexe: Militarisierung und Geschlechterkonstruktionen sowie neoliberale Selbsttechnologien, die gleichermaßen als Teil politischer Kultur begriffen werden können.

Militarisierung, Selbstinszenierung und Selbsttechnologisierung – weiterführende Forschungsthesen

»Military Look« als Maskulinisierungsstrategien

So wenig wie Militär, Militarisierung und Männlichkeit getrennt voneinander zu betrachten sind, so wenig erkenntnisförderlich wäre es, »Military Look« ohne Fragen nach Männlichkeit zu analysieren: »Masculinity and militarism might be pictured as two knitting needles; wielded together, they can knit a sturdy institutional sock« (Enloe 2000: 235). Im gendering der Militarisierung wird Männlichkeit privilegiert; entsprechend militärische Werte sind militärischer Machismo und Krieger-Gehabe. In der Konsequenz der Militarisierung wird auch Zweigeschlechtlichkeit (re-)produziert (vgl. Enloe 2000; Connell 1999: 235).

Männlichkeit konstituiert sich, so die in der feministischen Sozialisations-, der Männer- und Schwulenforschung stark gemachte Argumentation, in doppelter Distinktionslogik, also nicht nur in Abgrenzung gegenüber Frauen, sondern auch gegenüber anderen Männern (vgl. z.B. Hage-

16 Ein Sonderfall stellt der Bereich des Uniform-Fetischismus dar (vgl. z.B. Valerie Steele 1996: insb. 12; 110; 184-186).

mann-White 1984; Connell 1999: 99; Meuser 2002: 55). Diese Annahmen führen hinsichtlich der Bedeutung des Tragens von Kleidung im »Military Look« als soziales Handeln und kultureller Alltagspraxis zu folgenden Thesen, die auf verschiedene Personen im Sinne verschiedener Männlichkeitsentwürfe und Maskulinierungsstrategien unterschiedlich zutreffen können.

Die Spannbreite der denkbaren soziokulturellen Bedeutungsmuster von »Military Look« reicht von Ironie und Persiflage, Subversion, über Zynismus, Zufall, Maskulinisierungsstrategien von Frauen wie Männern bis hin zur männlichen Überfüllung eines Männlichkeitsbildes. Exemplarisch sollen im Folgenden einzelne Muster genauer fokussiert werden.

Für subkulturelle Gruppen zumeist männlicher Jugendlicher (wie z.B. Punks, Antifas) ist das Zitat des Militärischen in der Kleidung zumindest im Selbstbild insofern subversiv, als ihre Lebensgewohnheiten militärischen Normen und Werten wie Ordnung, Sauberkeit, Disziplin, Befehl, Gehorsam und Leistung oftmals paradox, offensichtlich und provokativ – etwa bei Rissen in den Kleidungsstücken – widersprechen. Explizit wird diese Opposition, wenn die militärische Kleidung mit entsprechenden politischen Aufnähern, z.B. einem Peace-Zeichen, versehen wird. Der Rekurs auf das Männliche und die damit verbundene Maskulinisierung bleibt allerdings ungebrochen.

Von Männern getragener »Military Look« als Maskulinisierungsstrategie ist im Kontext der Kämpfe zwischen hegemonialer und marginalisierter Männlichkeit interpretierbar. Die relationale Zuordnung zu marginalisierter Männlichkeit (als Handlungsmuster, nicht als Charakter) erfolgt nicht nur über soziales Geschlecht, sondern quer dazu über Strukturen von Klasse/Schicht und Ethnizität (vgl. Connell 1999: 98 f.; 101 f.) sowie ggf. Nationalität und Alter.

Auch marginalisierte Männlichkeiten profitieren von der »patriarchalen Dividende«, d.h. Achtung, Prestige, Befehlsgewalt (Connell 1999: 113). Besonders in der Distinktionslogik untereinander wird die Frage von Hegemonie/Dominanz bzw. Unterordnung/Komplizenschaft wichtig. Maskulinisierung via »Military Look« kann dabei als Strategie verstanden werden, etwaig in Fremd- und/oder Selbstzuschreibung fehlende oder als unzureichend angenommene/zugeschriebene Männlichkeit auszugleichen – als eine Art Maskulinisierungsbalance in Form einer Remaskulinisierung vermeintlich biologischer Männlichkeit. Diese These trägt ebenso bei einer Übererfüllung des Männlichkeitsbildes (Stichworte: Macho, Rambo, Alltagskrieger). Ggf. dient Maskulinisierung auch der simplen männlichen Selbstvergewisserung von Männern. Gleichzeitig mit der Bestätigung und Stärkung männlicher Geschlechtsidentität wird damit eine Form der Zugehörigkeit unter Männern und möglicherweise die Hoffnung auf das (militärisch codierte) Versprechen der Solidarität/Kameradschaft ausgedrückt.

Hegemoniale Männlichkeit wird als heterosexuell gedacht, während parallel Schwule als ›verweiblicht‹ gelten. Schwulsein gilt als auffallendste Form untergeordneter Männlichkeit (vgl. Connell 1999: 99 f.; 183; 222). In der schwulen Szene verkörpert der »›Kerl in Uniform‹« und selbst noch die ›weichere‹ Form des Matrosen als Gegenentwurf zur Tunte »die kitschige Idealisierung des definitiv Männlichen« (Poschard 1998: 140) – im Extrem als Erotisierung des ›Homoskin‹ (vgl. Rehberg 2005).[17]

Grundsätzlich korrespondiert die Auffälligkeit des Flecktarns mit öffentlich dominanter Männlichkeit des Aufsehenerregens, Beachtungfindens, Eindruckmachens, Präsenzzeigens und optisch Raumnehmens und kann zudem gegen großstädtische Anonymität eingesetzt werden. Die oben erwähnte Problematik von Kleidung als Verkleidung und Definitionsaneignung auf Frauen übertragen und im Wissenssystem der Zweigeschlechtlichkeit gedacht, verweist auf die Möglichkeit, Männlichkeit zu inszenieren. Militarisierte Kleidung, die von Frauen getragen wird, ist als eine Art weibliche Maskulinisierungsstrategie verstehbar und trägt damit zur Abgrenzung unter Frauen bzw. von Weiblichkeitsleitbildern bei. In Anbetracht herrschenden Sexismus‘ kann es sich auch um eine Form der Selbst-Ermächtigung von Frauen durch das Prinzip von Militärischem gekoppelt mit Männlichem handeln – auch als Schutz vor männlichen Übergriffen durch die (imaginierte) Aura der Unantastbarkeit.

Von Lesben getragener »Military Look« bestätigt einerseits (historisch tradierte) männliche Zuschreibungen und sprengt als Teil der »female masculinity« Kultur den Rahmen naturalisierter Verhältnisse von Männlichkeit und Macht (Halberstam 1998: 2; 268 f.; vgl. auch Degele 2004: 196 f.). Ob von lesbischen oder von heterosexuell lebenden Frauen getragen, kann er als Partizipationsstrategie an sozial männlicher Macht verstanden werden.[18]

Teilweise beruht »Military Look« auf frauenspezifischen Schnitten (z.B. Figurbetonung u. tiefes Dekolleté, s. »Military Diary«). Dabei verknüpft sich Maskulinisierung mit Erotisierung von Macht, Stärke und Aggressionsassoziation mit Sexualisierung von Frauen – »military sexappeal« ist insofern durchaus geschlechterklischeekompatibel.

»Military Look« verschafft – Männern wie Frauen – eine maskulinisierte Coolness und Aggressivitätswirkung bis hin zum »Signal der Gewaltbereitschaft« (Poschardt 1998: 139), die mit der militärisch entliehenen Stärke einen Touch der Unangreifbarkeit produziert und insofern

17 Eine Variante Schwule zu diskreditieren, besteht gerade nicht in der Zuschreibung fehlender, sondern ›übertriebener Männlichkeit‹: das »schwule Monster als Verkörperung des Bösen historisch gesprochen Nazis [...] Totalitarismus und Homosexualität gehören zusammen« (Rehberg 2005); vgl. zu (Theorie-)Geschichte und Politik (mit) dieser Verknüpfung den von Susanne zur Nieden (2005) herausgegebenen Band.

18 »Military Look« als Teil von »female masculinity« wird von Judith Halberstam nicht analysiert, sondern nur als Zitation schwuler Erotik affirmativ beschrieben (vgl. Halberstam 1998: 36-38).

auch als (Körper-)Schutz dechiffriert werden kann. Er kann aber auch als Provokation aufgefasst, genau diesen Schutz aufheben und Angriffe nach sich ziehen: etwa bei Lesben oder Transgender-Personen, die sich deutlich maskulin-aggressiv entgegen herrschender Zu-/Festschreibungen inszenieren.

Vor dem Hintergrund dieser kulturellen Muster im Kontext hegemonialer Männlichkeit verwundert es wenig, wie sich im »Military Diary« zeigte, dass Männer generell mehr »Military Look« trugen und auch mehr auf die unmittelbar körperbezogenen Kleidungsstücke zugriffen, während Frauen – wenn überhaupt – eher die körperferneren Accessoires wählten. Hier spiegelt sich die zwiespältige Position von Frauen als Soldatinnen. »Military Look« am Frauenkörper scheint zumindest in der BRD genauso ›normal oder unnormal‹, wie Soldatin zu sein.

Als weitere Frageperspektiven wären denkbar: Welche Korrelationen zeigen sich zwischen »Military Look« und Habitus der Person? Welche Bezüge/Bilder von Militär liegen der Inszenierung zugrunde bzw. kontextualisiert diese? Wird »Military Look« explizit mit Militär in Verbindung gebracht oder ist dieser bereits völlig in die politische Kultur z.B. der BRD eingeschrieben?

Neben diesen stärker dem Subjekt und der Subjektivität zugewandten Fragen möchte ich noch thesenartig drei weitere aufwerfen, die sich der Wahrnehmung der Institution Militär widmen: – Die modische Präsenz des in der Öffentlichkeit verleiht dem Militär ein größere oder zumindest andere Legitimität. – Dem Militär wird durch diese Form der Repräsentation durch so genannte zivile Personen eine wichtige Aufgabe zugeschrieben. – »Military Look« von zivilen Personen (auch jenseits subkultureller Szenen und Jugendkulturen) getragen, stellt eine Form der Verunglimpfung des Militärs als Institution dar.

Diese teils entgegen gesetzten Überlegungen korrespondieren mit dem komplexen, ambivalenten, widersprüchlichen und zu historisierenden sowie zu kontextualisierenden Prozess der Militarisierung – innerhalb dessen militärische Gedanken und militaristische Bedürfnisse nicht nur als wichtig, sondern als normal gelten – und können als diesem inhärent betrachtet werden (vgl. Enloe 2000). Militarisierung ist weder fix oder irreversibel, noch vollzieht sie sich automatisch. Der Prozess ist ein Ergebnis von Entscheidungen, die von zivilen – z.B. durch das Tragen von »Military Look« – wie von militärischen Personen getroffen werden (vgl. Enloe 2000: 3 f.; 288-291).

Uniform und gefleckt – »Military Look« zwischen Renaissance und Radikalisierung

Um Bedeutungsmuster herauszuarbeiten ist darüber hinaus die nahe liegende Frage nach dem Zeitpunkt der modischen Renaissance in einer ra-

dikalisierten Form relevant: »Military Look« ist in der Modegeschichte keineswegs neu (vgl. Poschardt 1998; Blechman 2004: 404-515). Zwei zentrale Unterschiede der aktuellen Mode scheinen mir aber darin zu bestehen, dass – vorbehaltlich der dünnen Forschungslage – die beträchtliche Mode-Zitation des Flecktarns bislang einzigartig ist, und das es kaum einen Gegenstand oder Accessoires zu geben scheint, das nicht in einer Tarnmustervariante verkauft wurde.[19]

Warum gerade jetzt? Ein konkreter Zeitpunkt für den Modebeginn ist (noch) nicht festlegbar. Designer-Mode im Tarnlook lässt sich seit Mitte der neunziger Jahre nachweisen (z.B. bei Oility; Maharishi; Courtesy Stüssy; Louis Vuitton)[20] und scheint verstärkt seit der Herbst/Winter-Kollektion 2000/2001 entworfen worden zu sein (z.B. Russell Maurice; Moschino) (Blechman 2004: 200; 209; 404-515). Spätestens im Frühjahr/Sommer 2001 eroberte »Military Look« modisch die Laufstege, wurde zur Stangenware[21] und hing in den Kleiderschränken Europas, Nordamerikas und Ostasiens. Drückt sich darin eine pro-militärische Haltung der DesignerInnen und TrendsetterInnen aus? Anders formuliert: Lässt sich der »Military Look« als geschickte Strategie der ModemacherInnen lesen, die gesellschaftliche Militarisierung im doppelten Sinne modisch und kapitalistisch gewinnbringend zu nutzen? Einige journalistisch darauf angesprochene ModedesignerInnen und Trendscouts wollen von einer bewusster Trendsetzung des »Military Look« nichts wissen, eher hätten Zufall, Persiflage und Zynismus die Camouflage-Mode beeinflusst (vgl. Kanter 2003).

Der Annahme folgend, dass das Tragen von Kleidung und Accessoires eine sozio-kulturelle Praxis darstellt und diese als Teile des Wandels und/oder Reaktion auf politische Kultur zu verstehen sind, erscheint es wenig plausibel, keine Zusammenhänge zwischen dem (Wieder-)Aufkommen des »Military Look« in der Mode – und zwar in seiner auffälligsten und str/eng militärischsten Variante, dem Flecktarn-Stil – und den Veränderungen auch auf der Makroebene zu sehen. Konkret meine ich die (Re-)Militarisierung politischer Kultur der Bundesrepublik Deutschland bis hin zum aktiven Kriegseinsatz (vgl. dazu Leidinger 2003: 251-257).

Jenseits der schwer beantwortbaren Fragen von etwaig damit verbundener Zustimmung zu und Aufwertung des Militärischen lässt sich festhalten, dass ohne expliziten Protest – z.B. der ModemacherInnen, der TrägerInnen – militärische Kleidung als symptomatisch alltagskulturelle

---

19 Vgl. dazu die – leider nicht ganz systematische – Encyclopaedia of Camouflage von Hardy Blechman (2004). Insgesamt gibt es über 100 »military patterns«; im militärischen Kontext wurde Flecktarn ab 1929 – ausgehend von Nazi-Deutschland massenproduziert (vgl. Blechman 2004: 119; 125).

20 Erstmals soll Roland Chakal, ein Assistent von Ives Saint Laurent, 1970 für Rodier »Military Look« entworfen haben (vgl. Blechman 2004).

21 Zur Stangenware wird der »Military Look« in der BRD spätestens zu Beginn des Jahres 2001 (vgl. Leidinger 2003: 507, Anm. 225).

Normalisierung des Militärischen zu verstehen ist. Männlichkeit oder präziser Männlichkeiten werden privilegiert und tragen zur weiteren Militarisierung politischer Kultur im Praxisfeld Alltag bei. Mit Pierre Bourdieu zugespitzt formuliert, wird das Militärische hier zur »Doxa«, der »gewohnheitsmäßigen Verwurzelung mit der alltäglichen Ordnung des Ungefragten und Selbstverständlichen in aller Öffentlichkeit«. Es ist etwas, das »reale wie gedachte Welt begründend«, als selbstverständlich und fraglos hingenommen und modisch eingekleidet und damit in Kultur eingekörpert wird (Bourdieu 1991 [1979]: 668; 734 f.).

»Military Look« als neoliberale Selbsttechnologie

Aus der Perspektive der Gouvernementalität zeigen sich darüber hinaus im »Military Look« Bezüge zum Neoliberalismus, die sich mit vergeschlechtlichten Selbstinszenierungen verkoppeln können. Mit Gouvernementalität prägte Michel Foucault einen Begriff, der Regieren (»gouverner«) und Denkweise (»mentalité«) semantisch miteinander verbindet. Neoliberale Gouvernementalität, in der sich politisches Wissen artikuliert, fasst Neoliberalismus als »ideologische Rhetorik«, als »ökonomische Realität« und vor allem als »politisches Projekt« (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 8 f.; 20).[22] Zur Analyse der Gouvernementalität ist zwischen Herrschafts- und Selbsttechnologien zu unterscheiden. Herrschaftstechnologien bestimmen das Verhalten des Individuums zu seiner Unterwerfung unter Herrschaftszwecke – etwa in der militärischen Ausbildung. Die Technologien des Selbst ermöglichen es Individuen, im Rahmen eines Feldes von Handlungsoptionen relativ autonom und mit eigenen Mitteln selbsttransformierend und selbstmodifizierend so auf Denken, Verhalten, Körper, Seele und Lebensführung einzuwirken, dass sie einen bestimmten Zustand an Vollkommenheit, Glück und übernatürlicher Kraft erreichen (vgl. Foucault 1993: 26 f.). Auch Selbsttechnologien implizieren »bestimmte Formen der Schulung und der Transformation« und zwar gleichermaßen als Erwerb von Fertigkeiten und »im Sinne der Aneignung von Einstellungen« (ebenda). Interessant ist speziell die Wechselwirkung zwischen Herrschafts- und Selbsttechnologien (vgl. Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 28 f.).

Neoliberale Prinzipien und Werte wie Marktdominanz, Wettbewerb und Standortkonkurrenz werden auch in der Alltagskultur und in individuellen Alltagspraxen selbsttechnologisch popularisiert. Dazu zählt insbesondere das Prinzip der Konkurrenz und damit Norm-Fragen der Stärke und des Stärkezeigens – verbunden mit entsprechenden Ängsten, nicht hart genug zu sein oder gar zu versagen.

22 Zum Neoliberalismus vgl. die Studie von Ralf Ptak (2004).

Flecktarnfarben mit ihren Zitaten des Kampfes und militärinstitutionelle Anleihen der Stärke und des Sieges eignen sich daher als Aus-Rüstung für Imaginationen des Überlebens im neoliberal-metropolitanen »Abenteuer Alltag« (Vogue[23]). Die Grenzen zwischen »Military Look« und »survival style« sind nicht nur in deren Vermarktung, sondern vermutlich auch in der Inszenierung fließend.

Mit Blick auf neoliberale Ausbeutung und Zumutungen wird deutlich, inwiefern ein Teil der Ängste in den unterschiedlichen Überlebenskämpfen – Kriegs- und Friedensalltag – ähnlich strukturiert sind: Abstrakt betrachtet, kennzeichnen beide Kontexte Bedrohung und Unsicherheit, die sich zu Ängsten verdichten können. Die »Aufrüstung der Mode« resümiert beispielsweise der Designer Wolfgang Joop nicht allein als Frage von Kriegsangst, sondern auch als Gefühl eines bedrohten Alltags: »Sicher ist nichts, das Hochhaus nicht, der Ölpreis nicht, der Arbeitsplatz nicht. Vielleicht auch irgendwann das eigene Leben nicht« (Joop zit.n. Kanter 2003). Ulf Poschardt spitzt dies kritisch zu, indem er den jungen ModemacherInnen des »Military Look« die »Unschuld« derjenigen bescheinigt, die einen Krieg nie miterleben mussten (Poschardt 1998: 139). Selbstredend ist die Sicherung der physischen und der materiellen Existenz in Kriegs- und Friedenszeiten nicht unmittelbar identisch.

Der Neoliberalismus stellt im Kontext der Prinzipien und Werte wie Konkurrenz neue bzw. radikalisierte Anforderungen an menschliche Körper: Der neoliberale Idealkörper ist gesund und fit, durchtrainiert und stark, gedrillt und diszipliniert. Orte des Körper-Stählens sind Truppen-Übungsplätze, Fitness-Studios und Wellness-Oasen. Das Tragen von »Military Look« als soziales Handeln und kulturelle Praxis erscheint als eine, an den Körper angeschlossene, internalisierte Selbsttechnologisierung des neoliberalen Subjekts, die allgemein auf äußerliche (neoliberale) Anforderungen, speziell auf Herrschaftstechnologien des Neoliberalismus in/direkt ›antwortet‹ – mit der Aussicht auf Anerkennung/Wahrnehmung als ›Starke/Durchsetzungsfähige‹.

Auch wenn neoliberale Werte bereits selbsttechnologisch angeeignet sind: Den neoliberalen Idealkörper haben nur wenige und nicht alle machen sich Hoffnungen, diesen selbstdisziplinierend erreichen zu können. Ich denke hier im Rahmen des »military diary« v.a. an Männer im Alter zwischen 30 und 40/Mitte 40, meist erwerbslos, von Alkohol und/oder Drogen sowie schlechter Ernährung ausgezehrt oder aufgeschwemmt und beleibt, die sich − jenseits der Frage, ob sie sich die Orte des Körper-Stählens materiell leisten können − statt aussichtslosem Bodybuilding als Art Ersatz für körperliche Stärke und die Aura der Überlegenheit der – gleichermaßen vergeschlechtlichten wie selbsttechnologischen – Einkleidung ins Militärische bedienen und mit diesem Zitat buchstäblich ober-

23 URL: <http://www.vogue.de/vogue/2/1/content/00456/14/index.php> Text 2003 [3/2005].

flächlich eine andere Anerkennung als Starke zu erreichen versuchen. Dies ist als Selbstermächtigung »sozial Deklassierter« zu verstehen, die über die Kleidungszitation der Institution Militär und damit auch Männlichkeit vollzogen wird.

Zugespitzt formuliert ist das Tragen von »Military Look« und seine Alltäglichkeit ein Phänomen des »Banal Militarism« und zwar eine selbsttechnologisierende Einkleidung des Körpers in militärisch-männliche Stärke, Überlegenheit und Macht. Damit entspricht und (re-)produziert »Military Look« (männlich) hegemoniale (normative) Vorstellungen des patriarchalen Neoliberalismus. Das Tragen von military-Kleidung ist eine Form neoliberaler Gouvernementalität in der »banalen« Alltagspraxis militarisierter und sich militarisierender politischer Kultur und schreibt die Konstruktion von Bedeutsamkeit, Wichtigkeit und Normalität des Militärischen fort.

LITERATURVERZEICHNIS

Adamowsky, Natascha (2000): »Body Snatcher Chic – technische Invasion und Körperphantasien«, [Online-Dokument], URL: <http://www.culture.hu-berlin.de/na/publikation/bodysnatcher.pdf> [12/2004].

Barnes, Ruth/Eicher, Joanne B. (1992): »Introduction«. In: dies. (Hg.), Dress and Gender. Making and Meaning in Cultural Contexts, S. 1-7.

Blechman, Hardy (2004): DPM. Disruptive Pattern Material. An Encyclopaedia of Camouflage: Nature. Military. Culture, London: Selbstverlag.

Bourdieu, Pierre (1991 [1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main: Suhrkamp (4. Aufl.).

Brunkhorst, Hauke (1986): »So etwas angenehm frisch Geköpftes. Mode und Soziologie«. In: Silvia Bovenschen (Hg.), Die Listen der Mode. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 404-414.

Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen: Leske + Budrich.

D'Amico, Francine (2003): »Staatsbürgerstatus und Militär in den USA: Die Bedeutung von Klasse, Rasse, Gender und Sexualität für den staatsbürgerlichen Status«. In: Ruth Seifert/Christine Eifler (Hg.), Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern in Streitkräften, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, S. 279-308.

Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln, Opladen: VS-Verlag.

Deuber-Mankowski, Astrid (2001): Lara Croft: Modell, Medium, Cyberheldin, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried (1991; 1984): »Alltag«. In: Harald Kerber/Arnold Schmieder (Hg.), Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen, Reinbek: Rowohlt, S. 16-24.

Enloe, Cynthia (2000): Maneuvers. The International Politics of Militarizing Women's Lives, Berkeley, Los Angeles & London: University of California Press.

Feinman, Ilene Rose (2000): Citizenship Rites. Feminist Soldiers and Feminist Antimilitarists, New York & London: New York University Press.

Foucault, Michel (1993): »Technologien des Selbst«. In: Luther H. Martin/Huck Gutman/Patrick H. Hutton (Hg.), Technologien des Selbst, Frankfurt/Main: S. Fischer, S. 24-62.

Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation. Männlich-Weiblich? Opladen: Leske + Budrich.

Halberstam, Judith (1998): Female Masculinity, Durham & London: Duke University Press.

Haug, Frigga (2003): »Alltagsforschung«. In: dies. (Hg.), Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus, Hamburg: Argument, S. 6-14.

Herkner, Werner (1991): Lehrbuch Sozialpsychologie, Bern u.a.: Hans Huber (5. korr. und stark erw. Aufl.)

Kanter, Doug (2003): »Military-Mode in der Irak-Krise: Zynismus, Persiflage oder Gegen-Demo«, [Online-Dokument], URL: <http://www.merkur-online.de/ nachrichten/vermischtes/szene/art487,91430.html> [3/2005] Text 2/2003.

Lamnek, Siegfried (1989): Qualitative Sozialforschung. Bd. 2, Methoden und Techniken, München.

Lehnert, Gertrud (2002): »Mode«. In: Renate Kroll (Hg.), Metzler Lexikon Gender Studies. Geschlechterforschung, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 273-274.

Leidinger, Christiane (2003): Medien − Herrschaft − Globalisierung. Folgenabschätzung zu Medieninhalten im Zuge transnationaler Konzentrationsprozesse, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Lemke, Thomas/Krasmann, Susanne/ Bröckling, Ulrich (2000): »Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung«. In: Ulrich Bröckling/ Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), Gouvernmentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 7-40.

Lutz, Georg 2004: »Reloaded. Krieg und Film gehen neue Beziehungen ein«. iz3w Januar/Feburar, S. 36-38.

Meuser, Michael (2002): »›Doing Masculinity‹ – Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns«. In: Regina Dackweiler/Reinhild Schäfer (Hg.), Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt, Frankfurt/Main & New York: Campus, S. 53-78.

Nieden, Susanne zur (Hg.) (2005): Homosexualität und Staatsräson. Männlichkeit, Homophobie und Politik in Deutschland 1900-1945, Frankfurt/ New York: Campus.

Poschardt, Ulf (1998): »Mode und Militär«. Kunstforum International, Bd. 141, S. 139-143.

Ptak, Ralf (2004): Vom Ordoliberalismus zur sozialen Marktwirtschaft. Stationen des Neoliberalismus in Deutschland, Opladen: Leske + Budrich.

Rehberg, Peter (2005): »Die Glatze des Widerstands. Das Skin- und Neonazi-Outfit ist in der Schwulenszene hoch erotisch besetzt. Warum eigentlich?«. Freitag 4.4.2005.

Reichel, Peter (1990): »Politische Kultur in Deutschland«. In: Iring Fetscher/Herfried Münkler (Hg.), Politikwissenschaft. Begriffe – Analysen – Theorie. Ein Grundkurs, Reinbek: Rowohlt, S. 111-154.

Schwelling, Birgit (2001): »Politische Kulturforschung als kultureller Blick auf das Politische. Überlegungen zu einer Neuorientierung der Politischen Kulturforschung nach dem ›cultural turn‹«. Zeitschrift für Politikwissenschaft 2/2001, S. 601-629.

Steele, Valerie (1996): Fetisch − Mode, Sex und Macht, Berlin: Berlin Verlag.

Virchow, Fabian/Thomas, Tanja (2004): »Militainment als ›banaler‹ Militarismus. Auf dem Weg zu einer Militarisierung der politischen Kultur?«. In: Martin Löffelholz (Hg.): Krieg als Medienereignis II. Krisenkommmunikation im 21. Jahrhundert, Wiesbaden: VS Verlag, S. 297-325.

Wasmuht, Ulrike C. (2002): »Warum bleiben Kriege gesellschaftsfähig? Zum weiblichen Gesicht des Krieges«. In: Cilja Harders/Bettina Roß (Hg.), Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden. Perspektiven der feministischen Analyse internationaler Beziehungen, Opladen: Leske + Budrich, S. 87-103.

Das Dritte Reich als Nervenkitzel: Formen des Umgangs mit Nazi-Deutschland und dem Zweiten Weltkrieg in der zeitgenössischen Populärkultur

Eva Kingsepp

Man kann zwar sagen, dass die Nazis und das Dritte Reich seit dessen historischer Existenz in der westlichen Populärkultur stets eine prominente Rolle gespielt haben, doch scheint sich das Interesse daran in den letzten Jahren eher noch gesteigert zu haben. Ständig wird in Filmen, Büchern, Comics und nicht zuletzt in Computerspielen der Kontext des Zweiten Weltkriegs verwendet, bisweilen sogar im Zeichen offenkundiger Medienkonvergenz nach dem Motto: »Lies das Buch, sieh den Film, spiel das Spiel!« Neue, unablässig verbesserte Möglichkeiten der Digitaltechnologie zur Schaffung und – speziell im vorliegenden Fall – zur Nachschöpfung realistischer historischer Szenarien werden bei Projekten zur virtuellen Geschichtsdarstellung in Museen, TV-Dokumentationen und populären Filmen gleichermaßen erfolgreich eingesetzt. Doch im weiten Feld der Computerspiele, wo der Zweite Weltkrieg den narrativen Rahmen für ein ganzes Subgenre abgibt, findet dieser Trend vielleicht seinen lebhaftesten Ausdruck. Damit jedoch das Gefühl einer Zeitreise oder, wie ich es in einer früheren Computerspiel-Analyse genannt habe (vgl. Kingsepp 2005), ein Gefühl der Immersion, des Eintauchens in die Geschichte, entstehen kann, muss sich das visuelle und auditive Erleben des Filmbetrachters oder Spielers erfolgreich mit seinem Vorwissen und seinen Annahmen verbinden – Bedingungen, die weitgehend von verschiedenen kulturell reproduzierten Mythen beeinflusst werden. Folglich besteht zwischen den historischen Mythen (die oft in medialen Texten reproduziert werden) und der Sinnstiftung beim Publikum eine dialektische Beziehung – was wiederum zu weiterer Neuschöpfung der Mythen

in der Gesellschaft führt.[1] Meistens folgt auf die Mythifizierung der Geschichte deren Banalisierung; mit der Reduktion von Geschichte auf ein Spektakel ist die Reduktion historischer Ereignisse auf eine Alltagsware verbunden, die sich für Freizeitvergnügungen und billigen Nervenkitzel benutzen lässt. Beim Publikum wird dies jedoch, wie der folgende Beitrag zeigt, nicht immer gern gesehen. So bleibt, wenn es um Krieg im Kontext einer Populärkultur geht, die Frage: Können solche Darstellungen überhaupt etwas anderes sein als banal?

Im Folgenden soll ein zentraler Aspekt meiner Dissertation vorgestellt werden: *Mythen über die »wahre« Erfahrung von Krieg und Tod* im Kontext populärer Filme und Computerspiele über das Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg, sowie die Wahrnehmung solcher Mythen bei Angehörigen einer kulturellen Gemeinschaft, die ich verkürzend als »Enthusiasten des Dritten Reiches« bezeichne. Es handelt sich bei diesen von mir Interviewten um Personen, die ein großes Interesse am Zweiten Weltkrieg und am Dritten Reich teilen, die sich jedoch nicht als Sympathisanten der Neonazis sehen; diese Unterscheidung ist wichtig und sollte nicht aus dem Blick geraten.[2] Das Interesse dieser Personen an ihrem Themenkreis lässt sich eher mit dem intensiven Verfolgen anderer Hobbys vergleichen, bei denen das Sammeln von Wissen und Gegenständen – von Erinnerungsstücken, Büchern, Filmen, Spielen – eine zentrale Rolle spielt. Innerhalb dieser Gruppe gibt es eine größere Anzahl von Personen, die – oft scherzhaft oder mit einer gewissen Selbstironie – MOPs genannt werden, »Militarily Overinterested Persons« (militärisch Überinteressierte). MOPs interessieren sich spezifisch für Krieg und Kriegführung, oft für den Krieg im Allgemeinen, aber häufiger noch speziell für den Zweiten Weltkrieg. Wenn ich mich im folgenden Beitrag auf meine Probanden beziehe, so sind in erster Linie die MOPs gemeint. Auch sollte bedacht werden, dass ich mich auf Schweden konzentriere, dass also die Ergebnisse in anderen Ländern durchaus unterschiedlich ausfallen könnten; wahrscheinlich variieren das kulturelle Gedächtnis und die Einstellungen zum Zweiten Weltkrieg wie zum Dritten Reich je nach der Rolle, die das betreffende Land in den Kriegsjahren gespielt hat.

Zunächst beschäftige ich mich mit der Begrifflichkeit von Realismus und Authentizität. Wie sieht der »reale Krieg« aus? Im zweiten Teil des Beitrags geht es dann um einen Zentralaspekt des Krieges, den Tod, und um die Darstellung des Todes in einigen Computerspielen und populären Filmen über den Zweiten Weltkrieg.

---

1 Zu bedenken ist allerdings, dass sich solche Mythen nicht immer mit dem beschäftigen, was wir historische Realität nennen. Ein großer Teil spinnt auch die phantastischeren, obskureren und/oder umstritteneren Aspekte der Nazi-Zeit aus. Zu den besten Beispielen dafür zählen die *Indiana-Jones*-Filme.

2 Ich habe bei meiner ethnographischen Studie, die sich insgesamt auf mehr als 50 Personen erstreckt, zwölf Personen eingehend interviewt. Die Probanden gehören der Altersgruppe zwischen 18 und 40 Jahren an, und die meisten von ihnen sind – was keine Überraschung darstellt – Männer.

REALISMUS UND DAS ERLEBEN VON KRIEG UND TOD

Die sinistre Anziehungskraft von Krieg, Tod und Heldentum gehört schon so lange zu unserer Zivilisation, wie wir literarische Äußerungen besitzen. Mit den Worten Martin van Crevelds (1991): *Krieg ist großes Theater*. Auch kann man Spiele in mancherlei Hinsicht als Ersatz für den realen Krieg ansehen; Spiele und Wettkämpfe weisen ebenfalls viele jener Elemente auf, die kriegerische Erlebnisse für manche Menschen so reizvoll machen: Wettstreit, Kreativität, Konzentration aller Kräfte und Fähigkeiten, Erprobung des eigenen Wertes, Nervenanspannung, echte oder eingebildete Gefahren, Heldentaten, Triumph, Ehre und so weiter. Besonders im Sport manifestieren sich auch entscheidende mythische Werte, die im Krieg verherrlicht werden wie zum Beispiel Ruhm und Ehre der Nation. Es gibt noch einen weiteren wichtigen Aspekt, warum jegliche Form des Kampfes als attraktiv empfunden wird: Der Kampf ermöglicht es Teilnehmern und Zuschauern, vorübergehend die Wirklichkeit zu transzendieren (vgl. Caillois 2001; van Creveld 1991: 161-171; Huizinga 1956). Gilt das auch für ziemlich triviale Aktivitäten wie das Anschauen von Kriegsfilmen und das Spielen von Kriegsspielen? Natürlich finden sich auch hier die offenkundigen Funktionen der Freude am Wettkampf, des Nervenkitzels und so weiter, aber für viele meiner Probanden ist noch etwas anderes sehr wichtig: der Wunsch, dem realen Kriegserlebnis, der Gratwanderung zwischen Leben und Tod, so nahe wie irgend möglich zu kommen, ohne dieser Situation tatsächlich ausgesetzt zu sein. Weil den meisten der Gedanke, im wirklichen Leben in den Kampf zu ziehen, nicht zusagt, muss diese Erfahrung also medial vermittelt werden. In Anbetracht des riesigen Marktes für Kriegsromane, Kriegsfilme und Kriegsspiele könnten meine Probanden durchaus repräsentativ für eine recht große Zahl von Menschen sein. Doch wie wird die Wirklichkeit des Krieges in den populären Medien dargestellt und wie wird diese Darstellung von den MOPs rezipiert?

Bei Computerspielen wie bei populären Filmen zum selben Thema stehen für die Medienproduzenten und für das Publikum die Begriffe »Realismus« und »Authentizität« im Vordergrund. Beide Begriffe werden in der Literatur über Filme und Computerspiele zum Zweiten Weltkrieg häufig und oft als Synonyme verwendet, während meine Probanden lieber von Realismus und »Objektivität« sprechen, nicht von Authentizität. Auf diesen interessanten Unterschied werde ich noch zurückkommen. In den Computerspielen wimmelt es nur so von »echten Waffen aus dem Zweiten Weltkrieg«, »authentischen Erfahrungen« und – dies gilt auch für Filme wie *Der Soldat James Ryan* (1998) – von »authentischen« Szenarien, die sogar die Grenzen überschreiten und »noch realer als die Wirklichkeit selbst« werden (vgl. Jönsson 2004: 47, King 2000: 119-122). Doch was ist hier mit Realismus und Authentizität gemeint? Man sollte beachten, dass es verschiedene Bedeutungsschichten gibt, die im

Diskurs jedoch, wie es scheint, recht oft vermengt werden. Bezüglich des Realismus und der Idee von *Realität* handelt es sich oft um eine nicht weiter hinterfragte ontologische Kategorie: Die Realität ist das, was *wirklich existiert*, im Gegensatz zu dem, was nur erfunden ist. Hier liegen Berührungspunkte zum Begriffspaar »faktisch« – »fiktional« auf der Hand. Historisch Vergangenes existiert real natürlich nicht mehr, gleichwohl gibt es eine Sehnsucht danach, durch Nachspielen und Simulation ein realistisches, besser noch: ein »reales« Erleben des Historischen zu ermöglichen. Hier scheint Baudrillards Begriff des *Hyperrealen* gut zu passen, wenngleich Baudrillard (1994: 1) diesen Begriff als »Generierung eines Realen ohne Ursprung oder Realität, mit Hilfe von Modellen« definiert. Doch in unserem Fall ist die Verwendung des Begriffes *hyperreal* etwas problematisch, auch im Hinblick auf den Unterschied zwischen der ontologischen Kategorie und dem psychologischen Erleben. Ich werde auf diesen Punkt zurückkommen.

Beim Authentischen sind vier verschiedene Bedeutungen von *Authentizität* zu unterscheiden. Da ist zunächst Authentizität als *theoretisches Konzept* im Sinne von Realitätsnähe, Objektivität und unmittelbarer Wahrnehmung der Welt an sich (was immer man darunter verstehen mag). Ein gutes Beispiel für das Gemeinte sind historische Relikte oder Dokumente als Realitätsvermittler, als unvoreingenommene Zeugnisse und materielle Bindeglieder zur Vergangenheit. In unserem Zusammenhang ist hier vor allem an die erlesenen Objekte in den persönlichen Sammlungen einiger Probanden zu denken: Helme, Dokumente, Medaillen. Wenn meine Interviewpartner im Gespräch darüber die Begriffe *Wahrheit* und *Objektivität* verwenden, so meinen sie dasselbe wie *Authentizität*. Interessanterweise gehen sie dabei anscheinend in bestem idealistischem Glauben von der Existenz einer absoluten Wahrheit aus. Das zeigt sich auch an den verwendeten Gegenbegriffen: *Vorurteil, Vereinfachung, Schwarz-Weiß-Darstellung, Klischee, Übertreibung,* manchmal auch *Propaganda*. Allerdings ist man sich bewusst, dass unterschiedliche Individuen dieselbe Realität durchaus unterschiedlich erleben können. In der Sichtweise meiner Probanden liegt das Problem jedoch eher in der Vermittlung und Darstellung durch die Medien als in unterschiedlichen Ansichten auf einer unmittelbar persönlichen Ebene.

Zweitens wird *Authentizität* im Sinne von *persönlicher Erfahrung* und persönlichem Erleben verwendet. Dann ist unmittelbares Erleben, die Teilhabe am wirklichen Leben natürlich die höchste Stufe von Authentizität. Weil es hier jedoch letztlich um Gefühle, Sinneswahrnehmungen und Emotionen geht, kann man auch »Ich war dabei« sagen, wenn nur ein Film, ein Roman oder etwas anderes zur vorübergehenden Transzendenz, zum Sich-Versenken in eine andere Welt, führte. Natürlich besteht, wenn es um das Erleben des Zweiten Weltkriegs geht, ein kategorialer Unterschied zwischen der tatsächlichen persönlichen Teilnahme am Krieg und dem Einsatz verschiedener Medien zur Simulation

des Kriegserlebnisses. Auch im zweiten Fall können jedoch Empfindungen ausgelöst werden, die der Wirklichkeit nahe kommen. Ein Beleg dafür sind die Aussagen von Veteranen aus dem Zweiten Weltkrieg, nachdem sie sich die Szenen am Omaha Beach in Steven Spielbergs Film *Der Soldat James Ryan* gesehen hatten (vgl. Jönsson 2004: 46). Hier spielt das Konzept der Immersion, des »Eintauchens«, eine große Rolle, das, wie Marie-Laure Ryan (2001) und andere gezeigt haben, schon so lange zu unserem kulturellen Erbe gehört, wie es Literatur gibt.

Heutzutage bieten die neuen digitalen Medien immer bessere Möglichkeiten, sich intensiv in andere Welten zu vertiefen, und damit wären wir bei der dritten Art von *Authentizität* – jener, die mit *Unmittelbarkeit* und *Remediation* zu tun hat. Dies sind vor allem Aspekte der Medientechnologie und der neuen (digitalen) Medien. Bei der Remediation geht es, vereinfacht ausgedrückt, um einen Medientransfer von einem älteren in ein neueres Medium, um den Transport kultureller Inhalte in eine neue Medientechnologie. In unserem Fall wird das medial vermittelte Erlebnis des Zweiten Weltkriegs aus dem Medium des Films in die virtuelle Realität der Computerspiele übertragen, also »remediatisiert«. Neue Medientechnologien bieten immer perfektere Simulationen der Realität, verbunden mit einem höheren Maß an Medienintensität. Bolter und Grusin zeigen in ihrer einflussreichen Studie *Remediation* (1999), dass das Gefühl des völligen Eintauchens, etwa bei Computerspielen, weitgehend durch die Transparenz des Mediums ermöglicht wird – durch das Bemühen, die mediale Vermittlung des Dargestellten auszublenden und alles ganz unmittelbar erscheinen zu lassen. Paradoxerweise ist das Medium gerade dadurch umso manifester. Unmittelbarkeit ist hier demzufolge untrennbar mit der Hypermediation verbunden, der Kombination multipler Medien. Authentizität hat hier vor allem mit Simulation und einer formalen Ähnlichkeit zur Realität zu tun, wie sie die Medientechnologie ermöglicht. Das persönliche Authentizitätserlebnis durch Unmittelbarkeit hat als Gefühl natürlich unterschiedliche Qualitäten, je nach Intensität der sinnlichen Erfahrung; relevant ist dabei zudem die Sättigung mit Elementen aus den anderen bereits skizzierten Authentizitätsbereichen. Es gibt durchaus einen Unterschied zwischen der Vorstellungskraft, einem psychologischen Mechanismus, der einen vorübergehend in eine andere Welt transportiert, und der bloßen Wahrnehmung von Empfindungen, die mit dem Abbild dieser Welt verbunden sind.

Die vierte Art von *Authentizität* schließlich ist wieder auf der persönlichen Ebene angesiedelt, aber in ihrer erweiterten Form schließt sie nun auch die *individuelle Erfahrung im kulturellen Kontext* ein. Der Verständnishorizont des Individuums, ein aus Phänomenologie und Hermeneutik vertrautes Konzept, wird gebildet aus dem persönlichen Vorwissen und einer Vertrautheit sowohl mit der Thematik als auch mit den gesellschaftlichen Mythen – wobei Mythen sowohl im Sinne von Barthes (1964) als naturalisierte Ideologien zu verstehen sind wie auch im tradi-

tionellen Sinn von Mythos und Legende. Unser Verständnishorizont determiniert die Art, wie wir die Welt sehen, einschließlich unserer Vorstellungen davon, was authentisch ist und was nicht. Im Zusammenhang der Computerspiele über den Zweiten Weltkrieg ist *Zeitreise* eine gute Metapher: Man befindet sich in einer virtuellen Simulation, deren Schauplatz weitgehend das Europa des Zweiten Weltkriegs ist; man führt Missionen aus, die narrativ mit historischen Ereignissen verbunden sind; und man hantiert mit virtuellen Waffen aus jener Zeit. Natürlich muss man auch genügend wissen, um diese *Zeitreise* ausführen zu können, sonst würde es sich nur um ein beliebiges Abenteuer mit ebenso beliebigen Waffen handeln. Beim Vorwissen muss es sich allerdings nicht um Kenntnisse realer Fakten und/oder Ereignisse handeln, denn das erstrebte Gefühl kann genauso gut durch Vertrautheit mit den Mythen über diese Fakten und/oder Ereignisse und/oder diese Zeit generiert werden. Es ergeben sich Berührungspunkte zu Live-Rollenspielen und zu verschiedenen Arten historischer Wiederaufführungen, bei denen nachgemachte, manchmal auch authentische Requisiten (im Sinne von historischen Relikten) wie Kostüme, Uniformen und dergleichen verwendet werden und bei denen die Teilnehmer über eine Mischung aus historischem und mythischem Wissen verfügen. Auf diese Weise entsteht eine Art lebendige Traumwelt (vgl. Gustafsson 2002). Wichtig ist, dass man dabei das *Gefühl* hat, die normale Alltagsexistenz zu transzendieren. Bei Computerspielen und Live-Rollenspielen gehört dazu auch Interaktivität, etwa die eigene emotionale Reaktion auf Ereignisse und Personen im jeweiligen Umfeld – dergestalt, dass sie sich vom passiven Miterleben solcher Ereignisse und Personen in einem Film unterscheidet.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Was als medial vermittelte, aber dennoch authentische Erfahrung gilt, in unserem Fall als authentisches Erleben eines Szenarios aus dem Zweiten Weltkrieg, lässt sich durch Medieneinsatz erreichen (Authentizität im dritten Sinn), doch hängt das Ergebnis stets vom eigenen psychologischen und/oder emotionalen Erleben ab (Authentizität im zweiten Sinn), einem Erleben, das seinerseits durch die Verwendung vertrauter Elemente, zum Beispiel historischer Relikte, und der damit verbundenen Konnotationen verstärkt wird (Authentizität im ersten Sinn). Eine Rolle spielen schließlich auch Vorwissen, Verständnis- und Erwartungshorizont (Authentizität im vierten Sinn). Die meisten meiner Probanden sprechen, wie gesagt, statt von Authentizität lieber von Realismus und Objektivität. Daraus lässt sich entnehmen, wonach diese Personen letztlich suchen. Sie sehen einen qualitativen Unterschied zwischen Realismus und Authentizität, wobei sie Realismus mit Seriosität, Faktizität und »Wahrheit« in Verbindung bringen, Authentizität dagegen mit Fiktionalität, einschließlich des Risikos der Banalisierung. Diese innere Dichotomie soll nun mit einigen Beispielen aus meinem empirischen Material illustriert werden.

Der Unterschied zwischen realistischem und authentischem Erleben bei der »Teilnahme« an einem Teil des Zweiten Weltkriegs lässt sich am Beispiel des Films *Der Soldat James Ryan* und der Computerspielserie *Medal of Honor* zeigen. Die berühmte Omaha-Beach-Szene in *Der Soldat James Ryan* wird häufig als »realistisch« beschrieben, während sich die genannten Spiele rühmen, eine »authentische« Erfahrung zu vermitteln. Die auf digitaler Technologie basierende postmoderne Version von Realismus und Authentizität ist natürlich etwas anderes als das reale Kriegserlebnis – hier befinden wir uns in der Welt von *Nostalgie*, von *Simulakren und Simulation* und von *Hyperrealität*, um mit Jean Baudrillard (1994) zu sprechen. Gibt es hinter den Simulationen etwas Reales, Originales wie »Geschichte« (dann wären sie jedoch in Baudrillards Sinn keine Simulakren mehr), oder sind die Simulationen vielmehr selbst zu einer »Realität« im Sinne von Hyperrealität geworden? Wenn die gegenwärtige Vorstellung von historischen Ereignissen weitgehend auf hyperrealistischen digitalen Darstellungen beruht, folgt daraus auch, dass man unter »Geschichte« jetzt vorzugsweise etwas versteht, das *erlebt* wird, und nicht mehr etwas, das bereits geschehen ist? Zwar erheben die Simulationen den Anspruch, bis zu einem gewissen Grad auf historischen Ereignissen zu basieren, doch meistens dient als Original und Bezugspunkt eher die vorherrschende mythische Sicht dieser Ereignisse. Ein gutes Beispiel ist wiederum die Omaha-Beach-Szene des Films, die auf der Invasion der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 basiert, dem so genannten D-Day. Für diese Szene verwendete Regisseur Steven Spielberg bestens bekanntes Dokumentarfilmmaterial als Vorbild für seine Wahl der Kameraperspektiven, der Szenerie und so weiter (vgl. Jönsson 2004: 46-47). Das am Zweiten Weltkrieg interessierte Publikum ist mit den Originalaufnahmen, also den historischen »Relikten«, natürlich vertraut, und so fußt der Authentizitätsanspruch von *Der Soldat James Ryan* teilweise auf der Wiederverwendung dieses Filmmaterials, teilweise auf dem entsprechenden Einsatz von Tonspur, verwackelten Bildern einer Handkamera und extrem detaillierten visuellen Effekten (vgl. King 2000: 121-122). Auch die Spiele *Allied Assault* (Angriff der Alliierten) und *Frontline* (An der Front) aus der Computerspielserie *Medal of Honor* – weitere erfolgreiche Produkte aus Spielbergs Werkstatt, die den Zweiten Weltkrieg zum Thema haben – enthalten diese Invasionsszene. Doch bei den Spielversionen der Szene, so meine These, handelt es sich nicht um Simulationen der historischen D-Day-Invasion in der Normandie, sondern um Simulationen der Simulation in *Der Soldat James Ryan*. Maßgebend ist also Spielbergs Sicht der Ereignisse, die sich ausdrücklich auf die Rolle der amerikanischen Truppenteile konzentriert. Und man kann mit einigem Recht behaupten, dass diese Version zu der weit verbreiteten Annahme geführt hat, die D-Day-Invasion sei allein von den Amerikanern durchgeführt worden. Mir wurde berichtet, dass in einem D-Day-Museum in der Normandie die Szene aus *Der Soldat James Ryan*

Bestandteil der Ausstellung ist – was wiederum zeigt, welch großen Einfluss die Populärkultur auf das öffentliche Gedächtnis hat.

Was halten nun meine Weltkriegsenthusiasten von alldem? Die meisten von ihnen, vor allem die MOPs, interessieren sich, wie gesagt, vor allem für Fragen wie Realismus und Objektivität der Darstellung. Die Idee einer unvoreingenommenen Wahrheit hat für sie allergrößte Bedeutung. Bei untergeordneten Fragen indes zeigen sich Unterschiede in der Einstellung. Manche wollen, dass alles so nah wie irgend möglich an der Realität bleibt, und regen sich furchtbar auf, wenn historische oder gar materielle Einzelheiten nicht stimmen. Andere hingegen sind bei Darstellungen aus dem Zweiten Weltkrieg in populären Filmen ziemlich tolerant; sie schauen solche Filme nicht anders an als andere fiktionale Darstellungen. Personen, die der ersten Kategorie zuzuordnen sind, beginnen zu fluchen, wenn man sie an Filme wie *U571* (2000) erinnert – mit seiner typischen Hollywood-Geschichtsperspektive, derzufolge es tapfere Amerikaner waren, die die deutsche Enigma-Chiffriermaschine in ihren Besitz brachten, und nicht, wie es historisch korrekt wäre, die Briten. Fast alle sprechen von *Der Soldat James Ryan*, und die Invasionsszene wird einhellig als äußerst realistisch begrüßt – in dem Sinne, dass sie den Zuschauer wirklich in eine Hölle aus Chaos, Kampf, Blut, Horror, Schmutz und Tod versetzt. Hier liegt anscheinend für die meisten meiner Probanden das wahre Erlebnis des Krieges. Unschwer ist das Erbe von Schriftstellern wie Ernst Jünger zu erkennen, dessen Romane über den Ersten Weltkrieg folglich in diesem Kontext auch immer wieder genannt werden (vgl. Mosse 1990). Doch anschließend wird das Meinungsbild wieder differenzierter. Jene, die am strengsten auf historische Faktentreue (als »Wahrheit«) pochen, sind verärgert, wenn militärische Einheiten zur falschen Zeit am falschen Ort gezeigt werden, wenn sich deutsche Panzer beim Manövrieren unrealistisch verhalten und SS-Männer keinen korrekten Haarschnitt haben. Andere hingegen haben weniger auszusetzen und ärgern sich höchstens über die Schauspieler. Allen Probanden gemeinsam ist jedoch, dass sie die ihrer Meinung nach abgrundtiefe Banalität von Hollywood-Kriegsfilmen verachten. Sentimentale Streichermelodien, »hübsche Hollywood-Jungen«, die sich als Helden ausgeben, und die Reduktion des Krieges auf *Baywatch*-Format (wie es einer meiner Interviewpartner ausdrückte) sind nur einige Punkte, die auf diese Personen höchst abstoßend wirken – werden doch so nach ihrer Meinung Gräuel und Schrecken des echten Krieges in ein billiges Spektakel verwandelt. Am provozierendsten wirkt allerdings das Übermaß an amerikanischem Patriotismus – in *Der Soldat James Ryan* wie überhaupt in Hollywood-Filmen über den Zweiten Weltkrieg. Damit einher geht nach Meinung der Probanden eine bewusste – offiziell geduldete – Verzerrung der geschichtlichen Wahrheit zugunsten der USA. Interessanterweise sind viele dieser Leute der Meinung, dass deutsche und finnische Filme die besten, d.h. realistischsten und objektivsten Darstellun-

gen des Zweiten Weltkriegs im Kino bieten. In diesem Zusammenhang werden besonders *Das Boot* (1981) und *Talvisota* (1989; dt. *Der Winterkrieg*) genannt.

Im Bereich der Computer-Kriegsspiele wird die Sache etwas komplizierter. Bei den MOPs, die auch Spieler sind, bleibt das Muster ungefähr gleich: Realitätstreue ist ein wesentliches Kriterium, ob es sich nun um klassische Brettspiele wie *Advanced Squad Leader* und *Axis and Allies* handelt oder um ein Computer-/Videospiel. Jene Enthusiasten, die – anders als die MOPs – in erster Linie Spieler sind, forcieren diesen Anspruch anscheinend nicht, denn für diese Gruppe ist das Spielen an sich wichtiger als der Realismus. (Die Tatsache, dass Spieler oft auch Science-Fiction- und Fantasy-Spiele spielen, mag erklären, warum diese Gruppe nicht so leidenschaftlich über Realitätstreue diskutieren kann wie viele MOPs.) Interessanterweise variiert der Wunsch nach Realitätstreue stark, je nachdem mit wem man spricht. Orientiert sich die Realismusvorstellung der Spieleindustrie weitgehend an Immersionsstrategien, die auf das Spektakuläre abzielen – durch visuell suggestive Grafiken und auditive Effekte und die bereits erörterten Authentizitätssignale –, so haben die Spieler unter den MOPs andere Vorstellungen. Für sie ist es wichtiger, dass das Szenario *glaubhaft* ist, d.h. es sollte in alle Richtungen offen sein. Es gilt zum Beispiel noch nicht lange, dass es nur eine *Option* ist, in einem digitalen Spiel über den Zweiten Weltkrieg auf Seiten der – meistens amerikanischen – Alliierten mitzuspielen; die Spiele waren oft so programmiert, dass ein Sieg der Achsenmächte mehr oder weniger unmöglich war. Dass eine solche Prädestination das Spiel recht langweilig macht, darauf können sich anscheinend alle Spieler problemlos einigen. Als die ersten Computerspiele auf den Markt kamen, bei denen man auch auf Seiten Deutschlands mitspielen konnte, jubelte die Fachpresse: »Endlich kann man in Spielen über den Zweiten Weltkrieg auch Deutscher sein!« (vgl. *PC Gamer*, November 2001). Das bezieht sich besonders auf Spiele, die in der Ich-Perspektive programmiert sind, also Flugsimulatoren und actionbetonte Abenteuerspiele aus der Perspektive eines Schützen (im Englischen »First Person Shooters«, FPS, genannt). Besonders in den frühen FPS-Spielen, zum Beispiel im Klassiker *Wolfenstein 3D*, konnte man nur Monster, Zombies, Aliens (Eindringlinge aus dem Weltraum) und Nazis abschießen, wobei Letztere als nichtmenschliche Wesen galten, deren Tötung folglich als moralisch unanstößig galt. Dieser Zustand hat sich heute teilweise geändert, obwohl die Teilnahme an FPS-Weltkriegsspielen als Deutscher meistens nur eine Option in den Versionen für mehrere Spieler ist, etwa bei dem enorm erfolgreichen Spiel *Battlefield 1942*. Interessanterweise hat das FPS-Genre anscheinend bei vielen Spielern unter meinen Probanden keinen besonders guten Ruf, denn es gilt als ziemlich banal, reduziert es den Krieg doch auf spektakuläre und im Kern unrealistische Heldentaten eines Einzelnen. Besonders die MOPs spielen lieber Echtzeit-Strategiespiele wie

Close Combat (vgl. dazu Atkins 2003, der sich außer auf *Close Combat* auch auf *Der Soldat James Ryan*, die Fernsehserie *Band of Brothers* und die Spiele der Serie *Medal of Honor* bezieht). In solchen Spielen gilt die Vogelperspektive, und man spielt bei bekannten historischen Feldzügen an der Westfront oder an der Ostfront entweder als Alliierter oder als Deutscher mit. Man hat das Kommando über eine Anzahl von Soldaten und stellt diese taktisch auf dem Schlachtfeld auf, wobei deren individuelle Fähigkeiten, Ausrüstung und Zustand zu beachten sind. Dann kommt die Schlacht, wobei der Feind durch die einprogrammierte künstliche Intelligenz gesteuert wird, und anschließend sieht man das Ergebnis individuell aufgeschlüsselt: Manche Soldaten haben vielleicht tapfere Taten vollbracht, sind gefallen oder wurden verwundet; möglicherweise haben sie einen Nervenzusammenbruch erlitten, ihr Augenlicht oder Gehör verloren und so weiter. Und natürlich kann die vom Spieler gewählte Taktik auch erfolgreich gewesen sein oder nicht. Die *Close-Combat*-Spieler, mit denen ich gesprochen habe, sind ganz begeistert vom Realismus dieses Spiels; ihrer Meinung nach ist der Realismusgehalt wesentlich höher als bei jedem FPS-Spiel. Realismus besteht für meine Probanden hier also nicht aus billigem Nervenkitzel und vollkommener Immersion, die durch visuelle und andere sinnliche Wahrnehmungseffekte bewirkt wird, sondern in der Übereinstimmung mit ihrer Ansicht von einem plausiblen Kampf auf komplexer rationaler Ebene.

Woher haben meine Interviewpartner nun ihre Vorstellung vom realen Kriegsgeschehen? Viele nennen als ihre Quellen Sachbücher und Dokumentarfilme, aber auch fiktionale Filme und Romane. Manche hatten auch persönlichen Kontakt zu realen Teilnehmern am Zweiten Weltkrieg oder an anderen bewaffneten Konflikten. (Manche, doch längst nicht alle, haben auch Militärdienst geleistet, aber diese Tatsache wird meistens nicht eigens erwähnt, weil sie als in diesem Zusammenhang unerheblich gilt.) Unter den Büchern, die häufiger als andere genannt werden, wenn es um Quellen für die Beurteilung und authentische Schilderung von Erlebnissen im Zweiten Weltkrieg geht, befinden sich die in den 1960er und 1970er Jahren populären Romane des dänisch-deutschen Autors Sven Hassel, angeblich Veteran der Waffen-SS, zum Beispiel *Döden på larvfötter* (1960; dt. *Die Galgenvögel*; 1987 verfilmt als *The Misfit Brigade*, auch als *Wheels of Terror*). Ein anderer Roman stammt vom schwedischen Waffen-SS-Freiwilligen Gösta Borg, *Det röda massanfallet* (1951; dt. *Der rote Massenangriff*). Als Sachbuch wird in diesem Kontext häufig Anthony Beevors *Stalingrad* (1998) genannt, als entsprechende Filme finden *Das Boot* und *Talvisota* Erwähnung; als realistisch wird hier häufig auch Sam Peckinpahs *Cross of Iron* (1977; dt. *Steiner – Das eiserne Kreuz*) gelobt. Interessanterweise findet sich unter den angeführten Filmen kein einziger Dokumentarfilm; nicht zuletzt darin zeigt sich die distanzierte und kritische Einstellung meiner Probanden zu dem, was sie »das offizielle Geschichtsbild« nennen. Damit ist ein

weiterer entscheidender Punkt des Diskurses angesprochen: die Idee, dass zu unterscheiden sei zwischen einer offiziellen Wahrheit, vertreten durch Medien und Establishment, die von den Unwissenden unreflektiert weitergetragen wird, und einer echten Wahrheit, die man nur durch eigene Recherche und eine quellenkritische Einstellung herausfinden könne. Diese Idee wird von allen meinen Probanden vertreten. Wichtig ist dabei, dass diese Einstellung unabhängig von politischen Sympathien ist, denn sie wird von Angehörigen der Rechten wie der Linken in diesem Kontext gleichermaßen geteilt.

Computerkriegsspiele und der postmoderne Tod

Das Kriegserlebnis führt anscheinend bei perfekter medialer Vermittlung – und für manche Menschen auch im realen Erleben als Teilnehmer – zu einem vorübergehenden Gefühl der Transzendenz. Doch wie erscheint in diesem Kontext der *Tod*? Wie wird er simuliert? Unter diesem Gesichtspunkt sollen nun zwei erfolgreiche Computerspiele untersucht werden, die ausdrücklich den Ehrgeiz haben, die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs realistisch zu simulieren. Es handelt sich um die schon erwähnten Spiele *Frontline* und *Allied Assault* aus der Serie *Medal of Honor*. Darin werden die eher sinistren Aspekte des Krieges wie Tod und Verstümmelung weitgehend ausgeblendet, so dass nur die »glamourösen« und heroischen Seiten des Krieges übrig bleiben.

Wie alle, die mit digitalen Action-Spielen vertraut sind, wissen, unterscheidet sich die Darstellung des Todes in diesem Kontext deutlich von traditionellen Vorstellungen. Der Tod ist das Ende und ist es auch wiederum nicht: Die Feinde sterben endgültig, aber man selbst ist beim Tod nur vorübergehend abwesend. Je nach Spielperspektive kündigt sich der eigene Tod entweder dadurch an, dass einem plötzlich alles vor den Augen verschwimmt oder der Blick zum Himmel, zur Decke oder in einem ominösen Blickwinkel sonst wohin gelenkt wird, oder aber dadurch, dass sich der eigene Avatar (der grafische Stellvertreter der eigenen Person auf dem Bildschirm) buchstäblich in Rauch auflöst. Man stirbt, aber man feiert umgehend oder nach einiger Zeit (oder schlimmstenfalls, nachdem man die Spielebene neu betreten hat) fröhliche Auferstehung; Spieler nennen diesen Vorgang »*Respawning*« (wörtlich: »sich selbst neu vermehren«). Ein solches Privileg kommt den Feinden normalerweise nicht zugute – wenn sie sterben, sind sie endgültig tot, und ihre Auslöschung wird oft dadurch betont, dass ihre Körper vollkommen von der Bildfläche verschwinden. Möglicherweise bleibt als Einziges eine Blut-

lache zurück.[3] Die Leichen können aber auch auf dem Schauplatz zurückbleiben; das trägt zur Atmosphäre des Spiels bei, aber die Leichen fungieren, ganz praktisch gesehen, auch als Orientierungspunkte für den Spieler: Man weiß dann, dass man an diesem Ort bereits gewesen ist. In Computerspielen über den Zweiten Weltkrieg kommen zwei Arten von Tod vor, die man als postmodern und (in Anlehnung an Michail Bachtins berühmte Studie) als »karnevalesk« bezeichnen kann (vgl. Kingsepp 2003). Mit »karnevalesk« wird auf den körperlichen Aspekt von Tod und Sterben Bezug genommen; zentral ist dabei das Blutige, Blutrünstige und Groteske. Das gilt zum Beispiel für das immer noch beliebte Spiel *Wolfenstein 3 D* (1992) und für die neuere Version *Return to Castle Wolfenstein* (2001), wo die Leichen der Feinde aus den Reihen der Nazis (aber auch die Leichen anderer Kreaturen) dort liegen bleiben, wo sie gefallen sind – ganz oder in Stücken –, was die »Nazi-Atmosphäre« des Spiels noch steigern soll (vgl. Kingsepp 2003a). Zugleich wird das Spiel aber auch zu einer »karnevalesken« Schlächterei. Der postmoderne Tod dagegen lässt sich als einfaches Verschwinden charakterisieren, nicht so sehr als Auslöschung. Diese Todesart findet sich in Reinkultur in den zweidimensionalen digitalen Strategiespielen des klassischen Typs, die eigentlich wie Brettspiele konstruiert sind. Tod und Sterben kommen hier nur in distanzierter Form vor, weil es hauptsächlich um militärische Taktik geht. Der Tod trifft nicht die individuellen Soldaten (und schon gar nicht die Zivilisten), denn es gibt überhaupt keine sichtbaren Individuen; getroffen werden immer ganze Einheiten auf einmal. Gefallene sind im Ergebnis einkalkuliert, sie sind kaum mehr als geschlagene Bauern in einem Schachspiel. Das Sterben ist hier eine sehr saubere und praktische Prozedur: kein Blut, keine Leichen, kein Müll, nur die umgehende massenhafte Beseitigung vom Schlachtfeld.

Während man sagen kann, dass Tod und Sterben zentrale Themen in *Der Soldat James Ryan* (wie auch in Spielbergs und Tom Hanks' erfolgreicher Fernsehserie *Band of Brothers*) sind, wodurch der intime Voyeurismus, die emotionale Wirkung, aber auch die persönliche ethische Reflexion über den Gegenstand in den Vordergrund treten, gilt für die Spiele der *Medal-of-Honor*-Serie etwas völlig Anderes (vgl. Kingsepp 2003). Man zielt, schießt, der Gegenspieler wird getötet – und verschwindet. Manchmal bleibt eine Blutlache, aber ziemlich oft auch kein Indiz des Vorgefallenen zurück – nur der »eingebaute Bürokrat« hält die eigenen Ergebnisse fest, die am Ende der Mission präsentiert werden und von denen es abhängt, ob man gut genug war, um die Ehrenmedaille zu bekommen oder nicht. Darum stellt sich die Frage: Wenn Authentizität bei der Vermarktung von *Medal of Honor* ein zentrales Thema ist und wenn

3 Ich beziehe mich hier nur auf jene Spiele, bei denen alle Bewegungen und Kämpfe auf demselben Schauplatz stattfinden; bei einigen anderen Spielen trifft man mit seinen Feinden nur in einer speziellen «Kampfzone« innerhalb des Spiels zusammen.

Spielberg dem Thema im Film ganz offenkundig nicht ausweicht, warum gibt es in der Spielversion keine sichtbaren Ergebnisse des Tötens? Aus einer bestimmten Sicht ist das Verschwinden der toten Gegenspieler in Computerspielen durchaus verständlich, denn sie fungieren lediglich als Hindernisse, die es zu überwinden gilt; wenn sie beseitigt sind, haben sie keine Bedeutung mehr. Aber ich würde dieser Frage im Zusammenhang der *Medal-of-Honor*-Spiele gern weiter nachgehen, weil hier offen der Anspruch erhoben wird, es handele sich um ein realistisches Nachspielen geschichtlicher Abläufe. Im karnevalesken *Wolfenstein*-Spiel bleiben die Leichen – von Nazis, Hunden, Zombies u.a. – dort liegen, wo sie hingefallen sind, und tragen zur Chaos-Atmosphäre bei. Als ich die Bedeutung der toten Nazis in den Spielen mit einer Reihe von Spielern erörterte, sagten alle, die toten Körper kämen der Aura des Spiels definitiv zugute; sie würden den Triumph über die geschlagenen Nazis noch verstärken. Ich habe auch einige Programmierer gefragt, und sie bestätigten mir, dass das Verschwinden der Leichen in Computerspielen auch und vor allem (was die Spieler ebenfalls schon angedeutet hatten) eine Frage der Byte-Ökonomie sei, überdies eine Frage der Arbeitserleichterung – die Leichen bei allem Nachfolgenden noch im Spiel zu belassen, würde nämlich eine hohe Speicherkapazität erfordern und viel zusätzliche Programmierarbeit bedeuten. Doch ist die Sache, wie nicht allein *The Return to Castle Wolfenstein* zeigt, durchaus möglich. Ich ziehe daraus den Schluss, dass man auch in den Spielen der *Medal-of-Honor*-Serie die Leichen herumliegen lassen könnte, wenn dieser Aspekt den Spielgestaltern wirklich wichtig wäre – schließlich bleiben ja auch Kugellöcher und zerstörte materielle Gegenstände wie Panzer und Häuser im Spiel erhalten.

Unverkennbar haben Gefallene in den Spielen also einen anderen Existenzmodus als die materiellen Zerstörungen. Ein solches Szenario ist uns auch aus der Idee vom Präzisionskrieg vertraut, die in beiden Golfkriegen gegen den Irak vertreten wurde – Menschenleben werden dabei in den Hintergrund gedrängt und die Folgen des Krieges nur im nichtorganischen Bereich gezeigt. In seinem berühmten Essay über den ersten Golfkrieg beschrieb Baudrillard den Krieg als »sauberen« Krieg, der von der Realität abgekoppelt in seiner medial übermittelten Form völlig keimfrei gemacht worden sei (vgl. Baudrillard 1995: 231 ff.). Die Parallele zwischen den Irak-Kriegen und Computerspielen liegt auf der Hand (vgl. Stallabrass 1996: 95 und Crogan 2003: 279 f. zur wechselseitigen Befruchtung von militärischer und privatwirtschaftlicher Spielentwicklung). Im Zentrum steht der Soldat als effizienter heroischer Krieger, der zum Ruhme der Nation und für das Gute und die Gerechtigkeit kämpft, während etwa die Leiden der Zivilisten wie auch Schmerz und Horror der Kriegführung ausgeblendet werden. Der Krieg ist ein Spiel, das Spaß macht! In der *Medal-of-Honor*-Serie zählt allein der individuelle Heroismus: Erfülle deine Mission, töte die Deutschen und sei bereit, als Belohnung für deine herausragenden Leistungen bei der effizienten Tötung

die Medal of Honor des US-Kongresses entgegenzunehmen. Mit den abscheulichen Folgen des Blutbades wirst du dabei nicht ein einziges Mal konfrontiert. Der große Unterschied ist, dass zum Kriegserlebnis in den heutigen Computerspielen das Risiko des eigenen Todes nicht gehört, nicht einmal in der Phantasie, denn man kann ja stets zur Mission zurückkehren – so lange, bis man sie erfolgreich abgeschlossen hat. Folglich fehlt in der vorübergehenden Transzendenz des Kriegserlebnisses, von der weiter oben die Rede war, hier ein fundamentales Element. So verkommt das vorgeblich »authentische Kriegserlebnis« zum simplen Nervenkitzel; es wird banalisiert (vgl. King 2000).

ZUSAMMENFASSUNG

Im ersten Teil des vorliegenden Beitrags wurden Authentizitäts- und Realismus-Konzepte in Bezug auf Kriegsdarstellungen erörtert. Hier stimmen die Vorstellungen der Medienindustrie und die Vorstellungen der von mir interviewten Kriegsenthusiasten teils überein, teils divergieren sie. Gemeinsam ist beiden Seiten vor allem die Auffassung, Realismus beruhe auf der bestmöglichen Verbindung von authentischem Material und emotionalen und/oder psychologischen Auslösern (wobei sich »authentisch« – im strikt historischen Sinn – auf vertraute Dokumentarbilder und Genauigkeit in den historischen Details bezieht). Der Wunsch nach vorübergehender Transzendenz beim Erlebnis einer Gratwanderung zwischen Leben und Tod (vgl. van Creveld 1991) ist bei der Gruppe von Kriegsenthusiasten, mit der ich zu tun hatte, stark ausgeprägt. Meine Probanden suchen dieses Grenzerlebnis vorwiegend in Kriegsromanen, fiktionalen Filmen und bestimmten Arten von Computerspielen. Bevorzugt werden im letztgenannten Bereich allerdings nicht jene Spiele, die die einschlägige Industrie mit dem Argument anpreist, sie böten Spielern das authentischste Erlebnis des Zweiten Weltkriegs, sondern Spiele, die auf Außenstehende zunächst recht abstrakt wirken. Diejenigen unter meinen Probanden, die auch Spiele über den Zweiten Weltkrieg spielen, verbinden dabei ihr Vorwissen mit vertrauten visuellen Bildern und sind auf diese Weise in der Lage, in ihrer Phantasie ein starkes Realitätsgefühl zu erzeugen. Realitätstreue ist für diesen Personenkreis von größter Bedeutung, und was als Realität gilt, basiert hier oft auf eigenen thematischen Recherchen. Dass diese Personen Hollywood-Produktionen als banal verachten, hat hauptsächlich zwei Gründe, die beide ethischer Natur sind: erstens die Ausbeutung und Reduzierung von Kriegsgräueln zu sentimentalen Spektakeln und zweitens die Verzerrung der historischen Wahrheit. Mediendarstellungen des Krieges werden in diesen Kreisen generell sehr kritisch hinterfragt und beurteilt, hauptsächlich unter der Fragestellung, wie sehr diese Darstellungen von Vorurteilen geprägt sind und wie genau sie mit den Fakten umgehen.

Weil keiner der Probanden Tod und Krieg selbst erlebt hat, muss die Realität dieser Bereiche medial vermittelt werden, was im Anschluss an Baudrillard die theoretische Frage der Hyperrealität und Simulation aufwirft. Bei einem Vergleich des Films *Der Soldat James Ryan* mit der Computerspielserie *Medal of Honor* zeigt sich, dass die Darstellung von Tod und Sterben in beiden Medien sehr unterschiedlich ausfällt. Der Film ist weitgehend hyperrealistisch. Leichen und – oftmals unter Qualen und Schmerzen – Sterbende werden in Großaufnahmen gezeigt, auch das intensive Verharren auf der Schwelle zwischen Leben und Tod beim Prozess des Sterbens gehört zu diesem Konzept. Die genannten Spiele sind ebenfalls weitgehend hyperreal, indem sie wirkungsvolle Immersionsstrategien verwenden; trotzdem stehen sie mit ihrer effizienten, mechanischen und geradezu modernistisch prompten Entsorgung des menschlichen Leichenmülls in markantem Kontrast zu *Der Soldat James Ryan* – obgleich hierin auch ein unmissverständliches Zeichen postmodernen Verschwindens zu sehen ist: Verschwinden statt Sterben.

Durch die Medien können wir Tod und Sterben auf »authentische«, aber trotzdem nicht bedrohliche Art und Weise erleben, und weil der Tod als letztgültige Realität anzusehen ist (vgl. Bauman 1992; Heidegger 1927), verwundert es nicht, dass er ein so spannendes Thema abgibt. Natürlich ist die Faszination, die der Tod auf die Menschen ausübt, nichts Neues; neu ist in diesem Kontext vielmehr die erhöhte »Realität« des Erlebens mit Hilfe einer weitgehenden Immersion, etwa in Computerspielen (vgl. Bolter/Grusin 1999; Ryan 2001). Diese Verwandlung des Todes in eine Ware passt gut in die postmoderne Sicht der heutigen Medien und des Medienkonsums. Während Filme wie *Der Soldat James Ryan* und *Band of Brothers* Gelegenheit zum Nachdenken über den Krieg, über ethische Fragen und die Zerbrechlichkeit der menschlichen Existenz bieten, verfolgen die Computerspiele einen genau gegenteiligen Ansatz: Man soll nicht selber denken, sondern Anweisungen befolgen, man soll ein Held sein und alle Feinde töten. Seit (hauptsächlich) Jungen Krieg spielen, ist dieser ganze Komplex natürlich bestens vertraut, so dass man sich fragt, was jetzt neu daran sein soll. Meine These lautet: Das Neue liegt im Konzept der Authentizität, im Streben nach Realismus – wobei zwischen Filmen und Digitalspielen Bedeutungsunterschiede bestehen. Zwar erheben Filme wie Spiele den Anspruch, ein authentisches Erleben des Zweiten Weltkriegs zu bieten, doch bedeutet Authentizität, wie wir gesehen haben, in unterschiedlichen Kontexten durchaus nicht dasselbe.

Kitsch und Banalität, zwei andere wichtige Merkmale der heutigen Gesellschaft, wenn man postmodernen Theorien folgen will, sind, wie gezeigt wurde, auch in Computerspielen niemals fern. Interessant ist überdies, dass offenbar auch das Erbe des Ersten Weltkriegs mit seiner Verherrlichung heroischer Ideale und mit der Suche nach dem erregenden Grenzerlebnis, nach Todesnähe auf dem Schlachtfeld, noch fortwirkt. Doch im Kontext der Computerspiele kann man stets der trium-

phierende Held der Nation sein – denn der eigene Tod als heroisches Opfer ist praktisch ausgeschlossen, weil diese Option in den Spielen niemals wirklich besteht. Der postmoderne Tod in den digitalen Kriegsspielen ist der gerechtfertigte, notwendige und sauber abgewickelte Tod des anderen, nicht der eigene. Auf diese Weise wird einem eine absolut sichere Simulation des Grenzerlebnisses im Krieg angeboten, auch wenn es sich im diskutierten Fall laut Baudrillard gar nicht um eine Simulation handelt, sondern eher um ein Simulakrum, eine Kopie ohne Original, die gleichwohl als Realität ausgegeben wird. Man ist in diesem Zusammenhang versucht zu sagen, dass Baudrillards (1994) eher pessimistisches Wort von der postmodernen (Un)wirklichkeit den Nagel auf den Kopf trifft. Ich würde auch sagen, dass sich am sprichwörtlichen »Boys and their toys« (Jungen und ihr Kriegsspielzeug) kaum etwas geändert hat. Zwar wollen große Teile der Medienindustrie, dass wir immer wieder an die Schrecken des Zweiten Weltkriegs erinnert werden, möglicherweise jedoch vor allem, dass wir ihrem Nervenkitzel erliegen, aber das heißt ja noch nicht wirklich, dass wir etwas daraus lernen können und sollen. Es scheint, als würden die medial vermittelten Schrecken des Krieges heutzutage eher noch unwirklicher werden, obwohl die angebotenen Bilder, oberflächlich betrachtet, immer realistischer werden.

Übersetzung: Henning Thies, Dortmund

LITERATURVERZEICHNIS

Atkins, Barry (2003): »Replaying History: Reading ›Close Combat‹«. In: B. Atkins, More than a Game: The Computer Game as Fictional Form, Manchester, New York: Manchester University Press.

Barthes, Roland (1964): Mythen des Alltags, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Baudrillard, Jean (1994): »The Precession of Simulacra«. In: Simulacra and Simulation, Ann Arbor: University of Michigan Press.

Baudrillard, Jean (1995): »The Gulf War Did Not Take Place«. In: Mark Poster (Hg.), Jean Baudrillard, Selected Writings, Cambridge: Polity.

Bauman, Zygmunt (1992): Mortality, Immortality and Other Life Strategies, Cambridge: Polity.

Beevor, Anthony (1998): Stalingrad, Harmondsworth: Penguin Books.

Bolter, Jay David/Grusin, Richard (1999): Remediation: Understanding New Media, Cambridge/MA & London: MIT Press.

Borg, Gösta (1951): Det röda massanfallet, Stockholm: Fahlcrantz + Gumælius.

Caillois, Roger (2001; 1958): Man, Play and Games, Urbana & Chicago: University of Illinois Press.

Creveld, Martin van (1991): The Transformation of War, New York: Free Press.

Crogan, Patrick (2003): »Gametime: History, Narrative, and Temporality in Combat Flight Simulator 2«. In: Mark J.P. Wolf/Bernard Perron (Hg.), The Videogame Theory Reader, New York & London: Routledge, S. 276-301.

Gustafsson, Lotten (2002): Den förtrollade zonen. Lekar med tid, rum och identitet under Medeltidsveckan på Gotland, Nora: Nya Doxa.

Hassel, Sven (1960): Döden på larvfötter, Stockholm: Tidens Bokklubb.

Heidegger, Martin (1993; 1927): Varat och Tiden (Sein und Zeit), Göteborg: Daidalos.

Huizinga, Johan (2004; 1938): Den lekande människan (Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel). Stockholm: Natur och Kultur.

Jönsson, Mats (2004): »Historia à la Hollywood«. In: Pelle Snickars/Cecilia Trenter (Hg.), Det förflutna som film och vice versa. Om medierade historiebruk, Lund: Studentlitteratur.

King, Geoff (2000): Spectacular Narratives: Hollywood in the Age of the Blockbuster, London & New York: I.B. Tauris.

Kingsepp, Eva (2003): »Apocalypse the Spielberg Way: Representations of Death and Ethics in ›Saving Private Ryan‹, ›Band of Brothers‹ and the Videogame ›Medal of Honor: Frontline‹« (Paper), Level up Digital Games Research Conference, Utrecht University, 4.-6. November 2003.

Kingsepp, Eva (2003a): »World War II Action Videogames as Post-Modern Fantasy«. In: Media Research in Progress: JMK Conference Contributions 2002, Stockholm University: JMK.

Kingsepp, Eva (2005): »Immersive Historicity in World War II Computer Games« (Paper), Den teknologiska texturen: möten mellan humaniora och informationsteknik, HUMLab, Universität Umeå, Schweden, 17/18. Januar 2005.

Mosse, George L. (1990): Fallen Soldiers: Reshaping the Memory of the World Wars, New York & Oxford: Oxford University Press.

Ryan, Marie-Laure (2001): Narrative as Virtual Reality: Immersion and Interactivity in Literature and Electronic Media, Baltimore & London: John Hopkins University Press.

Stallabrass, Julian (1996): »Just Gaming«. In: J. Stallabrass, Gargantua: Manufactured Mass Culture, London & New York: Verso.

VERZEICHNIS DER AUTORINNEN UND AUTOREN

ANDERSEN, ROBIN, Ph.D., Associate Professor of Communication and Media Studies und Director of Peace and Justice Studies an der Fordham University in New York. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Consumer Culture and TV Programming* (Boulder 1995); *Critical Studies in Media Commercialism* (Hg., zus. mit Lance Strate, Oxford 2000). Das Material des vorliegenden Beitrags stammt aus ihrem Buch *A Century of Media, A Century of War* (New York, i. Dr.).

BALLHAUSEN, THOMAS, Mag. phil., Autor, Film- und Literaturwissenschaftler, Lektor an der Universität Wien und Leiter des Studienzentrums im Filmarchiv Austria (Wien). Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Filmgeschichte, Medientheorie, Populärkultur, Literatur- und Buchwissenschaft. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Listenweise. Poetik und Poesie der Liste* (Wien 2004) sowie *Kontext und Prozess. Einführung in die weiterführende Quellenkunde* (Wien 2005).

BERNDT, MICHAEL, Dr. rer. pol. habil., ist Friedensforscher. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Deutsche Außen-, Sicherheits- und Militärpolitik, Europäische (Un-)Sicherheit und Emanzipatorische Theorien Internationaler Beziehungen. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Konflikt, Entwicklung, Frieden. Emanzipatorische Perspektiven in einer zerrissenen Welt. Eine Festschrift für Werner Ruf* (Hg., zus. mit Ingrid El Masry, Kassel 2003); *Sicherheit für Europa vs. Sicherheit vor Europa – Konsens in der Neuen Europäischen Sicherheitsarchitektur als Hindernis für Frieden und Sicherheit in den internationalen Beziehungen.* In: Österreichisches Studienzentrum für Frieden und Konfliktlösung (Hg.), Pax Americana und Pax Europea. Konsens oder Konflikt um eine neue Weltordnungskonzeption? (Münster 2004).

DER DERIAN, JAMES, Dr. phil., Inhaber einer Forschungsprofessur für Internationale Beziehungen am Watson Institute for International Studies

der Brown University in Providence, Rhode Island, wo er die Programme »Global Security« und »Information Technology, War and Peace« leitet (vgl. URL: <http: www.infopeace.org>). Ausgewählte Veröffentlichungen: *Virtuous War: Mapping the Military-Industrial-Media-Entertainment Network* (Boulder 2001). Seine Artikel erscheinen u.a. in der *New York Times*, im *Washington Quarterly*, in *Nation* und *Wired.*

DIRKS, UNA, Dr. phil. habil., Professorin für Angewandte Sprachwissenschaft. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Bildungs-, Kommunikations- und Konfliktforschung in transkulturellen Zusammenhängen. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Persuasive Darstellungsmittel im Star-Wars-Diskurs. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung am Beispiel westlicher Presseorgane* (Marburg 1991); *The de-/construction of war in the international opinion-leading press: The case of Iraq (2003).* In: José Bernardo/Guillermo López/Pelegri Sancho (Hg.), *Critical Discourse Analysis of the Mass Media* (Valencia 2005).

EUSKIRCHEN, MARKUS, Dr. phil., Journalist und Filmemacher. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Militärkritik, Euro-Imperialismus und Geschichtspolitik. Ausgewählte Veröffentlichungen und Projekte: *Militärrituale* (Köln 2005); *»...tapfer zu verteidigen...«. Das Rekrutengelöbnis der Bundeswehr*; *Ritual Kritik Protest (89')*, Dokureportage (2001, zus. mit Carolin Behrmann, Henrik Lebuhn; vgl. URL: <http: www.euse.de>).

FINGERLOS, ASTRID, studierte Politikwissenschaften in Kombination mit Soziologie, Geschlechterforschung und Postcolonial Studies, beendete ihr Studium mit einer Diplomarbeit über das Verhältnis feministischer Kunstpraxis und politischer Öffentlichkeit und schloss einen postgraduellen Lehrgang ›Exhibition and Cultural Communication Management‹ an der Universität für Angewandte Kunst Wien an. Zurzeit ist sie Teilkuratorin der Neueinrichtung »Alltag – eine Gebrauchsanweisung« (Dauerausstellung), Technisches Museum Wien. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Alltagskultur, Körperpolitik, Minoritäre Politik, Staatstheorien, Geschlechterforschung, Science and Technology Studies.

FLOTHOW, DOROTHEA, Dr. phil., studierte Neuere Englische Literatur und Neuere Geschichte in Tübingen und Reading (UK). Als wissenschaftliche Angestellte am Sonderforschungsbereich »Kriegserfahrungen: Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit« (Universität Tübingen) promovierte sie mit einer Dissertation zu Bildern des Krieges in britischen Kinder- und Jugendromanen der Jahre 1870 bis 1939.

GARDNER-MORKERT, MICHELLE, Assistant Professor für Englische Literatur und Erziehungswissenschaften an der Concordia Universität in River Forest (Illinois, USA). Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Fe-

ministische Theorie, Militarisierung und Gender, sexualisierte Gewalt, feministische Pädagogik. Michelle Gardner-Morkert arbeitet derzeit an der Veröffentlichung ihrer Dissertation *Securing the Heartland: The Militarization of American Women's Lives in One Small Town, 1995-2004*.

GEISLER, THOMAS, studierte Produktgestaltung an der Universität für Angewandte Kunst Wien und an der Danmark Designskole in Kopenhagen, sowie Europäische Ethnologie und Kunstgeschichte an der Universität Wien und schloss einen postgraduellen Lehrgang ›Exhibition and Cultural Communication Management‹ an der Universität für Angewandte Kunst Wien an. Derzeit promoviert er im Bereich *Material Culture: Zum Transfer militärischer Dinge in den Alltag* (Arbeitstitel). Zudem ist er freischaffend tätig als Designer, Designtheoretiker und Ausstellungsmacher und lehrt an der FH Joanneum Graz, der Technischen Universität Wien und an der Universität für Angewandte Kunst Wien.

HENNIG, CARSTEN, M.A. Medienwissenschaft, promoviert zum Thema *Rebirth of a Nation − Wandel und Bedeutung von Kriegsdarstellungen im US-amerikanischen Kino seit dem 11.09.2001* (Arbeitstitel) am Institut für Medienforschung der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig. Er arbeitet als selbstständiger Unternehmensberater, Autor und Dozent in Frankfurt am Main, dort lebt er mit seiner Familie. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Battlefield Cinema: Integrating 9/11 into a Collective Past*. In: Peter Rollins/John E. O'Connor/James Knecht (Hg.), Proceedings of the Film and History League Conference entitled »War in Film, Television, and History« Cleveland, OK: Film & History Center (CD-Rom publication, July 2005); *Rebirth of a Nation. Das Kino im amerikanischen Kriegsdiskurs*, Newsletter Arbeitskreis Militärgeschichte (NLAKM) 23 (October 2004).

JANUSCHKE, EUGEN, Diplom-Mathematiker, arbeitete zu semiotischen Aspekten der Quantenphysik und verbindet derzeit Interessen, die er als Geschäftsführer des DFG-VK-Landesverbandes Berlin-Brandenburg vertritt, mit der Ausarbeitung einer Dissertation zu dem im Band vorgestellten Thema.

KINGSEPP, EVA, MA., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität von Stockholm (Dept. of Journalism, Media and Communication). Ausgewählte Veröffentlichungen: *World War II Videogames as Postmodern Fantasy*. In: Media Research in Progress (Stockholm 2003); *Mördarmaskin, moralist eller mittemellan? Om konstruktionen av krigarhjälten i dataspel och populärfilm*, Tidskrift för litteraturvetenskap Nr 2 /2004; *The Good, the Bad and the Ugly. Stereotyping Russia, the Western Way* (zus. mit Merja Ellefson). In: Kristina Riegert (Hg.), News of the Other.

Tracing Identity in Scandinavian Constructions of the Eastern Baltic Sea Region. (Göteborg 2004).

KRENN, GÜNTER, Dr. phil., Filmhistoriker und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Filmarchiv Austria (Wien). Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Filmgeschichte, Kunst, Musik- und Literaturwissenschaft. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Film ist Comics* (zus. mit Paolo Caneppele, Wien 1999); *Helmut Qualtinger – Die Arbeiten für Film und Fernsehen* (Hg., Wien 2003).

LEIDINGER, CHRISTIANE, Dr. rer. pol., coacht freiberuflich Studentinnen und Wissenschaftlerinnen und ist Lehrbeauftragte an FU, HU und TU Berlin. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Politische Frauen/Lesbengeschichte im 19./20. Jahrhundert; Medien/Globalisierung sowie Rüstungsindustrie/Militarisierung. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Die industrielle Verstrickung. Die Verflechtungen zwischen Industrie und Medien sind undurchsichtig*, message. Internationale Fachzeitschrift für Journalismus 2/2005; *Medien – Herrschaft – Globalisierung. Folgenabschätzung zu Medieninhalten im Zuge transnationaler Konzentrationsprozesse* (Münster 2003).

MÖLLER, FRANK, Dr. phil., Research Fellow am Tampere Peace Research Institute (Universität Tampere, Finnland) und Mitherausgeber von *Cooperation and Conflict: Journal of the Nordic International Studies Association*. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Internationale und kulturelle Beziehungen in Nordeuropa sowie visuelle Repräsentation im Kontext von Sicherheitspolitik. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Encountering the North: Cultural Geography, International Relations and Northern Landscapes* (Hg. mit Samu Pehkonen; Aldershot 2003); *Rafting Nilas: Subjectivity, Memory and the Discursive Patterns of the North*. In: Christopher S. Browning (Hg.), Remaking Europe in the Margins: Northern Europe after the Enlargements (Aldershot 2005).

NAWYN, KATHLEEN J., promoviert im Bereich Moderne Europäische Geschichte an der Universität von North Carolina, Chapel Hill, mit einer Arbeit zu Prozessen der Demilitarisierung im amerikanisch besetzten Württemberg-Baden in der Zeit von 1945-1949. Forschungsschwerpunkte: Deutsche und Internationale Geschichte und Kulturgeschichte.

SCHERL, KATJA, hat von 1994 bis 2001 Geschichte, Theaterwissenschaft, Europäische Ethnologie und Volkskunde in München und in Berlin studiert. Zurzeit arbeitet sie als Stipendiatin der Bayerischen Graduiertenförderung an ihrer Dissertation »Das konsumierte Imaginäre. Jugend und Massenkultur zwischen Schundkampf und Poprevolution«. Sie ist außerdem journalistisch tätig. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Wie*

Elvis weiß und männlich wurde. Whiteness im Amerikanisierungsdiskurs. In: Die Farbe Weiß. Werkstatt Geschichte 39/2005; *Flieger sind Sieger! Konstruierte Erlebniswelten in der Populärkultur des Nationalsozialismus* (zus. mit Rolf Felbinger). In: Rainer Gries/Wolfgang Schmale (Hg.), Kultur der Propaganda (Bochum 2005).

SCHRÖDER, ANETTE, Dr. phil., Politikredakteurin der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung. Forschungsschwerpunkte: Weimarer Republik und Nationalsozialismus, Technikgeschichte, Männer-/Geschlechtergeschichte. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Vom Nationalismus zum Nationalsozialismus – Die Studenten der Technischen Hochschule Hannover von 1925 bis 1938* (Hannover 2003); *Männer der Technik im Dienst von Krieg und Nation − Die Studenten der Technischen Hochschule Hannover im Nationalsozialismus*. In: Karen Bayer/Frank Sparing/Wolfgang Woelk (Hg.), Universitäten und Hochschulen im Nationalsozialismus und in der frühen Nachkriegszeit (Stuttgart 2004).

THOMAS, TANJA, Dr. phil., studierte Bildende Kunst und Kunsterziehung, Germanistik, Medienwissenschaft/-praxis an den Universitäten Saarbrücken und Tübingen. Sie ist derzeit Juniorprofessorin für Kommunikationswissenschaft und Medienkultur an der Universität Lüneburg. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Mediensoziologie, Medien- und Alltagskulturen, Cultural Studies, Identität, Rassismus, Nationenkonzepte, Nationalismus und Banale Militarisierung. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Deutsch-Stunden. Zur Konstruktion nationaler Identität in Fernsehtalks* (Frankfurt/Main & New York 2003); *Medienidentitäten. Identität im Kontext von Globalisierung und Medienkultur* (Hg., zus. mit Carsten Winter und Andreas Hepp, Köln 2003), *Medienkultur und soziales Handeln* (Hg., zus. mit Marco Höhn, erscheint 2006).

VIRCHOW, FABIAN, ist Diplomsoziologe, promovierter Politikwissenschaftler und Lehrbeauftragter am Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Militärsoziologie, Internationale Beziehungen, Politische Kultur, soziale/politische Bewegungen, Rechtsextremismus, politische Kommunikation. Aktuelle Veröffentlichung: *Gegen den Zivilismus. Zur Militarisierung der Internationalen Beziehungen und von Militär und Gesellschaft in den außen- und sicherheitspolitischen Konzeptionen der extremen Rechten* (i. Dr.) sowie zahlreiche Buch- und Zeitschriftenbeiträge (u.a. in *Civil Wars*, *Patterns of Prejudice* und *Peace & Change*).

WESSELY, KATHARINA, Mag., derzeit Promovendin an der Universität Wien und IFK-Juniorfellow in Wien und München. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Theatergeschichte und -theorie, Kulturwissenschaft. Aktuelle Veröffentlichungen: *Der Einsatz nationalistischer Rhe-*

torik in den Theaterkrisen der deutschen Theater in der ersten Tschechoslowakischen Republik. In: O Divadle na Morave a ve Slezsku. Mezinárodní konference v Olomouci 20.-22. listopadu 2003 (Olomouc 2004); *Das Brünner Theater als transnationaler Gedächtnisort.* In: Xing. Ein Kulturmagazin. Heft 2/2005 Erinnern & Vergessen.

Die Titel dieser Reihe:

Christoph Jacke
Medien(sub)kultur
Geschichten – Diskurse – Entwürfe
2004, 354 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-275-9

Brigitte Hipfl, Elisabeth Klaus, Uta Scheer (Hg.)
Identitätsräume
Nation, Körper und Geschlecht in den Medien. Eine Topografie
2004, 372 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-194-9

Birgit Richard
Sheroes
Genderspiele im virtuellen Raum
2004, 124 Seiten,
kart., 15,00 €,
ISBN: 3-89942-231-7

Kerstin Goldbeck
Gute Unterhaltung, schlechte Unterhaltung
Die Fernsehkritik und das Populäre
2004, 362 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-233-3

Ruth Mayer, Brigitte Weingart (Hg.)
VIRUS!
Mutationen einer Metapher
2004, 318 Seiten,
kart., 26,00 €,
ISBN: 3-89942-193-0

Ulrich Beck, Natan Sznaider, Rainer Winter (Hg.)
Globales Amerika?
Die kulturellen Folgen der Globalisierung
2003, 344 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-89942-172-8

Jannis Androutsopoulos (Hg.)
HipHop
Globale Kultur – lokale Praktiken
2003, 338 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-114-0

Rainer Winter, Lothar Mikos (Hg.)
Die Fabrikation des Populären
Der John Fiske-Reader
2002, 374 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-933127-65-3

Udo Göttlich, Lothar Mikos, Rainer Winter (Hg.)
Die Werkzeugkiste der Cultural Studies
Perspektiven, Anschlüsse und Interventionen
2002, 348 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 3-933127-66-1